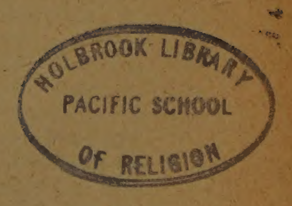
Neue Wege

BLÄTTER FÜR RELIGIÖSE ARBEIT

22

JAHRGANG 1928



Verlag:
Vereinigung „Freunde der Neuen Wege"

Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1928

I. Predigten und religiöse Betrachtungen.

II. Religiöse, ethische und kulturelle Fragen.

III. Politische und soziale Fragen.

IV. Berichte.

V. Rundschau.

VI. Aus der Arbeit.

VII. Gedichte und Sprüche.

VIII. Von Büchern.





Zum Anfang.

Der Pflüger.

Einmal erging sich Gott auf der Erde und traf einen Bauer, der sein Feld pflügte. Er sah eine Weile zu, ohne ihn zu stören. Plötzlich stellte er sich ihm in den Weg, sodass der Pflug mit einem Ruck anhielt. Der Bauer bewegte sich nach vorn, um nach dem Hindernis zu sehen. Da erblickte er jemand, der seinem Pferde den Hals klopfte. Aergerlich forderte er ihn auf, beiseite zu treten, er habe keine Zeit zu verlieren, er müsse zum Vesperläuten fertig sein.

Gott trat zur Seite. Der Bauer pflügte weiter. Dabei überlegte er unaufhörlich, warum jener Unbekannte vor sein Pferd getreten und dann ohne Wort zur Seite gegangen war. Dieser Gedanke bohrte und bohrte, sodass er beim Umwenden an der Feldgrenze nicht acht gab und immer von neuem dieselbe Furche pflügte.

Als es Vesper läutete, spitzte das Pferd die Ohren und stand still. Der Bauer rüstete die Heimkehr, ohne zu bemerken, dass über die Hälfte des Feldes ungepflügt war. Da legte Gott von rückwärts die Hand auf seine Schulter und wies ihm das unvollendete Tagewerk.

Der Bauer drehte sich um. Aber er sah niemand. Er war allein mit dem abgeschirrten Pferde und dem Pfluge.

Zu Hause erzählte er seiner Frau den Vorfall, fand jedoch kein Verständnis für die merkwürdige Angelegenheit. Sie meinte, er habe am Morgen ein allzu grosses Fläschchen Schnaps eingesteckt und wolle ihr einen Bären aufbinden, um seine Faulheit zu entschuldigen.

D. Luschnat.

Was sagen wir den Arbeitern?

I.

Die Frage des Titels ist wirklich als eine solche gemeint, als eine drängende, leidvolle, nie zur Ruhe kommende Frage an alle, die wir irgendwie uns mitschuldig fühlen an der Not der Zeit, und verpflichtet, von unserem Standpunkte aus einzugreifen und zu wirken. Aber wie und in welcher Weise können wir „aktiv“ sein in unserem unmittelbaren Kontakt mit dem Arbeiter, dem eigentlichen Opfer unserer gottfernen Kultur? Was sagen wir ihm, und wie sagen wir es ihm? Was können wir ihm als Wegführer in seinem nur allzu verständlichen Kampfe geben, als Freunde und Liebende, was, das mehr ist als blosses Almosen?

Vielleicht sieht schon die ganze Fragestellung hochmütig aus, als wären „wir“ etwas anderes als die Arbeiter. Aber so sehr wir uns auch mit ihnen verbunden fühlen, so sehr wir eins sind im Menschentume, so wenig dürfen wir doch übersehen, dass ein Mensch, der nicht selber 8 oder 9 Stunden an der Maschine steht, oder Steine klopft, im tiefsten Grunde nicht weiss, wie es um einen Arbeiter beschaffen ist, und dass darum also stets noch eine Kluft zwischen beiden sich befindet. Ich selbst habe sehr viel in Arbeiterkreisen verkehrt und dort auch oft Vorträge gehalten. Aber es kamen Stunden, da ich zu fühlen glaubte, dass ich ihnen Steine statt Brot reichte, dass sie mich erstaunt zu fragen schienen, ob ich denn mit meinen schönen Worten hungrige Mägen satt machen möchte. Einmal sprach ich in einem grossen Elektrizitätswerk über Goethe, aber es war für mich zuletzt beschämend, dass ich nicht rechtzeitig fühlte, wie wenig all das den Arbeiter berühren konnte, was mir so wertvoll schien. Ein ander Mal sprach ich vor angehenden Chauffeuren über die Notwendigkeit einer allgemeineren Fortbildung und zeigte ihnen Wege dazu. Aber sie schienen über meine eindringlichen Worte nur verständnislos zu lächeln. Ich habe jetzt sogar das starke Gefühl, dass auch die wunderbaren Worte, die wir allmonatlich in den „Neuen Wegen“ lesen, nicht eigentlich eine Lektüre für Arbeiter sein können. Mit Recht sagte Prof. Ragaz in Lauterbach: „Das Ziel der religiös-sozialen Bewegung ist nicht in erster Linie die Gewinnung der Arbeiterschaft für das Christentum, sondern die Erneuerung des Christentums, aus der dann das Uebrige von selbst folgen würde.“ („Neue Wege“ 1927, S. 329.) Ja, das ist wahr, aber kann der Arbeiter so lange warten? Er ist jetzt, augenblicklich, in schwerer Not und Bedrängnis. Und was sagen wir ihm da? Wie stehen wir ihm bei, jetzt schon, ehe die Erneuerung vollendet ist?

II.

Es wird vielleicht gut sein, gerade den Lesern, an die meine Frage so dringlich gestellt ist, zunächst die ganze Lage des Arbeiters in ihrer erschrecklichen Wirklichkeit vor Augen zu führen, da ich befürchte, dass sie vielen noch gar nicht klar geworden ist. Man glaubt vielfach zu wissen, was denn eigentlich das Schicksal eines Arbeiters ist, man kennt Romane (wie z. B. Zola) und kennt Berichte, war gelegentlich auch in Elendsvierteln (wie z. B. die tapferen Frauen der Settlementsbewegung, an ihrer Spitze Jane Addams), aber wie wenige sind es, die wirklich etwas vom Leben des Arbeiters zu Hause und in der Fabrik wissen! Ich darf daher vielleicht eigene Erlebnisse kurz erzählen, deren Erinnerung nicht verlöschen will.

Vor längerer Zeit begleitete ich eine Exkursion in die grösste

Wiener Feilenfabrik, in der ich erschütternde Bilder zu sehen bekam. Da war ein Raum, wo alte, unbrauchbar gewordene Feilen abgeschliffen werden sollten, um neuerlich hergerichtet zu werden. Hiezu dienen grosse Schleifsteine von etwa 2 m Durchmesser, viele neben einander. In ungefähr 1½ m Höhe hockt auf einem schmalen Reitsitz ein „Hilfsarbeiter", der von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends bei furchtbarem Lärm Feile um Feile an den Schleifstein zu drücken hat. Der Stein wetzt sich ab und feiner Staub erfüllt so sehr den Raum, dass alles weiss überkrustet ist und die Luft kaum geatmet werden kann. Der Arbeiter hockt da oben, einsam — eine Verständigung mit dem Nächsten ist ausgeschlossen —, in gebückter Stellung, und sieht acht Stunden lang nicht Himmel und Erde, sondern nur einen lärmenden, Funken und Staub gebenden rotierenden Stein. Und wenn er um sechs Uhr abends dann heruntersteigt von seinem Bock, — was kann man dann noch von ihm erwarten? Verständnis für die Fragen einer grösseren Gemeinschaft, Glauben, Lebensfreude, Einsicht? Kann er in seinem Leben einen Sinn suchen? Er, dessen Geist getötet, und dessen Lunge mit Quarzsand erfüllt ist? Ist es verwunderlich, wenn er dann nur noch starke Reize begreift, Alkohol, Weib, Gewalt?

Ich habe mich erkundigt, warum hier nicht bessere Verhältnisse geschaffen werden, Ventilation, Atmungsschutz, Abwechslung, kürzere Arbeitsschichten etc. Das alles würde Geld kosten, wurde geantwortet, und das bewilligt nicht — der Verwaltungsrat der xyz-Bank, welcher das Werk gehört. Vielleicht würde der Generaldirektor etwas tun, aber auch er hat ja keine freie Entscheidung (was übrigens zu bezweifeln ist).

Wir gingen weiter: die Feilen müssen gehärtet werden. Das geschieht in einem Bleibad von ungefähr 1000 Grad. Ein dunkler Raum mit grossen Bottichen voll siedenden Bleis. Dämpfe erfüllen das Gewölbe. Hier stehen viele Arbeiter nebeneinander und tauchen die Feilenstücke ein, um sie dann glührot herauszuziehen, von acht Uhr früh bis sechs Uhr abends, in einer Atmosphäre von Bleidämpfen von 1000 Grad. Die Feilen müssen nun abgekühlt werden und das geschieht in demselben Raum durch ein Dampfstrahlgebläse. Hier arbeiten nur zwei Männer, aber wenn sie zwei Jahre da gestanden haben, dann sind sie taub. Denn der Lärm des Gebläses ist so gross, dass selbst Worte, die man in die Ohren des Nachbars schreit, kaum verstanden werden. Einmal muss also bei solcher Beanspruchung der Hörnerv gelähmt werden, nun, und dann muss eben ein neuer Arbeiter antreten, und das Spiel beginnt von neuem. Alles in dem Raum, wo die Bleidämpfe sind.

Ich fragte wieder, warum da nichts geändert werde, denn die Technik könnte es ja. Es gibt wohl einen staatlichen Gewerbe-

inspektor, erklärte mir jemand, der allerdings infolge Ueberlastung nur alle paar Jahre einmal nachsehen kommt und dann freilich die Misstände sieht. Aber das Werk gehört ja der xyz-Bank, und eben diese benötigt der Staat selber für seine „Transaktionen“, wie man so schön den Diebstahl aus den Taschen der Armen nennt. Und darum wird doch der Staat dieser Bank nicht unangenehm werden durch solche kleinliche Forderungen. Es handelt sich ja nur um Arbeiter.

Und es gibt noch einen dritten Ort voll ebensolcher Gefahren und Qualen. Das ist das Walzwerk der Fabrik, wo die Arbeiter jeden Augenblick in der Gefahr schweben, von einem weissglühenden Walzstück buchstäblich durchbohrt zu werden. Es bedarf hier gewisser Ballett-Kunststücke, um die aufgegebene Arbeit zu erfüllen. In rasender Eile kommt ein weissglühender Eisenstab zwischen den Walzen hervor. Geschickt müssen einige Arbeiter dieses Stück mit Zangen erfassen, um es in eine nächste Walze hineinzuschieben. Misslingt der Griff, dann schiesst voll Todesgefahr die Glut auf den Menschen zu.

So ist dieses eine Werk, das freilich in Fachkreisen wegen dieser Verhältnisse wohl bekannt ist. Und doch ist es nur eine Feilenfabrik, kein Kohlenbergwerk.

Was aber sagen wir den Arbeitern? Dass sie den Sinn der Technik einsehen müssen, und die Notwendigkeit einer Scheidung von Unternehmer und Arbeiter? Dass s i e mit der Liebe anfangen sollen, und der Direktor schon dann nachkommen wird? Dass Liebe auch satt und zufrieden macht und einen Sinn gibt?

Ich möchte vielleicht noch eine andere Seite des industriellen Lebens beleuchten. Da war ein Direktor einer grossen Tuchfabrik, der zwar politisch der konservativen Partei angehörte, doch immerhin einiges Verständnis für die Arbeiter hatte und gut zu ihnen war. Er hatte Leute, die schon 30 Jahre bei der Firma arbeiteten, die naturgemäss nicht mehr so viel leisteten wie junge Arbeiter, aber dennoch, eben infolge ihres längeren Dienstes, höhere Löhne bezogen. Das Werk ging von Jahr zu Jahr schlechter. Es hiess, der Direktor sei zu gut, und er musste gehen. Ein neuer kam und zuerst entliess er das ganze alte Personal. Denn nur an den Löhnen könne man sparen, erklärte man. Die Neuangestellten bekamen niedere Löhne, waren aber jung und daher arbeitsfähig. Auch schaffte er neue Maschinen an, die ein Drittel der Arbeiterschaft entbehrlich machten, — die Leute wurden arbeitslos, aber die Firma „sanierte“ sich, wie man so schön sagt, das Werk wurde rentabel.

Warum erzähle ich das? Weil mir bei diesem Falle so ergreifend klar wurde, dass hier die Anständigkeit (denn Liebe oder Güte wäre doch zu viel gesagt) eines Einzelnen fast nicht mehr helfen

konnte, weil er selber Sklave eines furchtbar dämonischen „Systems“ — Kapitalismus genannt — geworden war. Entweder geht er mit, oder er wird ausgespien. Die Ethik hat hier nichts zu schaffen, die Konkurrenz arbeitet billiger.

Das ist unsere Welt: die Not des Arbeiters, die Sinnlosigkeit seines Frohnens und die Hoffnungslosigkeit auf Hilfe, da nicht Menschen, sondern Systeme, Verwaltungsrat, Konkurrenz und Börse über das Schicksal so vieler Einzelner entscheiden.[1])

Kann das unser letztes Wort sein?

Wie aber soll da andererseits die Stimme des Evangeliums vernehmbar werden, was soll da der Sozialismus der Liebe, was die Hoffnung auf das Reich Gottes? Woher soll dieser Glaube an eine neue Welt denn kommen?

* * *

Ich will hier nur niederschreiben, was mir zu tun oder zu sagen notwendig und möglich scheint, aber ich fühle, dass meine Gedanken nur Versuche sind angesichts einer solchen verzweifelten Lage. Ich wäre dankbar, wenn mir andere bessere Wege zeigen könnten.

III.

Zunächst scheint es mir klärend zu sein für unsere eigene Arbeit, wenn wir uns bewusst werden, dass es eigentlich zwei ganz verschiedene Arten von Sozialismus gibt, ebenso verschieden als die Menschen, welche an ihn glauben. Es gibt einen *proletarisch-ökonomisch-marxistischen* und einen *christlich-religiösen* Sozialismus. Der eine ist die Lebensform der Arbeiterschaft, und in ihn wird man hineingeboren. Denn die tägliche Erfahrung der Not treibt zur Sehnsucht nach Befreiung daraus. Der Marxismus aber hat gezeigt, was für Ansprüche man erheben darf, was für Rechte man geltend machen muss, um aus dieser Not heraus zu gelangen. Er ist wirtschaftlich und lehrt, dass es möglich sei, seine Lebenslage zu verbessern. Für den Arbeiter ist dies eine selbstverständliche und notwendige Einstellung. — Der andere ist (in den meisten Fällen wenigstens) der Sozialismus der Menschen in etwas glücklicheren Lebensverhältnissen, er ist freiwillig, eine Entscheidung, eine ethische und religiöse Angelegenheit. Er lehrt Hingabe, lehrt die Pflichten, lehrt die Opfer. Der erstgenannte Sozialismus erhebt berechtigte Ansprüche auf Menschentum, Geld, Zeit, Würde, Achtung, — und auch auf Macht. Denn es kann nicht geleugnet werden, dass im Menschen ein Sehnen nach Macht und Geltung steckt, das innerhalb gewisser Grenzen berechtigt und verständlich ist. Und wird es innerhalb dieser Grenzen nicht befriedigt, dann

[1]) Und dabei habe ich noch gar nicht von der grossen Armee der Arbeitslosen gesprochen, von ihrer Not, ihren Versuchungen, ihrem Leben.

wird es brutal und furchtbar. All diese Ansprüche haben mit Christentum und Nächstenliebe zunächst nichts zu tun. Auch nichts mit Solidarität, die höchstens zu einer taktischen Notwendigkeit wird. Wir dürfen solche Ansprüche nicht verurteilen, wenn sie erhoben werden, auch dann nicht, wenn wir höhere Forderungen vor Augen haben, und vor allem dürfen wir sie bei unserem eigenen Dienst nicht übersehen. Und dennoch, ein Recht, das betont wird ohne Erwähnung der Pflichten, wird leicht in eine Art moralisches Unrecht verwandelt, da es dann zum blossen Egoismus wird.

Der christliche Sozialismus kann andererseits nicht eigentlich Brot schaffen, wenigstens nicht direkt und nicht sehr schnell. Für ihn ist Sozialismus keine Magenfrage, sondern eine Frage des Gewissens, eine Sache innerer Hingabe mit dem Ziele wahrer Gemeinschaft. Er ist nur ein Weg für Menschen, die den alten Adam, den naturhaften Egoismus, irgendwie überwunden haben. — Der natürliche Mensch lacht darüber, weil er nicht begreifen kann, dass hier Kräfte wirksam sind, die auch schon innerhalb der alten Welt Neues hervorbringen können. Der natürliche Mensch ist skeptisch und glaubt nur an den Eigennutz der Nebenmenschen. Mit diesem Kalkül will auch der Marxismus die neue Welt aufbauen. Der Marxismus ist ebenso eine Lehre des natürlichen Menschen, wie es die „bürgerliche" Volkswirtschaftstheorie ist. Der christliche Sozialismus, der „Sozialismus des Neuen Testamentes" dagegen ist eine Lebensform des gewandelten, neuen Menschen. Allerdings muss zugegeben werden, dass dieser Sozialismus nur allzu häufig die wirtschaftlichen Spannungen übersieht mit all ihrer furchtbaren Tragik, die früher nur angedeutet wurde. Aber ebenso verhängnisvoll ist es, dass der proletarische Sozialismus all die seelischen Spannungen übersieht, unter denen der Arbeiter leidet.

So ist denn der Unterschied zwischen diesen beiden Einstellungen, die beide „Sozialismus" heissen: Recht und Pflicht, besser Gerechtigkeit und Liebe, noch besser „Magenfrage und Sinnfrage". Es ist gut, sich dieses Unterschiedes bewusst zu sein, um zu erkennen, wo man steht, welche Wege man gehen und welche Ziele man erreichen kann. Wir alle, die da um ein geistiges Leben ringen, neigen begreiflicherweise eher dem christlichen Sozialismus zu und wollen lieber heute denn morgen die wahre Gemeinschaft schaffen. Aber wie sollen wir das tun? Und wie vor allem die Kluft überwinden, die uns trennt? Und haben wir eine Möglichkeit, zu hoffen, dass man uns verstehen wird, dort, wo die äussere Not so furchtbar gross ist?

IV.

Ich sehe drei Wege, die uns offen stehen, um unserer inneren

Stimme zu folgen, die uns zum „Werk am Nächsten“ treibt: Den Weg der Tat, den der Predigt, und den der Lehre.

In Wirklichkeit gibt es ja nur einen Weg, nämlich den, den Jesus gegangen ist, und den in unserer Zeit besonders Gandhi wieder wandelt.

Denn alle Predigt und alle Lehre ist nichts, wenn nicht das Leben dessen, der predigt oder lehrt, dem Worte angemessen ist. Man spricht in der bürgerlichen Welt oft von Tat und meint dann: Settlementsbewegung, Volksbildungsbewegung, Jugendhilfe und manches andere. Aber all das, so dankbaren Widerhall es auch bei vielen Arbeitern gefunden hat, konnte doch im Grossen nicht entscheidend wirksam werden, konnte nicht letztlich befreien und erlösen. Denn es blieb, trotz aller Liebe, eine Sache der „Anderen“, die zu Hause in reinen Betten schlafen und ihr zulängliches Mahl haben. Und zudem noch vielfach ein blosses Pflaster auf eine eiternde Wunde, deren Herd nicht angetastet wird. Es ist ein guter Instinkt der Arbeiterpartei, wenn sie z. B. eine Heilsarmee ablehnt, trotz vieler wertvoller Arbeit, die sie leistet. (Vgl. die wunderbare Satyre Bern. Shaw's in „Major Barbara“.) Man hört oft in bürgerlichen Kreisen das Argument, dass es doch nicht das Ziel des Sozialismus ist, dass alle arm seien, sondern vielmehr, dass es allen wohlergehe, und dass es darum nicht notwendig sei, auf sein behagliches Leben zu verzichten. So richtig der erste Tiel ist, so falsch ist die Schlussfolgerung. Denn der Einzelne hat kein Recht, mit dem Ziel auf eigene Faust anzufangen, sofern er überhaupt ein Bewusstsein von Verantwortung hat. Es gibt im Grunde eben nur eine erlösende Tat: das Opfer, die wahre Hingabe. Wer das vermag, der hat die Herzen gewonnen, selbst das eines armen Feilenschleifers auf dem Reitbock. Man sollte diese Tatsache nicht durch falsche Theorien verschleiern, weil man persönlich schwach ist, und sollte sich auch stets seiner Unzulänglichkeit bewusst sein, gerade dann, wenn man irgend ein Werk der Liebe unternimmt.[1])

Wem nun dieser erste Weg aus leiblicher Schwäche verwehrt ist, dem stehen für sein Wirken noch zwei andere Wege offen: Predigt und Lehre. Ihr Unterschied liegt darin, dass die Predigt sich an den Glauben wendet, die Lehre aber an den Verstand (oder richtiger: an eine mehr rational erscheinende Form von Glauben). Gegenstand des Glaubens, also der Predigt, ist letzten Endes immer die Frage nach dem Sinn des Lebens. „Der Glaube ist die Er-

---

[1]) Ich verweise hier noch auf eine kürzlich erschienene ergreifende Legende, die die Sehnsucht unserer Zeit nach wahrer Hingabe widerspiegelt: Franz Herwigs Sankt Sebastian von Wedding (stammt aus katholischem Kreise). Leider ist es nur eine Legende, eine Wunschdichtung, und keine Wirklichkeit.

kenntnis des Sinnes des Lebens, kraft welcher der Mensch sich nicht vernichtet, sondern lebt." (Tolstoi: Meine Beichte, Kap. IX.) Wer diesen Sinn erkannt hat, lebt nicht nur im biologischen Sinne, er kennt auch das eigentliche „Leben", er kennt das Heil. Auf diesen Sinn, der im Grunde unaussprechlich ist, kann man nur hinweisen, wenn man etwa die Worte Liebe oder Gemeinschaft nennt. Es scheint uns, als wäre ohne solchen Sinn ein Leben überhaupt unerträglich. Und wir pflichten im Stillen Tolstois grossem Zeitgenossen Dostojewski bei, wenn er seinen Iwan Karamasoff sprechen lässt: „Das Geheimnis des menschlichen Lebens liegt nicht im blossen Leben, sondern im Sinn des Lebens. Ohne eine feste Vorstellung zu haben, wozu der Mensch lebt (— auch der Feilenschleifer auf dem Reitbock —), wird der Mensch nie einwilligen zu leben, und er wird sich eher vernichten, als dass er auf Erden leben bliebe, selbst wenn um ihn Brot in Fülle wäre."

Ist das aber auch richtig? Hat einer von uns schon jenen „wirklichen" Hunger gelitten, jenen hoffnungslosen, verzweifelten Hunger, der zum Diebstahl, zum Verbrechen treiben kann? Ich weiss es nicht, wie jemand empfindet, der nach Brot schreit und dessen Leben lichtlos ist. Ich weiss zwar, dass Dostojewski wahr gesprochen hat, auch für jenen, der so elend daran ist, und doch glaube ich nicht, dass eine Predigt vom Sinn des Lebens, der sich ja natürlich vor allem in der Liebe offenbart, in solcher Lage am Platze ist. Zwar gibt es viele Arbeiter, die tiefe Sehnsucht nach solchen Worten haben, und doch werden diese Worte in den meisten Fällen verhallen.

Man könnte freilich entgegnen: schafft denn nun wirklich der Volksredner und die Arbeiterpresse mit ihrem Lärm und ihren grossen Worten Brot? Oder ist das nicht vielmehr nur eine Ablenkung? Es ist aber eine Paradoxie des Lebens, dass Hass- und Rachegefühle vorerst eine Art Befriedigung zu bieten scheinen. Eine geballte Faust tröstet für eine kurze Weile über einen leeren Magen. Bis der Mensch entdeckt, dass solcher Kampf weder einen Sinn gibt, noch satt macht. Der Gewaltkampf täuscht nur etwas vor und macht lang unterdrückte vitale, ja tierische Triebe rege. In Wirklichkeit führt er immer weiter ab vom Heil und macht eine Rückkehr immer schwieriger.

Zur Predigt vom göttlichen Sinn der Liebe gehört ferner notwendig auch der Hinweis, dass demjenigen, der in dieser Welt einen solchen Weg sucht, unvermeidlich das Leid begegnen muss (vgl. Gandhis schöne Rede vom „Gesetz des Leidens"). Liebe, Opfer, Hingabe und Leiden gehören zusammen. Aber welch seltsame Missverständnisse tauchen da auf, welch ein Protest von seiten der Arbeiter, die doch andererseits sehr wohl wissen, dass auch ihr

Gewaltkampf unerhörte Opfer kostet. Ich sehe noch die Arbeiterfrau vor mir, die mir entgegenrief: „Der Pfarrer in der Kirche sagt dasselbe, und wir wissen schon, was wir davon zu halten haben. Wenn wir hungern und frieren in unserem Elend, dann heisst es: ihr müsst eben leiden und dulden, so wie es unser Heiland musste.“ In der Tat, da wurde eine letzte und tiefste Wahrheit des geistigen Lebens von Priestern aller Kirchen nur allzu sehr missbraucht für eine Beschönigung arger Dinge, und es hat darum einen guten Sinn, wenn die Arbeiter die Flamme der Empörung nicht verlöschen lassen wollen. Es ist eben nur ein schmaler Grat, eine Schneide, auf der der Weg führt zwischen Nachgeben und blutigem Kampfe. Und wir müssen es uns stets vor Augen halten, dass unsere Worte immer neu und lebendig sein müssen, wenn sie wahr sein sollen.[1]) Dr. Robert Friedmann.

(Zweiter Teil folgt.)

Die Kraft in der Schwachheit.

Und der Herr sprach zu mir: „Lass dir an meiner Gnade genügen, denn meine Kraft vollendet sich in Schwachheit.“ 2. Kor. 12, 9.

Was uns oft schwer zu schaffen macht, ganz besonders beim Beginn neuer Arbeiten und neuer Zeitabschnitte, ist das Bewusstsein von unserer Schwachheit. Es mag Schwachheit des Körpers oder der Seele sein, Schwachheit der Nerven, Schwachheit des Gefühls, Schwachheit des Denkens, Schwachheit des Wollens; es mag auch Schwachheit unserer ganzen Lage sein, Schwachheit der Mittel, die uns für unser vielleicht starkes Wollen zur Verfügung stehen. Wie sollen wir damit auskommen? Wie sollen wir damit in unserem Kampfe siegen? Schwer bedrückt uns das Gefühl dieses Sachverhaltes beim Blick auf die Mannigfaltigkeit und verhältnismässige Grösse der Aufgaben, die unser warten. Wir sollten stark sein, sollten viel, viel Kraft haben und sind statt dessen schwach, so schwach — wie soll alles gehen? Was aber in dieser Form ein

[1]) Max Weber erzählt in seiner berühmten Studie: „Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus“ von der ungewöhnlichen Arbeitswilligkeit pietistischer Arbeiterinnen. Denn sie arbeiten ja nicht um des Geldes willen, sondern um ihres Heiles willen, das Bewährung in der Arbeit fordert. Aber wie wurde und wie wird diese Willigkeit schändlich ausgebeutet! Sie sind die am schlechtesten gestellten Arbeiter im ganzen Deutschen Reiche. Diesen Geist also wollen wir gewiss nicht grossziehen, und können ihn nicht anerkennen. Er aber ist es gerade, den die Arbeiter beim Worte „Religion“ mit Recht so sehr fürchten.

dauernder Zustand ist, wird in einzelnen Fällen eine akute und zugleich rätselhafte Erfahrung. Gerade in Lagen, wo wir besonders stark sein sollten, können wir uns von der Kraft ganz verlassen fühlen, von einer Kraft, die wir vielleicht vorher hatten und die wir jetzt dringender nötig hätten als je; an geistigen Schlachttagen, wo Entscheidungen fallen, können Leib oder Seele oder beide ganz rätselhaft versagen. Wer hätte solches nicht erlebt? Was sollen wir davon halten? Sind wir denn von Gott verlassen, gerade wenn wir seine Hilfe am meisten brauchten? Lässt er uns am meisten im Stiche, wenn wir am meisten sein Werk tun wollen? Ein solches Erlebnis kann einem Menschen zu einer rechten Anfechtung werden. Vor allem aber machen wir diese drückende Erfahrung der Schwachheit mit unserem *sittlichen* Wollen. Wie sollten wir in unserem Ringen nach sittlichem Vorwärtskommen stark sein, und wie elend schwach erweisen wir uns immer wieder. Können wir da noch Vorsätze fassen? Es macht sie doch schon der erste Tag, wenn nicht schon die erste Stunde zunichte. Welch eine Not ist die Schwachheit, wie herrlich wäre die Kraft!

In dieser Lage stossen wir auf die wunderbare Erfahrung des Paulus, dass gerade Schwachheit Kraft sein könne. Er hat diese Erfahrung auf ganz besonders bedeutsame Weise gemacht. Als wandernder Apostel hätte er, möchte man denken und dachte er offenbar selbst, einen besonders kräftigen und zähen Körper, überhaupt eine gewisse Normalität der leiblichen und seelischen Verfassung nötig gehabt. Aber nun schleppt er sich mit einem ganz bösen Leiden, dessen Natur bis auf diesen Tag dunkel geblieben ist. Er nennt es bekanntlich einen „Pfahl im Fleisch“, einen „Satansengel“, der ihn „mit Fäusten schlage“. Jedenfalls muss es sich um eine ganz arge Hemmung gehandelt haben, um ein Uebel, das seine ganze apostolische Berufung in Frage zu stellen schien. Nichts natürlicher, als dass er zum Herrn seines Lebens schrie, und zwar „dreimal“, d. h. in immer wiederholtem Gebetskampf, dass er ihn doch von dieser so unverständlichen Last befreien und ihm die Kraft geben möge, die er für seinen Dienst so sehr brauche. Er wurde nicht erhört, und das mag eine harte Anfechtung gewesen sein. Er musste seine Not weiter schleppen. Aber dann kam beim „dritten“ Mal die Antwort und Lösung: „Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft vollendet sich in der Schwachheit“ („ist in der Schwachheit mächtig“, wie Luther übersetzt). „Darum,“ fährt er fort, „will ich mich am liebsten meiner Schwachheiten rühmen, auf dass die Kraft Christi über mich komme. Darum bin ich getrost in Schwachheiten, in Misshandlungen, in Nöten, in Verfolgungen und Bedrängnissen um Christi willen; denn wenn ich schwach bin, dann bin ich stark.“

Wunderbare Kunde: Kraft ist oft Schwachheit und Schwachheit Kraft — ja die grösste Kraft offenbart sich gerade in Schwachheit.

Unsere Kraft kann Schwachheit sein. Denn sie kann Gott im Wege stehen. Wir verlassen uns dann leicht auf diese Kraft. Diese Kraft strahlt jedenfalls in einem menschlichen Glanz, der nicht von Gott zeugt, der nicht für Gott wirbt. Darum gerade wenn unsere Kraft versagt und dieser Menschenglanz erlischt, kann eine andere Kraft zu wirken beginnen und ein anderer Glanz hervorbrechen: die Kraft Gottes, der Glanz, der wirklich von ihm zeugt und zu ihm führt. Je weniger wir tun, desto mehr kann Gott tun. Darum sind es selten unsere scheinbar gelungenen, aus dem Vollgefühl der Kraft geborenen Reden und Taten, die sich als am meisten gesegnet erweisen, sondern viel öfters die aus Not und Kampf erwachsenen, für uns mit dem Zeichen der Schwachheit und des Misslingens versehenen. Es ist, als ob die Engel, die zur Seite stehen, solange wir in unserer Stärke glänzen, sich sofort herbeimachten, wenn wir in Demut, im Gefühl der Unzulänglichkeit unser Werk tun, meinend, es müsse alles misslingen, es sei alles gefehlt. Darum fangen auch Dinge, die wirklich gross werden und lange leben sollen, gar nicht stark und glänzend an, sondern sehr bescheiden, in viel Schwachheit, Verkennung, Not, Verfolgung und Bedrängnis. Was sofort imposant und schimmernd dasteht, mit viel Mitteln und Kräften, trägt den Keim raschen Verwelkens in sich; dieser Anfangsfehler kann nur geheilt werden, wenn nachher doch das Leiden dazu kommt. Darum zieht ein Pestalozzi so unwiderstehlich an und reizt immer wieder zur Nachfolge, er mit seiner ewigen Not und seinem ewigen Misserfolg. Darum ist Grundvigs grossartige Volkshochschule misslungen, während Kirsten Kolds in einer Bauernhütte begründetes Werk gross wurde. Darum war Wichern unendlich gesegnet, solange er im „Rauhen Hause" mit seinen armen Knaben und Mädchen schwach, in täglicher Not, Verkennung, Verfolgung und Bedrängnis lebte, während dieser Segen nicht mehr so über ihm waltete, als er in den Schlössern des Adels und in den Amtsstuben von Staat und Kirche sein Wesen hatte. Das ist das Gesetz der Schwachheit in der Kraft und der Kraft in der Schwachheit. Aus Armut wird Reichtum, aus Tod Leben. Als die stärkste Kraft der Welt erweist sich das Kreuz.

Von hier aus löst sich auch das Rätsel, das uns die Erfahrung der Schwachheit im allgemeinen und in jenen besonderen Fällen aufgibt. Es hat sich für Paulus gelöst. Paulus, der durch dieses Uebel Geschlagene, war ja in anderer Beziehung ein hochbegnadeter Mensch vor Unzähligen. Nicht nur war er zum Apostel berufen, er hatte auch „Gesichte" und „Offenbarungen", die ihn bis

zum „dritten Himmel“ erhoben und deren Natur wir wieder bloss ahnen können. Es hätte nun sogar für ihn die Gefahr bestanden, „dass er sich des Ueberschwangs der Offenbarungen überhebe“, und darum bekam er den Pfahl ins Fleisch und schlug ihn der Satansengel mit Fäusten. Das war notwendig, gerade für seinen Dienst an Christi Sache. Auch der Satansengel tat das Werk Gottes, der Pfahl im Fleisch wurde seine stärkste Stütze und die Schwachheit verwandelte sich in verdreifachte Kraft.

So ist es: unsere Schwachheit hält uns bei Gott fest, treibt uns immer wieder zu ihm, während unsere Kraft uns von ihm zu entfernen droht. Der „Starke“ gelangt nicht zu den letzten, mächtigsten Quellen der Kraft, und wie rasch kann seine Stärke zusammenbrechen; aber wer sich schwach weiss, der sucht jene Kraft, die stärker ist als alle Schwachheit und die noch da ist, wenn alle eigene Kraft zerbrach, die unendliche Kraft. Darum leisten tatsächlich die schwachen Menschen viel mehr als die starken. Einem Paulus entspricht ein Calvin, der als ein stets halb invalider Mann eines der gewaltigsten und fruchtbarsten Lebenswerke getan hat, die wir kennen, und tausend Zeugen der Kraft in der Schwachheit reihen sich an beide. Darum sei die Schwachheit gesegnet, gesegnet auch diese Not, die Mutter des wahrhaft Grossen. Darum wollen wir uns nicht erschrecken lassen, weder durch unsere allgemeine Schwachheitslage, durch Versagen des Leibes und der Seele, durch Mangel an Menschen, Mitteln, Verbindungen, Einflüssen, durch Bedrängnis und Verfolgungen im Dienste Gottes; wir wollen uns vielmehr ihrer „rühmen“, wie Paulus, denn sie sind Zeichen, dass unsere Sache nicht ferne ist von Gott, dass sie auf gutem Wege ist, während glänzender Erfolg und allzu leichtes Gelingen uns füglich erschrecken müssten. Wir wollen frohlocken über das Wunder, dass das Schwache mächtiger ist als das Starke, das Kleine siegreicher als das Grosse, dass aus Not Segen, aus Bedrängnis Weite, aus Misshandlung Ehre und aus Verfolgung Ausbreitung quillt. Und wenn jene Lage wiederkehrt, wo wir uns arm fühlen, da wir reich sein sollten, matt, da wir rüstig sein sollten, tot, da wir lebendig sein sollten, dunkel, da wir hell sein sollten, kalt, da wir warm sein sollten, dann wollen wir erst recht nicht verzagen und uns anfechten lassen, sondern sagen: „Nun, da ich selbst nichts bin, kann, will, muss Gott statt meiner und durch mich wirken. Nun will ich nur das Eine tun: mich und meine Sache ganz und gar ihm übergeben, ganz und gar ihn wirken lassen, ganz und gar seine Sache meine Sache sein lassen, ihm in Schwachheit, Dunkelheit, Armut, Mattigkeit, Kälte und Tod doch den Willen, den leeren, ganz zur Verfügung stellen.“ Wenn wir das tun, dann können wir immer wieder zu unserem Staunen erleben, wie Gott mäch-

tig war, als wir schwach waren. Unsere Schwachheit ist unsere höchste Kraft, denn sie bindet uns an Gott.

Sollte das nicht auch das offene Geheimnis sein, auf das es bei unserem s i t t l i c h e n Ringen ankäme? Wir fühlen uns unseren Fehlern, Leidenschaften, Versuchungen gegenüber so ohnmächtig, kennen bei unseren Vorsätzen die Schwachheit, die nie das Wollen zum Vollbringen gelangen lässt. Aber sollte dieses Elend, welches das tiefste von allem ist, nicht gerade daher stammen, dass wir stark sein möchten statt schwach? Wir möchten es durch die Kraft machen, durch u n s e r e Kraft. Unser starker Wille möchte Sieger über unsere Fehler, Leidenschaften, Versuchungen werden; er möchte glorreich auf der eroberten Schanze stehen und die Fahne des Triumphes schwingen. Aber wie, wenn gerade diese Kraft, oder sagen wir lieber: dieses Kräftigseinwollen unsere Schwachheit wäre, und zwar wieder darum, weil es G o t t e s Wirken im Wege stünde? Wie, wenn diese falsche Kraft zerbrechen müsste, diese Kraft, die doch „Fleisch" ist, die aus dem Endlichen stammt, damit jene andere Kraft zur Geltung kommen könnte, die „Geist" ist und aus der Unendlichkeit strömt? Ob wir nicht diese falsche Kraft wegwerfen müssten, uns erkennen müssten in unserer ganzen Schwachheit und Armut, damit die Kraft Christi über uns komme? Ja, ich glaube, dass dies der Weg ist, auf dem Sieg auf Sieg über uns kommen kann, und wir auch in allen Schwachheiten, Misshandlungen, Nöten, Verfolgungen und Bedrängnissen des sittlichen Kampfes getrost sein dürfen, weil wir uns in der Hand dessen wissen, der stark ist und der treu ist.

Und das ist die Krönung dieses Wunders von der Kraft in der Schwachheit: dass wir, wenn wir „dreimal" mit Gott ringen, er möge uns von unserem sittlichen Elend erlösen, seine Stimme hören: „L a s s d i r a n m e i n e r G n a d e g e n ü g e n; denn meine Kraft ist in Schwachheit mächtig." L. R a g a z.

Aussprache

I. Das deutsche Volk und der Weltfrieden.

1. Vorbemerkung des Redaktors.

Die Frage, wie sich das deutsche Volk in seinen verschiedenen Schichten und Kreisen heute zu Krieg und Frieden stelle, will nicht zur Ruhe kommen und soll es vielleicht auch nicht. Wir bringen heute über sie eine weitere, aus Oesterreich stammende Aeusserung, und es ist wohl nicht die letzte. Ich möchte mir erlauben, der weiteren Aussprache einige Bemerkungen vorauszuschicken.

Zunächst sei noch einmal auf die Wichtigkeit des Problems hingewiesen. Von der Antwort auf die Frage, wie es mit dem deutschen Volke in bezug auf Krieg und Frieden bestellt sei, hängt das Schicksal Europas sehr stark ab. Wenn man Deutschland in dieser Beziehung trauen darf, dann ist, soweit überhaupt politische Faktoren in Betracht kommen, eine Befriedung Europas möglich, wenn nicht, dann — nun, dann muss eben alle mögliche Anstrengung darauf gerichtet werden, dass dieses Hindernis verschwinde, dass es mit dem deutschen Volke in dieser Beziehung anders werde.

Was die psychologische Tatsächlichkeit betrifft, so scheint das Problem sich mir nun so zu stellen: Da ist zunächst die These Försters, dass das militaristische und nationalistische Deutschland noch lebe, und zwar sehr kräftig lebe und infolge der ererbten Schwäche des „andern" Deutschland (dessen Existenz Förster nicht leugnet und das auch er für die deutsche Mehrheit hält) durchaus herrsche und denjenigen Faktor bilde, mit dem die Welt vorläufig allein sicher rechnen dürfe. Man wird wohl überall da, wo man in dieser Sache überhaupt unbefangen zu urteilen imstande ist, Förster zugeben, dass jenes von ihm so leidenschaftllich bekämpfte Deutschland existiert und grosse Macht hat. Die Frage kann bloss sein, ob das „andere" Deutschland schon jetzt oder vielleicht doch in Bälde stark und willig genug sein werde, seine Pläne zu durchkreuzen. Das ists, was Förster leugnet, und Herr G. G. (vergl. Nr. 10) gibt ihm darin auf Grund seiner Eindrücke recht. Anderer Meinung ist Pfarrer Fuchs. Ohne die von Förster oder G. G. angeführten Tatsachen zu bestreiten, behauptet er doch mit Entschiedenheit, dass der deutsche Arbeiter heute einem Kriege verzweifelten Widerstand entgegensetzen würde. Ihm tritt Dr. R. F. entgegen, der zwar kein Reichsdeutscher, aber ein wohl orientierter Mann ist, und stellt sich auf Försters Seite.

Wer hat nun recht? Wie soll dies überhaupt ausgemacht werden können? Wenn man es aber nicht ausmachen kann, bleibt dann nicht die Aussicht auf Frieden und Abrüstung dauernd eine unsichere Sache?

Ich möchte darauf zweierlei erwidern:

Es muss einmal in dieser Sache so viel Sicherheit werden, als der Natur der Dinge nach überhaupt möglich ist. Darum muss bei der deutschen Arbeiterschaft, im besondern bei der Sozialdemokratie, eingesetzt werden. Sie trägt die Entscheidung in der Hand. Gegen die deutsche Arbeiterschaft (und zwar speziell die sozialdemokratische, die kommunistische zählt hier nicht mit) kann in Deutschland kein Krieg gemacht werden. Darum muss hier einmal Klarheit werden, und zwar wenn möglich Klarheit im Sinne einer Entscheidung gegen den Krieg. Diese Entscheidung herbeizuführen, soweit dies überhaupt möglich ist, muss eine ganz dringliche Aufgabe einmal der sozialistischen Internationale und sodann noch viel mehr derjenigen unter den deutschen Sozialisten sein, die ihre Wichtigkeit begriffen haben. Ich möchte nachdrücklich auf diese Aufgabe hinweisen; vielleicht liest jemand diese Zeilen, der etwas in dieser Sache tun kann.[1]) Sodann: So wichtig die Feststellung der psychologischen Tatsächlichkeit ist, kann diese doch nicht das letzte Wort bedeuten. Es muss noch eine andere Macht kommen und ihr Gewicht in die Wag-

---

[1]) Welche Gefahren einer ungefestigten Arbeiterschaft und Sozialdemokratie drohen, zeigt das folgende Dokument, das man mir zu dem Zwecke zugestellt hat, mich und Andere vor irgend einem falschen Vertrauen auf die deutsche Linke (die ja jetzt vielleicht wieder für eine Weile obenauf kommen mag) zu warnen. Man muss es in der Tat wohl überlegen, um dann, wenn man dennoch vertraut, es nicht in Blindheit zu tun. Ein Kommentar

schale legen. Diese Macht ist der *Glaube*. Ein *sehender* Glaube, der doch nicht *bloss* sehen will. Wir wollen die Augen wachsam offen halten, aber wir können nicht darum herum, an das deutsche Volk zu *glauben* — so wie man überhaupt an Völker und Einzelne glauben kann!

2. 19. Dezember 1927.

Sehr geehrter Herr Professor!

Erlauben Sie mir, dass ich einige Worte zu dem Votum von Pfarrer Emil Fuchs im Novemberheft der „Neuen Wege“ über das Thema: „Das deutsche Volk und der Friede“ ausspreche, weil der in dem Artikel durchscheinende Optimismus: „Wir brauchen eine Kriegsgefahr nicht zu fürchten, weil das deutsche Volk friedlich gesinnt ist“ mir nur allzu gefährlich erscheint, und eine Einschläferung, statt gespannteste Wachsamkeit bewirken könnte. Pfarrer Fuchs meint, die eigentlichen Lärmmacher und Kriegsfanatiker hätten *keine Möglichkeit* der Durchsetzung ihrer Absichten, weil der Arbeiter grundsätzlich pazifistisch gesinnt sei. Es wird auf die Zwickauer Abstimmung verwiesen, die doch einen einmütigen Willen zum Frieden im Proletariat bekundet habe. Die herrschente Schicht bringe sich

---

ist unnötig. Man vergleiche bloss diese Haltung vom 25. Juli mit der vom 4. August 1914 bis 9. November 1918 — und darüber hinaus!

„Extra-Ausgabe des „Vorwärts“, Sonnabend, den 25. Juli 1914.

Aufruf!

Noch dampfen die Aecker auf dem Balkan von dem Blute der nach Tausenden Hingemordeten, noch rauchen die Trümmer verheerter Städte, verwüsteter Dörfer, noch irren hungernd arbeitslose Männer, verwitwete Frauen und verwaiste Kinder durchs Land, und schon wieder schickt sich die vom österreichischen Imperialismus entfesselte Kriegsfurie an, Tod und Verderben über ganz Europa zu bringen.

Verurteilen wir auch das Treiben der gross-serbischen Nationalisten, so fordert doch die *frivole Kriegsprovokation der österreichisch-ungarischen Regierung* den schärfsten Protest heraus. Sind doch die Forderungen dieser Regierung so *brutal*, wie sie in der Weltgeschichte noch *nie* an einen selbständigen Staat gestellt sind, und können sie doch nur darauf berechnet sein, den Krieg geradezu zu provozieren.

Das klassenbewusste Proletariat Deutschlands erhebt im Namen der Menschlichkeit und der Kultur flammenden Protest gegen dies verbrecherische Treiben der Kriegshetzer. Es fordert gebieterisch von der deutschen Regierung, dass sie ihren Einfluss auf die österreichische Regierung zur Aufrechterhaltung des Friedens ausübe, und falls der schändliche Krieg nicht zu verhindern sein sollte, sich jeder kriegerischen Einmischung enthalte.

Kein Tropfen Blut eines deutschen Soldaten darf dem Machtkitzel der österreichischen Gewalthaber, den imperialistischen Profitinteressen geopfert werden. Parteigenossen, wir fordern Euch auf, sofort in *Massenversammlungen* **den unerschütterlichen Friedenswillen des klassenbewussten Proletariats** zum Ausdruck zu bringen. Eine ernste Stunde ist gekommen, ernster als irgend eine der letzten Jahrzehnte. Gefahr ist im Verzuge! *Der Weltkrieg droht!!* Die herrschenden Klassen, die Euch im Frieden knebeln, verachten, ausnutzen, wollen Euch als Kanonenfutter missbrauchen. Ueberall muss den Gewalthabern in die Ohren klingen:

Wir wollen keinen Krieg! Nieder mit dem Krieg! Hoch die internationale Völkerverbrüderung!

Berlin, den 25. Juli 1914. Der Parteivorstand.“

(Die Sperrungen stehen im Original.)

allmählich selbst um ihre Führerstellung (?), und die gegenwärtige Machtstellung der Nationalisten sei nur möglich geworden durch die überraschende Assistenz des Zentrums, das eben durch Zugeständnisse eines gewissen Einflusses auf die Schule gekauft worden sei.

Schon das allein sollte übrigens stutzig machen und mahnen, gar nichts für unmöglich zu halten.

Aber vor allem: ist es denn wahr, dass der deutsche Arbeiter so unbedingt friedlich ist? O ja, wenn man ihn sozusagen im „kalten", nicht leidenschaftlich-erregten Zustand befrägt, dann ist er es gewiss, denn er hat ja andere Sorgen als die Kapitalisten hüben und drüben. (Die Frontkämpfer etc. sind nie in „kaltem" Zustand.) Wie leicht es aber ist, die grosse Masse in einen Zustand des Taumels zu versetzen, wie wenig überhaupt die Masse wirklich zu entscheidenden Verhaltungen geeignet ist, das sollte uns doch wohl neben dem 4. August 1914 die Geschichte des Ruhrkrieges lehren. Damals war der Arbeiter gewiss schon gewitzigt, und doch: wie leicht ging er gemeinsam mit dem ganzen deutschen Volke auf den Leim! Wissen wir doch aus den Publikationen der „Menschheit" (Förster), dass der Ruhrkrieg „gemacht" wurde, um die Franzosen unschädlich zu machen und das Geschäft auszunützen (Stinnes, Cuno). Aber der Arbeiter glaubte wieder den Phrasen, und bezahlte seine Gutgläubigkeit mit dem Verlust des Achtstundentages.

Und wer kennt nicht die geschickte Regie der Hugenbergpresse, die eigentlich Deutschland geistig vollständig beherrscht? Und diese Presse ist eben in den Händen der herrschenden Kaste.

Aber der Kapp- und der Hitlerputsch? wird man einwerfen. Sie wurden doch sofort erstickt![1]) Allerdings, aber nur darum, weil ihnen die zündenden Schlagworte fehlten, weil es sich um Abenteurer handelte, die schlechte Regie machten. Denn wir dürfen uns natürlich nicht vorstellen, dass Deutschland einen Krieg heute so beginnen würde, wie Kapp seinen Zug nach Berlin. Dass es aber in Wirklichkeit doch nicht allzuviel „geistiger" Vorbereitung für solche Zwecke bedarf, lehrten die Juli-Augusttage 1914. Und die ewige Hetze derzeit gegen Frankreich und Polen bleibt sicher leider auch nicht ganz ohne Wirkung.

Aber, wenn das Volk nicht will? — In Oesterreich haben Tschechen, Rumänen, Polen, Italiener, Südslaven etc. 1914 auch nicht gewollt, und doch hat Oesterreich mit diesen Menschen mehr als vier Jahre Krieg geführt! Da wirkte eben die Organisation, die Maschine. Tolstoi hat das oft beschrieben, welche Wirkung Uniform, Drill, Disziplin etc. auf den Einzelnen haben könne: dass ein Bruder gedankenlos und willenlos auf den anderen schiesst.

Ich will gar nicht davon sprechen, dass der deutsche Mensch politisch recht ungeschult ist, ein echter „Michel", wie man ihn bezeichnenderweise nannte. Auch die viel gewandteren englischen und französischen Arbeiter haben es tatsächlich bis jetzt noch nicht vermocht, imperialistische Kriege ihrer Regierungen (durch Sabotage) zu verhindern,[2]) wohl vor allem des leidigen Geldes wegen. Der schleichende Krieg in China und Indien und der offene gegen die Drusen von Damaskus und die Riffkabylen sind jedenfalls Warnungszeichen in Fülle.

Und zuletzt noch dies: Pfarrer Fuchs weist auf die — wenn es wahr sein sollte — schmerzliche Käuflichkeit der deutschen Katholiken im Zentrum hin. Für das Linsengericht des Schuleinflusses verkauften sie ihre proletarierfreundliche und pazifistische Ueberzeugung. — Ist man nun sicher,

[1]) Wie war es übrigens mit dem Einmarsch in Sachsen und Thüringen?

[2]) Hierin irrt sich der verehrte Verfasser wohl: der englische Krieg gegen Russland ist 1920 wohl nur durch die Arbeiterschaft verhindert worden.

Die Red.

dass Aehnliches nicht möglicherweise auch auf dem linken Flügel geschehen könnte? Sind alle Führer — und nur auf sie kommt es an — unbedingt verlässlich? Scheidemann, Noske und ähnliche Namen sprechen jedenfalls nicht ganz dagegen. Seien es kulturelle Brosamen, die man bietet, oder gar Ministerportefeuilles — die Geschichte der letzten acht Jahre hat jedenfalls gezeigt, dass eine skruppellose und kapitalkräftige Herrenkaste es versteht, mit einer eventuellen Opposition nur leider allzu leicht fertig zu werden.

Der Idealismus ist sicher im sozialistischen Lager hoch einzuschätzen, aber die dunkeln Machtinstinkte schlafen nicht und drohen jederzeit durchzubrechen — wenn nicht ganz starke Kräfte des inneren Aufbaues dagegen wirken! —

Was also wäre unsere richtige Haltung? Zu verzagen, zu klagen, zu misstrauen? Nein, aber ebensowenig allzu optimistisch zu sein. Die Methode Fr. W. Försters ist wohl die allein richtige: den Gegner nicht zu unterschätzen, wachsam zu sein gegenüber seinem Raffinement der Regie, der Schlagwörter und der flüssigen Geldmittel. Es muss die Aufgabe jener Menschen sein, die an eine bessere Zukunft glauben — besser auch im Sinne des Sozialismus — der Gegenseite mit aller Stärke die Maske vom Gesicht zu reissen, und ihre Lügen, ihre Phrasen als solche zu kennzeichnen, vor allem also auch der tendenziösen Presse entgegenzuarbeiten, weil sie die innere Hauptgefahr bedeutet.

Das deutsche Volk will wahrlich den Frieden, — um ihn aber muss man unablässig kämpfen, nicht gegen offene Feinde, sondern gegen den Versucher allerorts.

Ihr sehr ergebener

Dr. R. F.

II. Die Abrüstungsfrage.

1. Fr. Wilhelm Förster über seine Stellung dazu.[1])

Meine Bemerkungen über den russischen Abrüstungsvorschlag haben mir von verschiedenen Seiten lebhaften Widerspruch eingetragen. Ich hatte in jenen Betrachtungen darauf hingewiesen, dass diejenigen, die innerhalb des heutigen Zustandes der Menschheit die Friedensarbeit mit der Agitation für die allgemeine Abrüstung beginnen wollen und diese Agitation für das Wichtigste halten, von der falschen Seite aus an die Not der Zeit herantreten und darum ihren guten Willen nutzlos anstrengen, haben wir doch mit nervös überreizten und von schweren Erinnerungen gequälten Völkern zu tun, die die äusseren Schutzmittel nicht aus der Hand geben werden, solange nicht ein einigermassen beruhigender Ersatz durch grössere und zuverlässige Bürgschaften in Sicht ist. Gewiss ist es zweifellos, dass blosse Dämme nicht zuverlässig gegen Ueberschwemmungen schützen, sondern dass nur die solidarische Regulierung des ganzen Stromlaufes vom Quellgebiet an wirkliche Sicherheit geben kann, wer aber von den Menschen, die bereits mehreremals das Wasser in ihren Wohnungen hatten, daraufhin verlangen wollte, dass sie die Dämme niederreissen, bevor noch die neuen Regulierungen einigermassen funktionieren, der versucht psychologisch Unmögliches und ganz besonders in einer Zeit, in der viel Gewitterregen in den Bergen fällt. . .

Ich habe keineswegs die allgemeine Abrüstung als Utopie hingestellt, sondern nur gesagt: „Innerhalb des gegenwärtigen Zustandes“, und ich habe hinzugefügt, dass die Abrüstung erst das letzte Ergebnis religiöser Vertie-

---

[1]) Vergleiche Nr. 12, 27. S. 605 unten.

fung, sittlicher Erziehung, schiedsgerichtlicher Uebung und weltorganisatorischen Aufbaues sein werde.

Nun sagt man mir: „Wie können Sie so inkonsequent sein und moralische Abrüstung mit militärischer Aufrüstung vereinbar erklären und die veraltete These verteidigen, dass zuerst Sicherheit gegeben sein müsse, bevor man die Leute dazu bringen könne, die Waffen aus der Hand zu legen?" Darauf antworte ich: Es handelt sich hier nicht um meine persönliche Meinung, sondern um das, was heute möglich ist. Auch ich wäre für Nachfolge des Tolstoischen Vorschlages, wo immer er in ganz grossem und heroischem Stile auf religiösem Boden praktiziert werden könnte. Wenn ich aber erkenne, dass dazu in bestimmten gegebenen Verhältnissen auch nicht die entfernteste Aussicht besteht, so muss ich doch mit dieser Wirklichkeit rechnen und muss wissen, dass das Sicherheitsverlangen des betreffenden Menschenkreises auf die alten primitiven Notwehrmittel nicht verzichten wird, solange man die neuen Garantien nicht in einer einigermassen beruhigenden Weise in Wirksamkeit gesetzt hat. Ich bitte, meine Stellungnahme aus der Beobachtung der französischen Sachlage zu verstehen. Wer steht hinter Paul Boncour? Es ist der französische Kleinbesitzer und Arbeiter, der vier Jahre deutscher Okkupation, Brandstiftung, namenloser Verwüstung und Menschenquälerei durchgemacht hat. Wenn irgend jemand in der Welt moralisch abgerüstet hat, so sind es diese schwergetroffenen Bevölkerungen. Wenn sie heute nach Befestigung der Ostgrenze und nach Sicherstellung der nationalen Verteidigung verlangen, so ist dies freilich, wenn man will, „moralische Abrüstung und materielle Aufrüstung", aber dennoch im tiefsten Grunde kein Widerspruch, sondern das ganz natürliche Ergebnis der besondern Lage, in der sich dieses weissgeblutete und kaum vom finanziellen Abgrund gerettete Volk gegenüber dem unzweifelhaften Kriegswillen des industriell-technisch überlegenen Grosspreussentums befindet. Würde sich der allzuabstrakte europäische Pazifismus etwas mehr in diese konkreten Gegebenheiten hineindenken, so müsste er begreifen, dass ein Deutscher, der nicht zugeben will, dass seine irregeleitete Nation sich eines Tages unter dem übermächtigen Einfluss ihrer Kriegerkaste und nach umsichtiger Herbeiführung der gewünschten „Zwangslage" aufs neue über den Garten des Nachbarlandes stürze und sich mit dem Fluche Europas belade, die ganze Frage gar nicht anders ansehen kann, als ich es tue.

Dass ein friedliches junges Mädchen auf ein Schlachtross steigt, um die Einbrecher aus dem Lande zu treiben, ist gewiss zunächst ein Widerspruch. Aber „Jeanne d'Arc" ist ein Symbol dafür, dass es Lagen geben kann, in denen gerade der moralisch Abgerüstete, gerade er, gegenüber einem unerhörten Einbruch sich in eiserne Rüstung kleidet und aus dem eigenen guten Gewissen heraus unerhörte Abwehrkräfte hervorbringt. Dies ist gewiss nicht Christentum, aber es ist auch kein „Militarismus", sondern nur „geharnischter Pazifismus", und der Vertreter des Völkerfriedens, auch wenn er mit Recht auf andere zuverlässige Lösungen und Abwehrmassnahmen drängt, muss unbedingt wissen, dass in einem friedlichen Volke von so gewaltiger, verborgener Lebensenergie, wie es das französische ist, Jeanne d'Arc unabweisbar die Uebergangszeit zwischen der alten Kriegswelt und der kommenden Welt der übernationalen Rechtsgarantien ausfüllen wird. Jeanne d'Arc heisst heute „Paul Boncour" und vertritt den ehernen Willen der friedlichen kleinen Leute der französischen Rasse, ihren Garten nicht zum zweiten Male zerstampfen zu lassen. Und da soll ich im Namen des Pazifismus sagen: „Verlasst Euch heute schon auf Genf und Locarno!" Ich, der ich genau die Helden vom „Fetzen Papier" kenne, ich soll die Nachbarn in falsche Sicherheit wiegen!

Und der deutsche Militarismus, der doch die Grundschuld an der euro-

päischen Unruhe trägt, der soll aus solchen Schutzmassnahmen gegen seine Anschläge (Mackensen: „Der Weltkrieg ist noch nicht zu Ende“) das Recht zu ungehemmter Aufrüstung nehmen? Das wäre doch die Umkehrung aller Dinge! Nein, im deutschen Volke, also im bisherigen Mittelpunkt des Schwertglaubens und der Verhöhnung des Völkerrechtes, muss zuerst der Kriegswille ehrlich überwunden sein, nur von solcher Umkehr aus ist Sicherheit und allgemeine Abrüstung möglich! F.

2. Antwort von L. Ragaz.

Zürich, 5. Januar 1928.

Lieber und verehrter Herr Doktor!

Ich danke Ihnen herzlich für die Mühe, die Sie sich genommen haben, Ihre Auffassung in Sachen des Abrüstungsproblems nochmals auseinanderzusetzen und zu begründen. Wie ich vermutet hatte, ist der Schlüssel dazu in Ihrer Beurteilung des deutsch-französischen Verhältnisses, und das heisst, in Ihrem tiefen Misstrauen gegen die Gedanken und Hintergedanken gewisser deutscher Kreise zu finden, welche die Abrüstung der Andern bloss als Sprungbrett für eine neue militärische Vorherrschaft des Grosspreussentums benutzen möchten. Für das Recht dieses Misstrauens habe ich, wie Sie ja wissen, immer viel Verständnis gehabt. Gehöre ich ja doch sicher nicht zu den Vertretern jenes „abstrakten“ Pazifismus, den Sie stets bekämpfen. Ich habe mich überhaupt nie zum „Pazifismus“ bekannt, sondern stets zum „Antimilitarismus“, was etwas durchaus anderes ist, allerdings so, dass es die im Pazifismus liegende Wahrheit einschliessen kann. Jedenfalls habe ich es mir immer zur Pflicht gemacht, nicht doktrinäre Forderungen aufzustellen, ohne jede Rücksicht auf Wirklichkeit und Möglichkeit, ohne Sinn und Verständnis für die besonderen Schwierigkeiten bestimmter Völker und Lagen. Das hat gegenüber einem allzu simplistischen Denken meine Stellung von jeher schwierig gemacht, wie es die ihrige schwierig gemacht hat. Was mich an Ihrer Argumentation erregt und zu einer vielleicht etwas zu schroffen kritischen Bemerkung veranlasst hat, war der Umstand, dass sie nicht nur als Kritik der russischen und deutschen Haltung, sondern als solche an der Abrüstungsforderung überhaupt gedeutet werden kann, ja, muss und ohne Zweifel auch wird — ich bin sicher, dass deutsche und schweizerische Militaristen, theologische und weltliche, sich mit Eifer darauf stürzen werden, besonders auch solche, die sonst Ihre Autorität schwerlich anrufen. An *diesem* Punkte erst setzt mein Widerspruch ein. Der „Realismus“, zu dem ich mich mit Ihnen bekenne, hat seine Grenze da, wo das Prinzip, das wir „realistisch“ vertreten wollen, selbst aufgegeben wird. In jenem Artikel der „Menschheit“ schien mir die Abrüstung eine so fragwürdige Sache geworden zu sein, dass er mir praktisch ungefähr zu dem zu führen schien, was auch alle Militaristen behaupten, seis nun im Ernst oder nur zur desto sicherern Beschwichtigung des Gewissens, ihres eigenen und das des Andern: dass sie auch für die Abrüstung seien, nur erst auf lange Frist, in fünfzig oder hundert Jahren; zuerst müsse die moralische Abrüstung kommen, dann Sicherheiten, dann neue Zustände in der Welt und so fort ins Unendliche. Es ist notwendig, dass Ihre Stellung von dieser Art scharf geschieden wird und ich bin froh, dass Ihre Antwort dies deutlich tut.

Erlauben Sie mir nun aber doch, Ihrer Art zu denken meine davon etwas abweichende eigene gegenüberzustellen.

Mir stellt sich die Lage so dar: Wenn es wieder zu einem europäischen Kriege und damit zu dem Weltbrand kommt, zu dem ein solcher sich fast mit Sicherheit auswachsen würde, dann ist, menschlich gesprochen, das Schicksal der Welt besiegelt. Aber wenn wir weiterrüsten, dann kommt es mit ebensogrosser Sicherheit, ja mit noch grösserer, zu beidem. Darum

müssen wir abrüsten. Und zwar g a n z, eine „Polizeimacht" für die Aufrechterhaltung der Ordnung im nationalen und internationalen Leben ausgenommen. Denn eine h a l b e Abrüstung ist unmöglich. Solange das Gewaltprinzip herrscht und damit die Angst, werden die Völker nach dem Höchstmass von Rüstung streben, das ihre Kräfte ihnen erlauben. So ist auch eine moralische Abrüstung unmöglich ohne die physische. Die physische Aufrüstung fordert, wenn sie nicht sinnlos werden soll, nicht nur eine bestimmte Technik des Tötens, Verwüstens, Vernichtens, sondern auch den entsprechenden Geist: Hass, Brutalität, nationale Borniertheit, vor allem tiefes Misstrauen gegen die Menschen jenseits der Grenze und die Menschen überhaupt, ja Misstrauen gegen Gott. Darum sage ich immer: man kann so wenig moralisch abrüsten, während man physisch aufrüstet, als man moralisch die Trunksucht aufgeben kann, während man physisch Tag für Tag einen Viertelliter mehr trinkt. Ein Psychologe und Pädagoge wie Sie kann auf die Länge nicht um die Erkenntnis herumkommen, dass beides nicht zusammengeht. Entweder — Oder! Die Lex Boncour könnte höchstens für einen Augenblick beides verbinden. Tatsächlich hat sie schon jetzt eine starke Verminderung des Friedensglaubens bewirkt. Es kommt aber darauf an, dass dieser gemehrt und die Herrschaft des Gewaltglaubens gebrochen werde. Die Herrschaft des Gewaltprinzips wird aber nur dadurch gebrochen, dass ganze Völker es mit dem entgegengesetzten, dem Prinzip des heiligen Rechtes, wie ich zu sagen pflege, wagen. Die Abrüstung wird zu einem gewaltigen S y m b o l dieses neuen Glaubens. Haben nicht Sie selbst uns eindringlich gelehrt, wie die Fällung der Donarseiche zu Geismar als ein solches Symbol des Sieges Christi über den Kriegsgott des Heidentums nötig war? Sollte heute nicht die Zerschlagung der Kanonen und Zerbrechung der Bajonette, die Schleifung der Festungen und Aufhebung der Armeen ein ähnliches notwendiges Symbol sein? Und müsste das nicht gewaltige Wirkung haben? Mir scheint, dass auf diesem Wege kleine und relativ wenig bedrohte Völker vorangehen müssten, um den Andern Mut zu machen: es scheint mir zu ihrer „Mission" zu gehören, scheint mir einfache Pflicht, ja, sogar Gebot der Klugheit zu sein — leider, denn ich hätte lieber, wenn es das nicht wäre. Sie sagen, lieber Herr Doktor, vom deutschen Volke, niemand denke daran, es anzugreifen. Aber kann man das nicht mit noch sehr viel mehr Grund etwa vom schweizerischen sagen? Warum denn aber sollte dieses nicht sofort und völlig abrüsten?

Darum bleibt die Abrüstung, und zwar, in dem vorhin angegebenen Sinn, die völlige Abrüstung, eine durchaus notwendige Losung. Sie ist, menschlich gesprochen, die einzige Möglichkeit. Ich glaube mit Ponsonby, dass „jetzt die Zeit" ist. Wir haben durchaus nicht Zeit zum Warten. Das Unheil, das uns droht, ist nahe und ungeheuer. Wenn es uns nicht gelingt, den grossen Schritt zu tun, wenn jetzt nicht die Bekehrung der Welt erfolgt, dann ist das Geschick Europas, ja der Welt, menschlich betrachtet, entschieden.

Dabei gehört für mich freilich zum „Realismus", auch äussere Sicherungen nicht zu verwerfen, ja, für wichtig zu halten. Darum bin ich eifrig, ja leidenschaftlich für den Völkerbund und alles, was dazu gehört. Freilich ist er mir nicht nur als „Sicherung" wichtig, sondern vor allem auch als Symbol eines neuen Prinzips. Und für völlig unpsychologisch halte ich die Erwartung, dass man jemals „Sicherung" genug aufbringen werde, um den Völkern die Angst zu nehmen, solange sie auf dem Boden des alten Gewalt- und Ungeistglaubens verharren. Auf d i e s e m Boden gilt viel mehr umgekehrt: „Je mehr Sicherheit, desto mehr Angst." Ich kann darum das von Ihnen verwendete Bild von den Dämmen nicht gelten lassen. Haben denn übrigens die Dämme, d. h. die Armeen und Rüstungen 1914 die Welt wirklich geschützt? Haben sie die grosse Ueberschwemmung abgehalten? Ihr

Bild wendet sich gar zu leicht gegen Sie selbst. Nein, diese Dämme erwiesen sich als — Vulkane, die selbst Tod und Verderben brachten. Was beseitigt werden muss, ist die Angst, die aus dem Glauben an Gewalt und Ungeist stammt. Sie vor allem ist die Quelle der Ueberschwemmung der Welt mit Blut und Tod. Sie muss vor allem beseitigt werden. Wirkliche Sicherheit gibt es nur in dem Masse, als wir auf einen neuen Boden gelangen. Auf den neuen Boden aber wird man, wie das in solchen Dingen immer und überall der Fall ist, nicht gelangen ohne einen Sprung, den Sprung des Glaubens, der bekanntlich ein salto mortale ist. Gewiss ist darum für einen solchen Schritt eine geistige Vorbereitung nötig. Es ist unter uns ganz selbstverständlich, dass er nicht geschehen kann aus einer rein utilitarischen oder gar epikuräischen Erwägung heraus, etwa in dem Sinn, dass der Krieg eine „falsche Rechnung“ sei, dass er Unvernunft bedeute, sondern bloss aus einem neuen Glauben heraus. Aber wieder muss ich es für ganz falsch halten, wenn man nun sagt, es müsse also die moralische Vorbereitung bis auf einen bestimmten Reifegrad gebracht werden, erst dann könne man zur physischen fortschreiten. Abgesehen davon, dass es schwer wäre zu bestimmen, wann denn dieser Reifegrad erreicht sei, muss ich sagen: So geht es im sittlichen Leben nie, sondern was recht ist, soll getan werden; man fordert es von den Menschen und macht ihnen freilich die sittliche Wahrheit klar, aus der die Forderung entsteht. Oder wie hält man es denn mit einem Trinker? Wird man ihm sagen: „Uebe dich zunächst einmal rein moralisch, rein innerlich in der Nüchternheit und Selbstbeherrschung, bekehre dich zu Gott, suche ein höheres Leben, als das des Glases und der Flasche. Wenn du darin einmal weit genug bist, dann höre mit dem Trinken auf“? Nein, man mutet ihm zu, dies sofort zu tun und verweist ihn dabei freilich auf jene innere, moralische Aufgabe. Und mit einem sexuell Ausschweifenden? Wird man ihm sagen: „Unterdrücke zuerst deine allzu sinnlichen Gedanken, erfülle dich mit reinen und heiligen Kräften; wenn du darin weit genug bist, magst du dazu übergehen, dein unzüchtiges Tun aufzugeben?“ Man mutet ihm vielmehr zu, dies sofort zu tun und verweist ihn auf die sittlichen Kräfte, die für das, was sittlich nötig ist, immer bereit sind.

Denn das ist die Wahrheit, die in dieser Sache gilt: für das, was sittlich recht und nötig ist, ist man immer reif. Es gibt keine sittliche Aufgabe, für die nicht auch die sittliche Kraft dem ernsten Willen (der sich im Glauben erfüllt) zur Verfügung stünde. Zwischen der sittlichen Aufgabe und der sittlichen Kraft, die dafür nötig ist, besteht in diesem Sinn sozusagen eine prästabilierte Harmonie. Jene abstrakte „Reife“ aber gibt es überhaupt nicht. Völker und Einzelne sind für die Aufgaben, die ihnen gestellt werden, heissen sie nun Abstinenz, geschlechtliche Reinheit, oder Demokratie und Abrüstung, nie „reif“, aber für Völker und Einzelne gilt immer: „Du kannst, denn du sollst.“ Also nicht eins nach dem andern, sondern eins mit dem andern. Wobei ja in unserm Falle klar ist, dass wir die Völker ohnehin nicht zu jenem Schritt, der Abrüstung heisst, bringen, wenn er ihnen nicht zur sittlichen Pflicht geworden ist. Rein rationale Motive würden gottlob niemals die Kraft haben, sie so weit zu treiben.

Es bleibt also nur das spezifisch deutsche Problem, genauer das Problem des deutschen Nationalismus und Militarismus übrig. Schwierig ist dieses ohne Zweifel. Ich will Ihnen, lieber Herr Doktor, zugeben, dass es unter den Vertretern dieser Art in Deutschland (wie anderwärts) verhärtete Seelen geben wird, die eine allgemeine Abrüstung ringsherum in der Welt nur dazu benutzen möchten, die deutsche militärische Vorherrschaft wieder aufzurichten. Aber die Frage ist, ob sie das könnten. Ich frage Sie: würde die durch die allgemeine Abrüstung geschaffene Atmosphäre der

Welt nicht auch in Deutschland so stark wirken, dass jene immerhin doch dünne Schicht von Gewaltgläubigen gegen das übrige deutsche Volk nicht aufzukommen vermöchte? Das glaube ich trotz allem doch ganz fest. Darum ist für mich die allgemeine Abrüstung auch das beste, ja das einzige Mittel, auch den deutschen Nationalismus und Militarismus mattzusetzen. In dieser Atmosphäre muss er sterben, in jeder anderen wird er aufleben und zuletzt recht behalten.

Ich muss auch bei meinem Argument bleiben, dass man die deutsche Abrüstung nur auf Grund der allgemeinen, die kommen soll, fordern darf. So meint es auch der Versailler Vertrag und erklärt es ausdrücklich. Wenn es in bezug auf die Abrüstung im allgemeinen so stünde, wie Sie es in jenem Artikel darstellen, dann hätten jene deutschen Nationalisten und Militaristen nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, ihr Vaterland durch offene oder heimliche Aufrüstung vor dem Verderben zu bewahren. Ihre Versicherung, dass niemand Deutschland angreifen wolle, erschiene dann ganz unglaubhaft. Ich fürchte also wirklich, dass Sie, in der Absicht, die Schlingen und Fallen des deutschen Militarismus und Nationalismus aufzuzeigen und davor zu warnen, der Gefahr erliegen, das Gegenteil zu erreichen. Denn auf diesem Boden wird jener zuletzt immer den Vorteil haben. Ihre ganze, im übrigen gewiss berechtigte Taktik hat einen andern Boden zur Voraussetzung.

Das sage ich, lieber Herr Doktor, auf Grund eines Denkens, das ich nicht für abstrakt, sondern für „realistisch" halte, weil es mit psychologischen Faktoren rechnet, die entscheidend wichtig sind (um von dem Gesichtspunkt des Glaubens hier ganz abzusehen); ich sage es durchaus mit sehenden Augen als Einer, der dem, was Sie über die Gesinnung jener Kreise sagen, ganz, und dem, was Sie über gewisse Schwächen des deutschen Volkes sagen, weitgehend Recht zu geben geneigt ist. Wir besiegen diesen Gegner, wie auch andere, z.B. Mussolini und „Lenin", nicht mit seinen eigenen, sondern nur mit unsern Waffen, nur durch eine geistige Bewegung, deren notwendiger Ausdruck die Forderung unmittelbarer und völliger Abrüstung ist.

Mich der Gewissheit freuend, dass ich mit Ihnen in der Gesinnung einig bleibe, grüsse ich Sie von Herzen und danke ich Ihnen für Ihren ganzen grossen Kampf stets mit Verehrung als

Ihr

L. Ragaz.

Ueber Wassern.

Ein Strom, der Menschendämme und Menschenwerk zerbricht,
Es quillt aus dunklen Tiefen in ungewisses Licht.
Bald gellts aus seinem Branden wie Hohn und Jammerruf,
Bald jauchzt ein wildes Freuen, — Urkraft, die Welten schuf;
Urkraft, die ungebrochen in jungem Licht erbraust,
Urtrieb, geheimnisdunkel, der dich und mich durchgraust.
Du, der du unsern Stirnen dein Siegel aufgedrückt,
Gott-Schöpfer, der uns prüfend in Kampf und Fährnis schickt, —
Lass uns nicht taumelnd treiben! Wenn Mast und Ruder bricht,
Wir schreiten über Wassern —! Herr, hilf! Herr, lass uns nicht! —

Carolina Lutz.

Vom Parteiwesen.

1. Was bedeutet Partei und warum ist das Parteiwesen heute so mächtig?

Wir leben — vorläufig noch — im Zeichen eines lauten Parteiwesens und eines heftigen Kampfes der Parteien. Jedenfalls gilt dies von dem Gebiet des politischen Lebens. Was mag wohl die Ursache dieses Zustandes sein?

Das Wort Partei stammt vom lateinischen „pars", das „Teil" bedeutet. Es liegt darin, wie meistens in solchen ursprünglichen und gewachsenen Wörtern, ein bedeutsamer Hinweis auf den Sinn der dadurch bezeichneten Sache. Eine Partei ist ein Teil, der sich von einem Ganzen losgerissen hat und sich diesem oder, was gewöhnlich der Fall sein wird, einem andern solchen Teil, vielleicht auch mehreren, entgegenstellt. Das Parteiwesen wird also in solchen Zeiten besonders stark werden, wo der Sinn des Ganzen zur Frage wird und dieses damit seine zusammenhaltende Kraft verliert. So führte einst das Zerbrechen der religiösen Einheit zu dem heftigen Gegensatz und Kampf der Parteien des alten und des neuen Glaubens, die sich dann auch etwa wieder spalteten. Das Gleiche geschah später, als die alten politischen Bindungen zerbrachen, und es geschieht heute vor allem darum, weil dies mit den sozialen geschehen ist. Ganz ohne Parteiung wird es in einer grösseren Menschengemeinschaft nicht leicht ablaufen, aber es gibt Zeiten, in denen der Parteigegensatz bloss Wellenbewegung über dem Grunde einer selbstverständlichen Gemeinschaftlichkeit bedeutet, und solche, in denen die Parteien zur Hauptsache werden und das Ganze nur noch in ihrem bunten, vielleicht wilden Spiel zu bestehen scheint.

In diesem zweiten Zustand befinden wir uns offenbar heute, zum mindesten in Europa, aber offenbar nicht nur hier. Er spiegelt unsere allgemeine Zerrissenheit wider, wir dürfen uns darüber nicht wundern. Auch darüber nicht, dass der Parteien so viele sind, denn das entspricht dem chaotischen Atomismus unserer Tage. Aber es gesellt sich heute wohl noch ein anderer Umstand dazu, der nicht zu allen Zeiten vorhanden ist oder doch nicht in gleicher Stärke. Es ist darauf schon in einem früheren Aufsatz hingewiesen worden..[1]) Der Kampf um die Wahrheit ist in unsern Tagen besonders stark zurückgetreten vor dem Kampf um die Macht. Das

[1]) Vgl. Zur Weltlage „Demokratie und Demagogie", Nr. 1/1927.

hängt mit dem Ermatten des Geisteslebens, mit der materialistischen Entartung dieser Periode zusammen. Nun entspricht es der Natur der Dinge, dass der Kampf um die Macht viel tiefer in das Parteiwesen hineinführt, es viel zersplitterter, leidenschaftlicher, einseitiger werden lässt, als der Kampf um die Wahrheit. Denn die Wahrheit hat doch immer noch etwas Verbindendes. Sie ist Eine; wenn man um sie ringt, so ist man in ihr doch immer noch mit dem Andern verbunden. Die Leidenschaft mag noch grösser werden, aber es bleibt doch noch eine Erinnerung an die Einheit. Die Macht aber ist von vornherein ein Vielfaches. Sie ist, was jeder davon erhascht. Der Kampf um sie ist das Atom, das sich selbst sucht und sich mit andern Atomen nur zu diesem Zwecke zusammenschliesst, immer bereit, sich von ihnen zu trennen, wenn eine andere Verbindung, oder auch die Isolierung mehr Vorteil verspricht. Hinter dem Parteiwesen unserer Tage steht der gleiche Egoismus, der auch sonst in diesem Zeitalter alles Zusammenleben, alle wirkliche Gemeinschaft so schwer macht. Gewiss ist der Parteikampf zu allen Zeiten in Gefahr gewesen, zum blossen Kampf um die Macht auszuarten. Denn wenn man für die Wahrheit Partei im Sinne irgend einer Organisation bildet, so sucht man schon damit nicht mehr die reine Wahrheit, sondern auch die Macht, freilich zunächst die Macht um der Wahrheit willen, doch wie bald kann die Macht zum Selbstzweck werden! Aber es bleibt doch bestehen, dass in unsern Tagen mit dem Zurücktreten des geistigen Bandes der Welt, ihres Sinnes, der immer Einheit ist, Einheit schafft und eine innere Unendlichkeit bedeutet, der Kampf um die Materie, das Quantum, das Aussen, der Kampf um die Macht einseitiger hervortritt.

2. Recht und Unrecht der Parteiung.

Wenn damit die Ursache des Parteiwesens überhaupt und besonders des heutigen richtig bestimmt ist, dann erscheint dieses von vornherein als etwas Schlimmes, jedenfalls als etwas, das eigentlich nicht sein sollte. Denn der Teil ist doch gegenüber dem Ganzen im Unrecht, die Losreissung vom Ganzen ist eigentlich das Wesen der S ü n d e, wie ja auch das Wort ursprünglich Scheidung zu bedeuten scheint. Das ist wohl das Recht, das in dem k a t h o l i s c h e n Abscheu vor der Ketzerei liegt. Ketzerei (Häresie) bedeutet Losreissung, Losreissung von einem heiligen Ganzen, und ist darum für den Katholiken die schwerste Schuld, die es gibt. Sie ist Abfall, Treulosigkeit, Verrat.

Dieser Auffassung gegenüber regt sich freilich das p r o t e s t a n t i s c h e Gefühl. Es fordert das Recht auf Losreissung, jedenfalls das Recht des Teils, des Einzelnen, gegenüber dem Ganzen. Dieses Ganze darf nicht starr sein, es muss werden und wachsen;

dieses Ganze kann sich selbst verlieren, es muss zu sich selbst zurückgerufen werden; dieses Ganze ist nicht eindeutig bestimmt, es muss um seinen Sinn immer wieder gerungen werden. Die Ketzerei ist das Salz jeder Gemeinschaft, ohne das sie der Fäulnis verfällt. Aber im Recht der Ketzerei liegt auch das Recht der Partei begründet.

Was sagen wir nun dazu? Wo liegt die Wahrheit? Hat das Parteiwesen ein Recht oder nicht?

Ich antworte: Ja und Nein!

Es kommt darauf an, was man unter Partei versteht. Wenn man bloss das darunter versteht, dass es im Schosse einer Gemeinschaft verschiedene Richtungen geben dürfe, ja müsse, verschiedene Auffassungen von ihrem Sinn und Zweck, ihrer Lage, ihrem Weg, ihrer Aufgabe, dann kann man nichts dagegen haben. Eine solche Bewegung des Wassers erhält dieses frisch und bewahrt das Leben der Gemeinschaft vor Versumpfung und Erstarrung. Niemand von uns möchte dies missen. Und auch dies begreifen wir, dass solche Richtungen und Bewegungen unter Umständen eine gewisse Form, eine gewisse Organisation annehmen müssen. Vor allem möchte ich nicht einer P a r t e i l o s i g k e i t das Wort reden, die sich für zu vornehm hält, im Kampfe der Mächte und Meinungen Stellung zu nehmen und die vielleicht ihre Charakterlosigkeit und Feigheit in den erhabenen Mantel der Neutralität schlägt. Vielmehr halte ich es mit den alten Ephesern, die ein Gesetz hatten, wonach jeder Bürger in den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens verpflichtet war, Partei zu ergreifen. Ein rechter Mensch nimmt Partei, ein rechter Mensch (auch ein rechtes Volk) ist nicht neutral. Neutral mag man sich da verhalten, wo man kein Urteil haben kann, oder in bestimmten Lagen, wo eine Sache einen wirklich „nichts angeht". Man mag auch etwa sich äusserlich neutral verhalten, während man innerlich Partei nimmt, weil man nicht allein ist, oder weil höhere Gründe das äussere Parteinehmen verbieten. Aber es bleibt dabei, dass ein rechter Mensch in dem, was wirklich an ihn kommt, Stellung bezieht, „Partei nimmt". Gegen alles Vornehmsein oder Neutralsein mag auch an das bekannte Wort Gottfried Kellers erinnert werden:

„Der ü b e r den Parteien sich wähnt mit stolzen Mienen,
Der steht zumeist beträchtlich u n t e r ihnen."

So weit reicht das Recht der Partei. Aber schon das Wort hat, wie ja gezeigt worden ist, etwas Bedenkliches an sich. Es liegt darin etwas von Isolierung, Losreissung, Egoismus. Ich würde es am liebsten beseitigt sehen. Gerade durch dieses Wort ist auch der Punkt bezeichnet, wo das Recht der Partei aufhört. Wir können wohl Recht und Unrecht des Parteiwesens mit einer fast selbstverständ-

lichen Formel bezeichnen: Die Partei hat so weit und so lange ein Recht, als sie ehrlich dem ganzen dienen will; ihr Unrecht beginnt, sobald sie sich davon losreisst und sich selbst sucht.

Damit ist schon gesagt, dass das Parteiwesen nie allzu feste Formen annehmen sollte. Parteien dürften nie „Staaten im Staate“ werden, sondern müssten immer etwas Loses und Fliessendes behalten. Sie dürften nicht Kirchen werden, mit Dogmen, Glaubensbekenntnissen, Priestern und Pfaffen, sondern müssten von Fall zu Fall sich sozusagen neu bilden. Damit ist das unter uns im Schwange gehende Parteiwesen schon verurteilt. Denn unsere Parteien sind verfestigte, versteifte Gebilde, sie sind Staaten im Staate, sind mehr oder weniger ausgebildete Kirchen. Darum ist auch der Parteidogmatismus unter uns so gross. Wir halten jeden, der anders denkt als unser Leibblatt, für einen dummen oder schlechten Menschen. Es schiene uns undenkbar, mit ihm zusammen etwa für eine gemeinsame Sache auf e i n e r Plattform zu erscheinen; zum mindesten in p o l i t i s c h e n Dingen ginge das nicht. Oder kann man sich einen Fritz Platten und einen Stadtrat Häberlin nebeneinander als Sprecher an einer Versammlung, vielleicht gar einer politischen, denken? Wer aber zu uns gehört, der ist von vornherein unser Mann. Wir sehen ihn nicht allzu genau an, hat er doch den rechten Parteiglauben.

Von d i e s e m Parteiwesen glaube ich, dass es zerfallen muss, dass es zerschlagen werden muss, je schneller desto besser. Es ist eine Ursache von Unfreiheit, Herzverengerung, ja Korruption. Es führt zuletzt zu vollendeter Unfruchtbarkeit. Wo die Wahrheit zu einem blossen T e i l wird und sich dabei beruhigt, da ist sie eben nicht mehr Wahrheit; da verliert sie ihr Leben und erstarrt. Unsere Parteizerrissenheit, die aus Entgeistung des Lebens stammt, führt umgekehrt auch zu einer solchen. Die Dürre und Unfruchtbarkeit unseres heutigen politischen Lebens hat nicht zuletzt hier ihre Ursache. Leben wird erst wieder keimen, wenn diese verhärtete Kruste des Parteiwesens zerschlagen wird, wenn, wo jetzt das tote Atom herrscht, die lebendige Idee wieder zu schaffen beginnt. Das Ganze muss den losgerissenen Teilen gegenüber wieder zur Herrschaft kommen. Das Ganze müssen wir wieder suchen. Wir müssen F o r m e n finden, in denen wir miteinander aus allerlei Gruppen und Richtungen her den Sinn dieses Ganzen zu fassen suchen und uns darin einig fühlen. Es soll Bewegung, Kampf sein — viel mehr noch als jetzt, mit viel mehr Leidenschaft als jetzt — es sollen Gruppen, Richtungen, Bewegungen sein, die mit andern und mit dem Ganzen ringen, wir wollen keine brave Langeweile an Stelle des Kampfes setzen; aber aus dem jetzigen Parteiwesen müssen wir heraus. Der schöpferische G e i s t muss wieder walten und wehen.

Ihn können wir freilich nicht *schaffen*, aber wir können ihn *rufen*. Vorher gibt es für uns kein Heil.

In *diesem* Sinne ist die Ueberwindung des Parteiwesens eine unserer grossen nächsten Aufgaben.[1])

3. Der Sozialismus als Partei und Kirche.

Was vom Parteiwesen im allgemeinen, das gilt erst recht vom *sozialistischen* im besonderen.

Im Sozialismus, und zwar besonders im marxistischen, also in der Sozialdemokratie und im Kommunismus, spitzt sich das Parteiproblem zu. Der Sozialismus hat von Anfang an eine Doppelgestalt: er ist halb eine politische Partei, halb eine Kirche. Denn er ist eine Mischung von politischer und religiöser Bewegung. Er hat ein Ziel, das über die politische Sphäre hinausreicht, in das Gebiet der Weltanschauung und Lebensgestaltung hinein, und er will dieses Ziel doch auf dem Wege der Politik und mit den Mitteln der Politik erreichen. Wie sehr er den Charkter einer religiösen Gemeinschaft hat, kommt darin zum Ausdruck, dass die Parteiangehörigen einander als „Genossen" anreden, ähnlich wie die Glieder gewisser religiöser Gemeinschaften sich „Brüder" und „Schwestern" nennen. Die sozialistischen Parteidokumente und Parteiprogramme gewinnen den Charakter von heiligen Schriften und Glaubensbekenntnissen: man denke bloss an das „Kapital" von Karl Marx, an das „Kommunistische Manifest" oder das „Erfurter Programm", denke auch an die religiöse Verehrung, die in Russland Lenin geniesst. Die Ansichten der Parteimitglieder, ihre Haltung im öffentlichen Leben und gelegentlich auch die im Privatleben werden auf eine Art kontrolliert, wie das sonst wieder nur bei religiösen Gemeinschaften geschieht. Auch dass man gelegentlich neben den üblichen Parteibeiträgen noch eine besondere Parteibesteuerung einführt, weist nach der gleichen Richtung: es ist die sozialistische Kirchensteuer. Ein Eintritt in diese Kirche bedeutet viel mehr als der in eine gewöhnliche politische Partei, und ein Austritt viel mehr als der aus einer solchen. Es ist eben nicht bloss eine Partei, sondern eine Kirche.

Und doch ist diese Kirche zugleich eine politische Partei. Diese beiden Eigenschaften müssen mit der Zeit in einen Gegensatz zu einander geraten. Eine politische Partei kann unmöglich die Intimität haben, die einer religiösen Gemeinschaft eignet. Sie kann auf die Länge ihre Glieder unmöglich so tief binden. Eine politische

---

[1]) Hier mag auch das andere Wort Gottfried Kellers stehen:
„Trau keinem, der nie Partei genommen
Und immer im Trüben ist geschwommen!
Doch wird dir jener auch nicht frommen,
Der nie darüber hinaus will kommen."

Partei, deren Ziel die völlige Umgestaltung des Gemeinschaftslebens ist, muss darnach trachten, das ganze Volk zu umfassen. Damit ist gegeben, dass sie eine freiere, losere Gestalt annimmt. Schon das Wort „Genosse" verliert seinen ursprünglichen Klang, wenn der „Genossen" Hunderttausende, ja Millionen werden. Es wird ein Augenblick kommen, wo sich für die sozialistische Partei die Frage stellt, ob sie Sektenkirche oder freie Volksbewegung sein will. Und es ist eine Frage auf Leben und Sterben.

Aber neben jener Zusammenbindung einer politischen Partei mit einer Kirche hat noch eine andere stattgefunden: die eines Klassenkampfes mit einem umfassenden Menschheitsziele. Der Sozialismus bedeutet ein solches umfassendes Menschheitsziel. Er ist nicht bloss ein wirtschaftliches und politisches Programm, sondern eine neue, konkrete Auffassung von Sinn und Gestalt des ganzen menschlichen Zusammenlebens. Es ist nun das Werk von Karl Marx gewesen, dass er die Verwirklichung dieses umfassenden Menschheitszieles mit der sozialistischen Arbeiterbewegung verband, indem er diese als Klassenkampf zur Selbstbefreiung des Proletariates und die Selbstbefreiung des Proletariates als die Befreiung der ganzen Gesellschaft verstand, für welche und gegen welche der Kampf stattfinden solle. Diese Zusammenbindung erklärt uns wieder die Vereinigung einer politischen Partei mit einer Kirche in der Sozialdemokratie und im Kommunismus. Denn die marxistische Lehre vom Klassenkampf des Proletariates für eine Welt der Gerechtigkeit, die ihm verheissen sei, hat einen religiösen Charakter, ist messianischer Glaube.

4. Der Sozialismus ist mehr als eine Parteisache.

Diese Verbindung der Arbeiterbewegung mit dem Sozialismus zu einer sozialistischen Klassenkirche ist auf die Länge unhaltbar geworden. Aus verschiedenen Gründen.

Einmal ist der Sozialismus, der einst in die vorhin angedeutete Verbindung gezwängt worden war, aus ihr wieder herausgewachsen. Er hat sich in Formen entfaltet, die nicht an eine Partei gebunden sind und über das politische Gebiet hinausreichen. Da ist einmal das Gewerkschaftswesen. Es ist, wenn es richtig verstanden wird, eine der Hauptformen der Verwirklichung des Sozialismus. Denn es vertritt Recht und Würde der Arbeit in der heutigen und in der kommenden Gesellschaft, genauer: die Demokratie der Arbeit, wozu Stolz und Freude der Arbeit gehören. Das Gewerkschaftswesen ist sowohl nach der Breite als nach der Tiefe, sowohl nach dem Umfang als nach dem Sinn noch einer gewaltigen Entfaltung fähig. Es wird vorhanden sein, wenn die politischen Parteien des Sozialismus ihre Aufgabe erfüllt und damit auf-

gehört haben. Denn es bildet einen der Grundpfeiler einer sozialistischen Gesellschaft. Einen andern bildet die **Genossenschaft**. Auch sie ist ihrem Wesen nach ein sozialistisches Gebilde. Mag sie heute noch so sehr von kapitalistischem Geist verdorben sein, ihr **Prinzip** ist sozialistisch, und wir haben durchaus Grund zu der Hoffnung, dass dieses sich in dem Masse durcharbeiten und durchsetzen werde, als mit dem Wiedererwachen lebendigen Geistes auch der sozialistische Geist wieder eine schöpferische Frühlingskraft entfalten wird. Auch die Genossenschaft wird, als ein Grundpfeiler einer sozialistischen Gesellschaft, die sozialistischen Parteien überleben. Gewerkschaft und Genossenschaft werden sich gegenseitig durchdringen und verbünden und so das soziologische Doppelprinzip der neuen Ordnung bilden. Das bedeutet aber schon eine ganze Welt des Sozialismus ausserhalb des Parteizaunes. Der Sozialismus ist aber auch als **Idee** längst über jede Parteiform hinaus gewachsen. Er ist eines der gestaltenden Prinzipien der Zeit geworden. Ihm müssen auch seine Gegner huldigen, indem sie ihm bewusst oder unbewusst Zugeständnisse machen. Er hat auch eine **religiöse** Form angenommen, und zwar eine, die nun nicht mehr, wie der Marxismus, eine merkwürdige Mischung von politischer und religiöser Bewegung ist. Er wird das immer mehr tun.

So zerbricht der Sozialismus die Dämme der Partei, überflutet nach allen Seiten hin das zu enge gewordene Flussbett. Das ist aber auch **notwendig**. Die Zukunft des Sozialismus hängt daran, dass es geschieht. Denn die Einzwängung in eine Partei, die zur Sektenkirche einer Klasse wird, müsste ihm auf die Dauer zum Verhängnis werden. Der Sozialismus ist eine Wahrheit, die sich **allem Volke** anbieten muss, ohne die Zwangskappe einer Parteizugehörigkeit und eines Parteidogmas. Er muss sich als freie Idee an all das Volk wenden, das nicht den geringsten Grund hat, mit dem Kapitalismus zu gehen, an das Volk der Bauern[1]) so gut wie an die Heerscharen der öffentlichen und privaten Angestellten,

---

[1]) Die Aufgabe, den Sozialismus, selbstverständlich in ganz freier Form, zu den **Bauern** zu tragen, wird immer dringlicher, und viele fangen an, sie zu verstehen. Nachdem wir ihr, wie dem ganzen Problem der Landwirtschaft, stets unsere ernsteste Aufmerksamkeit gewidmet, ist aus unserem Kreise nun eine äusserst wertvolle Schrift erschienen: „**Bauern-Sozialismus**“ von **Johannes Tscharner**, Lehrer in Oberhallau (Schaffhausen). Diese Schrift wird für das Werk der Gewinnung der Bauern für den Sozialismus sehr gute Dienste leisten. Der Verfasser kennt als Graubündner Bauernsohn und Lehrer in einer Gemeinde des „Unterlandes“ Wesen, Gesinnung und Lage unseres Bauerntums und die wirtschaftlichen Probleme, die in Betracht kommen sehr genau. Wir werden auf die Schrift ausführlich zurückkommen und möchten sie heute nur warm empfehlen. Sie ist im Selbstverlag des Verfassers oder in der Buchhandlung Rudolf, Mühlegasse 13, Zürich 1, zu haben und kostet Fr. 1.80.

ja er soll sich sogar — lachet, ihr Marxisten und andere „Realisten"! — an die Kapitalisten wenden, mögen sie ihn hören oder nicht. Sobald und solange er sich aber in einer Parteihürde einschliesst, sobald und solange eine Partei oder zwei den Sozialismus monopolisieren wollen, solange er bloss als die Angelegenheit einer Klasse erscheint, wird ihm ein grosser, ja der grösste Teil seiner Lebensmöglichkeit entzogen. Die mächtige Flut versumpft innerhalb der Dämme des Flusses und ausserhalb. Statt der hinreissenden allgemeinen Volksbewegung des Sozialismus haben wir dann an einem Orte den Wasserlauf einer Partei, der immer träger wird, je mehr es ihm an der mächtigen Triebkraft einer allgemeinen, frühlingsmässigen Volksbewegung fehlt, auf der andern aber die Dürre oder Versumpfung, die entsteht, wo kein richtiges Leben ist, oder allerlei Tümpel und Wasserläufchen sozialer Bewegungen ohne Kraft. In der Partei, die zur Klassenkirche geworden ist, wird der Sozialismus sich verengern. Er wird aus einem Glauben zu einem Dogma werden und darin ersticken. Neben den Demagogen wir der Parteipfaffe treten. Man wird alle Menschen und Bewegungen, die nicht den Parteistempel tragen, verdächtigen und den Sozialisten davon abhalten, alles aber, was diesen Stempel trägt, empfehlen und verherrlichen und damit den Geist eines argen und verhängnisvollen sozialistischen Pharisäismus züchten. Wobei der sozialistische Stempel oft genug Menschen und Dingen aufgedrückt wird, die ihn sehr wenig verdienen (z. B. der Abtreibung, dem Freigeistertum, dem Kulturkitsch) und dort versagt wird, wo er hingehörte (z. B. dem Antimilitarismus, der Dienstverweigerung, der Frauenbewegung als Ganzem) und wobei sich der Stempel oft in den Händen von Menschen befindet, die nicht im geringsten berufen sind, ihn zu führen, die ihn so führen, wie es gerade ihnen persönlich passt.[1]) Es verbindet sich in einer solchen Parteikirche Gefahr und Verderbnis der politischen Partei und der religiösen Kirche. Innerhalb des Zaunes bildet sich die Dik-

[1]) Ein lehrreiches Beispiel dieser Art haben wir vor kurzem erlebt. Einige selbst gezogene Drahtzieherinnen unseres „Marxismus" hatten es an einer sozialistischen Frauenversammlung durchzusetzen gewusst, dass den Genossinnen verboten werde, an den Bestrebungen des bürgerlichen, d. h. politisch neutralen, aber natürlich links stehenden Verbandes für Frauenstimmrecht teilzunehmen. Als daraufhin Dr. Max Weber im „Aufbau" eine solche Taktik tadelte, erfuhr er in der „Berner Tagwacht" eine Behandlung, für die nur die allerschärfsten Bezeichnungen zutreffen. Dabei wurde nachgewiesen, dass ausgerechnet die Frau des Berner sozialistischen Machthabers Grimm ruhig an einem Werke einer bürgerlichen, d. h. neutralen Frauenorganisation teilnimmt. Je rascher der Geist, der in der „Tagwacht" das Wort führt, aus dem Sozialismus verschwindet, desto besser. Er müsste ihn binnen kurzem innerlich und zuletzt dann auch äusserlich ruinieren. Glücklicherweise ist Dr. Weber durch solche Waffen nicht zu treffen.

tatur derer, die gerade die Macht in den Händen haben. Die Presse wird in deren Dienst gestellt. Missliebige Meinungen werden sabotiert, das Wort „Genosse“ wird zum Hohn. Die Haltung der Glieder der sozialistischen Klassenkirche kompromittiert dann tausendfach den Sozialismus selbst (wie sie denn bei der Höhe des sozialistischen Ideals gar nicht anders kann), die draussen Stehenden aber haben dafür um so schärfere Augen, als jene beanspruchen, den Sozialismus zu monopolisieren. Die vielen, die zahllosen Draussenstehenden, die nichts mehr begehrten, als sich dem Sozialismus zuzuwenden, werden dadurch von ihm abgehalten, ja in die Gegnerschaft zu ihm getrieben, die dann um so heftiger wird, je stärker der Zug zu ihm hin eigentlich war.

Der Sozialismus muss den Panzer der Partei sprengen. Er hat es getan und es ist gut so. Und so muss es weitergehen. Je mehr der Sozialismus vordringt, desto mehr muss er aus einer Sekten- und Klassenkirche eine freie, lebendige Volksbewegung werden und umgekehrt, je mehr er dies wird, desto mächtiger und siegreicher wird sein Vordringen. Je rascher wir den Klassenzaun um ihn herum niederreissen, desto rascher wird er erobernd um sich greifen; je mehr wir die Wasser des Sozialismus von allerlei künstlichen Dämmen und Stauwehren befreien, desto voller, lauterer und erquickender werden sie strömen. Die marxistische Zusammenbindung des Sozialismus mit dem Klassenkampf der Arbeiterschaft hat einst vielleicht ein grosses Recht und eine grosse Aufgabe gehabt. Sie war einst auch viel grösser und freier gemeint als das, was zuletzt daraus geworden ist. Jetzt jedenfalls ist sie aus einer Förderung eine Hemmung des Sozialismus geworden.

5. Der Zukunftsweg des Sozialismus.

Aber wie denn? Soll denn jede politische Parteiform des Sozialismus aufhören? Soll die Sozialdemokratie, die ja vor allem diese Parteiform bildet, sich auflösen?

Natürlich meine ich das nicht. Das Bild, das ich mir in *dieser* Beziehung von der Zukunft des Sozialismus mache, sieht etwa so aus: der Sozialismus muss trachten, eine breite, so viel Volk als möglich erfassende *Demokratie* zu werden. Eine soziale und so weit als möglich sozialistische Demokratie — das muss sein Ziel sein. Diese soziale Demokratie vereinigt die Volksmassen, die kein geistiges oder materielles Interesse am Kapitalismus haben, zu einem grossen Heer, mit dem sie bestimmte, grundlegende Postulate verwirklicht, die vielleicht noch nicht Sozialismus im engeren Sinne sind, aber zum Sozialismus gehören: Beschneidung der Macht und der Vorrechte des Besitzes; Schutz alles leidenden Volkes: der

Kranken, Armen, Arbeitslosen, der Frauen, der Jugend und des Alters, durch ein System von Versicherungen, die das Prinzip der Solidarität verkörpern; Kampf gegen den Geist des Militarismus; Durchsetzung von mehr Demokratie und Genossenschaftlichkeit auf allen Gebieten des Arbeits- und Wirtschaftslebens; Verbindung von Stadt und Land, von Arbeit und Bildung zu einer neuen, wirklichen Volksgemeinschaft. Das muss sozusagen die neue, umfassende Partei sein, die unter dem Impuls der sozialistischen Idee sich bildet.

Innerhalb dieser grossen Partei, die in Wirklichkeit keine solche, sondern eine in allerlei Formen frei flutende Volksbewegung ist, hat dann die eigentliche Arbeiterpartei oder wie man sie nennen will (sie mag ruhig weiter Sozialdemokratie heissen) ihre Stelle. Ihre Aufgabe wird sein, den Stosstrupp jenes grossen Heeres zu bilden, — um auch einmal militaristisch zu reden — eine beständige Unruhe dieser Masse, die sonst leicht träg werden könnte, zu sein. Diese Aufgabe ist nicht kleiner, sondern grösser als die der Partei-Kirche. Aber gerade damit sie erfüllt werden könne, muss die Partei-Kirche aufhören. Dieser warme Herd der gesamtsozialistischen Bewegung muss jedermann frei zugänglich, nicht durch Sektenpallisaden abgesperrt sein. Der Geist des Dogmas wie der Geist der Diktatur muss aus ihrer Mitte verbannt sein. Sie muss, besonders in ihrer Presse, für das freieste Ringen um die Wahrheit überhaupt und im besonderen die sozialistische Wahrheit Raum haben. Sie darf keine Menschen guten Willens darum abstossen oder sabotieren, weil sie keine geistige Sektentracht vertragen; sie muss alle freien, lebendigen, vorwärtsstrebenden, die Tiefen und Höhen suchenden Geister anziehen und zu brauchen wissen. Sie darf sich nicht in den „elfenbeinernen Turm“ des wirklichen oder vermeintlichen Klasseninteresses einschliessen, sondern muss wissen, dass sie der Arbeiterklasse am besten dient, wenn sie allem dient, was menschheitliches Interesse hat. Es muss in einer Partei, die auf solche Weise dem Sozialismus dient, indem sie sein heiliges Herdfeuer warm und leuchtend erhält, das leben, was doch gewiss den Kern des Sozialismus ausmacht, ohne den er nicht mehr wert ist als eben eine taube Nuss: eine weite, tiefe, warme, ins Unendliche weisende, dem Unendlichen offene Menschlichkeit.

Welch eine Freude wäre es dann, dabei zu sein! Welche Freude wäre es wieder, ein Sozialist zu sein! Welch eine wundervolle Sache wäre dann der Sozialismus!

6.

Ich weiss, was man einwenden wird: Ist das nicht eine Utopie? Liefe die sozialistische Bewegung auf diesem Wege nicht Gefahr, zu zerfliessen, ihre Bestimmtheit, ihren Radikalismus zu verlieren und ein Allerweltsmischmasch zu werden?

Das ist durchaus nicht meine Meinung. Man muss sich nur von dem Vorurteil befreien, als ob Radikalismus notwendig in die Parteiform und in ein politisch-wirtschaftliches Dogma eingeschlossen werden müsse. Das genaue Gegenteil ist nach meiner Ansicht der Fall: der sozialistische Radikalismus (unter dem ich freilich nicht Maulradikalismus verstehe) gedeiht *am wenigsten* in seiner politisch-parteimässigen Form. Politik und Partei sind zuletzt immer die Sphäre des Relativen, die Marktplätze des Kompromisses; das Absolute hat dort nicht für lange Zeit einen Ort. Wenn man den Radikalismus in dieses Gefäss einschliesst, so wird er faul, wird er zur Phrase und Heuchelei. Das ist denn auch das sichtbare Los dieses parteipolitischen Radikalismus, der bei feierlichen Gelegenheiten mit der grossen marxistisch-revolutionären Phrase um sich wirft und heillos froh ist, möglichst rasch bei einem Stadtrats- oder Regierungsratssitz anzulangen, oder sonst irgendwie im sicheren Hafen der Bürgerlichkeit zu landen. Wir dürfen dem parteipolitischen Sozialismus auch gar keinen Vorwurf daraus machen, dass er nicht der Verwirklichungsort des wahren sozialistischen Radikalismus ist. Er kann es, wie gesagt, gar nicht sein, *soll* es nicht sein. *Dieser* Radikalismus, dessen Seele vom Hauch des Unbedingten berührt ist, bedarf eines freieren Raumes. Er muss sich verkörpern in einer Gewerkschafts- und Genossenschaftsbewegung, die immer mehr sozialistische *Wirklichkeit* schaffen; in einem wirklich sozialistischen Kulturstil, zu dem eine wirklich sozialistische Bildungsarbeit gehört;[1]) in einem Antimilitarismus, der im Kampf gegen die Gewalt Konsequenzen zieht, die bei einer Partei nicht gut möglich sind; in einer sozialistischen Lebensführung, die das sozialistische Ideal so weit verkörpert, als Menschen dies können; endlich in einer religiösen Bewegung, die den Sozialismus zum Teil eines Glaubens macht, ihn mit den letzten Höhen und Tiefen der Wahrheit verbindet. Weit davon entfernt, den sozialistischen Radikalismus zu unterdrücken, entfesselt ihn vielmehr seine Befreiung von der Parteiform, sie erschliesst einen neuen Strom von sozialistischem Enthusiasmus — und nur Enthusiasmus schafft Radikalismus — und dieser Strom flutet dann in die Kanäle der Partei zurück und macht ihre Wasser lebendig.

7. Glauben, nicht Dogma!

Die Voraussetzung für diesen Weg ist freilich das, was ich *sozialistischen Glauben* nenne. Man muss dafür an den So-

[1]) Nichts ist für den Charakter des *falschen* Radikalismus so bezeichnend, wie dass er seine Träger nicht abhält, mit Begeisterung an einer sog. Volkshochschule mitzumachen, die doch alles andere eher ist als eine Stätte, wo sozialistische Kultur vorbereitet wird. Da verwandelt sich der Wortrevolutionär sofort in einen bourgeoisen Bildungsphilister.

zialismus glauben. Man muss nicht Angst haben, eine „Genossin" werde in ihrem Sozialismus unsicher, wenn sie mit einer „bürgerlichen" Frau über gemeinsame Angelegenheiten der Frauen berate, sondern dem Sozialismus eher zutrauen, dass e r sich als der Stärkere erweisen werde. Der Glaube macht frei, während das Dogma versklavt. Weil es leichter ist, ein Dogma nachzubeten als im Glauben zu leben, findet der Parteisozialismus (im falschen Sinne) natürlich immer sein Gefolge. Aber nicht das Dogma, sondern der Glaube führt den Sozialismus zum Siege. Der Glaube aber wird nur in freier Luft stark. Er allein macht auch wirklich radikal.

Ist das Utopie? Es ist vielmehr die greifbarste Wirklichkeit. Solche Gestalt hat der Sozialismus in dem Lande, wo er gegenwärtig am lebendigsten ist und wo auch sein Radikalismus (der wirkliche, nicht der der marxistischen Phrase) sich am stärksten entfaltet. Dieses Land ist England. Dort kennt man überhaupt nicht das Parteiwesen, das Staat im Staate, oder Kirche ist. Dort behalten die Parteien etwas Freies, Fliessendes. Dort werden sie nicht zu sich bekämpfenden Sekten. Dort verschlingt nicht der Parteimensch den Menschen. Dort arbeiten und kämpfen Menschen in ritterlicher Verbundenheit über Parteigegensätze hinweg an gemeinsamen menschlichen Zielen. Dort ist auch der Sozialismus keine Sekte und Klassenkirche. Freiestes Ringen um die Wahrheit, Freude an der Verschiedenheit der Formen, die der Sozialismus annehmen kann, ist selbstverständlich. Und gerade in diesem England ist der Sozialismus mehr als irgendwo sonst eine erobernde, in alle Volkskreise vordringende Macht, eine Macht, wie gesagt, auch des Radikalismus, aber eine Macht, die das Zeichen der Freiheit und Weite auf der Stirne trägt. Alle Versuche der marxistischen Dogmatiker, die englische Entwicklung nach ihrem Sinne zu deuten, zeigen bloss, dass sie keine Ahnung von englischem Wesen haben.

8. Die Kirche.

Aber ein Hindernis auf diesem Wege des Sozialismus, den ich für seinen Zukunftsweg halte, sehe ich noch vor mir, von dem ich zum Schlusse noch ein Wort sagen muss. Warum ist auf dem Festland der Sozialismus so sehr Kirche geworden? Ich antworte: Weil keine andere rechte Kirche da war! Das ist nur eine andere Wendung des Gedankens, dass der Marxismus für so viele zu einer Religion geworden ist, weil keine andere Religion da war — nämlich keine andere l e b e n d i g e Religion. Ohne Religion und ohne Kirche — im Sinne einer Gemeinschaft, die durch Religion verbunden ist — kann aber die Masse der Menschen nicht leben. Das ist wohl einer der tiefsten Gründe dafür, dass so viele Menschen, auch freie und tiefe, die keine andere „Kirche" haben, die sozialistische Par-

tei zur Kirche machen und ihr gegenüber ungefähr die gleiche Haltung zeigen, wie der gläubige Katholik gegen die seinige.

Aber nun ist das Uebel, dass die Partei auf die Länge als „Kirche“ nicht genügen kann, wie denn überhaupt auch wirkliche „Kirche“ auf die Länge nicht genügt. Auch hierin jedenfalls kann die Parteiform nicht leisten, was man von ihr verlangt. Das Ende wird Verflachung, Versumpfung, auch Enttäuschung sein.

Wo kommt hier Hilfe und wahre Befreiung her? — Ich antworte: Daher, dass Sozialismus ausserhalb der Partei, in anderen, freieren, tieferen, dem Unbedingten und Unendlichen zugänglicheren Formen Gemeinde wird. Und er wird es. In dem Masse, als dieses neue Leben aus den Tiefen stark wird, mächtig flutet, wird es die sozialistische Partei-Kirche zerbrechen und den Sozialismus erfüllen.

Noch einmal: Die Ueberwindung des heutigen Parteiwesens durch einen Geist und ein Leben, die vom Ganzen kommen und zum Ganzen führen, die aus den Quellen von Geist und Leben, aus den Tiefen der Wahrheit strömen — das ist eine grosse, dringliche Aufgabe. Ich glaube, dass diese Höhe langsam aus den Nebeln vor uns aufsteigt und viele sie suchen werden.

17. Januar 1928. L. Ragaz.

Rundschau

Zur Chronik.

Die Friedensaktion.

Es ist doch recht bezeichnend und ich meine verheissungsvoll, dass der Beginn des Jahres durch die Friedensaktion gekennzeichnet wird. Freilich auch die amerikanische Friedensaktion ist, wie die russische, etwas problematischer Natur und stammt wohl noch weniger aus aufrichtiger Friedensgesinnung als die russische. Sie ist von dem Verdacht umgeben, ein Schachzug gegen den Völkerbund zu sein oder auch der Wahlpropaganda der Republikaner zu dienen oder beides zugleich zu bedeuten. Immerhin scheint es mir doch ein gutes Zeichen zu sein, wenn man den Völkerbund mit seiner eigenen Idee zu bekämpfen sucht oder mit einer Friedensaktion eine wirksame Wahlpropaganda zu machen glaubt. Heuchelei ist ja nach dem bekannten Wort die Verbeugung des Lasters vor der Tugend. Es bedeutet schon etwas, wenn das Weltreich des Ostens sich mit dem Weltreich des Westens in einem Friedensangebot begegnet. Antichrist? Meinetwegen, aber der Antichrist geht dem Christ voraus.

Die Losung von der „Aechtung des Krieges“ (outlawery of war), die von den Amerikanern ausgegeben wird, muss vom europäischen Pazifismus verarbeitet werden. Sie sagt uns vorläufig nicht viel. Denn zur „Aechtung des Krieges“, d. h. zu seiner Erklärung als Verbrechen und zwar in jeder seiner Formen, gehört eine Vollstreckung dieses Urteils, und hier liegen gerade die schwersten Probleme. Aber wir dürfen jene Losung doch nicht einfach verwerfen. Sie kann etwas Gutes und Rechtes meinen, das wir mit unserem Wollen verbinden mögen. Kurz: wir müssen Ame-

rika, ganz wie Russland, beim Wort nehmen, mit oder gegen seinen Willen. Für den Völkerbund fürchte ich dabei nichts. Eine Sache, die man mit ihren eigenen Mitteln bekämpft, kommt zuletzt immer obenauf. Amerika kriegt den Völkerbund so wenig tot als Russland. Es geht nicht mehr ohne ihn, die Frage kann nicht mehr sein, o b er ist, sondern w i e er ist.

Harte Verdauungsbeschwerden bereitet unsern schweizerischen Militaristen das Vorgehen der G e n f e r L e h r e r s c h a f t. Die Vereinigung der Genfer Primarlehrer schlägt der Lehrervereinigung der ganzen ü b r i g e n Schweiz eine Resolution vor, die nicht mehr und nicht weniger verlangt, als die völlige militärische Abrüstung der Schweiz und zwar nicht für das Jahr 100 000, sondern für das Jahr 1928 nach Christi-Geburt — wahrhaftig nicht zu f r ü h nach Christi Geburt! Darob gewaltige Aufregung im Lager der patentierten Patrioten und Rüffelung der Lehrer durch den Staatsrat. Ein Trost war geblieben: Es waren bei jener Beschlussfassung von mehreren hundert nur vierzig Lehrer anwesend. Davon stimmten 29 für, 4 gegen die Resolution, die übrigen enthielten sich. Da konnte man nun sagen: „Das ist nur ein kleiner Bruchteil der Genfer Primarlehrerschaft, ein paar durch den Sozialismus (oder Bolschewismus) verführte; die grosse Mehrheit ist gewiss noch „gesund“ — so drückt man sich in der welschen Schweiz gerne aus, wenn man Verteidigung des Bestehenden meint. Also wird eine Protestaktion dieser Andern gemacht, die allerdings etwas lahm ausfällt. Aber — böse Ueberraschung — als nun der Vorstand eine schriftliche Abstimmung veranstaltet, stimmen von 191 zwar 84 g e g e n, aber doch 60 f ü r die Resolution. Einer legt leer ein und 46 enthalten sich der Stimme, was unter den vorhandenen Umständen fast so viel heisst, als sie sind im Grunde auch d a f ü r. Nun ist die Verlegenheit nicht klein. Was tun? Die sechszig alle absetzen? Das dürfte doch etwas schwierig sein. Man redet ihnen also voll Mitleid zu, bei solchen Gesinnungen könnten sie doch nicht mehr länger als Lehrer dem Staate dienen und sollten also nur fröhlich demissionieren, welchem seelsorgerlichen Rat nicht gerade viele von den Lehrern gehorchen dürften. Es ist im übrigen interessant, wie jene Leute den Staat durchaus mit ihren eigenen Ansichten und Interessen verwechseln, ebenso wie sie ganz naiv das Heer als Stütze der jetzigen sozialen Ordnung verteidigen. Hier liegt der Hase im Pfeffer! Interessant ist weiter, welche geistigen Verdrehungen die Verteidiger des Heeres (unter denen selbstverständlich ein Feldprediger eine Hauptrolle spielt!) sich zumuten müssen, um zu zeigen, dass gerade sie den „wahren“ Pazifismus verträten, den jene andern aufs schwerste komprimittierten, dass man zuerst Sicherheit schaffen, moralisch abrüsten müsse — les réalités qui s'imposent — und wie die Ladenhüter alle heissen. Ein „Frommer“ fordert gar die Lehrer auf, sich auf den Boden der Weihnachtsbotschaft zu stellen, d. h. von ihrem Antimilitarismus zu lassen. Die „Frommen“ machen doch immer die beste Figur! Selbstverständlich taucht auch jene Londoner Erklärung wieder auf, die nach der Auslegung der Militaristen eine schweizerische Abrüstung zu einem Wortbruch, also eine Ehrlosigkeit machte. Mit diesem Schwindel scheint man in der welschen Schweiz noch Geschäfte machen zu können. Den sollten wir einmal energisch ausräuchern! Endlich fehlt es nicht an der Behauptung, jene Lehrer seien Bolschewisten und im geheimen von Moskau dirigiert. Gibt es eigentlich keine Grenze für die Dummheit, die man dem Durchschnittsbürger zutrauen darf?

Der Beschluss bleibt jedenfalls in Kraft und geht an die Lehrervereinigung der ganzen Schweiz weiter. Das Beste an der Sache ist, dass die „Gazette de Lausanne“ im Hinblick auf diese Vorkommnisse einen Artikel mit dem Titel: „Progrès inquiétants de l'antimilitarisme suisse“ schreiben muss. Bis jetzt war es besonders in der welschen Schweiz üblich, die Antimilitaristen als ein verschwindend kleines Häuflein von Entgleisten und Ver-

rückten, Kommunisten zumeist, nebst ein paar Tolstoianern, hinzustellen, wobei man allerdings in den Widerspruch zu sich selbst geriet, dass man dieses in jeder Hinsicht armselige Häuflein einer unaufhörlichen Bekämpfung für bedürftig hielt. Auch jetzt noch wagt einer, die 60 Lehrer „illuminés“ (Verrückte) zu nennen — aber sechszig Verrückte auf zweihundert Lehrer, das ist immerhin bedenklich. Wenn schliesslich die Mehrheit verrückt würde und man nur noch Korporäle in die Schulen schicken dürfte, und auch diese unter der Gefahr der Ansteckung?

Auch sonst geht es vorwärts. Die Ponsonby-Aktion auf Kriegsdienstverweigerung hin hat in England nach der letzten Zählung 128,770 Unterschriften gesammelt. In Deutschland geht die Zwickauer-Aktion weiter und zwar, wie man hört, mit gutem Erfolg. In der zweiten Kammer des holländischen Parlamentes erklärte der sozialdemokratische Abgeordnete Zadelhoff, für den Fall, dass Holland einen Krieg erkläre, würden die Sozialdemokraten nicht mitmachen. In Deutschland ist bekanntlich der doch sonst sehr gemässigte sozialdemokratische Reichstagspräsident Löbe für die Dienstverweigerung, aber auch eine Abgeordnete der rechtsstehenden Wirtschaftspartei, Katharina von Karrdorf-Oheimb, erklärte in einer Versammlung für Paneuropa, einem neuen Krieg müsse man mit Kriegsdienstverweigerung — insbesondere von seiten der Frauen und Mütter — begegnen.

Gegen so etwas lärmen die „Patrioten“ mächtig los. Aber was soll man dazu sagen, wenn gerade unsere Militaristen mit dem Ausland in Beziehungen treten, die dem Landesverrat gleichen wie ein Haar dem andern, z. B. ein sehr bekannter Generalstabsoberst unmittelbar vor dem Ausbruch des Hitler-Putsches mit Ludendorf, während andere Patentschweizer diesen Putsch finanzieren helfen? Und was soll man von ihrem Patriotismus halten, wenn einstigen Stützen des Vaterlandes und Rettern in den Tagen des Generalstreikes in einem bekannten Prozess in der Ostschweiz finanzielle Operationen nachgewiesen werden, die kleinere Patrioten ins Zuchthaus führten? Es ist schon so, dass die „vaterlandslosen Gesellen“ allmählich die einzig zuverlässigen Hüter schweizerischer Ehre und Unabhängigkeit sind.

Die Spielhöllen.

Für die Spielhöllen sind unsere Oberpatrioten meistens ja auch. Gegen diese hat sich sowohl ein gesamtschweizerisches, als auch ein bernisches sozialistisches Aktionskomitee gebildet. Die „Marxisten“ von Bern haben freilich ein fast einstimmiges Votum dafür an einem kantonal-bernischen Parteitag durchgesetzt. Es wird wohl neben den Oberländer Spielbanksozialisten hauptsächlich der von Grimm beherrschte Klüngel gewesen sein. Die Arbeiterschaft ist im Ganzen sicher dagegen.

Ganz falsch scheint mir zu sein, wenn man nun tut, als ob es sich in dieser Sache um etwas Kleines handle, das so viel „Geschrei“ nicht verdiene. Das heisst den Streitpunkt völlig verkennen. Es handelt sich nicht um die pharisäische Verurteilung von Leuten, die zur Spielbank gehen, sondern darum, ob das Schweizervolk sich auch in dieser Form vor dem goldenen Kalb niederwerfen soll, im Sinne des alten Point d'argent, point de Suisse. Das aber ist eine Lebensfrage für die Schweiz.

Wobei ich durchaus zugebe, dass es noch viel wichtigere Kämpfe gegen das goldene Kalb gibt als diesen — die aber ein Sozialist und wirklicher Christ auch kämpft. In diesem Licht ist es eine grosse und wesentliche Sache!

Mücken seigen und Kamele verschlucken

bedeutet es hingegen, wenn man nun eine grosse Geschichte aus den Orden macht, die besonders in der welschen Schweiz gewissen grossen Kindern

(im üblen Sinne!) Freude bereiten. Natürlich bin ich auch dafür, dass ein Schweizer dergleichen nicht annehmen dürfe, aber das könnte in aller Stille geregelt werden. Hinter der ganzen Aufregung um diese Kleinigkeit steht die Agitation des schweizerisch-alldeutschen „Volksbundes" für die Abhängigkeit der Schweiz von Potsdam, genannt „Volksbund für die Unabhängigkeit der Schweiz", der daraus Kapital gegen Frankreich schlagen will. Dabei übersieht der biedere Helvetier in seiner Entrüstung die Tatsache, dass auf dem Gebiete des wirtschaftlichen wie des geistigen Lebens unsere Unabhängigkeit zu einem Schatten verblasst, ohne dass ein Hahn mehr darnach kräht. Ich erinnere nur noch einmal an die Beteiligung gewisser Kreise am Hittlerputsch, wofür sie grosse Summen aufbrachten, und das ist noch ein verhältnismässig unwichtiges Beispiel. Darum stimme ich zwar auch für das neue Verbot der Orden, aber mit Ironie.

Paulus unter den Juden.

Es gibt gewiss viel wichtigere Ereignisse, als die, welche in der Sphäre der Politik vor sich gehen. Sie sind nur weniger greifbar, weniger einer „Chronik" einzuverleiben. Ein Ereignis dieser andern Art scheint mir, als Symptom betrachtet, Franz Werfels „Paulus unter den Juden" zu sein. Ein Jude (von dem ich nicht weiss, ob er etwa getauft ist oder nicht) schildert hier in sechs dramatischen Bildern von zum Teil sehr grosser plastischer Kraft und Eindringlichkeit die Selbstauflösung Israels, das in Jesus Christus sein Ende und das heisst auch: seine Erfüllung findet. Es werden mit besonderer Anschaulichkeit die verschiedenen Möglichkeiten Israels dargestellt: der verweltlichte Jude, der mit Leidenschaft vom Joche Gottes (oder des Gesetzes) loskommen und ein „Grieche" oder „Römer" werden, der fanatische Jude (der „Eiferer"), der im Gegenteil dieses Joch der ganzen Welt auflegen, der Jude, der durch die Verbindung mit der heidnischen Welt Israel dienen möchte, der priesterliche Jude, der schriftgelehrte Jude, dieser in mehreren Formen, deren erhabenste Gamaliel, der „Gerechte" ist, in dem das Judentum sich völlig verwirklicht und damit über sich selbst hinausweist. Alle diese Möglichkeiten genügen nicht. Gamaliel ist eigentlich mehr ein Ideal, als eine Wirklichkeit; er ist keine Möglichkeit für Alle. Die Auflösung und Erfüllung Israels stellt Paulus dar. Nach meiner Empfindung ist er die am wenigsten lebendige Gestalt des Stückes; er scheint mir am wenigsten aus Fleisch und Blut zu sein, mehr eine konstruierte, vielleicht auch empfundene Möglichkeit und Notwendigkeit, als eine Wirklichkeit darzustellen. Gamaliel ist viel viel lebendiger, erlebter und überhaupt die wichtigste Gestalt des Dramas. Er stellt im Schlussbild, in seinem gewaltigen Ringen mit Paulus, die erschütternde Frage an Gott: „Wer ist Jesus von Nazareth?", auf die Paulus Antwort gibt. Damit bricht die „Zerstörung" über Israel herein. Der Römer stellt das Bild des Zäsar ins Allerheiligste. Der Antichrist in Gestalt des sich vergottenden Staates triumphiert über das Volk, das in Gestalt des Gesetzes und der Messiaserwartung Gottes Anspruch vertritt. Aber dieser Triumph des Antichrist ist das Zeichen, dass Christus kommt.

Mit diesem Schlusse beleuchtet der Dichter blitzartig den Sinn Israels, wie der heutigen Weltzeit. Denn sicherlich war es nicht seine Absicht, ein „historisches Drama" zu schaffen.

Ich will indes nicht weiter von dem Stücke selbst reden. Dass es etwas Bedeutendes ist, mag schon aus diesen paar Andeutungen ersehen werden. Was ich hier betonen wollte, ist einfach die Tatsache, dass ein Jude ein solches Stück schreibt, dass ein solches Stück unter uns aufgeführt wird und Aufsehen erregt, dass nicht nur „Christen" hingehen, sondern auch „Juden"; und zwar diese sehr zahlreich, auch die Altgläubigen. Ist das nicht auch ein Zeichen?

13. Januar 1928.

L. Ragaz.

„**Jetzt ist die Zeit.**“ Die Zentralstelle für Friedensarbeit hat nicht unterlassen wollen die nun durch die geplante Abrüstungskonferenz und das Auftreten der Russen, wozu sich jetzt dasjenige Amerikas gesellt, in Fluss gebrachte Abrüstungsbewegung zu unterstützen. Sie hat dies vorläufig durch ein Flugblatt getan, das sie auf Weihnachten herausgegeben hat und das an verschiedenen Orten der Schweiz in der Zahl von 20 000 Exemplaren verteilt worden ist. Sollten unsere Gesinnungsgenossen Lust haben, es weiter zu brauchen (Form und Inhalt sind nicht bloss auf Weihnachten abgestimmt), so ist die Zentralstelle bereit, einen neuen Vorrat herstellen zu lassen. Wir bitten in diesem Falle um rasche Bestellung; die Abgabe erfolgt gratis oder gegen einen sehr kleinen Preis.

Einige Mängel des Flugblattes wolle man durch die Eile seiner Herstellung und widrige Umstände entschuldigen.

Friede auf Erden!

Bitte und Aufruf an alle, die es mit Frieden und Abrüstung ernst meinen.

> Es wird zur letzten Zeit der Berg, da des Herrn Haus steht, höher sein denn alle andern Berge und über alle Hügel erhaben werden. Und alle Völker werden zu ihm pilgern und viele Nationen sprechen: „Kommt, lasst uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir wandeln auf seinen Steigen.“ Denn von Zion wird das Gesetz ausgehen und das Wort Gottes von Jerusalem. Er wird richten unter den Völkern und strafen viele Nationen. Und sie werden ihre Schwerter zu Pflugscharen machen und ihre Spiesse zu Sicheln. Es wird kein Volk wider das andere das Schwert aufheben und werden hinfort den Krieg nicht mehr lernen. Jesaja 2.

Vor einigen Wochen ist in Genf die Abrüstungskonferenz des Völkerbundes zusammengekommen. Sie wird dies in den nächsten Monaten wieder tun. Für alle die, welche in der völligen Abrüstung die einzige Rettung Europas, ja der ganzen Welt vor dem ohne sie gewissen Untergang in einer neuen Weltkatastrophe erblicken, ist damit das Zeichen zu einem neuen und allgemeinen Vorstoss gegeben. Das Scheitern dieser Konferenz der Diplomaten und Generalstäbler darf nicht eine Katastrophe der Abrüstungsbewegung überhaupt werden. Es ist unsere, es ist der Völker eigene Sache; es ist Zeit, dass wir sie in unsere Hand nehmen.

Die russischen Delegierten haben in der ersten Sitzung der Konferenz die völlige und sofortige Abrüstung zu Lande, auf dem Wasser und in der Luft, die Zerstörung aller Kriegswerkzeuge und Beseitigung aller Vorbereitung auf den Krieg vorgeschlagen und Russlands Bereitschaft dazu erklärt, falls die anderen mitgingen. Wir bedauern, dass das bolschewistische Regime mit seiner Theorie und Praxis der Gewalt das moralische Gewicht dieses Vorgehens so sehr vermindert, meinen aber doch, diese Tatsache, dass eines der grössten Reiche aller Zeiten, ein die Geschicke Europas und Asiens so sehr bestimmendes Reich von 140 Millionen Einwohnern, zur sofortigen und völligen Entwaffnung auffordert, sei auf allle Fälle ein gewaltiges Zeichen einer Wendung in der Menschengeschichte und ein Hinweis auf die nahende Erfüllung der prophetischen Weissagung des Friedensreiches auf Erden. Wer diese Hand zurückstösst, der macht sich schwerer Heuchelei schuldig, wenn er künftig noch einmal Kriegsrüstungen mit dem Hinweis auf Moskau rechtfertigen will. Russlands Vorgehen beweist auf alle Fälle, dass die Stunde für die Entwaffnung der Völkerwelt gekommen ist.

Auch hier sagen wir: es ist an uns, die Forderung der Russen aufzunehmen und in *unserem* Sinn und Geist zu vertreten. Die Lage ist für

alle, deren Augen nicht durch Wahn oder Interesse verblendet sind, klar. Ein neuer europäischer Krieg wird mit Notwendigkeit zu einem Weltbrand und damit zu unser aller physischem und moralischem Untergang. Unsere einzige Rettung ist der Sieg über den Krieg. Dazu gehört die Abrüstung, und zwar die völlige. Eine halbe Abrüstung ist undurchführbar und wertlos. Es gilt, ein neues Prinzip zu wählen: an Stelle des Glaubens an Blut und Gewalt den Glauben an Geist und Recht. Die Abrüstung ist heute möglich; es ist nur ein wenig Vernunft, ein wenig Glauben und Wagen dafür nötig. Warum sollten wir nicht diesen Weg wagen? Der andere ist ja das sichere Verderben. Jeder Ehrliche und Denkfähige durchschaut heute die trügerischen Losungen, mit denen man uns immer wieder hinhält. „Man soll zuerst moralisch abrüsten" — aber lehrt uns die Kunst, moralisch abzurüsten, während wir neue teuflische Kriegsmittel ersinnen und ausprobieren! „Es muss zuerst Sicherheit geschaffen werden" — aber gibt es Sicherheit, solange man an das Schwert glaubt? „Wir brauchen das Heer nur zur Verteidigung des Vaterlandes" — aber sind nicht alle Heere Ausdruck des Glaubens an die Gewalt, Anlockung der Dämonen, Erzeugung von Fluch und Ruin, Sicherheit und Verteidigung aber gerade die Zerbrechung des Schwertes und der Glaube an das heilige Gottes- und Menschenrecht?

Mitmenschen, wisst ihr eigentlich genau, was uns droht? Wisst ihr vom Maschinen- und Giftgaskrieg, der die ganze Bevölkerung, vom Kinde bis zum Greise, in Anspruch nimmt, der vor allem über die nichtkämpfende Bevölkerung kommen, in wenigen Stunden Grosstädte in Friedhöfe und Höllen, blühende Landschaften in Todeswüsten verwandeln wird? Wir dürfen die Rettung vor diesem Furchtbaren nicht den Diplomaten und Generalstäblern überlassen, sondern müssen dafür mit höchstem Ernst und äusserster Entschlossenheit die Völker selbst aufrufen. Auf dem Boden der einzelnen Völker müssen wir einsetzen, überall so, wie es deren Art, Sitte und politischen Verhältnissen entspricht; dann müssen die nationalen Aktionen zu einer grossen und entscheidenden internationalen zusammenfliessen. Wenn die Regierungen sich weigern, das Verderben abzuwenden, dann muss Militärstreik, Kriegsstreik, Dienstverweigerung in grossem Stil einsetzen. Dann müssen wir nach Gandhis Vorbild durch gewaltlosen Widerstand die Gewalt zerbrechen. Schon haben in Deutschland, England und anderswo Hunderttausende durch ihre Unterschrift feierlich erklärt, dass sie auf keinen Fall und auf keine Art an Kriegsvorbereitungen teilnehmen würden. Auf dieser Linie muss es vorwärts gehen. Es beginnt der grosse, endgültige Aufstand gegen den Krieg, den alten Fluch der Menschheit.

Wir fordern, uns einig wissend mit Millionen:

Die Abschaffung aller Armeen und aller Kriegsflotten auf dem Wasser und in der Luft und ihre Ersetzung durch kleine nationale und internationale Polizeimacht;

Die Zerstörung alles Kriegsmaterials oder seine Verwendung zu Zwekken des Friedens, die Verwandlung der Kasernen in Volkshäuser oder Wohnungen für Obdachlose, und der Exerzierfelder in Anlagen und Spielplätze;

Die Beseitigung alles militärischen Unterrichtes und aller Verherrlichung des Krieges in Kirchen, Schulen und Schulbüchern; der Krieg soll künftig schlechthin als Verbrechen gelten;

Die Verwendung des bisherigen Militärbudgets für den Kampf gegen Not, Armut und Unrecht, Seuchen und Naturkatastrophen, für die Förderung von Kraft und Gesundheit, Geistesbildung und Lebensfreude.

Wir fordern dies nicht nur für eine ferne Zukunft, sondern für unsere Tage. Es ist die gewaltige Aufgabe und Verheissung für heute und morgen.

Friede auf Erden!

Wer helfen und mitmachen will, wende sich an die Schweizerische Zentralstelle für Friedensarbeit, Gartenhofstr. 7, Zürich 4 (Postscheck VIII 9367).

Die Rettung der Schweiz und der „tief religiöse Generalstabschef". Zu den übelsten Zeichen der Entartung gehört die zunehmende Neigung, Verstorbene zu politischen und andern Zwecken auszubeuten. Natürlich: wie sollte ein Geschlecht, dem nichts mehr heilig ist, als das Eigentum, vor dem Heiligtum des Todes Halt machen? Besonders krass zeigt sich diese Entartung bei Anlass des jüngst erfolgten Hinschiedes des ehemaligen Generalstabschefs der schweizerischen Armee, des Obersten Theophil von Sprecher. Er war ohne Zweifel ein sehr tüchtiger und achtungswerter Mann, und da scheint ja die Gelegenheit günstig, aus seinem Gedächtnis Kapital zu schlagen, und zwar natürlich für unsern Militarismus. Zu diesem Zwecke wird der Verewigte weit über alle Wahrheit hinaus gerühmt und zwar eben nicht nur wie das so von jeher üblich ist, sondern mit einer sehr deutlichen Tendenz, in diesem Manne, der sich eine gewisse Popularität erworben, unsern Militarismus zu verherrlichen. Man tut bei uns in gewissen Kreisen sehr erstaunt, wenn man von einem schweizerischen Militarismus redet. An diesem Beispiel aber kann man deutlich erkennen, dass er vorhanden ist und worin er besteht. Er besteht darin, dass man bei jeder Gelegenheit die „Armee" in den Vordergrund rückt, sie als Hort und Grundlage der Schweiz, vielleicht sogar unserer Demokratie hinstellt, für ihre Vertreter besondere Ehren verlangt, sie in bengalisches Licht setzt — alles Dinge, die früher bei uns ganz unbekannt waren und die uns erst das System Wille gebracht hat. Die militärische Clique, die hinter dieser Macht steht, entrüstet sich mächtig darüber oder gibt vor, sich zu entrüsten, dass die Präsidenten der Bundesversammlung nicht der Verdienste des Verstorbenen gedacht hätten — was gegen alles Herkommen gewesen wäre, da nur für verstorbene Mitglieder des Rates diese Sitte gilt — und fordert nun zur „Sühne" dieses Verbrechens, dass im Bundeshause die Büsten der beiden Retter des Vaterlandes Sprecher und Wille aufgestellt würden. Die Sprecherlegende fügt sich nämlich der ganzen Tendenzlegende ein, die sich, nachdem die Wirklichkeit ein wenig in die Ferne gerückt, gebildet hat: dass einzig unsere Armee uns während des Krieges vor dem äusseren und inneren Feinde gerettet habe, und das vor allem dank dem General und dem Chef des Generalstabes, wobei dann je nachdem auch dem lieben Gott als oberstem Kriegsherrn noch eine Nebenrolle eingeräumt wird.

Unsere Leser wissen, was wir von dieser Legende halten. Es bleibt trotz aller Entrüstung, die sie etwa in patriotischen Gemütern erregt hat, meine Ueberzeugung, dass die „Armee" für uns während des Krieges und nachher (auch beim Generalstreik) viel mehr eine Gefahr war als ein Schutz. Dass damit auch mein Urteil über die oberste militärische Führung ein anderes wird, als das nachträglich in Gang gebrachte — während des Krieges tönte es anders — liegt auf der Hand. Ihre nach aussen fanatisch ententefeindliche und alldeutsche, nach innen borniert reaktionäre und sozialistenfeindliche Haltung, ihr Benehmen im Oberstenprozess, der durch ihre Schuld zum Bürgerkrieg zwischen welscher und deutscher Schweiz hätte führen können und der auch Sprecher nicht Ehre machte, ihre leidenschaftliche Bekämpfung des Völkerbundes aus dem Motiv der Ententefeindschaft heraus — das alles waren doch ganz gewiss verhängnisvolle Dinge, die einst alle Einsichtigen als solche erkannt haben, und es braucht schon auf der einen Seite einen hohen Grad von Ungeniertheit und auf der andern einen ebenso hohen von Vergesslichkeit, wenn man nun diese beiden Männer geradezu als Retter der Schweiz hinzustellen wagt.

Das unverantwortliche Gebahren unserer militärischen Clique zwingt uns, an diesen einst so offenkundigen und nun schon halb von der Rettungslegende überwucherten Sachverhalt zu erinnern. Im übrigen möchte ich das, was die beiden Männer an Tugenden und Verdiensten aufzuweisen hatten,

nicht antasten. Auch in dem, was ich für verhängnisvoll hielt und halte, gehorchten sie ohne Zweifel ihren Ueberzeugungen. Sprecher, den ich persönlich kannte, war gewiss in mancher Beziehung ein ungewöhnlicher Mensch.

Nur einen Punkt muss ich noch ein wenig ins Licht stellen. Man rühmt jetzt in allen möglichen Tönen vor allem die „tiefe Religiosität“ des verstorbenen Generalstabschefs. Mit den „frommen“ Blättern wetteifern darin die „weltlichen“ und zwar darunter auch solche, die sonst nicht gerade als besonders eifrige Hüter Zions betrachtet werden können. Sprecher wird beinahe zu einem neuen Kirchenvater und Heiligen gemacht. Wochenlang habe ich fast jeden Tag von wohlwollender Hand aus irgend einem Winkel der Schweiz einen Zeitungsausschnitt zugestellt bekommen, worin diese „tiefe Religiosität“ herausgestrichen wurde, mit Glossen, die mir Armseligen klar machen sollten, was w i r k l i c h e Frömmigkeit sei — nämlich Militärfrömmigkeit, nicht Antimilitarismus. (Ich bin ja ein „engerer Landsmann“ Sprechers, und da scheint die Vergleichung zwischen dem Heiligen und dem Ketzer besonders nahe zu liegen!) Man wird es mir darum nicht übel nehmen können, wenn ich dazu ein Wort sage.

Es liegt mir wieder fern, zu leugnen, dass Sprecher eine ernste und aufrichtige religiöse Ueberzeugung hatte. Wie G o t t sie beurteilt, muss ich Gott überlassen. Aber soweit diese Religiosität menschlich sichtbar wurde, muss ich doch fragen: Was war denn daran B e s o n d e r e s? Sprecher glaubte an Gott, an Christus, an die Bibel, an das ewige Leben — tun und taten das nicht sehr viele neben ihm ebenso ernsthaft und tief? Er ist in die Kirche gegangen, hat fromme Werke unterstützt — tun nicht auch das Zahllose? Es ist wahr, er hat auch gelegentlich religiöse Vorträge gehalten, hat namentlich seinen Glauben an die Notwendigkeit des Krieges religiös zu begründen versucht, aber die Ehrlichkeit gebietet das Bekenntnis, dass diese Aeusserungen, auch von seinem eigenen Standpunkt aus betrachtet, so unbedeutend als nur möglich sind und z. B. keinen Vergleich mit Hilty aushalten.

Was ist es denn Besonderes mit dieser „tiefen Religiosität“, von der nun alle Zeitungen seit Wochen voll sind?

Es ist zum Ersten die Religiosität eines Obersten und Generalstabschefs. Und das ist natürlich etwas ganz anderes, als etwa die eines Handwerksmeisters, Arbeiters oder auch so eines gewöhnlichen Pfarrers. Es ist halt eine ganz besondere Ehre, wenn ein Oberst und Generalstabschef an Gott, Christus, die Bibel, das ewige Leben glaubt; der liebe Gott wird sich durch solche Anerkennung ohne Zweifel sehr geschmeichelt fühlen!! Man erkennt an solchen Tatsachen unseren ungeheuren religiösen Fortschritt über das Neue Testament und auch über die Ansichten der Apostel hinaus. Paulus z. B. rühmt sich im ersten Brief an die Korinther (vgl. c. 1, 26 ff.), dass in jener Gemeinde „nicht viele Mächtige, nicht viele Wohlgeborne“ zu finden seien und Johannes c. 7, 48 wird ausdrücklich gefragt: „Glaubt auch irgend einer der Obersten an ihn?“ Darin haben wir's denn doch weiter gebracht!

Diese „tiefe Religiosität“ hat zum Zweiten offenbar ihren besondern Wert darin, dass sie eine Sanktion des Militärs ist. Das macht die Sprechersche Frömmigkeit auf einmal so vielen zu einem kostbaren Fund, die für ihre Person sich freilich nicht gerade mit Frömmigkeit beschweren. „Seht, man kann also tief religiös und doch für das Militär sein!“ Ja, vielleicht noch mehr: „Wer tief religiös ist, muss für das Militär sein; nicht für das Militär zu sein ist also wohl ein Zeichen von Gottlosigkeit.“ Mir haben diese vielen Zusendungen der Artikel über die „tiefe Religiosität“ des Generalstabschefs eine wichtige Tatsache aufs neue deutlich gemacht: Nachdem alle andern Schutzmauern des Militarismus sehr brüchig geworden sind, flüchtet sich

dieser jetzt mit Vorliebe hinter die der Religion. Hier haben wir jetzt unseren stärksten und schlimmsten Gegner zu suchen.

Und noch eine dritte Bemerkung. Man rühmt diese „tiefe Religiosität", ohne sich zu fragen, ob es denn nicht auch ein wenig auf den Inhalt einer tiefen Religiosität ankomme. Gibt es nicht auch falsche Religiosität? Gibt es nicht eine Religiosität, von der nach der Bibel Gott nicht viel wissen will? Wenn eine Religiosität dazu kommt, Kanonen, Maschinengewehre und Giftgasbomben mit einer gewissen Sanktion zu versehen, sollte nicht eine solche Religiosität dadurch selbst gerichtet sein, statt andere zu richten? Wird sie, statt dass sie die Kanonen weiht, nicht selbst dadurch entwertet? Ihr Frommen, die ihr bei all eurem Bibelglauben keine Ahnung von dem habt, was in der Bibel steht, die ihr das ewige Recht des Krieges durch Josua und Gideon beweist und sogar aus der Bolligerschen Kriegstheologie Waffen bezieht — lasset euch sagen, dass gerade nach den Propheten und Aposteln, wie nach dem, der über ihnen besteht, blosse Religiosität („Herr, Herr-Sagen") und wäre sie die allertiefste, nicht davor schützt, dass zu ihr gesagt wird: „Ich habe euch nie gekannt."

Das alles ist selbstverständlich nicht gegen Sprecher selbst gesagt, dessen Frömmigkeit gewiss nicht in der Verteidigung von Krieg und Militär aufging und der sich gewiss nicht einbildete, „tief religiös" zu sein, oder das Vaterland gerettet zu haben, sondern bloss gegen die schmähliche Ausbeutung seines Ansehens und seiner Frömmigkeit. Ehret ihr diesen Mann wirklich, so lasst ihn und uns damit in Ruhe!

Gegen den Maschinenmenschen.

„Um die Seele des Arbeiters" — eine neue Form der Versklavung des Arbeiters. Sehr viel mehr als jeden offenen Kampf gegen die Arbeiterschaft fürchte ich die klugen Versuche, sie gleichsam, ohne dass sie es merkt, durch scheinbares Entgegenkommen und Benutzung an sich wertvoller Motive, zu fügsamen und zufriedenen, vielleicht wohlgenährten, vielleicht auch sonst durch „seelische" Mittel zur Ruhe gebrachten Sklaven zu machen. Ein solcher Versuch ist zweifellos auch die Dinta, d. h. das „deutsche Institut für technische Arbeitsschulung". Diese Einrichtung hat ihren Sitz in Düsseldorf und steht unter der Leitung eines Oberingenieurs Arnhold. Ihr angeblich einziger Zweck ist die Hebung der Produktivität der deutschen Wirtschaft durch das Mittel der „Menschenbewirtschaftung". Schon dieser Ausdruck ist vielsagend. Der eigentliche Zweck, die Versklavung des Arbeiters, kündigt sich darin schon an. Diese soll in der Form bewerkstelligt werden, dass man den Arbeiter an einen bestimmten Betrieb bindet, aber natürlich nicht durch das Mittel, das auch ein Sozialist billigen könnte: eine soziale Gestaltung der Arbeit in bezug auf Lohn, Arbeitszeit, Arbeitsform und Arbeitsgeist, sondern dadurch, dass der Arbeiter zum willigen Knecht des Betriebes gemacht wird. Man redet von „Werkgemeinschaft" und „Werkschicksal", dabei eine wichtige Wahrheit missbrauchend. Aus der Wahrheit, dass das Werk des Arbeiters sein Werk, d. h. seine Arbeit seine Arbeit sein sollte, macht man den Betrug, dass er an sein Werk im Sinne des Betriebes gebunden sein solle und zwar nun eben wieder nicht, um es in einem sozialen (oder gar sozialistischen) Sinn als sein Werk betrachten zu dürfen, sondern um dadurch der Gewerkschaft und der allgemeinen Arbeiterbewegung entzogen zu werden.

Um diesen Zweck zu erreichen, richtet man Lehrwerkstätten ein, in denen die jungen Arbeiter für das von den Unternehmern ihnen zugedachte „Werkschicksal" körperlich und geistig dressiert werden. Eine feierliche Prüfug mit allerlei der Freimaurerei nachgemachtem Zeremoniell schliesst eine vierjährige Lehrzeit ab (von der merkwürdigerweise drei Jahre für alle auf die Erlernung des Schlosserberufes verwendet werden). Damit soll

der Eindruck erweckt werden, dieser in Wirklichkeit als Helote gedachte Arbeiter sei nun ein „freier Handwerker“ im alten Zunftstil. Dem entspricht, mit gleicher Wahrheit, die Schaffung von Zünften oder „Gilden“, worin die Arbeiterschaft eines Betriebes oder einer Betriebsgenossenschaft zusammengefasst wird. Ein besonders wirksames Organ dieser ganzen Absicht sind die „Werkzeitungen“. Diese sollen angeblich eine engere Beziehung zwischen dem Werk (d. h. dem Betrieb) und dem Arbeiter herstellen, indem sie dem Arbeiter das Werk bekannt machen, ihm (wirklich oder scheinbar) Gelegenheit geben, über dieses oder jenes seine Meinung zu sagen, in Wirklichkeit aber, ihn über seine wahren Arbeiterinteressen hinwegtäuschen. Um die politische Beeinflussung zu verschleiern, gibt man sie zunächst in bescheidenen Dosen, in allerlei Familiennachrichten, Anweisungen für Haushaltung, Gartenbau und ähnliche Dinge (die natürlich ihrerseits besonders auf die Gewinnung der Frauen berechnet sind) eingestreut. Man veranstaltet Haushaltungskurse, um den Arbeiterfrauen zu zeigen, dass eine Familie bei rechter Sparsamkeit mit 30 Mark Wochenlohn ebensogut auskommen könne, als sonst bei 80 Mark. Den Arbeitern wird nach zehnstündiger Arbeitszeit allerlei Unterhaltung, Spiel, Sport und dergleichen geboten, um sie über ihre Lage zu betrügen. Es ist offenkundig, dass dies der Zweck ist. Denn der sogenannte Funktionskörper der gelben Gewerkschaften wird jeden Samstag nach Düsseldorf einberufen, um seine Instruktionen zu empfangen.

Es ist ein mit allem Raffinement ausgedachtes System der Sklavenzüchtung. Und es hat vorläufig Erfolg. 50 Lehrwerkstätten dieser Art sind in kurzer Zeit errichtet worden und 3000—4000 Lehrlinge werden darin hergerichtet. „Werkzeitungen“ gibt es 55, mit 330 000 Auflage, wozu noch 8 Wochenschriften kommen. Ein gewaltiger Apparat und doch erst ein Anfang!

Wie soll sich die Arbeiterschaft gegen diese und ähnliche Gefahren schützen? Durch einen Sozialismus, der nicht bloss mit animalischen Motiven rechnet, und dadurch, dass sie das Wahre, das ja in solchen Bestrebungen auch liegt, darin aber nur als Mittel des Betruges wirkt, auf ihre Weise, auf die rechte Weise, verkündigt und vertritt.

Ein Wort gegen die Lügende. Ich sehe mich durch gewisse Vorkommnisse der letzten Monate zu folgender Erklärung genötigt:

Seit vielen Jahren schon mache ich immer wieder eine bestimmte Erfahrung, die aber in der letzten Zeit wieder besonders krasse Formen angenommen hat. Sobald ich wieder einen Vortrag gehalten habe, der einiges Aufsehen erregte, oder sonst irgend ein Anlass gewisse Leute fürchten lässt, ich könnte doch noch kein Toter sein, wenn ich auch nicht mehr die Universitätsjugend verderbe, erscheinen auf einmal in gewissen Zeitungen landauf und landab Artikel, in denen einige alte Lügen und Verleumdungen regelmässig wiederkehren. Es ist, als ob nur auf einen Knopf gedrückt werden müsste, damit sofort ein ganzer Apparat in Bewegung gerate. Ohne Zweifel geht diese Kampagne von einem bestimmten Zentrum aus. Ob es eine Agentur, ein Bureau ist, oder ein Einzelner, weiss ich nicht. Offenbar hat man sich völlig daran gewöhnt, anstatt meine Gedanken zu überlegen, einfach diesen Verleumdungsapparat gegen meine Person spielen zu lassen. Das ist bequemer, und man scheint der Wirkung sicher zu sein. Wohl nicht ganz mit Unrecht.

Nun gibt es zweierlei Arten von Verleumdungen meiner Person. Man kann versuchen, einfach mein ganzes Glauben und Wollen, meine ganze Haltung zu entstellen. Dagegen ist nichts zu machen. Das ist die alte Regel. Wenn man mich einen Bolschewisten, einen Landesverräter, einen Verführer und Verderber der Jugend nennt, vielleicht einen Gottes- und Christusleugner (wie das etwa ultramontane Hetzblätter praktiziert haben) oder wenn man sich begnügt, mich als Utopisten, Schwärmer, weltfremden Idealisten zu brand-

marken — dann erlebte ich nur, was alle erlebt haben und erleben, die für eine gute und heilige Sache gegen herrschende Interessen und Meinungen kämpften und kämpfen. Ich weiss, dass man für die Wahrheit muss leiden können und dass man, soweit dies der Fall ist, sich mit dem Wort des Herrn trösten darf: „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.“ Ich möchte es durchaus nicht anders haben und anders halten.

Aber nicht so liegt die Sache, wo es sich um ganz bestimmte und konkrete Verleumdung handelt, die mehr das persönliche Leben angeht. Hier scheint Schweigen Zustimmung zu bedeuten. Ich habe alle die Jahre her den Fehler gemacht, dass ich gewisse ewig wiederkehrende Lügen und Verleumdungen habe laufen lassen, ohne ihre Widerlegung zu versuchen. Dadurch sind nicht nur jene Gegner ermutigt worden, ihr Spiel weiter zu treiben, sondern auch Freunde zu der Meinung gebracht worden, es müsse doch etwas daran sein. Dadurch aber ist der Sache, die ich vertrete, allzu grosser Schaden erwachsen. In weiten Volkskreisen gelte ich infolge dieser langen und ungestörten Hetz- und Lügenarbeit für ein wahres Monstrum. Damit ist es aber den Leuten allzubequem gemacht. Auch finde ich es wirklich arg, dass eine solche Methode einen Mann, dessen Ansichten einem nicht passen, zu bekämpfen, in unserem Lande fast ungehemmt Jahrzehnte hindurch geübt werden darf. Darum möchte ich einmal einige Feststellungen machen, die wenigstens den Ehrlichen und Anständigen zeigen sollen, wie es sich mit dieser ganzen Verleumdungs- und Beschmutzungskampagne verhält.

1. Es ist Verleumdung, wenn man immer wieder behauptet, ich stünde mit den bolschewistischen Machthabern Russlands in irgendwelchen freundschaftlichen oder intimen Beziehungen. Ich habe Trotzky (nicht aber Lenin) in seiner nichtbolschewistischen Periode, als er in Zürich weilte, kennen gelernt und mich später zweimal w a r n e n d an ihn gewendet; das ist alles. Im übrigen könnte man nun endlich wissen, dass niemand in der Schweiz den Bolschewismus mit grösserer Entschiedenheit bekämpft hat, wie ich, und zwar von Anfang an.

2. Es ist ebenfalls Verleumdung, wenn man tut, als ob das Telegramm an Trotzky und Lenin, in dem diese gebeten werden, nicht einen s e p a r a t e n, sondern einen a l l g e m e i n e n Frieden zu erstreben, den Zweck gehabt habe, eine F o r t s e t z u n g des Krieges zu bewirken. Dieses Telegramm, das ich weder angeregt noch verfasst, sondern bloss mit elf anderen unterzeichnet habe, und das von Anfang an der Oeffentlichkeit übergeben wurde, wollte eben das verhindern, was dann gekommen ist: eine Fortsetzung des Krieges bis zur Vernichtung der einen Partei und einen daraus folgenden Gewaltfrieden. Die Unterzeichner waren alle entschiedene Antimilitaristen, die meisten Tolstoianer, und die grosse Mehrheit aller Pazifisten hat unseren Standpunkt geteilt. Er wurde im deutschen Reichstag durch die Sozialdemokratie vertreten und auch Lenin und Trotzky behaupteten ihn so lange als nur möglich. Der blosse Separatfriede musste die deutschen Kräfte im Osten frei machen, damit sie nach dem Westen geworfen werden könnten und so zu einer Fortsetzung des Ringens bis aufs Messer führen. D a s galt es zu verhindern. Das Telegramm beginnt mit den Worten: „Wir freuen uns, dass euch Gelegenheit gegeben wird, den Weltkrieg abzukürzen und ihn durch einen Frieden zu beendigen, welcher den Bestrebungen des internationalen Sozialismus entspricht“, warnt dann vor einem blossen Separatfrieden, gibt Mittel an, zu einem allgemeinen zu gelangen und schliesst mit den Worten: „Es scheint uns selbstverständlich, dass ihr den Zentralmächten als Bedingung für den Friedensschluss ein Programm eines demokratischen Friedens auf Grund der völligen Abrüstung vorschlaget. Wir hoffen von ganzem Herzen, dass es euch möglich sein wird, für euer Land und damit für die ganze Welt

einen wirklichen und dauernden Frieden zu schaffen und eine neue Epoche der Menschheit einzuleiten.“ Ich wusste, dass damals ein allgemeiner Friede möglich war und war sogar an Vorbereitungen dazu beteiligt. Dass das Telegramm nicht gegen die Zentralmächte gerichtet war, beweist der Umstand, dass unter den zwölf Unterzeichnern acht Deutsche und Oesterreicher, ein Holländer und ein Spanier und nur zwei Schweizer waren. Nachdem der weitere Verlauf des Krieges unserer Voraussicht so furchtbar recht gegeben hat, sollte man doch endlich diese rostige Verleumdungswaffe in den Winkel stellen. Jedenfalls ist klar, dass die grosse Wut gewisser Kreise über jenes Telegramm nicht daher stammte und stammt, weil es ihnen um den Frieden mehr zu tun gewesen wäre als uns, oder weil sie vom russich-deutschen Separatfrieden einen „Verständigungsfrieden“ erhofften, sondern weil es ihnen den „Siegfrieden“ der Zentralmächte zu gefährden schien — wie denn der Hass des schweizerischen Alldeutschtums eine der dauernden giftigen Quellen der Verleumdung gegen mich ist.

3. Die allerschlimmste Form nimmt Lüge und Verleumdung an, wenn man gar den Schein erregt, als ob ich mit Spionageaffären zu tun gehabt hätte. So behauptet neuerdings das „Echo vom Zürichberg“ (Nr. 138), es sei sehr wohl erinnerlich, dass ich mit dem wegen Spionage zugunsten der Entente vor zehn Jahren zu einer längern Freiheitsstrafe verurteilten Oberleutnant Acklin in sehr freundschaftlichen Beziehungen gestanden habe. Dazu erkläre ich: Ich habe den Oberleutnant Acklin überhaupt nie gekannt; nie habe ich mit ihm verkehrt, auch nicht indirekt, auch nicht brieflich. Seine Frau, die sich einmal in irgend einer völlig unpolitischen Sache an uns gewendet hatte, habe ich, weil das notwendig war, um eine Adresse gebeten und habe dabei nicht mehr als einige Worte mit ihr gewechselt, im übrigen nichts weiter von dem Ehepaar gewusst. Das ist alles, das übrige ist krasse Verleumdung. Wenn das „Echo vom Zürichberg“ also den geneigten Leser auf den Gedanken bringen will, ich hätte mich an Spionage beteiligt, so ist das wirklich Niederträchtigkeit schlimmster Art und ich möchte den ganzen Presseklüngel (Mittelpresse etc.) davor gewarnt haben, dergleichen zu wiederholen.

4. Reine Verleumdung ist alles, was man mir von irgend welchem unlauterem Tun und Treiben in den Kriegstagen und später nachreden will. Dafür setze ich mein Wort ein. Ich bin in diesen bewegten Jahren mit Menschen aller Art, von der äussersten Linken bis zur äussersten Rechten in Beziehung gekommen — indem ich von ihnen Briefe oder Besuche erhielt, oder sonst gelegentlich mit ihnen zusammentraf — habe aber durchaus meinen eigenen Kurs verfolgt, den gleichen wie vor und nachher, einen Kurs, der aus vielen Dokumenten, Büchern, Aufsätzen, Taten für jeden, der eine Spur von Willen zur Wahrheit besitzt, klar genug hervorgeht. Ich habe nichts getan als was dazu diente, den Krieg zu bekämpfen, und zwar den Völkerkrieg, wie den drohenden Bürgerkrieg, und dadurch auch die Schweiz zu retten. Kein Schritt, der nicht diesem Zwecke galt. Nicht ein Stäubchen von einem anderen Tun wird man mir nachweisen können. An allen Punkten stehen mir, wenns not tut, Zeugen genug zur Verfügung. Die Freunde dürfen sich darauf ganz fest verlassen. Ganz besonders betone ich, dass ich in jener ganzen Zeit nie aufgewiegelt, sondern stets abgewiegelt habe, und zwar dies wie Wenige unter uns. Denn ich wusste, dass ein Bürgerkrieg damals eine unausdenkliche, verhängnisvolle Katastrophe für die Schweiz und speziell für die Arbeiterschaft bedeutet hätte. An diese Aufgabe der Abwiegelung, der Warnung und Beschwichtigung, später besonders auch an die Bekämpfung des Bolschewismus, habe ich meine ganze, damals sehr grosse Autorität und Popularität bei der Arbeiterschaft gesetzt. Den Krieg

habe ich von Anfang an bekämpft und unaufhörlich für seine Beendigung gewirkt, immer das „neue Europa“, keinen „Siegfrieden“, vor Augen.

5. Man versucht aber auch immer wieder mein Privatleben zu verleumden. Amtliche Dokumente werden, wohl von Beamten selbst, missbraucht, um mich und die Meinen in ein falsches Licht zu stellen, und damit meine Sache zu schädigen, schmählichste Methoden angewendet, um irgend welche neue Lüge in Kurs zu setzen. Es liegt in der Natur der Sache, dass ich darauf nicht weiter eingehen kann. Ich mache wahrhaftig nicht den Anspruch, fehlerlos zu sein, aber es handelt sich jetzt nicht um die justitia spiritualis, die Gerechtigkeit vor Gott, sondern um die justitia civilis, die Gerechtigkeit vor den Menschen. Die Freunde dürfen ganz sicher sein, dass es sich bei gewissen Ausstreuungen (besonders in bezug auf meine ökonomische Lage), seis um krasse, unverschämte Erfindung, seis um elende Entstellung des Sachverhaltes handelt. Eine Erkundigung bei mir selbst würde in solchen Fällen die Wahrheit ohne weiteres klarstellen. Ich habe nichts zu verschweigen.

Selbstverständlich habe ich mit dieser Feststellung noch nicht alles getroffen, was etwa gegen mich geschwatzt wird. Ich weiss natürlich auch lange nicht alles. Aber an diesen Beispielen mag jeder Anständige und Vernünftige leicht erkennen, was es mit dem Andern für eine Bewandtnis haben wird.

Was will ich mit dieser Erklärung? Bilde ich mir ein, damit den Verleumdungsapparat, der gegen mich aufgebaut worden ist, zu zerstören? Das wäre allzu naiv. Nein, ich will nur einmal in bezug auf diese Dinge die Wahrheit f e s t s t e l l e n, damit jene Legendenbildung (besser: Lügenbildung) nicht zuletzt gar noch als Wahrheit erscheine. Auch könnte ich mir doch denken, dass, durch diese Zeilen veranlasst, da und dort einmal ein Freund oder sogar ein anständiger Gegner (oder sollte es solche bei uns so wenig mehr geben als Lämmergeier und Steinböcke?) das Wort ergriffe und einer solchen Lüge den Kopf zerträte. Ich muss hier freilich eine Anklage erheben: Die ganze Lügen- und Verleumdungskampagne gegen mich hätte nie so viel Erfolg haben können, wenn es unter uns mehr R i t t e r l i c h k e i t gäbe. Wenn ich nur an die vielen Pfarrer unter meinen Schülern über die ganze deutsche Schweiz hin denke, die zwar nicht alle meine Ansichten zu teilen brauchen, aber alle genau wissen, wie es mit jenen Lügen steht, so muss ich sagen: hätten diese der bescheidensten Wahrheitspflicht genügt, so stünde ihr Lehrer nicht landauf landab bei so vielen als ein halber Gottseibeiuns da. Wo Ausnahmen vorgekommen sind, treues, mannhaftes Einstehen für die Wahrheit gegen die Lüge, da ist es sehr wohl zu spüren; da schaut man mich anders an und da steht es auch anders mit der S a c h e. Noch einmal frage ich: Will man noch länger dulden, dass man in der Schweiz ungescheut und ungehindert mit solchen Waffen kämpfen darf?

Ich habe das offenbar einmal sagen müssen. Und nun sei die Wahrheit Gott befohlen.

L. R a g a z.

Aus der Arbeit

Arbeit und Bildung.

Zu den Kursen des ersten Wintersemesters kommt im zweiten noch einer über „d e n E i n f l u s s n a t u r w i s s e n s c h a f t l i c h e r A n s c h a u u n g e n a u f d i e s o z i a l e n Z u s t ä n d e“. Leiter ist Dr. F. K a u f f u n g e n. Der Kurs findet jeweilen am Freitag, abends 8 Uhr, im Heim (Gartenhofstrasse 7) statt und beginnt am 17. Februar. Es wird ein Kursgeld von Fr. 3.— verlangt. Der Kursleiter wird ungefähr Folgendes behandeln: Das

Altertum und seine Göttervorstellungen. — Das Herauswachsen des Bürgertums und das Heraufkommen des Materialismus. — Die Glanzleistungen der experimentellen Forschung und die soziale Revolution. — Die modernsten Anschauungen.

Der neue Kurs hängt mit den Problemen des Kurses: „Mensch oder Maschine?“ innerlich zusammen und muss gerade die Teilnehmer in diesem interessieren, daneben aber alle diejenigen, welche die Wichtigkeit des Zusammenhanges der sozialen Probleme mit den naturwissenschaftlichen einsehen. Wir laden darum zu zahlreicher Beteiligung ein. Das Komitee.

Casoja.

Am 15. April beginnt im Volkshochschulheim Casoja wiederum ein dreimonatlicher Kurs für Mädchen über 18 Jahre.

Der Kurs wird im üblichen Sinne abgehalten, neben den praktischen und theoretischen Stunden im Haushalt finden folgende Kurse statt:

1. Einführung in die Probleme der Frauenbewegung, speziell in Beziehung zu der sozialen Frage. Geschichtlicher Ueberblick.
2. Bürgerkunde.
3. Einführung in Kunstgeschichte mit Lichtbildern.
4. Arbeitsgruppe: Lesen und Besprechen von Werken grosser Menschen.

Anmeldungen an: Casoja, Valbella ob Chur.

Bern. Zusammenkunft der Freunde der „Neuen Wege“ und des „Aufbau“ alle zwei Wochen am Mittwochabend im „Daheim“. Beginn: Mittwoch, den 18. Januar, 20 Uhr. Thema: Aus Gefängniszellen: Eindrücke und Ueberlegungen. Referent: Dr. Ch. de Roche. Am Mittwochabend, 1. Februar, wird Buchhändler H. Lang uns allerlei aus seiner Berufsarbeit erzählen. Auch machen wir die Leser der „Neuen Wege“ schon heute darauf aufmerksam, dass Pfarrer Hubacher uns am 19. Februar, 20 Uhr, im Konferenzsaal der franz. Kirche einen Vortrag mit Projektionen halten wird über das Thema: V. van Gogh: Ein Künstler als Prediger des sozialen Evangeliums.

Die Leser der „Neuen Wege“ sind herzlich eingeladen, an diesen Veranstaltungen teilzunehmen. Der Ausschuss.

Berichtigung.

Im Dezemberheft ist Folgendes zu berichtigen: S. 567, Z. 14 und 15 von oben soll es heissen: „Und bin sicher, dass ich mehr davon lernte.“ Die Worte S. 582, Z. 18 von unten „oder die Spielhöllen-Initiative“ sind an eine falsche Stelle geraten. S. 584, Z. 1 von unten muss es „Narrheit“ heissen, statt Starrheit. S. 595, Z. 16 von oben muss es heissen: „Ihrer alten Kirchen- und Hausliturgie.“

Redaktionelle Bemerkungen.

Es musste wegen Platzmangel wieder Einiges zurückgestellt werden, so verschiedene Voten zur „Lebensreform“, die noch folgen werden, und einige „Berichte“, um von Grösserm zu schweigen. Eine kleine Artikelserie der „Rundschau“ über „Mensch und Maschine“ wird mit dem Beitrag: „Um die Seele des Arbeiters“ fortgesetzt.

Der Aufsatz von Dr. Friedmann aus Wien, der wegen seiner Länge leider geteilt werden musste, soll uns gleich zu Beginn des Jahrganges vor ein Problem stellen, das für uns ein altes ist, sich aber nun erneuert. Einer von Hendrik de Man wird ihn ergänzen.

Und nun mochmals die Bitte:

Werbet für die „Neuen Wege“, jetzt und das ganze Jahr!

Was richte ich aus?

Siehe, es ging ein Säemann aus zu säen.
Math. 13, 3.

Die Frage: „Was richte ich aus?“ macht wohl vielen unter uns etwa zu schaffen. „Was richte ich aus? Ich mühe mich mit harter Anstrengung des Leibes und der Seele, ich lege mein Bestes in mein Tun, jahrelang, jahrelang, ich reibe mich auf — und was kommt dabei heraus?“ Wenn diese Frage aufsteigt, dann befällt uns wie eine Lähmung; sie ist wie ein Schlaganfall für das geistige Leben.
Was richte ich aus?

Man könnte nun eine Antwort auf diese Frage von vornherein abschneiden, indem man erklärte: „Es kommt doch nicht darauf an, was wir ausrichten, sondern was wir tun und was wir sind. Nicht etwas auszurichten, ist das höchste Ziel und der tiefste Sinn unseres Lebens, sondern zu arbeiten, zu werden, zu dienen.“ Diese Erklärung hat selbstverständlich ein grosses Recht und ist vielleicht das *letzte* Wort. Aber das letzte Wort darf nicht immer das erste sein. Die Frage, ob nicht all unser Wirken im Dienste bestimmter Ziele unfruchtbar sei, hat ein Recht. Jesus selbst hat dieses Recht anerkannt, als er das Gleichnis vom Sämann sprach.

Es ist in der Tat offenkundig, dass wir oft wenig genug, ja scheinbar nichts ausrichten. Alles, was wir tun, ist wie weggeworfen. Es fällt einiges auf den Weg. Die Vögel kommen und picken es auf. Ein Teil dessen, was wir reden und tun, bleibt ein Gegenstand der Neugier, vielleicht auch etwa der Sensation, aber tiefer geht es nicht ein; es ist von vornherein verloren, und wenn etwa das Geschwätz, dessen Hauptträger heute die Zeitungen sind, auch noch dazu kommt, so beschleunigt es bloss dieses Loos. Ein grosser Teil alles Samens geht von vornherein verloren. Damit muss man bei allem Säen rechnen und beim geistigen noch mehr als beim physischen. Wer hört eine Rede recht? Wer liest eine Zeitschrift mit dem Ernst, auf den sie rechnet? Wer nimmt eine Schulstunde so auf, wie sie gemeint ist? Du tust dein Bestes und Heiligstes hinein — es fällt ein grosser Teil auf den Weg. Und das gilt von allem, allem Tun. — Einiges aber fällt auf das Steinige, geht gerade weil der Grund nicht tief ist, rasch auf, aber es verwelkt bald, wenn die Sonne höher steigt. Begeisterung kann man wohl erwecken, namentlich etwa am Anfang des Wirkens. Begeisterung ist billig. Die Menschen sind namentlich in leeren, flachen Zeiten geradezu begeisterungswütig. Aber am meisten begeistern sie sich für das Oberflächliche, freilich dann wieder besonders, wenn es noch dazu den Schein der Tiefe hat; für das wirklich Tiefe kann man sich nicht so gut be-

geistern, es ist auf eine andere Schicht der Seele berechnet. Darum begeistern sich am meisten die Oberflächlichen. Nicht sie allein, gewiss nicht, und auch das Tiefe kann in tiefen Seelen etwas erregen, das der Begeisterung ähnlich sieht, nur dass es stiller ist, weniger Raketenfeuer und mehr ein tiefes, freudiges Leuchten. Jene gewöhnliche Art von Begeisterung aber, sie erweist sich als wenig standhaft. Sie hält die Hitze nicht aus. Es fehlt an Wurzeltiefe. Man erwärmt sich, schwärmt, macht vielleicht sogar mit, eine Stunde lang, aber wenn man nun aushalten sollte in Arbeit und Alltag, wenn die Anfechtung kommt, der Spott, vielleicht etwas Enttäuschung, dann entleidet die Sache rasch, dann bleiben wenige übrig. Es fehlt die „Ausdauer", die „Geduld", von der Lukas 8, 15 so bezeichnend redet. Sie sind „Saisonmenschen", sagt Jesus (Matthäus 13, 21), oder „Augenblicksmenschen", Menschen der Mode und Konjunktur. Eine andere Mode und Konjunktur nimmt sie anderswo mit. Das ist in unseren Tagen, bei der mangelnden Wurzelhaftigkeit der Menschen, noch mehr der Fall als in früheren Zeiten. Wieder ist also ein grosser Teil, nun nicht mehr des Samens sondern der Saat, verloren. Es sass nicht tief genug. — Aber noch schlimmer wird die Rechnung. Einiges fällt zwar auf gutes Land — so darf man annehmen — aber unter die Dornen, diese gehen auf und ersticken es. Wie viel vom Allerbesten gerät in den Streit der menschlichen Meinungen, in den Parteikampf, in die Konkurrenz der Gruppen und Cliquen, in den Jahrmarkt der Eitelkeiten, in das Spiel des Ehrgeizes und der Eifersucht und kommt nicht auf. Es ist gute Saat, aber sie hat nicht Raum, sie wird erstickt. Und freilich „die Sorgen dieser Welt", „der Betrug des Reichtums" und die „sonstigen Neigungen und Begierden", von denen die biblische Deutung des Gleichnisses (Matth. 13, 18 ff., Markus 4, 13 ff., Lukas 8, 11 ff.) redet, spielen auch ihre Rolle. Die Rücksichten auf Familie, Verwandtschaft, Kollegen, Karriere, auf Verdienst und Fortkommen, ja die Existenz unser selbst oder der Unsrigen, wie viel edle Saat ersticken sie! Und wo die Saat erstickt wird, da gedeiht dann Unkraut aller Art umso besser. Das ist die Strafe. Das Geld sodann, ja das Geld, der Betrug des Reichtums — was soll man davon sagen? Vor allem, dass es immer wieder Seelen, die berufen scheinen, satt macht, skeptisch, ihnen die geistliche Armut raubt, ohne die es keinen Eintritt ins Reich Gottes gibt. Es ist dann zwar tiefe, aber zu fette Erde, wo die edle Saat erstickt und wieder das Unkraut merkwürdig gut wächst. Und das Geschäftsleben — das alles wird und keine Zeit, keine Gedanken lässt für die Saat Gottes, das sich sogar einbildet, dafür zu ernsthaft zu sein! Was endlich alles am Ehrgeiz, an der Sinnlichkeit, am übel orientierten Eros erstickt, auch an der Unwahrhaftigkeit, wie viel „Wort" da verloren geht, wie viel gutes Land sich da in Sumpf ver-

wandelt oder in arges Dornengeflecht, wie unser Wirtshausleben, unser Genusstreiben, auch das Sportfieber, dem höhern Geiste das Erdreich nicht weniger wegnehmen, als das Geschäft — nun, das ist ja eine bekannte Erfahrung. Und welches ist die am meisten tragische? Dass oft die Saat selbst sich in Unkraut zu verwandeln scheint, dass das, was wir ausstreuen, oft ganz anders wirkt, als wir es gemeint und gewollt.

So stehen wir zuletzt vor der Tatsache, dass weitaus der grösste Teil der Saat verloren geht. Und so scheint die Frage nur allzu begründet: „Was richte ich denn aus?"

Aber das alles ist nur die eine Seite der Wahrheit; es ist sogar nur Vorbereitung auf die eigentliche Wahrheit, die nun erst dran kommt: Anderes aber fiel auf das gute Land und gab Frucht, hundertfach, sechszigfach, dreissigfach. Das ist die beglückende und tröstende Wahrheit: Vieles, vieles zwar, was wir ausgestreut, geht nicht auf oder geht wieder zugrunde, aber einiges geht viel, viel reicher auf, als wir's je gedacht; vieles, vieles von unserem Tun ist umsonst oder scheint umsonst, aber einiges ist dafür wunderbar gesegnet, und zwar — so dürfen wir wohl als Erläuterung unseres Gleichnisses hinzufügen: da wo wir es am wenigsten erwartet hätten. Die glänzendste Rede — falls uns solche gelingen sollten — wirkt vielleicht herzlich wenig, aber ein zufälliges Wort, das wir einmal zu einem unbekannten Menschen gesprochen, hat die grössten und heilsamsten Folgen. Ein Schüler, auf den wir die schönsten Hoffnungen gesetzt, enttäuscht uns, aber einer, der unbedeutend, scheinbar halb abwesend oder auch trotzig und ablehnend in einer Ecke sass, er hat das „Wort" in grosser innerer Erregung oder auch in tiefer Stille einer langsam arbeitenden Seele aufgenommen und die Frucht ist hundertfältig. Eine Tat, mit der wir die Welt hätten bewegen mögen, geht in die Luft und etwas anderes, das wir nebenbei getan, hat ungeahnte Wirkungen. Ein Vortrag schien missglückt, oder es waren wenig Leute da, aber siehe, nach Jahren gesteht ein wertvoller Mensch, dass er damals einen entscheidenden Eindruck empfangen habe. Und was das Allerschönste ist: wenn unsere Saat selbst manchmal verderbt wird, sich in Unkraut verwandelt, wo sie auf böses Erdreich fällt, so kann sie umgekehrt auf gutem Erdreich sich veredeln, so kann unser Denken und Wollen uns aus reinen, grossen Seelen viel herrlicher entgegenkommen, als es in uns war.

Jesus selbst hat im Gang seiner Sache das Walten dieses seltsamen Gesetzes am wunderbarsten erlebt. Wie viel hat er an seinen Jüngern ohne Frucht gearbeitet! Aber ein Pharisäer und Feind ist sein grösster Apostel geworden. Wie hat er um Israel scheinbar vergeblich gerungen! Aber die grosse Völkerwelt öffnete sich ihm. Und wenn so vieles von seiner Saat auf den Weg, das Steinige, das

Dornige fiel, wenn aus seinem Wort und seiner Wahrheit selbst Gift und Verderben zu werden schien, ist dann nicht immer wieder die wahre Saat wunderbar aufgebrochen, meistens wenn man's am wenigsten geahnt hätte, nicht ihn übertreffend freilich, aber ihn immer herrlicher offenbarend — gerade auch gegen Missbrauch und Entstellung?

Darum mag auch eine Zeit in Flachheit und Materialismus, Hass und Hetze, Sand und Sumpf für die Aussaat des Geistes noch so ungünstig erscheinen, irgendwo ist darin ein Ort, wo sie aufgeht, vielleicht still, langsam, aber ausdauernd und dann dreissig-, sechszig-, hunderfältig, wenn auch vielleicht erst späteren Zeiten sichtbar und greifbar. Darum mag auf einem öden Acker doch eine Stelle gewesen sein, wo hintenher auf einmal schöne, edle Saat erscheint. Darum mag auch in einer Menschenseele, wo sichtbar nichts aufging oder Bestand hatte, was wir an ihr arbeiteten, noch ein „heiliger Rest" von Erde sein, in dem ein Same liegen bleibt, der einst aufgeht. Darum säe nur getrost, Säemann, säe nur!

Und so ist dies das Gesetz des Ausrichtens: Wir richten nicht das aus, was wir wollen, aber wenn wir treu und lauter sind (soweit das bei Menschen möglich ist), dann richten wir viel mehr aus, als wir uns je hätten träumen lassen. Wir richten nicht gerade das aus, was wir wollen. Das, worauf wir vielleicht unsere grösste Anstrengung richten, will nicht werden. Aber dafür wird anderes. Und wir dürfen annehmen, dass es so gut sei, dass es so besser sei, als wenn es nach unserem Willen gegangen wäre. Vielleicht auch ist das geworden, was wir wollten, wir erkennen es nur nicht; vielleicht auch wird es noch werden, bloss auf Umwegen. Jedenfalls arbeiten wir nie umsonst. Auch da, wo wir scheinbar nichts ausrichten, haben wir uns nicht vergeblich gemüht. Vielleicht haben wir selbst dabei sehr viel gelernt und sind dadurch sehr viel fruchtbringender, jedenfalls frömmer und besser geworden. Und vor allem: es gibt auch eine Saat ins Unsichtbare, und das dürfte sogar die wichtigste von allen sein. Vielleicht ist Gottes Ordnung so paradox, dass die unfruchtbarste Arbeit, um seinetwillen treu getan, die fruchtbarste ist. Denn sie wirft Segen in die dürren und öden Orte der Welt, und aus Segen wird zuletzt Frucht. Auch der scheinbar verlorene Same ist doch nicht verloren. Es musste so viel Saatkorn ausgestreut werden, damit eben jene Stelle erreicht werde, wo es dreissig-, sechszig-, hundertfach aufgehen konnte. Und es kann ja auf diese Art mehr heraus, als wenn nichts verloren gegangen wäre. Wozu noch die Wahrheit kommt, die in dem tiefen Worte liegt: „Das Geheimnis der grössten Erfolge ist der Misserfolg." Nur Eines allerdings ist dabei vorausgesetzt: dass die Arbeit aus Gott getan ist.

Wir können also die Sorge um das: „Was richte ich aus?" las-

sen. Nichts ist umsonst, was wir tun, nicht das Kleinste und, nochmals sei's gesagt, am wenigsten das in Treue Getane, das umsonst scheint. Es war der kahlste Ort auf Erden, auf dem das Kreuz stand, und siehe, es ist der fruchtbarste von allen geworden. Wir richten mehr aus, als wir ahnen und träumen, wenn wir nur Gottes Werk tun. Er arbeitet dann durch uns, auf seine Art. Unsere einzige, grosse Sorge sei, dass wir wirklich sein Werk tun. Vielleicht gelangen wir auf diesem Wege auch zuletzt so weit, dass wir nicht mehr fragen, was wir ausrichten, dass diese Frage unter uns liegt. Und dies ist dann freilich das Schönste und Höchste.

L. Ragaz.

Was sagen wir den Arbeitern?

(Schluss.)

V.

Alle Predigt ist erfolglos bei Menschen, die den Sinn der Worte noch nicht fassen können. Es kann nicht der Anfang eines Aufstieges sein, dass man vom „Sinn des Lebens" spricht, der doch überhaupt nur im lebendigen Glauben liegen kann. Es muss vielmehr das Werk der Liebe vorangehen, damit sich jener Sinn allmählich erschliesse. Trotz aller Sehnsucht nach der religiösen Wahrheit kann der Arbeiter zunächst diese Wahrheit kaum erfassen. Eines aber könnte er, auch wenn er hungrig oder abgemattet ist: gut sein zu seinem Nächsten. Und das begreift er auch. Damit aber wäre das Tor zum Aufstiege gesprengt. Gerade das jedoch ist es, was er seltsamerweise in seinen Kreisen nicht nur nicht hört, sondern was ihm sogar in gewissem Sinne ausgeredet wird.

Zu dem Menschen, der noch vor dem Glauben steht, gelangt man am besten auf dem Wege vernünftiger Darlegungen, auf dem Wege von Lehren oder Theorien. Allerdings liegen hier auch schon die grossen Gefahren, denn der unkritische Geist neigt nur allzu leicht dazu, die ihm plausibel erscheinende Theorie kurzerhand zu einem Dogma zu verhärten. Es ist nun meine Meinung, dass gerade hier in dieser Richtung unser weitestes Feld der Wirksamkeit sein könnte, vor allem natürlich negativ in der Zerstörung solcher Theorien, die unmittelbare und tiefe Wahrheiten verdecken.

Eines der schlimmsten Gifte, mit denen das Volk in seiner Not gespeist wird und mit denen es, anstatt befreit, in allen geistigen Kräften nur gehemmt und noch ärmer gemacht wird, stammt — es ist nicht so seltsam — gerade von Intellektuellen her, die es sicherlich ihrer Absicht nach ehrlich gemeint haben. Es ist dies die Theorie des Geschichtsdeterminismus, die Theorie von der notwendigen dialektischen Entwicklung des Geschichtsverlaufes und ihre

ethisch-praktische Nutzanwendung. Gerade diese Lehre, also etwas zunächst der Studierstube Entstammendes, Lebensfernes, hat einen ungeheuren und verderblichen Einfluss auf die Massen gewonnen. Denn Theorien sind stets beliebt, wenn sie geeignet sind, menschliche Schwächen zu „rechtfertigen". Das gilt für weltliche Theorien ebenso wie für kirchliche (die theologischen Systeme). Auch darum besitzen sie für viele Menschen die allergrösste Bedeutung, weil die meisten das Leben vom Denken und Vorstellen her bestimmen lassen, und nicht von der „inneren Stimme". Sie begreifen nicht den lebendigen Glauben und fordern zuerst Inhalt, Lehre, an die man sich halten kann und die Gewissheit verspricht. — So also auch die marxistische Geschichts„theologie". Sie erlaubt eine vorläufige Suspendierung (Aufhebung) der ewigen individualethischen Forderungen, eben mit Rücksicht auf ihren Glauben an eine historische Mechanik. Ja sie macht sogar eine aktuelle Anwendung der Ethik, ein Ernstnehmen jetzt, im Stadium des Kapitalismus, geradezu lächerlich. „Du magst gut oder schlecht sein, selbstlos oder egoistisch, solange die Epoche des Kapitalismus herrscht, kannst du durch dein persönliches Benehmen nichts ändern, nichts nützen und nichts helfen. Zuerst muss gemeinsamer Kampf sein. Erst dann, wenn die neue Ordnung eingerichtet sein wird in der klassenlosen Gesellschaft, dann müssen wir selbstredend auch beginnen, Brüderlichkeit an die Stelle des Egoismus zu setzen, dann wird es uns auch leichter gelingen. .... Aber jetzt? Du magst gut oder schlecht leben, prassen oder alles hingeben, es bleibt völlig gleich, du änderst damit nicht die Welt, solange die dialektische Notwendigkeit der Aenderung nicht eingetreten ist, solange also der Machtkampf noch nicht ausgetragen ist.".

Das ist — nach meinem Dafürhalten — das entscheidende Gift, das der Masse mit grosser „wissenschaftlicher" Aufmachung gegeben wird (damit man sie organisatorisch fest in Händen habe), das ist die „Rechtfertigungslehre" des Marxismus. Und gegen diese können wir ankämpfen und müssen es auch tun. Hier scheint auch ein Erfolg gar nicht so aussichtslos zu sein, so schwer auch die Arbeit im Einzelnen sein mag. Denn man gibt natürlich eine bequeme Theorie nicht gerne auf, um nun einer unbequemen Forderung gegenüberzustehen, aber die Sehnsucht des Menschen — besonders des einfachen Menschen — nach Betätigung der Liebe, die Sehnsucht nach seelischem Inhalt, der über das bloss Verstandesmässige hinaus geht, ist so stark, dass man hoffen darf, dass die Menschen willig den Ruf aufnehmen: „Fangt doch endlich einmal mit dem Gutsein an, unbekümmert darum, was das im Verlauf der Geschichtsentwicklung bewirken kann oder nicht."

Der Sozialismus ist ja seinem Sinne nach die höchste sittliche

Idee, die wir kennen. Aber der Marxismus nennt sich unter diesem Gesichtspunkte nur zu Unrecht „Sozialismus“, denn was er lehrt, ist zunächst prinzipieller Amoralismus, ist Aufschiebung der Ethik auf einen späteren Termin, da sie dem augenblicklichen Zwecke nicht nur nicht förderlich ist, sondern ihn sogar eher hemmen und stören könnte. Denn Kämpfer müssen hassen, nicht lieben. Das ist doch im Grunde nichts anderes als die Theorie von der Rechtfertigung der Mittel durch den Zweck, die Theorie Machiavellis und all seiner Nachfahren. Sie ist verstandesmässig gewiss recht ansprechend und plausibel, der Irrtum ist nur der, dass der Mensch ja im tiefsten Grunde gut sein will und dass man ihm durch solche Theorien nur den Weg dazu verrammelt. Es gibt in der Tat keine Möglichkeit für eine Rechtfertigung der Suspendierung des Guten.[1]) Denn eine solche Aufschiebung im Interesse des Kampfes oder wegen augenblicklicher Fruchtlosigkeit ist ebenso verhängnisvoller Abfall vom echten sozialen Geiste, wie es die analoge Suspendierung innerhalb des kapitalistischen Denkens ist, die ja auch irgendwie begründet wird. Der historische Determinismus ist wie jede Schicksalslehre die grosse Versuchung menschlicher Schwäche, so tiefe philosophische Möglichkeiten ein theoretischer Kopf darin auch finden mag. Freilich, er ist auch eine Verheissung und eine Hoffnung auf ein künftiges Reich, das kommen muss und das dem Leben Sinn geben wird. Dass es aber keinen anderen Sinn geben kann als jenen, um den man selbst gerungen hat, das ist das Geheimnis, das hier ganz vergessen wurde.

Was also sollen wir den Arbeitern sagen, denen wir doch gewiss nicht in die Arme fallen wollen in ihrem nur allzu gerechtfertigten Kampfe um Recht und Licht, ja denen wir beistehen wollen in diesem Kampfe als die eigentlichen geistigen Führer? Wir wollen jedenfalls nicht der einen Theorie eine andere gegenüberstellen, denn auch sie würde wieder Bindung und Verhärtung bedeuten und eine Art Konfessionskampf im eigenen Lager herbeiführen.

[1]) Ich möchte hier nicht verschweigen, dass ich den Ausdruck einem solchen Versuche einer Rechtfertigung mit religiösen Argumenten entnommen habe. Es hat Kierkegaard in „Furcht und Zittern“ den Begriff des Glaubens an dem Beispiele Abrahams demonstrieren wollen, der sich eben anschickt, Gottes eigenartigen Scheinbefehl zu erfüllen, und seinen Sohn Isaak abzuschlachten — ein für uns grausiges Beispiel. Und da stellt nun Kierkegaard die Frage: „Gibt es eine teleologische, d. h. zweckbegründete Suspendierung des Ethischen, im Sinne eines absoluten Glaubensgehorsams?“ Er bejaht die Frage, denn ihm scheint Abraham ein unerreichbares Vorbild solchen Glaubens zu sein. Ist ihm doch der Glaube — im Gegensatz zu der erwähnten Auffassung Tolstois — etwas Paradoxes, die höchste „Leidenschaft“ im Menschen, und darum über jede ethische Beschränkung erhaben. Gut. Aber können auch wir, die den „Neuen Weg“ der Menschheit suchen, solche Glaubensbefehle als göttlich ansehen, wir alle, für die das grosse Wort von der Mitarbeiterschaft am Werke Gottes ausgesprochen wurde?

Wir wollen nur etwas sagen, was die Menschen innerlich frei macht bei aller wirtschaftlichen Sklaverei, und ihnen Wege öffnet zur eigenen Sinngebung des Lebens, — also etwas, das im Ziele zu dem hinführt, was der Religiöse „lebendigen Glauben“ nennt. Vielleicht dieses: Vertraut nicht allzusehr irgendeiner „Theorie“, denn jede Theorie ist ausgeklügelt und kann falsch sein (Beispiele aus der wechselreichen Geschichte der exakten Wissenschaften). Lasst vor allem nicht euer Gewissen ertöten durch eine solche Theorie, sondern fangt nur erst einmal an, weniger an euren eigenen Nutzen zu denken (das gilt auch für einen erweiterten Klassenegoismus), denn an die Gemeinschaft und Brüderschaft aller Menschen. Macht einmal wirklich ernst mit der viel genannten Solidarität,[1]) und ihr werdet entdecken, wie bedeutsam jeder Augenblick in eurem Leben wird, und wie dieses Leben von selber reich wird in aller Not. Vor allem aber: wartet nicht erst auf eine Geschichtsentwicklung, die es ja gar nicht gibt ohne euer Zutun, die sich aber auch freilich ebensowenig „programmässig“ erzeugen lässt.

Ich meine, dass das nicht eigentlich eine „Predigt“ genannt werden kann, da vom Glauben und verwandten Hinweisen auf letzte Urgründe nichts vorkommt, sondern dass durch solche Worte nur der kritische Geist geweckt werden soll, der ein Dogma zerstören kann, das sich vor das Leben gelegt hat. Freilich, weder der äussere noch der innere Gewinn ist dann so leicht zu verheissen wie in der bisherigen Weise. Aber wenn man weiss, wie sehr z. B. in Arbeiterkreisen die Gestalt Gandhis Begeisterung erweckt hat, dann scheint es nicht so unwahrscheinlich, dass das Wort: befreit nur erst einmal euren „guten Willen“, und der äussere Erfolg wird sich dann ebenso wie die innere Einsicht einstellen, Verständnis finden wird. Bei vielen wenigstens, die längst vorangehen wollten und sich nur ihres „dummen Idealismus“ schämten.

VI.

Freilich, unser Problem ist damit noch lange nicht gelöst. Denn die soziale Not ist nicht aus der Welt geschafft, es wird höchstens die Atmosphäre des Kampfes weniger geladen sein mit gegenseitigem Hass und Unterdrückungswillen. Sicher ist, dass die Verkündigung der Liebe allein, also die christliche Predigt (wie dies z. B. Förster tut, vgl. etwa „Neue Wege“ 1921, S. 366 ff.) den Arbeiter zunächst

[1]) Hier wäre übrigens eine dringende Frage zur Diskussion zu stellen: Ist die „Solidarität“ der proletarischen Ethik wirklich etwas anderes, als die „Brüderlichkeit“ der christlichen Ethik? Oder scheiden sich hier Individualismus und Kollektivismus? Das „Alle für einen, und Einer für alle“ ist doch offenkundig die Folge der christlichen Botschaft, wobei freilich bei dieser die zweite Hälfte „Einer für alle“ stärker unterstrichen wird.

nicht befriedigen kann. Denn die heutige Wirtschaftslage ist zu kompliziert, als dass sie durch den einfachen Hinweis auf die erlösende Kraft der Liebe entwirrt werden könnte. Ist doch z. B. der Klassenkampf viel mehr Reaktion (gegen einen Kampf von oben), denn Aktion, und die Forderung der Feindesliebe muss inhaltslos werden irgend einem Verwaltungsrat, einer Aktiengesellschaft, einem „System" gegenüber. So wahr es ist, dass dem Armen das Tun der Liebe leichter fällt als dem Reichen, so wahr bleibt es auch, dass wir die furchtbar schwere soziale Not, die durch den dämonischen Kapitalismus geschaffen wurde, nicht einfach dadurch aus der Welt schaffen können, dass von dem Arbeiter Liebeskräfte verlangt werden. Nicht die Menschen, sondern das System fordert Abwehr und Kampf. Und darum behalten auch die Gewerkschaften als wirtschaftliche, unpersönliche Organisationen ihre gute Berechtigung. Nur meine man nicht, dass damit alles oder doch das Wesentlichste getan sei. Vielleicht kann sogar auch auf den politischen Kampf nicht ganz verzichtet werden, so sehr er eine Versuchung zum Bösen darstellt, da er alle triebhaften Mächte der Seele aufwühlt. Aber daneben muss eine grosse und starke Bewegung immer mehr um sich greifen, die letzten Endes nicht nur den politischen Kampf der eigenen Partei verwandeln könnte im Sinne der Reinheit von Motiv und Mittel, sondern auch den der Gegenseite, damit die Menschen des „Systems" dieses endlich selber zerbrechen.

Der Kapitalismus ist — wie schon erwähnt — die typische Wirtschaftsform des „natürlichen", vom Eigennutz gefesselten Menschen. Der Sozialismus in seiner heutigen Gestalt will nun eine neue, schwierigere Wirtschaftsform, aber ohne den Menschen zu verändern. Ja, umgekehrt hofft er sogar, dass die neue Wirtschaft dann von selbst (nach ewigen psychologischen Gesetzen) die Seele des Menschen wird verändern können. Hier aber liegen die gefährlichen Trugschlüsse; denn es gibt keinen „Sozialismus des natürlichen Menschen"! In Wirklichkeit ist daher der Kapitalismus heute ein allerdings nicht bewusster „Anschauungsunterricht" auch für den Arbeiter. Dieser sieht nur, wie schön es im Reichtum sein kann, und strebt daher schliesslich nach keinen andern Gütern. Ist dies aber „Sozialismus"? Wir wissen, wie dieser „Unterricht" der amerikanischen Bewegung geschadet hat und wie sehr er auch das Schicksal der europäischen Bewegung zu werden droht. (Hendrik de Man.)[1])

Das aber, was wir wollen, soll nichts anderes sein, als ein

---

[1]) Man denke an die Vorliebe der Arbeiter für Prunkfilms mit ihrer inneren Lüge; man denke an das Mittun bei all den fragwürdigen Vergnügungen der satten Reichen, wie Bar, Jazz, Tanzwut und Fussballsport.

neuer „Anschauungsunterricht“, eine Demonstrationsmethode, die jenseits aller Predigt zeigt, dass es noch eine andere Lebensform gibt und dass der Egoismus zuletzt in Sinnlosigkeit münden muss. Es wäre der Anschauungsunterricht des gewandelten, des neuen Menschen, der nicht minder wirksam sein könnte wie jener andere. Ich verweise da auf Gandhis grossen Kampf in Südafrika und Indien und seine Erfahrungen daselbst: „In allen Gefängnissen Südafrikas, die ich kennen lernte, zeigten sich die Beamten mir gegenüber zuerst sehr unfreundlich. Immer aber änderten sie zuletzt ihr Betragen, weil ich nie Gleiches mit Gleichem vergolten habe.“ (Gandhis Leidenszeit, S. 300.) Es ist nur die Frucht solcher Erlebnisse (die nicht nur Einzelpersonen betrafen), wenn er zu Weihnacht 1926 an die Internationale der Kriegsdienstgegner die Botschaft sendet: „Wenn nur einer von uns die höchste Liebe verkörpern könnte, das wäre genug, den Hass der Millionen zu bannen.“ Und schon vorher zitiert er einmal (Jung-Indien, S. 76) das herrliche Wort Tolstois: „Wir brauchten nur unsern nächsten Nachbarn zu verzeihen, so würde die Welt ohne weitere Bemühungen unsererseits ruhig werden. Denn dadurch, dass wir aufhören sie zu verfolgen, würden die Kreise der Einigung, die sich damit in der rechten Weise bildeten, immer weiter wachsen.“ Ich gebe zu, dass dies ferne und nicht gern gehörte Worte sind im Wirtschaftskampfe der Gegenwart, aber gerade hier würde jetzt das Wort von der „kleinen Herde“ (oder „kleinen Gemeinde“), das Ragaz so häufig gebraucht, seinen tiefen Sinn gewinnen.

Wir wollen und können gewiss den Klassenkampf nicht ganz ausschalten. Denn er ist dem Arbeiter aufgezwungen und entstammt der Tiefe der Lebensnot. Aber er täuscht selbst im Erfolg den, der da mitkämpft, denn er ist in der Tat nur eine „kollektivistische“ Bewegung, wo die Verantwortlichkeit des Einzelnen an dem Gesamtgeschehen verschwindet. Der Einzelne ist ja nur Kämpfer in Reih und Glied, eine Zahl in der Masse.

Der „gute Wille“ aber dieses Einzelnen fordert nun einmal sein Recht und ein Betätigungsfeld.[1]) Und wenn wir mehr Umfrage hielten unter der Arbeiterschaft so würden wir erstaunliche Antworten erhalten. So schrieb mir einmal ein ethisch sehr hochstehender Handarbeiter: „Was mich betrifft, glaube ich zu wissen, was ich mir als Ziel zu setzen habe. Aber ich muss bekennen, ich gehe den Weg nicht deshalb, weil ich an die Befreiung der Menschheit glaube

[1]) Ich nenne es ausdrücklich „guter Wille“ und nicht Liebe, da diese, als das Höhere, nicht am Anfange einer inneren Entwicklung stehen kann und daher vielen Menschen unbekannter ist als der „gute Wille“. Ich spreche hier (ebenso wie zu Beginn des V. Abschnittes) von einer inneren „Entwicklung“, und nicht von jenem „Sprung“, der recht eigentlich den Prozess religiöser Wandlung kennzeichnet, den man aber natürlich nie voraussetzen darf.

und dazu, wenn auch in kleinem Masstabe, mitzuhelfen mich verpflichtet fühle. Ich glaube eher, dass es Unterdrückung und Unfreiheit wie jetzt immer geben wird, denn zur Verwirklichung der sozialistischen Ideale, zur Bildung einer neuen Menschheit müssten alle Menschen vollkommen sein, und an dieser Möglichkeit zweifle ich. Wenn ich aber das Streben zur Verwirklichung der sozialistischen Ideen anerkenne, ist es deshalb, weil ein Ziel gegeben sein muss, wonach man streben soll, weil sonst alles sinnlos wäre."

Kollektivistische und individualistische Ethik, Solidarität und Brüderlichkeit, — sollten das wirklich Gegensätze sein? Sollte aus „Solidarität" das Böse erlaubt sein, was brüderliche Liebesgesinnung verbietet? Gibt es eine Rechtfertigung des Bösen durch das zu erhoffende Ziel? Und sind solche Methoden überhaupt geeignet, dieses Ziel zu erreichen? — Was sagen wir dem Arbeiter auf dem Reitbock, wenn er abends heruntersteigt? Und wie sagen wir es ihm? Wäre unser Thema nicht überhaupt richtiger gestellt, wenn wir fragten: „Was sollen wir tun, ohne viel zu sprechen?"

VII.

Unser ganzes Problem lässt sich in der Tat noch weiter vertiefen, indem es uns neue Aufgaben erschliesst. Denn der sozialistische Kampf in seiner heutigen Form ist im Grunde nicht nur ein Kampf um Brot und auch nicht nur ein Kampf um Lebenssinn, ja nicht einmal nur ein Machtkampf um der blossen Macht willen, er ist — in seinen letzten Motiven — ein Kampf um Würde und Achtung, ein Kampf von Menschen, denen man ihr Menschentum genommen hat. Er entspringt fast überall einem tiefen und drückenden Gefühl sozialer Minderwertigkeit, das nach Erlösung und Befreiung schreit. Es ist ein Gefühl, dass man von Menschen, die man irgendwie über sich stehend glaubt, als nicht vollwertig gewertet wird. Wirklich erlebt ja der Arbeiter fast immer neben dem Hunger noch den Hohn. (Das gilt besonders für den Arbeitslosen.) Dem Arbeiter wird die selbstverständliche Menschenwürde versagt, die Achtung von seiner „Persönlichkeit".[1]) — Jeder vor uns, wenn er sich nur ehrlich prüft, wird sich gelegentlich dabei ertappen, wie er mit zweierlei Mass misst, mit zweierlei Ton spricht, mit zweierlei Urteil wertet.[2]) Das aber muss sich rächen. Denn

---

[1]) Es ist dies wohl ein Rest aristokratischer Arbeitsverachtung der antiken Weltanschauung, die übrigens auch bei den Germanen durchaus verbreitet war.

[2]) Man beachte nur einmal, wie man sich verhält, wenn ein Schlosserlehrling das Wohnungsschloss reparieren kommt, oder der Elektriker eine Störung behebt. Ich will gar nicht sprechen über die verschiedenartige Beurteilung einer wirklichen Verfehlung, etwa eines Dienstmädchens oder eines Bankdirektors.

unter nichts leidet der Mensch so furchtbar wie unter dem Gefühle eigener Minderwertigkeit, ob es nun begründet ist oder nicht, um so mehr natürlich, wenn es von aussen genährt wird. Darum ist ja auch ein so grosser Unterschied in der ganzen Einstellung zwischen dem Industrieproletarier und uns, die wir ja vom wirtschaftlichen Standpunkte aus meist auch Proletarier, d. h. Ausgebeutete sind, aber als „geistige Arbeiter" eben jene Achtung und jene Wahrung unserer Würde finden, die uns vor Selbstverzweiflung schützen kann.[1]) Darum können wir auch trocken Brot essen ohne Groll, oder „Mehrarbeit" leisten ohne Hasss, denn uns hält dabei irgendwie das Bewusstsein aufrecht, als vollwertige Glieder der grossen Menschenfamilie zu gelten. Der Arbeiter aber ist ausgestossen aus dem Kreise der „guten Gesellschaft" (man denke besonders einige Jahrzehnte zurück, um das recht zu begreifen), man fährt nicht gerne im Arbeiterabteil der Strassenbahn, die feine Dame weicht „dem Pöbel" aus, und niemand gibt dem Arbeiter beim Kommen oder Gehen die Hand. So leidet er, denn *jeder* Mensch sucht Anerkennung, Achtung, Geltung und Menschenwürde.

Es ist dies eine Tatsache, die ebenso tief religiös, wie ethisch und psychologisch begründet ist. Der ungeheure Jubel über die neue Frohbotschaft, die einst aus Galiläa in die ganze Mittelmeerwelt drang, die ja in einer Sklavenideologie verhärtet war, lag eben darin, dass nun allen Menschen der unendliche Wert der Einzelseele verkündet wurde. — Und innerhalb unserer Kultur war es dann Kant, der in seiner Weise denselben Gedanken ausdrückte, wenn er seinem kategorischen Imperativ unter anderem auch die Form gegeben hat: handle so, dass du die Menschheit sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen jederzeit zugleich als (Selbst-) Zweck, niemals bloss als Mittel brauchest. („Person" — ein Gegenstand der Achtung.) — Und endlich hat neuerdings besonders Alfred Adler seine „Individualpsychologie" fast ganz auf diesem letzten Grundsatze aufgebaut, dass ein Mensch leidet und krank werden muss, wenn sein Selbstwertgefühl gedrückt wird und er den Glauben an sich, seinen Wert, seine Kraft, seine Menschenwürde verliert.

So müssen wir auch verstehen lernen, dass gerade hier die zündende Gewalt der marxistischen Bewegung, besonders des kommunistischen Manifestes zu suchen ist, mit seiner Thronerhebung der Arbeit und ihrer Vertreter. So können wir den „proletarischen Stolz" verstehen als die natürliche Abwehr unmenschlicher Entwertungen, so verstehen wir das oft so geschmacklose Geschrei der

---

[1]) Auch der Bauernknecht steht in einem ganz anderen Verhältnis der Achtung zu seinem Herrn wie der Arbeiter in der Stadt. Es ist ein patriarchalisches und kein Sklavenverhältnis.

Arbeiterzeitungen in allen Ländern; und vor allem aber das Pochen auf die Macht der vereinten Massen. Ja von hier aus gewinnt erst das selbstbewusste und doch so resigniert klingende Wort von der „Masse“ seinen rechten psychologischen Sinn, und die Tragödie des Individualismus innerhalb der Arbeiterbewegung wird verständlich, wenn wir bedenken, was denn die Bedeutung jenes Wortes vom „lumpigen Individuum“ ist, das Engels prägte. Es sollte eben nur den entwertenden „Bürger“ selbst entwerten. Und doch enthält es eine geheime Lüge und kann nicht wirklich den Groll über das trockene Brot und die dumpfe Stube verscheuchen. Denn niemand fühlt sich bloss als Masse. Der Sozialismus hat wohl dem Arbeiter eine Art Selbstbewusstsein gegeben, aber es ist ein Selbstbewusstsein nur der Zahl („Vereinigt sind die Schwachen mächtig“; Klassenbewusstsein), nicht des eigenen Wertes der Person.

Was also wäre unsere Aufgabe, was bleibt noch zu tun? Ich möchte da, als oberstes Gebot sittlicher Tat, das Wort hinstellen: G u t s e i n h e i s s t F r e i h e i t g e b e n, nämlich innere Freiheit, Menschenwürde. Gut sein heisst vor allem und zuerst — noch vor jeder äusseren Hilfeleistung — den Menschen gleichwertig n e b e n sich stellen, ja ü b e r sich. Dann wird er auch sich seines Selbstes bewusst werden können und frei sein dem Geiste nach. Denn ein Ressentimentgefühl herrscht nur dort, wo Menschenwürde vernichtet wurde. Es lässt einmal Dostojewski seinen wunderbaren Staretz Sossima das Wort sprechen (Brüder Karamasoff [Piper], S. 640): „O h n e D i e n e r k a n n d i e W e l t n i c h t a u s k o m m e n, a b e r d u s o l l s t s o h a n d e l n, d a s s d e i n D i e n e r f r e i e r i m G e i s t e i s t, a l s e r e s w ä r e, w e n n e r n i c h t d e i n D i e n e r s e i n w ü r d e. U n d w a r u m s o l l i c h n i c h t m e i n e m D i e n e r e i n D i e n e r s e i n, u n d z w a r s o, d a s s e r f ü h l t, d a s s i c h e s o h n e j e g l i c h e n S t o l z o d e r H o c h m u t m e i n e r s e i t s b i n, u n d o h n e i n i h m M i s s t r a u e n z u e r w e c k e n ?“ (Man lese das ganze Kapitel über Diener und Herrn.)

Es ist eine der übelsten Formen bürgerlichen Geistes, seine eigene Würde zu erhöhen, indem man die der anderen erniedrigt, und seine wirtschaftliche Vorzugstellung noch zu seelischer Ueberhebung und moralischem Machtrausche auszunützen. Und es wäre doch so leicht, selbst unter Wahrung wirtschaftlicher Vorteile (die ja übrigens ohnedies immer die Gefahr innerer Korrumption, also eines Verfalles. in sich tragen), zu einem friedlicheren Verhältnisse der Klassen zu gelangen als es heute der Fall ist. Doch dazu wäre eine Art von Demut notwendig, wie sie Dostojewski gemeint hat, nämlich bewusster Verzicht auf jene Scheinwürde, die nur Dämme aufrichtet zwischen Mensch und Mensch. Andernfalls wäre

in der Tat eine explosive Lösung dieser Spannungen unausweichlich.

Sozialistische Arbeit sollte also im Grunde nichts anderes sein als die Unterweisung, dass der Mensch doch nur so weit Wert besitzt, als er Wert in sich selber hat. Das aber wäre keine Unterweisung mit Worten, sondern mit Taten. Der unterdrückte Mensch muss l e r n e n , an sich zu glauben und sich selber zu vertrauen, indem w i r zunächst anfangen, an ihn zu glauben und ihm zu vertrauen. Dann wird er allmählich solchen Glauben gewinnen, dass er es nicht mehr notwendig haben wird, zuvor erst einen anderen Menschen erniedrigen zu müssen. Das aber würde erst wirkliche Freiheit bedeuten.

Und nur der freie Mensch kann wirklich gut sein.

VIII.

Aber Gott und die Religion — warum steht davon nichts in meinen Betrachtungen? So wird man mich fragen, der ich als „Laie" schreibe. Ja, Gott muss freilich hinter allem stehen, was wir unternehmen, er ist das Feuer, ohne das nichts Grosses entstehen kann. Aber im Verkehr mit dem Arbeiter haben die Worte von Gott und Religion zunächst wenig Ansehen. Da muss wirklich erst das geschehen, was Ragaz will und lehrt: das Heraufkommen des neuen Christentumes. Aber der Arbeiter kann doch nicht nur „vertröstet" werden auf dieses Kommen, auf den Einbruch des neuen Aeons. Entweder zeige man ihm, wie er mitarbeiten kann, schon heute, in dieser schlechten Welt, um das Reich Gottes vorzubereiten, nach dem ja im Grunde auch er sich sehnt, — oder man schweige. Der „Glaube" lässt sich nicht machen, am wenigsten ein so grosser und lebendiger Glaube.[1]) Mitarbeiten aber an seinem Platze wird der Arbeiter immer dann können, wenn man ihm zeigt, dass sein Wille zum Guten eine innere Berechtigung und ein Betätigungsfeld besitzt, auch in der Welt des „Kapitalismus". Und wenn man ihm ferner zeigt, dass er — über das rein Zahlenmässige hinaus — innere Würde und Wert besitzt und an sich glauben darf, weil der Wert im Guten selbst und nicht im Urteil anderer liegt. Nur der verführerische „Anschauungsunterricht" der kapitalistischen, d. h. der „natürlichen" Gesellschaft, und eine falsche Theorie vom historischen Determinismus haben zu solchen geistigen Verwirrungen geführt, dass selbst ein Sieg der sozialistischen Sache (wie etwa 1918) kein wirkliches Heil bringen konnte und ungenützt vorüberging. Es müssen neue Methoden gefunden und neue Ziele gesetzt werden, um dem Leben des Arbeiters im Joch der Lohn-

[1]) Es ist so wahr, was Förster einmal aus Dante zitiert: „Es ist Verdienst, die Gnade zu empfangen, sobald der Wille sich erschliesst für sie." Doch das sind Geheimnisse, die über unser Thema hinausweisen.

sklaverei Sinn zu geben. Die wenigsten nur sind ja zufrieden mit den lauten Phrasen ihrer Zeitungen und Versammlungen. Wenn sie einmal an einem stillen Sonntage nachdenken können und wollen, so erwacht in ihnen wie in allen Wesen die Sehnsucht nach Sinnerfüllung, nach Güte und Gewaltlosigkeit. (Die meisten Arbeiter haben z. B. immer einen Tolstoi verstanden, umsomehr, als er ihnen als ein von der Kirche Verstossener nicht verdächtig war.) Aber sie wissen nicht, dass all dies ja möglich ist, jederzeit und überall, wenn man nur erst einmal anfängt, und sie wissen ferner noch nicht, dass — zuletzt — solches Wollen niemals vergeblich ist. Nehmt nur dem Arbeiter das Gift einer unbequemen Theorie, gebt ihm Selbstvertrauen und Würde durch den Glauben an seine inneren Kräfte, und er wird sein Herz der Liebe öffnen wie jeder Mensch in Gottes Schöpfung.

> „Der Mensch ist gut, er will nur dabei auch wohl sein, wenn er es tut. Und wenn er böse ist, so hat man ihm sicher den Weg verrammelt, auf dem er gut sein wollte.“ (Pestalozzi: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrte.“ Brief 4.)

Dr. Robert Friedmann (Wien).

Nachschrift: Am Ende wiederhole ich die Frage des Titels. Denn was ich niederschrieb, geschah mit viel Zagen und Bescheidenheit. Und zwar nicht darum, weil ich weniger an die göttliche Kraft der Liebe glaube, sondern darum, weil ich weiss, dass der Kampf um Brot und Dach sich nicht rein auf der geistigen Ebene abspielen kann. Und meine grosse Frage am Schluss lautet: Wird der „natürliche“ Mensch, der Unternehmer, die Aktiengesellschaft den neuen Unterricht annehmen?

Aussprache

I. Das deutsche Volk und der Weltfrieden.[1])

1.

Verehrter Herr Doktor!

Etwas erschrocken bin ich über das Echo, das meine Ausführungen in

[1]) Wir geben zwei Aeusserungen von deutscher Seite das Wort, trotzdem sie, vielmehr, weil sie gegen Förster gerichtet sind. Denn sie sind doch nicht in einem üblen Sinne gegen ihn gerichtet. Es handelt sich offenbar um Menschen, die sehr gern bereit sind, auf Förster zu hören, die weitgehend seine Gesinnungsgenossen und Mitstreiter, zum Teil seine Schüler sind. Es kann auch Förster gewiss nur lieb sein, sich mit solchen Menschen in Freundschaft auseinanderzusetzen. Gerade die „Neuen Wege“, die stets in der bekannten Weise zu ihm gestanden sind, sind für eine solche Verhandlung wohl der rechte Ort. Die Red.

der letzten Nummer der „Neuen Wege" gefunden haben. Und ganz kurz will ich dazu das Nötigste sagen:

1. Habe ich sorglos machen wollen? Sicher nicht. Ich glaube von der grossen Gefahr und Not Deutschlands ganz deutlich geschrieben zu haben. Wir vergessen es keinen Augenblick, dass eifrige, sehr einflussreiche, sehr mächtige Kreise daran arbeiten, den Militarismus in Deutschland wieder herzustellen und auf diesem Wege Deutschland wieder zu einer entscheidenden Weltmacht zu machen. Wir hören auch — mit Schrecken und Entrüstung — die deutlichen Untertöne, die der Redner der deutsch-nationalen Fraktion im Reichstag in seiner letzten Rede hatte, dass Deutschland sich gegen Frankreich an andere Helfer wenden solle. — Wir wissen, dass wir keinen Augenblick schlafen und unaufmerksam sein dürfen.

Wir kennen auch die Tatsache, dass grosse Kreise in Deutschland noch in jener Illusion leben, die sich Grösse eines Landes nur als militärische Grösse denken kann. Wir sehen die Bestrebungen in der Reichswehr, die auf diesem Grunde bauen und auf diesem Grunde ihre Sympathien finden. Und wir wissen, dass es gilt, hier eine starke ethische Arbeit zu leisten, in unserem Volke ein neues Ziel zu schaffen, dass die ethische Grösse, die Gerechtigkeit von Staat und Wirtschaft und Leben als Grösse erkannt und in ihrer Unvereinbarkeit mit jedem Gewaltgeist nach innen und aussen empfunden wird

2. Wir kennen auch aus eigenster bitterer Erfahrung, was eine Hetze der Presse im geeigneten Augenblick leisten kann, und wissen, was die Hugenbergpresse in Deutschland bedeutet.

Aber gerade dies Beispiel lehrt doch auch etwas anderes. Immer grössere Mittel hat das Kapital in seine Presse gesteckt, immer mächtiger wird ihre Ausdehnung *und immer geringer wird ihre Wirksamkeit.* Es gibt eben eine Grenze aller Wirksamkeit durch Wort, Kapitalmacht und bewusst kluge Beeinflussung der Menschen. Ludendorff hat diese Grenze erfahren, als er die Kriegsbegeisterung durch ein gewaltiges Agitationssystem aufrecht erhalten wollte, zu einer Zeit, wo der einfache Soldat täglich erfuhr, wie unsinnig die Hoffnung auf Sieg war. Keine Presse und Kapitalmacht und Agitation hält den Glauben an die Gewalt in einem Volke aufrecht, das täglich erfährt, wie schlecht seine Wirtschaft geleitet wird von den Männern dieses Gewaltgeistes, wie schlecht die Massen leben müssen, wie unter diesem Gewaltgeist das Recht gebeugt wird und der Kampf der Massen ums tägliche Brot sich verschärft. — Die Lehre, die die Gewaltmenschen unserer Wirtschaft, unseres Grossagrariertums, unserer reaktionären Politik seit der Inflationszeit unserem Volke durch ihre innere Politik gegeben haben, ist deutlich und hat gewirkt. Und das eine, letzte Jahr Rechtsregierung mit den Deutsch-Nationalen als grösster Regierungspartei hat diesen Unterricht zu einem guten Abschlusse gebracht. Hugenberg hat in grossem Masstab selbst das Kino in den Dienst seiner Agitation gestellt. Die Agitation des wirklichen Lebens wird er damit nicht wettmachen können. Man darf wohl sagen, dass der Geist der Gewaltpolitik im Begriffe ist, eine entscheidende Niederlage in Deutschland zu erleben.

3. Man erinnert mich an die Käuflichkeit des Zentrums. Man sei sich aber klar, dass auch diese ihre Grenze hat. Im Zentrum hat sich die Empörung der Arbeitermassen gegen seine Rechtspolitik so stark gezeigt, dass dieses ganz deutlich von seiner Bindung nach rechts los will. Es ist nur noch die Frage, ob es seine bisherige Politik noch so lange durchführen kann, bis es seinen kirchlichen Machthabern und Gönnern das Schulgesetz geschaffen

und ihnen die Schule ausgeliefert hat. Aber das hat es gelernt, dass die Zeit vorüber ist, wo die katholischen Massen ihre Lebensinteressen als Handelsobjekt für kirchliche Macht einsetzen lassen. Dies Erwachen der katholischen Arbeitermassen ist ebenfalls eines der hoffnungsvollen Zeichen der Zeit.

4. Das alles muss mitbeachtet werden. Und ich halte — immer unter Voraussetzung, dass wir durchaus nicht gewillt sind, unaufmerksam, optimistisch-leichtsinnig die ungeheure Macht und Gefahr des Gewaltgeistes zu übersehen — deshalb alles das aufrecht, was ich von dem Friedenswillen und der Energie der Massen in der Stellung zum Frieden gesagt habe.

Denn — schliesslich ist es doch auch eine ganz entscheidende Sache in der Ueberwindung des Militarismus, ob dieses um die Ueberwindung seines Militarismus und des Gewaltgeistes in seiner Mitte ringende Deutschland draussen Verstehen und Vertrauen findet oder nicht.

Ich möchte Herrn Dr. R. F. und Fr. W. Foerster doch fragen, ob sie sich völlig klar sind, was sie uns zumuten. Wir sollen in diesem ganz schweren Ringen mit dem Geist einer ungeheuren, furchtbaren Tradition und ihrer suggestiven Kraft dem Gegner Schritt um Schritt abringen, während man uns von draussen dauernd zuruft: „Aber trauen tun wir euch deshalb doch nicht"! — Das deutsche Volk hat an innerer Ruhe und Klarheit dem gegenüber schon ganz Ungeheures geleistet, dass es sich durch diese Tatsache nicht irre machen liess, sondern seinen Weg der Klärung und Ueberwindung des Militarismus weiterging und weitergeht. Aber es würde ganz ohne Zweifel eine Erleichterung der Arbeit und der Lage sein, wenn es für das, was es getan hat, draussen mehr Verständnis und Gerechtigkeit fände.

Man mache sich doch klar, dass das Jahr 1914 ein Volk traf, das noch nicht gelernt hatte, aussenpolitische Fragen irgendwie als Lebensfragen tief zu überdenken und durchzukämpfen. — Wer von uns wusste etwas wirklich Deutliches auch nur von der Bedeutung der elsass-lothringischen Wirklichkeit — wer von uns hatte eine Vorstellung von dem Ethisch-Ungeheuerlichen, das der Einmarsch in Belgien war? Wer von uns wusste wirklich etwas von der Arbeit, Stellung und verhängnisvollen Auswirkung der Torheit, Unfähigkeit und Brutalität der Politik Wilhelm II? Nun sind wir seitdem durch eine sehr intensive Lehre gegangen. Auch ich habe erst seit dem Kriege meine theologische Gelehrsamkeit an den Nagel gehängt und mich bemüht, ganz demütig von neuem anzufangen und die Wirklichkeiten des Menschen-, Volks- und Völkerlebens zu studieren. — So ringt nun unser Volk um Klarheit und um die Fähigkeit, sich von den traditionellen Gewalthabern frei zu halten und seine Schicksale selbst zu lenken. Gewiss — hier liegt die eigentlich grosse Gefahr, dass es dieser noch unvollendeten Schulung gegenüber den alten geschickten Machthabern und wirtschaftlichen Herrschern immer wieder gelingt, das Volk und seinen Willen zu übertrumpfen, wie es bei der Entwicklung zum Ruhrkrieg geschah. — Aber dem allem gegenüber beachte man, was geschehen ist und geschieht, und was an Fortschritten erreicht ist, und lasse dem deutschen Volke Gerechtigkeit widerfahren und komme ihm mit Vertrauen entgegen.

5. Und hier ein Wort zu Fr. W. Foerster und seiner Stellungnahme. Es ist schwer, ihm zu widersprechen, denn er gehört zu den Männern, die auch ich um deswillen, was er für die Sache des Friedens und im Kampf gegen den Gewaltgeist geleistet und gelitten hat, aufs höchste ehre. — Aber wie sehr wünschte ich doch, er würde die Kraft seiner Persönlichkeit für die Arbeit im deutschen Volke wirksamer machen, indem er dem deutschen Volke etwas mehr Gerechtigkeit widerfahren liesse.

Gibt es denn wirklich nur in Deutschland Militarismus? — Gibt es nicht

auch in Frankreich genau in derselben Weise wirtschaftliche Machthaber und politische Kreise, die genau dasselbe für den Frieden der Welt bedeuten, wie die Gewaltmenschen in Deutschland? — Wäre der Ruhrkrieg möglich gewesen ohne das raffinierte Wechselspiel, in dem diese Kreise sich gegenseitig unterstützen? — Ist Boncour wirklich etwas anderes als ganz genau dasselbe, was in Deutschland Noske und Scheidemann waren — und wahrscheinlich heute nicht mehr sind? Denn auch sie wissen heute, dass der Sieg des Gewaltgeistes in Deutschland der Untergang alles dessen sein wird, was die deutsche Sozialdemokratie errungen hat und erringen will. — Kann man wirklich auf eine Ueberwindung des Militarismus dadurch hoffen, dass französischer Militarismus und französisches Misstrauen gegen den deutschen Gewaltgeist diesen in Schach hält?

Wir lassen uns hier in Deutschland nicht gegen Frankreich und Polen scharf machen, wie Dr. R. F. annimmt. Selbst wenn man uns mit der Hetze der Leiden des besetzten Gebietes kommt, ist unsere Antwort nur: Das ist eben der Militarismus, der deutsche so gut wie der französische. Aber wenn man auch die Besetzung in Deutschland nicht mit dem in einem Atem nennen darf, was während des Krieges Frankreich gelitten hat, so soll man doch nicht vergessen, dass wir eine recht niedliche Lektion in französischem Militarismus auch erhalten haben. — Der Militarismus, der Gewaltgeist muss überwunden werden, der Aberglaube muss überwunden werden, als ob er der Schutz vor der Gewalt des Feindes sei, während er eben doch gerade die Gewalt des Feindes herbeiruft und stärkt.

Wir werden diesen Weg in Deutschland zu gehen suchen und das Unsere tun. Aber wir müssen deshalb darauf hinweisen, dass man den Weg für alle sehr wesentlich abkürzen wird, wenn man keinem Militarismus und keinem Misstrauen und Aberglauben eine Sonderstellung zubilligt, sondern ihn überall da zu überwinden sucht, wo er sich breit macht und sein Aberglauben Menschen beherrscht.

Und nun nochmals: Ich will keinem Deutschen sagen, dass er leichtsinnig sein soll und vergessen soll, mit welch ungeheuren Gewalten wir in unserem Volk zu ringen haben und mit welch unfertigen politischen Möglichkeiten wir immer noch um diese Befreiung ringen. — Ich wäre töricht, wenn ich das wollte. — Aber über Deutschlands Grenze hinaus will ich doch auch sagen: Seht nicht nur die Schreier, nicht nur, was die Hetzpresse euch vor Augen führt, seht auch die stille, zähe Arbeit, die in Deutschland geschieht und den Willen der Massen und ihr Ringen, um die Fähigkeit ihres Volkes Schicksal und Weg zu bestimmen. — Um der Sache des Friedens willen seht auch das und helft uns, vorwärts zu kommen, statt uns mit Misstrauen stetig Steine auf unseren Weg zu werfen.

In diesem Sinn und Willen grüsse ich Sie herzlich

Ihr ergebener

D. Emil F u c h s , Pfarrer.

2.

Brieg, Bez. Breslau, 12. Februar 1928.

Sehr geehrter Herr Professor!

Gestatten Sie mir zur Aussprache in den „Neuen Wegen“ über die „Stellung des deutschen Volkes zum Weltfrieden“ ein kurzes Wort.

Ich bin überzeugt, dass Emil Fuchs, der religiöse Sozialist, in seinem Schreiben vom 10. November 1927 die Lage richtig gesehen und beurteilt hat, und ich glaube, sein Urteil aus meinen eigenen Beobachtungen heraus nur bestätigen zu können. Ich bin seit 1916 in einer schlesischen (also: ostelbischen) Mittelstadt von 27 000 Einwohnern als Leiter einer höheren Lehranstalt tätig, komme ausserdem mit Jugendlichen aller Kreise zusammen und habe

reichlich Gelegenheit gehabt, die Entwicklung der Dinge zu betrachten. November 1926 liess ich mit einem von mir gebildeten Ausschuss den bekannten Pazifisten General Freiherrn Dr. v. Schönaich kommen; im grössten Saale der Stadt konnte er vor gegen 700 Menschen über „Der Pazifismus und seine Gegner“ sprechen. Die Versammlung nahm einen glänzenden Verlauf und konnte durch die Gründung einer Ortsgruppe der deutschen Friedensgesellschaft gekrönt werden, der sofort gegen 150 Personen beitraten (die zumeist nicht Sozialdemokraten waren). So etwas wäre vor 5—6 Jahren noch völlig unmöglich gewesen. — Die Schule, auch und gerade die höhere, ist doch ganz, ganz anders eingestellt als vor 1918. Der wirklich christlich — also auch republikanisch und pazifistisch gesinnte — Lehrer *kann* doch jetzt seiner Gesinnung ganz offen Ausdruck geben und die Schüler in seinem Geist — im Geist der neuen Zeit — erziehen. Neue Lehr- und Geschichtsbücher sind überall an die Stelle der aus der kaiserlichen Zeit getreten, und damit ist auch der an sie anknüpfende Unterricht ganz anders geworden — grundsätzlich und tatsächlich. Ich habe in einer philosophischen Arbeitsgemeinschaft mit meinen Oberprimanern (jungen Leuten von 18—20 Jahren) nicht bloss Kants Schrift „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“, in der der Völkerbund und der durch ihn ermöglichte dauernde Friedenszustand als Ziel der Menschheitsentwicklung nachgewiesen wird, sondern auch seine Schrift „Zum ewigen Frieden“ gelesen und behandelt — ein Unterfangen, das vor zehn Jahren schlechterdings undenkbar gewesen wäre. Freilich hat es mir an Anfeindungen — auch anonymen, an die mir vorgesetzte Behörde gerichteten „Denunziationen“ nicht gefehlt; aber man ist doch solchen nicht wehrlos ausgeliefert, und man weiss, dass man festen Rückhalt hat — letzten Endes an dem preussischen Minister für Wissenschaft, Unterricht und Volksbildung — wenn man im Sinne der Weimarer Verfassung die Jugend unterrichtet „im Geist des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung“ (was ich immer als eine wundervolle Zusammenstellung empfunden habe). — Und im öffentlichen Leben spielen die „vaterländischen Verbände“, die Vertreter des alten nationalistischen und militaristischen Deutschlands lange nicht die Rolle, die sie nach den Berichten und der ganzen Aufmachung „ihrer“ Presse zu spielen scheinen. Ihre Veranstaltungen muten mich oft an wie Rückzugsgefechte eines besiegten Heeres oder erinnern an das weite Maulaufreissen und das polternde Benehmen eines halbwüchsigen Burschen, der beachtet sein will. —

Das alles sieht Dr. W. Förster nicht und kann es nicht sehen, weil er ausserhalb Deutschlands lebt — jetzt schon lange Jahre — und sein Vaterland nur aus der Presse kennt. Die Presse mag eine grosse Macht sein, aber sie ist doch entfernt nicht genaue Widerspiegelung der öffentlichen Meinung, so stark sie sie auch beeinflusst und beeinflussen *möchte*. — Wie steht's denn eigentlich? Ein Hugenbergpressemann — diese Leute sollen ja nach der Behauptung des Dr. R. F. (Brief vom 19. Dez. 1927) „eigentlich Deutschland geistig vollständig beherrschen“ (ja: möchten gern!) — schreibt irgendeinen wüsten Hetzartikel gegen den alten „Erbfeind“ Frankreich oder den neuen Polen, den druckt irgendein im Grunde ebenso eingestelltes französisches oder polnisches Blatt als Deutschlands Gesinnung kennzeichnend freudestrahlend ab, und nun wandert er weiter durch die ganze ausländische Presse — immer unter der Behauptung: *so denkt ganz Deutschland*. Und Herr Professor Förster sieht darin einen neuen Beweis für seine pessimistische Beurteilung der deutschen Seele.

Ich möchte nicht missverstanden sein: ich schätze Förster als absolut ehrlichen und sein deutsches Vaterland liebenden Mann, aber sein Verfahren ist weder klug, noch zeugt es von Sachkenntnis. Wenn er von Deutschland spricht, sieht er nur Wehrwolf und Stahlhelm, als ob das das *ganze* Deutsch-

land wäre, und er handelt an Deutschland gegen seine eigenen pädagogischen Weisungen, deren Geist ich mir seit mehr als 20 Jahren so völlig zu eigen gemacht habe. Wäre auch jene Friedensgesinnung der deutschen Volksseele nur zarte Anfangsregung, nur leise Wendung zum Bessern, Neuen — und sie ist mehr — auch dann gälte es, den glimmenden Docht nicht auszulöschen, die zarte Pflanze nicht zu schelten, weil sie nicht rascher wächst. Anerkennen, aufmuntern, liebevoll helfen — das ist „pädagogisch" richtig. Und das gerade tut leider Förster gar nicht und erschwert uns, den Friedensarbeitern, sogar unser Werk — durch so manchen Satz seiner „Menschheit". Nirgends so stark wie beim Erziehungsgeschäft gilt das Wort: Gut Ding will Weile haben. Kann man erwarten, wenn man Menschen kennt und besonnen beurteilt, dass ein Volk, das mindestens 60 Jahre (seit 1866) im Sinne der Gewaltpolitik bearbeitet und erzogen worden ist, in 10 Jahren völlig anders denken lernt und sich zur Friedensgesinnung umstellt? Die Zeit arbeitet für uns, und nach Verlauf eines Menschenalters (also etwa 1950) wird das Antlitz Deutschlands ein anderes geworden sein.

Und zum Schluss! Försters ganze Wirksamkeit leidet darunter, dass er im Ausland lebt. Mit Recht kann man ihm sagen:

„Vom sichern Port lässt sich's gemächlich raten,
Da ist der Kahn und dort der See! Versucht's!"

Der Leser ahnt, was ich meine, und ich weiss, was ich sage, wenn ich Förster frage: Ob Christus wohl auch vom sichern Auslande aus seine Reden gegen sein Volk und seine Führer verbreitet hätte? Nein, der ging nach Jerusalem, um dort zu leiden. Oder — wenn mein Beispiel zu hoch gegriffen ist: er denke an Sokrates, er denke an Gandhi. Das schreibe ich, weil ich von Förster hoch denke.

Ich bin mit herzlichem Gruss und in aufrichtiger Gesinnungsfreundschaft

Ihr sehr ergebener

Dr. Fritz Sattig.

II. Lebensreform.

1.

Die Meinungen über die Zweckmässigkeit des Vegetarismus sind geteilt.

Ein Eisenbahnarbeiter, der 40 Jahre seinen Beruf ausübte, versicherte mir, dass er seine schwere Arbeit ohne öfteren Fleischgenuss kaum hätte leisten können. Knapp zwei Stunden nach jedem fleischlosen Mittagessen habe er stets wieder Hunger, ein Gefühl der Leere und des Nachlassens seiner physischen Kräfte empfunden. Seit drei Jahren ist der Mann nun pensioniert und sukzessive fast vollkommener Vegetarier geworden. „Ich esse nur noch selten Fleisch und befinde mich wohl dabei, aber ich muss eben keine anstrengende Arbeit mehr ausführen."

Diesen Erfahrungen eines Mannes aus dem Volke stehen die Ansichten von Wissenschaftern gegenüber. Einerseits wird restlos vegetarische Küche gefordert, anderseits Fleischgenuss als unentbehrlich betrachtet. Berühmte Aerzte empfehlen ihn mitunter selbst für Kinder zu deren körperlichen Stärkung.

Wie soll sich nun der Laie zu diesen verschiedenen Anschauungen verhalten? Müssen für ihn nicht lediglich sein physisches Wohlbefinden oder ideelle Gesinnung massgebend sein?

Ich bin von Beruf Fabrikbeamter. Während meines Aufenthaltes in Paris bedingte der knappe Lohn äusserste Sparsamkeit. Mein Morgenessen bestand aus Milch und Brot, zu Mittag gab's Brot mit Butter oder Käse nebst billigen Saisonfrüchten, abends Milchkaffee mit Reis oder Mehlspeisen in einer Cremerie. Mein körperlicher wie geistiger Zustand war bei diesem Regime ausgezeichnet.

Hernach lebte ich längere Zeit in Italien; höhere Einkünfte nebst billiger Beköstigung ermöglichten mir jeden Tag reichlichen Fleischgenuss und — mein allgemeines Wohlbefinden sank. Das animalische Temperament stieg zwar, mit ihm aber auch die animalischen Triebe, die mich physisch wie psychisch eher belästigten.

Später kam ich sonst noch in der Welt herum, hatte mich von Fall zu Fall der landesüblichen Ernährungsweise anzupassen und konstatierte gelegentlich wiederum ein dem Fleischkonsum parallel laufendes Steigen oder Nachlassen meiner geistigen Frische.

Die Gründung einer eigenen Familie ermöglichte mir dann, den Speisezettel selbst mitzubestimmen, und wenn ich heute auch nicht reiner Vegetarier bin, indem ein Familienoberhaupt den Wünschen der übrigen Mitglieder doch wohl ebenfalls Rechnung zu tragen hat, so ist unser Fleischverbrauch trotzdem sehr minim.

Persönlich neige ich zu dessen zunehmender Beschränkung, nicht bloss aus materiellen, sondern auch ideellen Gründen. Ist es mir heute bereits unmöglich, das Fleisch eines Haustieres: Lamm, Kaninchen etc. zu essen, das heisst eines Lebewesens, welches sich eben noch meiner Sympathie, also meiner seelischen Teilnahme erfreute und mit dem meine Kinder vielleicht eben noch friedlich spielten, so kann ich mich je länger je weniger eines gewissen Widerwillens, ja einer bestimmten Abneigung gegen den Genuss absichtlich getöteter Lebewesen nicht erwehren.

„Es ist ja nur ein Tier," bemerken meine Nächsten; sie beruhigen damit jedoch meine Bedenken wenig. „War dieses Tier nicht treuer, geduldiger als Menschen oft sind, tut sich also nicht auch in ihm der Wille des Schöpfers kund?" erwidere ich, aber man antwortet mir: „Wenn du so weit gehen willst, so entziehst du dir ja selbst die Lebensmöglichkeit. Alles, was du issest, jede Frucht enthält doch schliesslich Leben, sonst würde sie ja nicht keimen und wachsen. Auch die „Intelligenz der Blumen" eignet nicht bloss ihnen allein, sondern gleichfalls anderen Pflanzen."

Der Logik dieser Einwendungen kann ich mich nicht verschliessen, und sie entspricht ja auch der Anschauung eines deutschen Kulturphilosophen, der schreibt: „Es gibt gar vieles im Leben, was man ignorieren muss, um überhaupt nur leben zu können, so den Schmutz im physischen, das Elend im sozialen Leben, soweit es einen nicht direkt berührt. Selbst der Reinlichste bescheidet sich, sein Brot zu essen und seinen Wein zu trinken, ohne zu fragen, wie sie bereitet werden, wer sie vor ihm berührt ... und selbst das mitleidigste Mitglied der Tierschutzvereine kann die Prätention nicht haben, die ganze Tierwelt, die auf dem bellum omnium contra omnes beruht, vor Leiden und Verfolgung zu schützen."

Ist das „der Wahrheit letzter Schluss"? Ist Tötung also unumgänglich? Oder welches ist die Grenze, wo sie erst Sünde wird? Ist hier das individuelle Empfinden, die Bildungsstufe massgebend?

Und führt die restlose Befolgung des Gebotes: „Du sollst nicht töten" in ihrer letzten Konsequenz nicht zum eigentlichen Verzicht auf Selbsterhaltung, also zur — Selbst-Tötung? E. H.

2.

Sehr geehrter Herr!

In Ihren „Neuen Wegen", die ich mit grossem Interesse lese, fand ich im Sprechsaale unter dem Stichworte: „Du sollst nicht töten" auch die Frage des Vegetarismus angeschnitten; es ist dies nicht verwunderlich, beziehen sich doch schon seit langen Zeiten die Anhänger der fleischlosen Kost — mit Recht oder Unrecht? — auf dies biblische Gebot. Würden Sie daher die Güte haben, die Gedanken eines alten Vegetariers, eines Laien, dem diese Sache am Herzen liegt, in kürzester Form in Ihrem Blatte zu bringen.

Mit Besorgnis beobachte ich die Zunahme des Fleischgenusses in allen Kreisen, entsprechend der „besseren Lebenshaltung“ der heutigen Zeit. Daneben sind auch viele Menschen bedeutend weniger heikel geworden als früher, indem heute das Fleisch von Kaninchen, Ziegen, Pferden allgemein genossen wird, aber nicht nur das, sondern auch das von Hunden und Katzen. Ich bin fest überzeugt, dass diese Ueberfütterung mit „artfremdem Eiweiss“ sich früher oder später rächen wird.

Von Wichtigkeit scheint mir die durch tausendfältige Erfahrung bewiesene Feststellung, dass es sich in bezug auf die Gesundheit ohne Fleisch mindestens ebenso gut leben lässt, wie bei der sogenannten „gemischten Kost“, die auch heute noch von den Zunftgelehrten als das einzig richtige festgelegt wird. Vor den Augen dieser Herren waren noch vor 30 Jahren alle Vegetarier Idioten, während dieselben Herren heute in gewissen Fällen höchst gnädig die fleischlose Kost als ganz gut, ja empfehlenswert gelten lassen.

Wenn nun mein Körper durch reine Pflanzenkost gesund und leistungsfähig erhalten werden kann, ist es dann recht, wenn um meinetwillen unschuldige Tiere Todesqualen ausstehen und ihr Leben lassen müssen, nur damit mein Gaumen in angenehmer Wese gekitzelt werde?

Wenn die Leser dieser Zeitschrift die Tiere selbst töten, häuten und ausnehmen müssten, um deren Fleisch zu verzehren, ich meine, die meisten von ihnen würden dann lieber auf den Genuss dieses Fleisches verzichten. Statt dem ladet man diese unangenehmen Geschäfte auf andere Leute ab und glaubt damit wohl auch die Verantwortung für den Tiermord auf jene abwälzen zu können. Es erinnert mich das an eine kleine Geschichte, welche ein Freund erlebte. Er war mit einem hochgebildeten Tessiner bekannt, der in Wort und Schrift seit langem warm gegen den Vogelmord eintrat. Eines Tages trifft ihn mein Freund im Gasthause vor einer Platte „uccelli“ sitzen und auf des ersteren erstaunte Frage, dass jener, der Verteidiger der armen Singvögel, nun höchstselber solche „vertilge“, gab der ihm zur Antwort: wenn er die Vögel nicht verzehre, so tue das eben ein anderer.

Man weiss, welche Qualen in der Regel den Fröschen bereitet werden, um „Feinschmeckern“ Froschschenkel zu verschaffen; darf ein Christ mit ruhigem Gewissen solche Froschschenkel geniessen?

Ich glaubte mich Ihrem Leserkreise gegenüber kurz fassen zu dürfen. Ein leichtes wäre es mir, auf alle den Fleischgenuss verteidigenden Einwände zu erwidern. Nur einen Punkt möchte ich noch berühren, welcher mit der Bibel zusammenhängt. Wie kommt es, dass die Propheten den Fleischgenuss verschmähten; hatten sie wohl nicht ihre sehr guten Gründe und sollte das, was den Propheten gut tat, nicht auch uns bekommen?[1]) Auch ausserdem finden wir Vegetarier uns in guter Gesellschaft, von den Pythagoräern bis zu einer Mathilde Wrede, sodass wir uns unserer Ueberzeugung sicher durchaus nicht zu schämen haben. Dr. K. Brünnich, Arzt.

3.

Zu meinen Bemerkungen im Dezember-Heft über den Vegetarismus und dessen „Noch-nicht-Zeitgemässheit“ erhielt ich von einem Gesinnungsfreund, der Landwirt ist (Franz Schmidt), einen Brief, dessen Ausführungen meines Erachtens in dieser Aussprache auch gehört werden sollten, — gerade von uns mehr oder weniger senkrechten Vegetarianern! Er schreibt:

„Hier [hinsichtlich des Tötens] geht nun Albert Schweitzer ganz konsequent bis zum Ziel: er schreitet über die Steine, um nicht Pflänzlein zu zertreten in seiner Ehrfurcht vor dem Leben; er bemüht sich bei allem und je-

[1]) Womit begründet der Verfasser seine Behauptung, dass die Propheten Vegetarier gewesen seien? D. Red.

dem, was er tut, so wenig Leben wie möglich zu zerstören (auf diese **Bemühung** kommt es hauptsächlich an! Denn der sich so bemühende Mensch wird sicher auch nie Hand an Menschen legen, im Krieg). Er kommt dann aber auch dazu, keine Milch mehr zu geniessen, denn Milch- und Fleischproduktion gehen Hand in Hand und zwar wegen

1. der Verwertung der abgehenden Milchkühe,
2. der Verwertung der zur Aufzucht untauglichen Kälber,
3. der Verwertung von Magermilch und Schote im Bauernbetrieb (Fütterung von Schweinen),
4. der Verwertung der durch Unfälle etc. schlachtreifen Milchkühe.

All' das sind natürlich wirtschaftliche Gründe für die Behauptung, dass Milch- und Fleischproduktion zusammengehören. Eine sozialistische Wirtschaftsordnung könnte da wohl Remedur schaffen, so gut sie auch die Zölle für die Landwirtschaft entbehrlich machen könnte. Man würde zu anderer Verwertung der alternden, notschlachtungsreifen und aufzuchtunfähigen Milchtiere schreiten, aber in jedem Fall müssten die Tiere doch getötet werden (sie könnten dann zur Herstellung von Düng- und Futterstoffen dienen). Wäre es in dieser Frage nicht besser, man strebte genossenschaftlichen oder staatlichen Vieh- und Fleischhandel an, der eine Schlachthausreform im Sinne einer Veredelung des Tiertötens erlauben würde?

Dann hängen aber auch Viehhaltung und Pflanzenbau vorläufig noch eng aneinander und zwar wieder aus wirtschaftlichen Gründen:

1. braucht man Tiere als motorische Kraftquelle,
2. braucht man Tiere um des Düngers willen,
3. braucht man Tiere zur Verwertung der für eine sachgemässe Fruchtfolge notwendigen Leguminosen (in hiesiger Gegend wird auf den in der Fruchtfolge stehenden Feldern alle vier Jahre Klee gebaut; nur so erklärt sich die Weizenfähigkeit unserer Böden: Klee reichert den Boden an Stickstoff an),
4. braucht man Tiere zur Verwertung der Produkte feldunfähiger Grundstücke („absoluten Weidlands“ z. B., wie der Fachausdruck lautet).

Das sind natürlich wieder nur wirtschaftliche Gründe für die Tierhaltung, die die These der „Noch-nicht-Zeitgemässheit“ des Vegetarismus nur belegen. Aber uns Landwirten ist es heute noch vollständig unmöglich (wirtschaftlich), für den Dünger aus tierischen Exkrementen Ersatz zu schaffen. Und mit dem Altwerden der Arbeitstiere kommt dann auch wieder das Problem der Tötung, man wird doch nicht an Tieraltersasyle denken wollen?

Wir pflanzen hier auch Melonen. Die Melone bildet für den Vegetarier, den Rohköstler, den Abstinenten eine direkt ideale Frucht: sie macht das Trinken bei Tisch entbehrlich. Die Melone gedeiht aber besonders gut auf auf Schweinemist, und ich bin froh, dass wir bis vor einigen Tagen ein Schwein in unserem Betrieb hatten, und ich habe den Mist sorgfältig kompostiert, um ihn für unsere Melonenkultur bereit zu haben im Frühling. Das Schwein selbst haben wir dann aber verkauft und nicht für uns selbst geschlachtet, und zwar weshalb? — weil schon zwei Vegetarier an unserem Tische sitzen! An den Schweinemist wird der Melonen-schmatzende Rohköstler in der Stadt doch gewiss nicht denken!

Darin bin ich nun aber mit Ihnen vollständig einig: der Vegetarismus vereinfacht die Haushaltung. Das wäre natürlich auch von der Rohkost zu sagen. Wir kommen mit beidem der Befreiung der Hausfrau von der stundenlangen Kochherdtortur näher. Ferner verliert dadurch das Essen an Wichtigkeit (allerdings erst dann, wenn man keine Zweifel und Probleme mehr sieht in diesen Fragen; solange man über alles diskutieren muss, kommt dem Essen und dem Magen eine ganz unverdiente Wichtigkeit zu) und es gibt mehr Raum

für die geistigen Probleme des Lebens. Der Vegetarismus entspringt einer sehr feinen und edlen Regung der Menschenseele unserer Zeit und Kultur.“

Es ist sicher gut, wenn wir das „hart im Raume stossen sich die Dinge“, das aus den Ausführungen dieses Freundes so vernehmlich spricht, nicht vergessen und wissen, dass es mit schönen Theorien nicht getan ist und dass die Stunde der Verwirklichung unserer Ideale nicht kommt, wenn nicht sehr viel praktische, technische, wirtschaftliche, wissenschaftliche etc. Arbeit dafür geleistet wird. Wie anderseits auch die Praxis, z. B. die des Landwirtes, befruchtet und gefördert wird, wenn geistige Ideale und Menschheitsziele vor ihr auftauchen und ins Auge gefasst werden, die sich beim jetzigen Stand der Dinge nicht verwirklichen lassen und gerade dadurch die Trägheit des Althergebrachten ein wenig stören, zu neuem Denken und Suchen zwingen und damit zu techischen Fortschritten anspornen.

Die „Noch-nicht-Zeitgemässheit“ darf hier wie in allem keine wegversperrende Schranke, sondern muss ein Ansporn sein.

Technische Schwierigkeiten lassen sich überwinden; im Dienste des Mammons und des Mars sind ihrer schon viel grössere überwunden worden.

A. B.-G.

4. Blumhardts Meinung.

Vorbemerkung. Diese Aeusserung Blumhardts des Jüngeren stammt aus einer im Jahre 1894 gehaltenen Predigt. (Vgl. Christoph Blumhardt: Predigten (Seite 491 f.) und Andachten aus dem Jahre 1888—1896; herausgegeben von R. Lejeune. Sie ist natürlich auch nicht gegen die „Lebensreform“ an sich, sondern nur gegen deren Ueberschätzung und Verwandlung in eine Religion gerichtet. Die Red.

Ich möchte das ganz besonders in der Beziehung gesagt wissen, was uns oft in leiblicher Hinsicht bewegt. Wir erkennen ja, dass in leiblicher Hinsicht vieles unrichtig ist an uns und an andern, und sind auch sozusagen immer mit der Nase darauf gestossen. Es ist in einer Gesellschaft wie hier gleichsam immer das Bild der Krankheit einem vor Augen gestellt; es bleibt nichts verborgen, und so besinnt man sich: Warum sind wir krank? Warum fehlt uns dies und jenes? Wir können ja nichts anders machen. Man kann wohl ein bissle kneipen und ein bissle hygienische Sachen machen; man kann Aepfel essen statt Braten, und Milch trinken statt Wein, aber wisset ihr, im ganzen genommen, sind das Spielereien. Man muss es schon einerseits wichtig nehmen, denn es ist eine Dummheit, wenn einer meint, es gäbe bloss Braten und vergisst, dass auch Aepfel wachsen, und es gäbe bloss Wein, während man doch auch Wasser hat. Man darf sich also wohl auf diese Sachen besinnen, aber nur um alles nicht in diesen Dingen glauben, eine Art Ewigkeit gründen zu können, ein Gesetz machen zu können. Etwas Furchtbareres könnte ich mir gar nicht denken: lieber will ich alle Tage Braten essen bis oben hin und will Blut trinken bis dort hinaus als ein Gesetz machen für Aepfel und für Wasser. Nur nicht fürs Reich Gottes etwas einführen wollen, was ja an sich ganz recht recht ist, aber verderblich, sobald man eine Satzung daraus macht. Nur nicht ein Seelenleben darauf gründen und eine Geistesrichtung daraus werden lassen, nur das nicht! Sonst ist es besser, man haut uns den Kopf herunter. Da liegt die Schwierigkeit in der Haltung auf dem Weg der Wahrheit fürs Reich Gottes. Man muss oft mit Eifer Brot essen statt Fleisch, ja, denn es ist nichts ärmlicher, als wenn man einsieht: ich bin krank und kann doch nichts verleugnen. Man muss oft mit Eifer ins Bett liegen, denn nichts ist ärmlicher, als ein kranker Mensch, dem man es ansieht: er gehört ins Bett und er lauft herum — „mir fehlt nichts, ich bin gesund“. Da gehe ich oft fast in die Lüfte, wenn die Leute so dumm sind; denn es gibt nichts Aermlicheres, als in diesen Sachen, die doch sein müssen, so lahm sein. Aber es gibt auch nichts Gefährlicheres, als wenn man aus diesen niederen Beschäftigungen

Geistesrichtungen macht; eine Geistesrichtung gehört da nicht hinein. Also da müssen wir vorsichtig sein. Ich weiss nicht, ob man mich versteht. Ich bin fast zum Tode traurig geworden in der letzten Zeit, weil ich gemerkt habe, dass man aus dem, was ich so hygienisch gesagt habe, eine Reichsgottesgeschichte gemacht hat, deswegen habe ich in den letzten Wochen ganz davon geschwiegen. Wir wollen ein praktisches Christentum, ja, aber wenn es ins Praktische hinein soll, dann müssen wir auch vorsichtig sein und warten können; dann müssen wir heute vielleicht dies und jenes tun, was wir morgen vielleicht schon wieder aufgeben müssen, bis wir einmal ein Wort hören: „Samuel" und wir sagen können: „Hier bin ich". Und dann erst wird es ausgemacht, was für das Leibesleben richtig ist.



Zur Weltlage

Die politische, wirtschaftliche und geistige Lage in Deutschland.

Wir stehen im Zeichen der Wahlen, obwohl noch niemand weiss, wann sie stattfinden werden, ob im Mai, ob im Herbst. Im Mai wünscht sie Stresemann und der ihm nahestehende Kreis, im Herbst wünscht sie die Deutschnationale Partei, die sich so lange wie möglich an der Macht halten will. Die Linke steht abwartend, da sie weiss, dass jede Woche jetziger Regierung die Wähler ihr in verstärktem Masse zutreibt. — Denn grosse Entscheidungen müssen getroffen werden von einer Regierungskoalition, die hoffnungslos zersplittert ist, sodass sie zu keiner Entscheidung mehr wirkliche Kraft besitzt. Jede der Regierungsparteien hat starke Interessen, die sie gegen die Massen des deutschen Volkes in einer solchen Rechtsregierung durchsetzen möchte. Aber jede der Parteien hat es auch erfahren, dass Art und Interesse des Bundesgenossen ihm selbst und der Stimmung seiner Wähler gegenüber und dem von ihm vertretenen Gedanken gefährlich wird. Welches sind die grossen Entscheidungen, zu denen diese Regierung keine Entschlüsse findet?

1. Die Aussenpolitik.

Warum wünscht Stresemann die Auflösung des Reichstages und möglichst rasche Neuwahlen? Ihm ist es am deutlichsten geworden, dass der Bund seiner Partei mit den Deutschnationalen die Verständigungspolitik mit Frankreich zum Stocken gebracht hat. Die Deutschnationalen haben zwar die Unterstützung seiner Politik beim Eintritt in die Regierung zugesagt. Da sie aber vorher ihre Wähler so hoffnungslos gegen die von den republikanischen Parteien und dem „Juden" Rathenau eingeleitete Verständigungspolitik fanatisiert haben, müssen sie jede Zustimmung nach aussen durch ein Auftreten vor ihren Wählern wieder verdecken, das Stresemanns Stellung erschüttert, nach aussen Schwierigkeiten und Misstrauen

schafft und deutlich werden lässt, wie gefährlich unsicher der Grund ist, auf dem Stresemann in dieser Regierung steht. — In der Aussprache über die Aussenpolitik, die in diesen Tagen im Reichstag stattfand, fand Stresemann die klare Unterstützung der Opposition seiner Regierung. Der Redner der stärksten Regierungspartei aber stimmte zwar offiziell der Politik dieser Regierung zu, liess aber zwischen den Zeilen so viel deutliche Kritik schimmern, dass seine Rede den Aussenminister zu einer sehr energischen Verteidigung zwang. Vor allem aber hatte der Redner der stärksten Regierungspartei durchblicken lassen, man müsse gegenüber der misstrauischen Politik Frankreichs sich andere Bundesgenossen suchen — ein Wort, das geradezu ein Todesstoss gegen Stresemanns Politik wäre, wenn es ernst zu nehmen wäre. — Sofort machte auch der Redner des Zentrums energisch Front gegen diese Stellungnahme der verbündeten Partei, und die Verstimmung dieser beiden Parteien hat sich verstärkt. — Deutlicher aber wie je ist klargestellt, dass die Aussenpolitik dieser Regierung von der stärksten Regierungspartei nur mit grossem Widerstreben mitgemacht wird und dass sie deshalb ihre ungeheuren Misserfolge ernten musste. — Einmal ist das Fortschreiten der Verständigungspolitik ins Stocken geraten und dazu hat diese Regierung das Eingreifen des Reparationsagenten in die innerdeutschen Finanzverhältnisse geradezu herausgefordert und damit Deutschland eine Demütigung zugezogen, die keine bisherige republikanische Regierung bis jetzt ertragen musste. Und das ist den Kreisen passiert, die so gern die Haltung der republikanischen Regierungen als Schwächlichkeit, Vaterlandsverrrat u. s. w. kennzeichneten.

Die Verständigung mit Polen ist gleichzeitig gefährdet durch den hartnäckigen Widerstand der in der deutschnationalen Partei organisierten Kreise des Grossgrundbesitzes, die von einem Handelsvertrag mit Polen eine Gefährdung ihres landwirtschaftlichen Monopols in Deutschland fürchten. Das aber ist das zweite Problem der Lage.

2. Die Krisis der Landwirtschaft.

In der ganzen Welt führt die Entwicklung der Landwirtschaft zum Aufsteigen des mittleren und kleinen Bauern und zum Rückgang des Grossgrundbesitzes. Die Kleinen sind in der Landwirtschaft dem Grossbetrieb wirtschaftlich überlegen. In Deutschland hat man diese Entwicklung durch eine Zollpolitik und eine Politik wirtschaftlicher Unterstützungen in Form von Darlehen u. s. w. zugunsten der Grossen aufgehalten. So ist es gekommen, dass ein ganz grosser Teil des Grossgrundbesitzes allmählich an den Punkt gelangt ist, wo die heutigen Staatsbegünstigungen nicht mehr ausreichen, ihn zu halten. Gleichzeitig hat man den Bauernstand in seiner Entwicklung so zurückgehalten, dass er nicht imstande ist,

die Möglichkeiten auszunutzen, die sich ihm bieten. Man hat weder die notwendigen Bildungsmöglichkeiten geschaffen, die ihn seiner wirtschaftlichen Pflicht gewachsen machen könnten, noch hat man eine so ausgedehnte Siedlungstätigkeit vorbereitet, dass der Bauernstand allmählich an die Stelle des Grossgrundbesitzes treten könne. Finanziell hat man durch Darlehen u. s. w. den sinkenden Grossgrundbesitz ungemein stärker gefördert als den aufsteigenden Bauernstand, und schliesslich hat man durch die hohen Futtermittelzölle den in Deutschland wenig produktiven Getreidebau des Grossgrundbesitzes geschützt, durch Verteuerung der Viehzucht, die des Kleinbauern wichtigster Betriebszweig ist.

Nun ist die Lage so geworden — und es ist charakteristisch und entscheidend, dass ein Jahr reaktionärer Grossgrundbesitzerregierung den Gipfelpunkt der Krisis gebracht hat — dass ohne eine Regierungshilfe in Riesenausmass eine ganz wesentliche Reduktion des Grossgrundbesitzes, der sich nicht mehr halten kann, eintreten muss. Die Aktion müsste so gross sein, dass selbst die jetzige Regierung einsieht, dass Deutschlands Finanzkraft dazu nicht ausreicht. So vollzieht sich etwas, was man fast eine Revolution der Landwirtschaft gegen ihre eigene Regierung nennen könnte.

Aber schon das Zentrum kann eine so einseitige Begünstigung der Landwirtschaft nicht mitmachen. Seine Wählerkreise rekrutieren sich so stark aus der Arbeiterschaft, dass es eine Verteuerung der Lebenshaltung durch neue Zollerhöhungen, Nichtabschliessen von Handelsverträgen wie der mit Polen und die damit zusammenhängenden wirtschaftlichen Hemmungen des Absatzes der deutschen Industrie nicht mitmachen kann. Dazu kommt, dass die Genfer Handelskonferenz eben doch den Abbau der Zölle als eine der dringendsten wirtschaftlichen Notwendigkeiten proklamiert hat und dass nun wieder bestimmte Grosshandelskreise, die in der deutschen Volkspartei hinter Stresemann stehen, von dieser Erkenntnis deutlich ergriffen sind. — Hilfe für die Landwirtschaft ist also auf diesem Wege nicht zu finden. Es drängt alles auf die Wege, die den mittleren und kleinen Bauern fördern.

Damit steht die deutsche Politik wieder vor einer einschneidenden Entscheidung. Grossgrundbesitz bedeutet Zölle, Abschluss vom Ausland, Gewaltpolitik im Innern und nach Aussen. Man sieht wieder deutlich, wie hier Aussen- und Innenpolitik verquickt sind. Bauernpolitik bedeutet Bildung des Bauern zu grösserer Leistungsfähigkeit, Förderung der bäuerlichen Genossenschaft, Zusammenarbeit dieser mit den städtischen Genossenschaften, Förderung der Industrie, damit diese der Landwirtschaft ihre Edelprodukte abnimmt, Friedenspolitik im Innern und nach Aussen. Bauernpolitik bedeutet: Verzicht auf das Ziel, Deutschlands Ernährung aus sei-

ner eigenen landwirtschaftlichen Produktion sicher zu stellen. Sie bedeutet, dass man den Versuch aufgibt, die Produkte, die das Ausland billiger herstellt, mit Hilfe staatlicher Unterstützung trotzdem in Deutschland in ausreichendem Masse herzustellen. Das aber bedeutet Verzicht auf die Möglichkeit, Krieg zu führen. Denn das hat eben doch der Weltkrieg klar gemacht, dass ein Land auf schmaler Ernährungsbasis den Krieg nicht ertragen kann und wenn es militärisch noch so stark gerüstet ist. In der Entscheidung, die nun in Deutschland fällt: „Bauernsiedelung oder Erhaltung des Grossgrundbesitzes", fällt eine wichtige Entscheidung über die Frage „Kriegs- oder unbedingte Friedenspolitik".

3. Die Eisenpreise.

Im Herbst hatte die mächtigste deutsche Industrie, die Grosseisenindustrie angekündigt, dass sie ihre gesamten Arbeiter aussperren werde, wenn die Regierung darauf bestehe, dass die von ihr geforderte Durchführung des Achtstundentages Wirklichkeit werde. Zu dieser Revolution der Wirtschaftsführer kam es allerdings nicht. Es kam zu einem Kompromiss. Aber nun hat die Eisenindustrie eine Erhöhung ihrer Preise beschlossen, gegen die sich die verarbeitende Industrie heftig wendet und die der Reichswirtschaftsminister als eine Gefährdung der deutschen Gesamtwirtschaft bezeichnet hat, der Reichswirtschaftsminister, der selbst aus der Partei der Grossindustrie, der deutschen Volkspartei hervorgegangen ist. — Wieder öffnet sich der Blick in ein Riesenproblem der deutschen Politik, um das innerhalb der Wirtschaftskreise selbst gerungen wird. Inflation, Zeit einer ungeheuren Arbeitslosigkeit liegen hinter uns. Man hat die Wirtschaft rationalisiert, konsolidiert und die Arbeiterschaft hat dafür die ungeheuersten Opfer an Lebenskraft bringen müssen, die sich in knappen Löhnen und Arbeitslosigkeit ausdrückten. — Langsam macht sich die Gesundung geltend. Soll nun der Erfolg dieser Jahre rücksichtslos vom Unternehmertum ausgenutzt werden oder soll eine Politik des Arbeiterschutzes, des Einsatzes der Staatsgewalt für die Lebensrechte der Arbeiter, diesen den ihnen gebührenden Anteil erzwingen? — Die deutsche Volkspartei hat wohl deshalb so sehr viel Wert auf die Bildung einer Rechtsregierung gelegt, weil sie den Einsatz der Regierung zugunsten der Arbeitermassen gegen die Grossindustrie verhindern wollte. In ihr aber streiten sich nun die beiden Gruppen, die ganz Rücksichtslosen, die Scharfmacher, die auch jetzt noch nicht einsehen, dass die Ausraubung des Volkes durch die Inflation eine grosse Torheit war — denn sie nahm ihnen die Kaufkraft des Volkes. Diese selben Leute sehen auch nicht, dass Arbeitermassen mit geringem Lohn keine Kaufkraft für die Industrie entwickeln. Sie sehen auch nicht, dass die Politik der Rücksichtslosig-

keit bald am Ende wäre. Mit ihnen ringen die Klugen, die eine Politik wünschen, in denen die Grossindustrie zwar die Bestimmung des Entgegenkommens in der Hand behält, aber doch so viel Entgegenkommen übt, dass diese Machtstellung nicht durch eine aufbegehrende Volksstimmung gefährdet wird. Diese Richtung wird von denjenigen Deutschnationalen gefördert, die nicht einfach einseitige Grossagrarier sind, sondern die den christlichen Gewerkschaften nahe stehen. Aber es hat sich gezeigt, dass unter den Deutschnationalen, in der deutschen Volkspartei, in Grossagrariertum und Grossindustrie die Stimmung der Scharfmacher so stark ist, dass eine Rechtsregierung, die eine konservativ-soziale Regierung wäre, nicht möglich ist. Zentrum und soziale Kreise der Deutschnationalen sind sehr enttäuscht. Vor allem aber das Zentrum erlebt es, dass die seiner Abgeordneten, die zu seinen Arbeiterkreisen Beziehungen haben, wie die Sekretäre der christlichen Gewerkschaften Imbusch und Stegerwald (dieser bis jetzt auf dem rechten Flügel der Partei) sich gegen die offizielle Parteipolitik auflehnen. Sie fühlen, dass ihre Gefolgschaft sie verlässt. Marx, der jetzige Reichskanzler und Vorsitzende der Zentrumspartei, gilt jetzt schon als ein politisch toter Mann, um seiner Führung in der Rechtskoalition willen.

4. Das Reichsschulgesetz.

Soll Gewalt oder Geist herrschen, ist auch hier die Frage. Das Zentrum will den durch staatliche Macht garantierten Einfluss der Bischöfe und katholischen Kirche; die Deutschnationalen und kirchlichen Kreise der evangelischen Kirchen wollen dasselbe. — Dass man christlichen Geist in der Schule am wenigsten durch Gesetz und staatliche Macht, sondern nur durch die Frömmigkeit selbst sichern kann, ist beiden Kirchen nicht klar. Hier wird es ganz deutlich, wie sehr die beiden Kirchen im Kampf um die Entscheidung „Gewalt oder Geist“ auf Seite der Gewalt stehen. Es sind hüben und drüben kleine Gruppen, wie die „Christliche Welt“ und ihr Kreis, die religiösen Sozialisten, soweit sie noch Zusammenhang mit einer Kirche haben, die sich diesen Gedanken entgegenwerfen.

Die Abfertigung des Gesetzes geht sehr langsam. Die Deutsche Volkspartei — an die Koalition gefesselt durch den Wunsch, eine der Grossindustrie günstige Regierung zu haben — muss mit ihrer starken Anhängerschaft aus dem Beamtentum rechnen und möchte sich durch Freiheitshemmungen in der Schule nicht zu sehr diskreditieren. Das Zentrum, das die Belastung mit reaktionärer Politik auf sich nahm, um seinen kirchlichen Kreisen ein Schulgesetz zu schaffen, das ihm nur die Reaktion gewähren kann, fühlt heute die Gefahr dieser Koalition so deutlich, dass es fraglich ist, ob es die

Bindung so lange noch erträgt, bis es dieses Schulgesetz in Sicherheit hat. Inzwischen rüstet sich der Sozialismus, dies Schulgesetz zum Ausbau seiner eigenen Schulorganisation und damit eines eigenen geistigen Unterbaus gegen die konfessionelle Schule auszunutzen. Der Geist der Gewalt führt sich für die Kirchen selbst ad absurdum. (Inzwischen ist das Schulgesetz gescheitert.)

5.

Ein solcher Ueberblick zeigt, wie im heutigen Deutschland in Wirtschaft und Politik die beiden Gesinnungen miteinander ringen und wie sie durch die grossen Lebensfragen zu dauernden Entscheidungen genötigt werden. Immer wieder, in innerer wie äusserer Politik, geht es um die Frage: Gewalt oder Gerechtigkeit, Gemeinschaft, Genossenschaft oder Kampf, Ausbeutung? — Und immer wieder zeigt es sich, dass innere und äussere Politik eins sind. Grossagrariertum. Grossindustrie, d. h. Zölle, Vernichtung des innern Marktes, Eroberung eines äusseren Marktes um jeden Preis, Dumping also, Monopol, Kampf der grossen Monopole, Weg zum Krieg, Militarismus und Glauben an ihn.

Bauernpolitik, Arbeiterpolitik bedeuten Hebung der Volkskraft durch Bildungsmöglichkeiten, durch finanzielle Besserstellung, Förderung des Genossenschaftswesens, der Gewerkschaften, jeder Aeusserung der wirtschaftlichen und geistigen Selbständigkeit, Förderung des internationalen Güteraustausches, Abbau der Zölle, Verständigung, Ablehnung des Gewaltgeistes für innere und äussere Politik, Antimilitarismus, Weg zum Frieden.

Und nun ist es ganz gewiss auf der einen Seite eine furchtbare Hemmung, dass Kirchen, Universitäten und sogenannte gebildete Welt in Deutschland auf Seite des alten Geistes der Gewalt stehen — mit deshalb stehen, weil sie mit der brennenden Not des Lebens verhältnismässig wenig zu tun haben und immer noch von Theorien aus das Leben zu belehren suchen.

Und es ist umgekehrt die mächtige Tatsache, dass sich der Geist der Gewalt und des Militarismus fortschreitend unfähig beweist, die grossen Lebensfragen zu lösen und dass alle Stände, die in der wirklichen Bewegung und Not des Lebens stehen, einen eindrucksvollen Anschauungsunterricht empfangen über die Unfruchtbarkeit dieser Gesinnung. Bis in die weiter schauenden Kreise der Grossindustrie hinein geht der Einfluss dieser Lehre, wenn auch die Organisationen der Industrie heute noch von den Kurzsichtigen und Unbelehrbaren beherrscht werden.

Sehr wichtig ist in diesem Zusammenhang die Frage der Vereinheitlichung des Reiches durch Abschaffung der Selbständigkeit der Länder. Hier drängt zunächst einmal die finanzielle Lage zum Abbau. Das deutsche Volk kann sich die Kostspieligkeit so vieler Par-

lamente und Regierungen nicht leisten. Es drängt aber auch die Kompliziertheit des Apparates, der eine Vielverwaltung und ein Gegeneinanderregieren schafft, das die Industrie unglaublich hemmt, politisch vernichtend wirkt. — Und wieder zeigt es sich, dass die Reaktion, eng verfilzt mit all den kleinlichen Machtinteressen der in den einzelnen Ländern herrschenden Beamtenhierarchie, dieser Frage gegenüber ohnmächtig ist. Nur der Bruch mit all diesen Machtinteressen kann unserm Volk die einheitliche Bewegungskraft geben, die es wirtschaftlich und politisch dringend nötig hat. Und der Bruch mit diesen Machtinteressen ist wieder ein Stück vorwärts auf dem Weg zu der Grosszügigkeit, die die engen Kirchturmsinteressen überwindet und den Blick weitet für die Gesamtaufgaben, die Menschheitsaufgaben.[1])

Und wenn man etwas von diesem intensiven Ringen und Werden weiss, das sich in Deutschland vollzieht, wird man fühlen, wie hier ein Werden aus der Enge in die Weite, ein Lernen an der grossen weltgeschichtlichen Aufgabe sich vollzieht, ein Lernen, in dessen Fortschreiten es immer deutlicher wird, wie in den Dingen selbst, in den Aufgaben selbst die heilige Wirklichkeit ist, die den Menschen in Gottes Aufgabe hineinzieht. — Ein Volk, das jahrhundertelang von guten Vormündern von der Arbeit an dieser Wirklichkeit ferngehalten wurde, musste ein enges, materialistisches und deshalb sehr kurzsichtiges Volk werden.

Nun steht das deutsche Volk in der Wirklichkeit, sie ist eine harte, fast grausame, rücksichtslose Lehrmeisterin, und es ist ein schweres Ringen mit dem alten Materialismus, Machtglauben und der Enge, die gerade in den Kirchen konsolidiert ist, die helfen sollten, weiter zu kommen.

Aber die Wirklichkeit ist da und zwingt und lehrt, und die Umwandlung vollzieht sich und ein Geschlecht wächst empor, das ihr dient und nicht mehr dem Unglauben. Welches sind die Aufgaben des Sozialismus in diesem Geschehen, und wie löst er sie? Davon der nächste Artikel.

Emil Fuchs.



Berichte

Erste internationale Studienkonferenz für Friedensfragen des Weltbundes für Frauenstimmrecht.

17.—19. November 1927.

Es ist wohl der Mühe wert, sich auf einige Augenblicke mit einer Frauentagung zu befassen, die im Spätherbst des abgelaufenen Jahres, vom 17. bis

[1]) Nur ganz diskussionsweise darf hier vielleicht an unsern Freund die Frage gestellt werden, ob nicht eine scheinbar hinderliche Vielgestaltigkeit ein Volk fruchtbar macht und auch den Frieden besser verbürgt als die Zentralisation? Die Red.

19. November, in Amsterdam stattfand, und an der Vertreterinnen von zwanzig Ländern sich zum Studium von Friedensfragen zusammenfanden. Selbstverständlich lässt sich in einer kurzen Zeitspanne von zwanzig Minuten der ganze Inhalt einer solchen Tagung auch nicht andeutungsweise zusammenfassen. Es handelt sich daher bloss darum, einige charakteristische Züge der Zusammenkunft hervorzuheben.

Da möchte ich, um — wie manche sagen werden nach Frauenart — mit dem Persönlichen anzufangen, einen Augenblick bei derjenigen Gestalt verweilen, die, wie sehr sie sich im Hintergrund zu halten bestrebte, doch den Mittelpunkt des Interesses bildete: bei der ehemaligen Präsidentin des Internationalen Stimmrechtsverbandes, Mrs. Chapman-Catt. Für viele, die jahre- und vielleicht jahrzehntelang mit ihr und unter ihr gearbeitet hatten, war es einfach eine ganz persönliche Freude, die vorzügliche Führerin und hervorragende Kämpferin wieder zu begrüssen. Noch tiefer war aber wohl der Eindruck, den sie auf neue und alte Freunde machte, durch die Eindringlichkeit und den Ueberzeugungsernst, womit sie die Frauen aufrief, sich des Ernstes der Lage bewusst zu werden und alle ihre Kräfte zur Bekämpfung des Krieges aufzubieten. Diejenigen unter uns, die seit der ersten internationalen Friedenskonferenz im Haag im Jahre 1915 an der internationalen Frauenfriedensbewegung teilgenommen haben, erinnern sich wohl noch, wie während des Krieges Mrs. Chapman-Catt als Präsidentin des Internationalen Frauenstimmrechtsverbandes strikte Neutralität als oberste Pflicht des Verbandes angesehen und sich darum allen Vermittlungs- und Friedensbestrebungen gegenüber, wenn nicht ablehnend, so doch passiv verhalten hat. „Wir haben uns nicht in die Politik der einzelnen Länder einzumischen. Unsere Statuten verbieten es uns.“ Um so tiefer berührte es einen, wenn nun diese selbe Frau, eine ältere, sichtlich müde, wo nicht kranke Frau, die grosse Reise von den Vereinigten Staaten nach Holland gemacht hatte, nur um dieser kurzen Konferenz willen, nur um mit einer fast prophetischen Wucht und Kraft den Frauen aller Länder, vorab den europäischen Frauen, zuzurufen: Versäumt die Stunde nicht! Furchtbares droht euch und euern Kindern, wenn ihr die Gefahr nicht seht oder nicht sehen wollt. Wacht auf! Wehrt ab! so lange die Möglichkeit dazu noch vorhanden ist.

Sie selbst stand unter dem frischen Eindruck einer pazifischen Konferenz auf Hawai, einer Konferenz, die von den Anwohnern des pazifischen Ozeans beschickt worden war, und wo das furchtbare Unrecht, das die weissen Rassen den farbigen Rassen angetan haben und antun, so deutlich zum Ausdruck gekommen war, dass Mrs. Catt uns Europäern noch besonders ans Herz legte, wie es nicht damit getan sei, sich bloss um die Befriedung Europas zu bekümmern, sondern wie auch die Wiedergutmachung dieses ausserhalb Europas begangenen Unrechtes ins Auge gefasst werden müsse.

Eine zweite bemerkenswerte Tatsache an dieser Amsterdamerkonferenz war die neue Einstellung der Frauen dieses Kreises überhaupt zur Friedensfrage. Durch alle Reden und Voten tönte es: „Wir Frauen, die wir das Stimmrecht errungen haben (die Mehrzahl der Delegierten gehörten Ländern an, die ihren Frauen die politischen Rechte zugesprochen haben), wir wollen nun auch zeigen, für was wir es brauchen. Wir haben es nie begehrt bloss um unserer selbst willen, sondern wir haben es verlangt, um besser mitarbeiten zu können an der Neugestaltung des nationalen und des internationalen politischen Lebens. Und — gerade diese Feststellung war mir interessant —: „Wir erweisen auch unseren Schwestern in jenen Ländern, die ihre Frauen noch nicht für politisch reif erklärt haben, den besten Dienst, wenn wir uns für die Friedenssache einsetzen; denn indem wir es tun, zeigen wir, dass die Frauen zur Mitarbeit reif sind.“ Interessant waren mir diese Aeusserungen darum, weil es eine Zeit gab, wo bei uns und anderwärts es für bedenk-

lich galt, die Friedenssache mit der Frauensache zu eng zu verknüpfen. „Ihr bringt die Frauensache in Verruf," sagte man uns, „wenn ihr als Frauen aus der Frauenbewegung solch extreme Sachen vertretet." Ist heute die Friedenssache schon keine „extreme" Sache mehr, mit andern Worten: ist sie schon etwas Selbstverständliches geworden, oder haben die Frauen einsehen gelernt, dass es etwa einmal auch nötig ist, „extrem" zu sein, d. h. in den vordersten Reihen zu stehen? Es trifft wohl beides zu: Die Notwendigkeit einer ernsten Beschäftigung mit den Fragen der zwischenstaatlichen Organisation drängt sich einem immer grösseren Kreise von Menschen auf, und das erwachende und wachsende Selbstbewusstsein der Frau, das natürlich durch die Zuerkennung der politischen Rechte gestärkt wird, lässt sie auch eine selbständigere Stellung zu den Fragen des öffentlichen Lebens einnehmen. Sie wird weniger geneigt sein, Ueberkommenes einfach als das Gegebene hinzunehmen, sondern sich verpflichtet fühlen, es auf seinen Wert und seine Vernunftgemässheit hin zu prüfen.

Eine solche Prüfung unserer gegenwärtigen Zustände war denn auch diese Studienkonferenz in Amsterdam. Es wurde mit grossem Nachdruck betont, dass die Konferenz sich nicht mit sentimentalen und wohltönenden Kundgebungen begnügen, sondern die Probleme ernst und sachlich prüfen und ihnen bis zu ihren Wurzeln nachgehen wolle. Auf der Tagesordnung standen zwei Gruppen von Fragen: Wirtschaftsfragen und politische Fragen.

Die Kategorie der Wirtschaftsfragen wurde ganz vorzüglich eingeleitet durch ein Referat des Franzosen Maurette, des Departementschefs im Internationalen Arbeitsamt in Genf, der über die Weltwirtschaftskonferenz sprach. Mit der ganzen Klarheit und Feinheit des französischen Geistes gab er eine kurze Skizze von dem, was die Weltwirtschaftskonferenz bedeutete, und was man von einer ersten derartigen Zusammenkunft erwarten konnte. Er betonte die dringende Notwendigkeit einer Fortsetzung solcher Konferenzen. Was die Völkerbundsversammlung für das politische Zusammenleben ist und werden muss, das müssen solche Wirtschaftskonferenzen für das internationale Wirtschaftsleben werden: eine Plattform, wo die Vertreter der verschiedenen Interessengruppen in aller Oeffentlichkeit gemeinsam Wege der Verständigung suchen. Der gleiche Redner sprach auch in einer der kürzesten Bankettreden, die wohl je gehalten wurden, dem Frauenstimmrechtsverband einen Glückwunsch, einen Wunsch und ein Versprechen aus, den Glückwunsch zu diesem guten Gedanken der Veranstaltung einer solchen Studienkonferenz für Frauen, den Wunsch, es möchten derselben noch weitere folgen, und das Versprechen, dass, wenn, wie er hoffte, die Wirtschaftsfragen an einer solchen noch eingehender besprochen würden, das Internationale Arbeitsamt sich mit mehr als bloss einem Abgeordneten vertreten lassen werde, und dass es auch mit jedem gewünschten Material zur Verfügung stünde. Dr. Elisabeth Lüders, Mitglied des Deutschen Reichstags, führte in ihrem Referat über „Kriegswille oder Wirtschafts-Friede" in die Probleme der Zollpolitik ein, was sie an Hand von konkreten Beispielen aus ihrem Erfahrungsgebiet, der deutschen Zollpolitik, mit grosser Sachlichkeit und Sachkenntnis tat. Unter anderem wies sie sehr richtig darauf hin, wie die Staaten zur Bestreitung der Militärausgaben die Zolleinnahmen nötig haben, und wie die Differenzen in bezug auf die Zolltarife zum Wirtschaftskrieg und dadurch zum militärischen Krieg führen könnne. Diesem Thema schloss sich dasjenige des Holländers Oudegeest, des Vizepräsidenten des geschäftsführenden Ausschusses des Internationalen Arbeitsamtes, „Verteilung von Rohmaterialien, Möglichkeit internationaler Kontrolle" sehr gut an, ebenso dasjenige von Sir George Paish, dem Nationalökonomen und Delegierten

an der Brüsseler Wirtschaftskonferenz vom Jahre 1921, der über „Die Lage des Weltkredites“ sprach.

Die politische Seite der Friedensfrage wurde durch die folgenden Redner und Rednerinnen von den nachstehenden Gesichtspunkten aus behandelt: „Die neuesten Entwicklungen in der Schiedsgerichtsfrage“ (Frau Kluyver, Sekretärin im Ministerium des Auswärtigen im Haag und technische Expertin der holländischen Delegation an der Völkerbundsversammlung), „Die Schlichtung von Streitfragen durch Schiedsgerichtsverfahren“ (Dr. Edgar Stern-Rubarth, Hauptredaktor des Pressebureau Wolff), „Internationale Sicherheit“ (Mrs. Moss, stellvertretende Delegierte der australischen Delegation zum Völkerbund und Prof. Ruyssen, Generalsekretär der Union der Völkerbundsvereinigungen), „Das Abrüstungsproblem“ (Herr de Madariaga, Vorsitzender der Abrüstungskommission des Völkerbundes und Frau Dr. Bakker-Nort, Mitglied des Niederländischen Parlamentes), „Abrüstung zur See“ (Admiral Allen) und noch einmal „Wege und Ziele der Abrüstung“ (Frau Emmy Freundlich, Mitglied des Oesterreichischen Nationalrates, Delegierte auf der Weltwirtschaftskonferenz).

Diese Aufzählung von Namen und Themen sagt an sich freilich nicht viel; es lässt die Fülle des Gebotenen ja nur ahnen. Etwas mag aber vielleicht doch auch der Unbeteiligte daraus entnehmen: Einmal das schöne Zusammenarbeiten von Männern und Frauen. Die Frauen haben es nicht für unter ihrer Würde erachtet, sich auf Gebieten, in denen sie sich nicht daheim fühlten, von sachkundigen Männern unterrichten zu lassen, und die Männer ner haben — das kam immer wieder zum Ausdruck — mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, vor einem hauptsächlich aus Frauen zusammengesetzten Publikum von den Aufgaben zu reden, die die Neugestaltung des internationalen Lebens uns stellt. Die Umbildung der öffentlichen Meinung ist einer der wichtigsten Faktoren im Kampfe gegen den Krieg, das wurde immer wieder gesagt, und für diese Umbildung brauchen wir Frauen so gut wie Männer. Ohne ihre Hilfe können wir nicht auf eine Durchsetzung der neuen Gedanken und Einstellungen hoffen. Ein Zweites, was uns Schweizern und Schweizerinnen auffallen mag , wenn wir die Rednerliste durchgehen, ist wohl das, dass die sämtlichen Rednerinnen in ihrem Lande Stellungen einnehmen, die bei uns in der Schweiz noch ausschliesslich dem männlichen Geschlecht reserviert sind. Weibliche Parlamentsmitglieder, weibliche Sekretäre des Ministeriums, weibliche Mitglieder der Völkerbundsdelegation — ob die Frauen bei uns schon geboren sind, die einmal in solchen Stellungen unserem Lande und der Menschheit dienen dürfen?

Im übrigen zeigen dann auch gerade wieder solche Tagungen, dass es in letzter Linie um anderes als um Sitz und Stimme in den Parlamenten geht. Diese Dinge können sehr nützlich sein, weil sie einem Einblick gewähren in manche inneren Zusammenhänge des politischen und wirtschaftlichen Lebens und weil sie einem eine Plattform bieten, von der aus man seine Wünsche und Forderungen mit etwas grösserem Nachdruck vorbringen kann. Daneben aber bedeuten Abbau der Zollschranken, internationale Verteilung der Rohstoffe, Sicherheiten, Schiedsgericht, Abrüstung eine derartige Umwälzung gegenüber den früheren Anschauungen, dass sie sich nur wirklich durchsetzen lassen, wenn eine neue Erkenntnis, ein neuer Wille, eine neue Moral der Völker dahinter steht. Dazu braucht es Erzieherarbeit, und solche lässt sich auch ausserhalb der Parlamente überall leisten.

Dass wir Frauen als Frauen nicht eine geschlossene Einheit in bezug auf diese Fragen bilden, kam in Amsterdam auch wieder zum Ausdruck. Denn selbstverständlich handelte es sich bei dieser Konferenz noch nicht um ein fertiges Programm, sondern um das Studium der betreffenden Fragen. Die

meisten der Referenten nahmen allerdings eine sehr entschiedene Stellung ein, so u. a. Madariaga, der mit aller wünschenswerten Klarheit die Rüstungen verurteilte. „Rüstungen bedeuten Hinwendung von ungeheuren menschlichen Energien auf ein unfruchtbares Ziel. Rüstungen erzeugen notwendig ein Heer von Interessenten und Sachverständigen, deren Existenz an sich eines der grössten Hindernisse für eine Politik gegenseitigen Vertrauens und Zusammenarbeitens der Nationen ist. Rüstungen haben die Tendenz, technische Fortschritte unmilitärischen Charakters aufzuhalten. Als Symptome sind Rüstungen nur der Beweis internationaler Anarchie.“ Dies sind nur einige der aufgestellten Grundsätze Madariagas. Aber es gäbe ein unrichtiges Bild der Konferenz, wenn nicht gesagt würde, dass in der Diskussion auch gegenteilige Gesichtspunkte geltend gemacht wurden. Nur als Gesamteindruck darf wohl bemerkt werden, dass es erstaunlich war, mit was für einer Selbstverständlichkeit in diesem Kreise vorwiegend bürgerlicher Frauen die Forderungen einer prinzipiellen Umgestaltung des politischen und wirtschaftlichen internationalen Lebens aufgenommen wurden. Als im Frühling 1915 an der Ersten internationalen Frauenfriedenskonferenz im Haag diese und ähnliche Grundsätze aufgestellt wurden, tat man sie als utopistisch, phantastisch, oberflächlich, wirklichkeitsfremd ab. Innert weniger als anderthalb Jahrzehnten haben sie sich doch schon so durchgesetzt, dass grosse Weltorganisationen wie das Internationale Arbeitsamt und das Völkerbundsekretariat, die übrigens selbst schon ein Stück Verwirklichung der damals aufgestellten Grundsätze sind, sich an einer ähnlichen Konferenz vertreten lassen, ein Minister des Auswärtigen von der Bedeutung von Benes sich in einem ausführlichen Schreiben entschuldigt, wenn er im letzten Augenblick von der Teilnahme an der Konferenz abgehalten wurde, der Bürgermeister von Amsterdam die Konferenzteilnehmer zu einem Empfang in dem wundervollen alten Patrizierhaus einlädt, das er von Amts wegen inne hat, und das Kolonialinstitut seinen glänzenden Versammlungssaal der Konferenz zur Verfügung stellt.

Die ganze glänzende Umrahmung der Konferenz bildete freilich auch wieder einen eigentümlichen Gegensatz zu dem Ernst der Verhandlungen, zum Teil auch gerade eine Illustration. Man konnte die reichen ethnographischen Sammlungen des Kolonialmuseums nicht durchschreiten, ohne an eben jene Ausbeutung der farbigen Rassen erinnert zu werden, von der Mrs. Catt so eindringlich gesprochen hatte, und wenn man auch mit Bewunderung den soliden alteingebürgerten Reichtum der alten See- und Handelsstadt ausgedrückt fand in ihren Bauten und Kunstsammlungen, in dem ganzen warmen Behagen ihrer Wohnkultur, so wusste man doch, dass auch dieser Reichtum und dieses Behagen aufgebaut sind auf das Elend der Hintergassen, dass auch hier der Wirtschaftsfriede erst g e s c h a f f e n werden muss, der in der Konferenz als Bedingung des Weltfriedens genannt worden war. Aber dass gerade diese Kreise der Besitzenden im Prinzip wenigstens die Notwendigkeit einer neuen sozialen Gerechtigkeit anerkannten, ist hoffnungsvoll. So dürfen wir, ohne im übrigen den Wert von Konferenzen und Resolutionen überschätzen zu wollen, diese Amsterdamertagung der Frauen zum Studium der Friedensfragen als eine verheissungsvolle Erscheinung buchen. C l a r a R a g a z.

Aus der Arbeit

1. „Heim“-Frauenschule Neukirch a. d. Thur.

Mädchen, die wackere Frauen und Mütter werden möchten, sind eingeladen zum neuen

S o m m e r k u r s (Beginn 16. April, Dauer sechs Monate).

Wie in den verflossenen drei Jahren wollen wir in gemeinsamer Arbeit einen einfachen Haushalt führen lernen in Küche und Garten, Kinderstube und Krankenzimmer. Anleitung zu Handarbeiten für Erwachsene und Kleinkinder. Singen und Turnen. In besondern Stunden wollen wir uns nicht nur vertiefen in Fragen des Haushaltens und der Gesundheitslehre, sondern auch uns besinnen auf unsere Aufgabe am heimischen Herd. Blicke auf die Geschichte der Familie und der Frau stehen neben dem Eindringen ins Leben bedeutender Männer Die Kräfte der Natur um uns und in uns wollen wir verstehen und verwenden lernen und darüber hinaus suchen nach dem, was uns höher führen kann.

In Verbindung mit diesem Kurs finden noch einige besondere Ferienwochen statt:

1. für ehemalige Schülerinnen 3.—9. Juni.
2. für Lehrkräfte an der Volksschule (Primar- und Sekundarlehrer und -lehrerinnen, Haushaltungs- und Arbeitslehrerinnen 22.—27. Juli, 12.—18. August.
3. für jedermann: Einführung ins Leben und Werk von Romain Roland, Anfang Oktober.

Kursgeld für den ganzen Sommer Fr 540.—. Wo nötig, kann es reduziert werden.

Pensionspreis für einzelne Feriengäste (in beschränkter Anzahl) Fr. 3.50 bis 4.— pro Tag.

Kursgeld (Aufenthalt inbegriffen) für Teilnehmer an den Ferienwochen Fr. 5.— bis 6.— pro Tag.

Auskunft erteilt gerne Didi Blumer, „Heim" Neukirch a. d. Thur.

2. Im **Heimetli Ober-Sommeri** (Thurgau) werden einige junge Mädchen als Schülerinnen aufgenommen.

Es wird den Töchtern Gelegenheit geboten, unter Anleitung tüchtiger Lehrkräfte, in freier, lebensvoller Weise in alle Aufgaben einer Hausfrau und Mutter eingeführt zu werden.

Der grosse Haushalt bietet reichlich Gelegenheit zu praktischer Betätigung; die fröhliche Schar von Kindern jeden Alters bringt eine Fülle erzieherischer Aufgaben und weckt Interesse für soziale Probleme.

Theoretische Stunden und Besprechungen werden die Arbeit in Haus und Kinderstube ergänzen.

Unser Ziel ist, die jungen Mädchen mit praktischen Kenntnissen auszurüsten, sie zu einer vertieften Lebensauffassung zu führen und in ihnen den Sinn zu wecken, mit ihren Kräften Anderen zu helfen.

Wir setzen voraus, dass die jungen Mädchen mindestens sechs Monate bei uns bleiben. Doch nehmen wir auch gerne ausserhalb dieser Kurse reifere Töchter, die Einblick in soziale Arbeit gewinnen möchten, für kürzere Zeit auf. Der vielgestaltige Betrieb mit der angegliederten Strickstube für Gebrechliche bietet Gelegenheit, praktische Erfahrungen zu sammeln.

Das Kursgeld beträgt Fr. 90.— pro Monat.

Nähere Auskunft erteilen die Leiterinnen

Anna Schmid und Isa Staehelin.

Gartenbau-Kurse.

Im Heimetli Obersommeri (Thurgau) findet von Mitte März bis Mitte Oktober ein Gartenbaukurs statt. Derselbe hat den Zweck, die Teilnehmerinnen in alle Arbeiten, die zur Anlegung und Pflege eines Hausgartens gehören, einzuführen.

Der Lehrplan umfasst:

a) Praktische Arbeiten (Gemüsebau, Beerenkultur, Blumenpflege);

b) Theoretischen Unterricht (Düngungslehre, Gemüsebau, Beerenobst, Blumenzucht).

Botanik: Aus dem Leben der Pflanzen.

Der Kurs wird von einer erfahrenen Gartenbaulehrerin geleitet. Aufnahme-Bedingungen: Zurückgelegtes 14. Altersjahr, gute Gesundheit.

Die Schülerinnen wohnen im Heimetli und es wird sowohl der seelischen wie der körperlichen Entwicklung der jungen Mädchen alle Aufmerksamkeit geschenkt.

Es wird täglich 7—8 Stunden praktisch gearbeitet, die Abende, die Sonntage, sowie die freien Nachmittage werden durch gemeinsamen Gesang, Wanderungen, Spiele und Baden im See so froh als möglich gestaltet.

Das Kursgeld mit Verpflegung beträgt Fr. 650.—, Wäsche inbegriffen. Es kann in besondern Fällen teilweise erlassen werden. In diesen Kurs können auch externe Schülerinnen aufgenommen werden. Kursgeld für Externe 500 Franken.

Da im Heimetli gleichzeitig auch Kurse in Haushalt und Kinderpflege stattfinden, ist den Gartenbauschülerinnen auch die Möglichkeit geboten, an jenen Kursen teilweise teilzunehmen.

Alles Nähere durch die Leiterinnen des Heimetli

Anna Schmid und Isa Staehelin.

Rundschau

Zur Chronik.

Es ist wohl nicht nur der Eindruck des Chronisten, der vielleicht seinen Blick einseitig eingestellt haben könnte (und gewiss auch hat, ein anderer würde sein Augenmerk auf ganz andere Dinge richten), dass

der Kampf gegen den Krieg

immer sehr stark im Vordergrunde des weltpolitischen Geschehens stehe. Die amerikanisch-französischen Verhandlungen über einen „ewigen Frieden“ sind vorläufig so ausgelaufen, dass Skeptiker wohl den alten Vers zitieren könnten:

Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.[1])

Jedenfalls ist vom Völkerbund diese Gefahr (falls es wirklich eine war) abgewendet. Es gibt orientierte Beurteiler, die den amerikanischen Versuch für ernsthaft und aufrichtig halten. Jedenfalls ist nun das Stichwort von der „Aechtung des Krieges“ in die Weltdiskussion geworfen und wird seine Wirkung tun. Es wird die Amerikaner mit der europäischen Friedensbewegung in Verbindung halten. Gerade dieses Stichwort geht von Kreisen aus, die zwar meistens Feinde des Völkerbundes sind, denen es aber mit dem Kampf gegen den Krieg sehr ernst ist. Der Umstand, dass die Regierung von sehr einflussreicher Seite aufgefordert werden soll, die Verhandlungen wegen dem Beitritt der Vereinigten Staaten zum Haager Schiedsgerichtshof wieder aufzunehmen, scheint ebenfalls zu zeigen, in welcher Richtung sich trotz allem die amerikanische Entwicklung bewegt, gerade wie auf der andern Seite die Kaltstellung des Admirals, der die Hintergedanken der dortigen Wassermilitaristen ausschwatzte. (Man kann scheints auch ohne Wein dumme Sachen sagen!) Wo würde man anderwärts mit einem hohen Militär so rasch abfahren, wenn er törichtes Zeug gegen Nachbarn redete? Man brächte nicht einmal zu einem offiziellen Tadelswort den Mut auf. So war wohl auch die Rede von Coolidge auf dem panamerikanischen Kongress

[1]) Es kreissen die Berge, geboren wird eine lächerliche Maus.

nicht reine Heuchelei, sondern mehr ein Stück Selbstbetrug. Das Vorgehen in Nicaragua ist vielleicht auch nicht ganz so schlimm, wie es aussieht (es scheint, dass man wirklich von beiden Seiten die Vereinigten Staaten gerufen hat), obschon es immer noch arg bleibt. Viel schlimmer noch ist das neue Flottenbauprogramm, das die unerhörte Summe von 25 Milliarden Franken für neue Kriegsschiffe, die in den nächsten acht Jahren zu bauen wären, vorsieht. Sollte das wirklich gegen England gerichtet sein? Dann sähe es fast wie eine Nemesis aus! Nun muss aber doch betont werden, dass sowohl gegen das Vorgehen in Nicaragua als gegen diese Flottenraserei drüben eine gewaltige Opposition entstanden ist, besonders von Seiten der Pazifisten, der Kirchen und der Frauen, wie berichtet wird. Im Organ der Unitarier, dem „Christian Register", wird dieses Programm, falls es angenommen würde, schlechtweg als Mord (murder) bezeichnet, und eine der wichtigsten Zeitungen Amerikas und der Welt, die „New York Times", schreibt darüber: „Es ist schlimmer als Verrücktheit, es ist Tollheit. Es ist eine Provokation, für die es am ganzen Horizont der Weltpolitik nicht einen Schatten von Begründung gibt. Wir haben eine solche Flottenbaupolitik heute nicht nötig; der Versuch aber, dem Kongress und dem Präsidenten auch für die Zukunft, wo die Verrücktheit eines solchen Jingoismus sogar noch offenkundiger sein mag, die Hände zu binden, ist der Gipfel des Blödsinns. Das friedliebende Volk unseres Landes sollte sein Missfallen über einen solchen Vorschlag in Washington so deutlich kund tun, dass der Kongress es nicht wagen darf, auf eine so unverantwortliche, verschwenderische und gottvergessene Art auf Jahre lang die Völker zu beleidigen." Das ist ein deutlicher Ton der Posaune und das ist auch Amerika!

Bei uns, diesseits des Atlantischen Ozeans, haben Stresemann und Briand diesmal nicht zu Thoiry, aber am etwas unordentlichen Frühstückstisch Europas ein diplomatisches Gespräch geführt. Die Räumung der Rheinlande sollte selbstverständlich so rasch als möglich geschehen, damit in Deutschland den Nationalisten der Agitationsstoff ausgehe. Doch sollte man in Deutschland, scheint mir, allgemein einsehen, dass dazu ein „Ost-Locarno" nötig ist. Denn im Osten vornehmlich liegen nach Locarno die Schwierigkeiten der französischen Politik. Die Absichten jener deutschen Kreise, die man als eine Gefahr betrachten muss, zielen zunächst nach Osten, vor allem gegen Polen; dieses zu schützen aber fühlt sich Frankreich verpflichtet. Die Affäre von St. Gotthard an der österreichisch-ungarischen Grenze, welche die italienischen Waffenlieferungen an Ungarn aller Welt kund machte, zeigt aufs neue, dass Ungarn ein weiterer östlicher Brandherd ist, wozu natürlich im Südosten Mussolinis Spiel auf dem Balkan kommt, wo übrigens neben dem Rassenkrieg auch der soziale Bürgerkrieg unter der Decke, welche die blutigste Gewaltherrschaft darüber breitet, weitergeht. Bestrebungen, die eifrig eine Balkanföderation fordern und aus aller Welt unterstützt werden, kommen vorläufig nicht dagegen auf, vielleicht auch, weil sie ein wenig kommunistische Farbe tragen. Etwas gebessert hat es zwischen Polen und Litauen, was entschieden ein Verdienst des Völkerbundes ist.

Jedenfalls ist der europäische Osten vorläufig das wichtigste Feld der Friedensarbeit. Hier muss es zu einer Friedensordnung kommen. Ohne gegenseitige Zugeständnisse, also tiefen Friedenswillen, wird es nicht möglich sein. Auch sollten Mussolini und die jetzige englische Regierung vorher verschwinden.

In China ist es „still", d. h. es werden, wie berichtet wird, von den Condottieri-Generälen von Zeit zu Zeit Tausende von politischen Gegnern hingeschlachtet und Landschaften so gross wie Europa von entsetzlichen Hungersnöten heimgesucht. Daran trägt neben Japan gewiss auch Europa eine

grosse Schuld; denn sie könnten und sollten Frieden stiften, stiften aber wahrscheinlich Zwietracht.

Um zu uns zurückzukehren, so ist die russische Friedensaktion, die bei uns, wo Selbstgerechtigkeit in bezug auf uns und verachtender Unglaube gegen andere (ausser, wo diese uns äusserlich imponieren) zu einer tödlichen Gefahr geworden sind, fast nur auf Hohn und Spott stiess, von den entschiedenen Kriegsgegnern anderer Länder überall sehr ernst genommen worden. Und nun müssen sich alle Kräfte auf die in Bälde wieder zusammentretende Abrüstungskonferenz in Genf spannen.

Dass die Völkerbundsstadt, deren Bürgertum sich so sehr in einem naiv-bornierten patriotischem Militarismus gefiel, nun durch die Aktion der Genfer Lehrer so stark antimilitaristisch aufgestört worden ist, hat über die ganze Welt hin alle ernsthaften Kriegsgegner herzlich erfreut und bleibt ein grosser Gewinn. Unsere schweizerischen Militaristen sind dadurch überall nicht wenig erschreckt worden, und es tut ihnen gut. Ihre letzte Hoffnung in dieser Sache: dass wenigstens „l'autorité" die Sechszig gehörig zurückweisen werde, ist auch unerfüllt geblieben. Die Rede, die der neue Erziehungsdirektor Malche über den Gegenstand im „Grossen Rat" hielt, war eher eine Verteidigung als ein Rüffel. Malche hat offenbar nicht umsonst ein feines Buch über Pestalozzi geschrieben und früher antimilitaristische Erklärungen abgegeben! Die Lehrerschaft aber hat den Sechszig durch einstimmige Wahl ihrer Vertreter in den Ausschuss ein glänzendes Zutrauensvotum erteilt. Eppur si muove!

Der Chronist ist letztes Mal unter dem Eindruck, der sich auf unsäglich niedrigem Niveau bewegenden Behandlung dieses Gegenstandes in der bürgerlichen Presse gestanden. Selbstverständlich ist es auch seine Meinung nicht, dass der Lehrer in der Schule antimilitaristische Agitation treibe. Er soll dort überhaupt keine Agitation treiben, aus Achtung vor den Kindern, ihren Eltern und sich selbst. Aber dass die Lehrerschaft als Kollegium eine Frage auf Leben und Sterben, wie die Friedensfrage, die dazu so tief in den Unterricht eingreift, nicht sollte erörtern dürfen, weil es einigen Patrioten in der Nachtmütze nicht passt, und dass sie das ausgerechnet in der Völkerbundstadt nicht tun dürfte, ist denn doch eine starke Zumutung. Der Lehrer, dem jedes einzelne Kind ein Heiligtum sein soll, an das er alle denkbare Liebe und Sorge wendet, soll gleichgiltig sein, ob dieses Kind, herangewachsen (oder jetzt, beim Giftgaskrieg auch schon als Kind) dem Moloch verfällt? Er, dessen Arbeitsziel eine höhere Menschlichkeit ist, sollte geruhsam sein Pfeifchen rauchend zusehen, wie wildeste Unmenschlichkeit alle Kultur verschlingt? Vertretung neuer Wahrheit in der Schule für Alle bleibt immer ein Problem, aber besser ist jedenfalls Wahrheit und Leben in dieser Schule als Lüge und Tod.

Ausgerechnet das Komitee der genferischen Sektion der Vereinigung für den Völkerbund hat sich berufen gefühlt, gegen die Sechszig durch eine Resolution aufzutreten, in der das schweizerische Milizheer „als nicht im Widerspruch zum Fortschritt des Reiches der Gerechtigkeit und des Friedens, welches das oberste Ziel des Völkerbundes sei, stehend", verteidigt wird. Es tut einem leid, unter den dieser Resolution Zustimmenden Männer wie Paul Logoz, William Martin, William E. Rappard, Albert Picot, Paul Pictet, zu sehen, während man sich offenbar nicht mehr wundern darf an dieser Stelle auch Henri Golay, den Sekretär des Internationalen Friedensbureaus, anzutreffen! Die Völkerbundsvereinigungen laufen bei uns Gefahr, eine wahre Stütze unseres schweizerischen Militarismus zu werden. Der „Marxismus" hat denn auch nicht unterlassen, jene Resolution in seinem Sinne zu deuten. Aber etwas sehr Gutes ist doch bei dieser Sache. Das Komitee, in dem Fach-

männer des Völkerbundes von allererstem Rang sitzen, erklärt am Schluss seiner Resolution wörtlich: „Diese Erklärung [gemeint ist die Londoner Erklärung betreffend die militärische Neutralität der Schweiz], von welcher der Völkerbundesrat Akt genommen hat, verbietet der Schweiz natürlich nicht, am Werke der Einschränkung in fortschreitender und allgemeiner Reduktion der Rüstungen, wie sie der Völkerbundspakt vorsieht, teilzunehmen und mitzuarbeiten." Damit ist von sehr autoritativer Seite der Wahn zerstört, als ob die Londoner Erklärung unserer Abrüstung im Wege stünde. Ob man nun endlich aufhört, sich darauf zu berufen?

Erwähnt sei noch, dass das Komitee der Vereinigung antimilitaristischer Pfarrer der Schweiz an die Sechszig ein Schreiben voll warmer Zustimmung gerichtet hat.

Wir Schweizer dürfen uns bei alledem nicht einbilden, dass wir an der Spitze der antimilitaristschen Bewegung stünden. In Deutschland ist auf die Zwickauer Dienstverweigerungs-Aktion eine in Westfalen und Rheinland gefolgt, die bereits rund 137 000 Unterschriften eingetragen hat. In England hat vor kurzem Ponsonby selbst dem Premierminister Baldwin eine Liste mit 130 000 Unterschriften von Engländern übergeben, die erklären, auf keinen Fall an Krieg oder Vorbereitung darauf teilzunehmen. Baldwin bestand darauf, ohne davon gerade erbaut zu sein, sie doch persönlich entgegenzunehmen. Die Reden, die bei diesem Anlass gehalten wurden, sind bedeutsam wie der ganze Akt. Auch in Amerika sind übrigens durch Jane Addams 30 000 solcher Unterschriften abgegeben worden. Das sind Ereignisse, die eine künftige Geschichtsschreibung vielleicht für fast so wichtig halten wird, als einen Fussballmatch oder eine St. Moritzer Olympiade! Wir stehen vor der Tatsache, dass die Dienstverweigerung eine rasch zunehmende Volksbewegung geworden ist. Hans Wehberg, der verdienstvolle Herausgeber der „Friedenswarte", sagt davon (in der Dezembernummer 1927): „Als unparteiischer Beobachter, der gegen das Tempo und die Form der Propaganda dieser Bewegung in pazifistischen Kreisen noch manche Bedenken hat, muss man zugeben: diese Bewegung marschiert und scheint über kurz oder lang die Welt zu erobern."

Auch Norwegen will gehörig abrüsten und zwar nicht etwa bloss die Arbeiterschaft. Der paneuropäische Gedanke scheint auch bei uns an Boden zu gewinnen. Letzthin war in Zürich eine sehr lebhafte Auseinandersetzung zwischen Anhängern Paneuropas und des Völkerbundes in überfülltem Saal. General von Schöneich tritt nun scharf für die Dienstverweigerung ein. Lloyd George erklärt: „Bevor die Wehrpflicht in Europa abgeschafft wird, kann nichts erreicht werden." Unser Scheurer aber hält in Zürich einen bernisch-geruhsamen Vortrag über die Landesverteidigung, in welchem der Gaskrieg keine Rolle spielt, wohl aber die schweizerische Schiesskunst (die den Fliegern schon imponieren wird), während der militärische Mitarbeiter der Basler „Natonalzeitung" (Nr. 41, 25. Januar) unwiderleglich nachweist, dass es einen wirksamen Schutz gegen die Giftgase für die Masse der Bevölkerung nicht gibt.

Aktion und Reaktion.

Als ein Fluch der Welt scheint sich immer mehr die englische Reaktion zu erweisen. Neuerdings holt sie zu einem Vorstoss gegen den Achtstundentag und damit gegen das Herzstück der Washingtoner Konvention, damit aber auch gegen den Völkerbund aus; dabei immer versichernd, wie sehr sie diesen unterstütze. Die Indier bringt sie durch hochmütige Unterlassung eines so notwendigen Entgegenkommens vielleicht noch endgiltig zum Abfall. Ihr Freund und Schützling Mussolini verbietet im

Tirol sogar deutsche Inschriften auf Grabmälern und unterdrückt auch den Religionsunterricht in deutscher Sprache. Die Franzosen reizen die Elsässer durch verkehrte Behandlung. In Rumänien lässt man den Sozialisten Bujor im Kerker verkommen — und mit ihm viele andere! Der Balkan ist erfüllt von Greueln. (Auf das Buch von Henri Barbusse: „Die Henker" sei wieder hingewiesen; es ist verlässlich.) Die Bolschewiki schicken Trotzky, Radeck und Genossen nach Sibirien — womit ihnen ja freilich recht geschieht, ohne dass es dadurch recht würde!

Dagegen scheint die Bewegung nach links im übrigen Europa vorwärts zu gehen. Man erwartet viel von den Wahlen, welche die nächsten Jahre bringen sollen. Möge man sich nicht verrechnen. Eine Wahl in Zürich bei der der sozialistische Kandidat beinahe 10 000 Stimmen mehr machte als der aller bürgerlichen Parteien zusammen (mit denen leider fast immer auch die „Evangelischen" halten!) hat der sicher gewordenen bürgerlichen Welt grossen Schrecken eingejagt. Wahlen sind halt eine Sache, die man bei uns ernst nimmt! In Deutschland zeigt sich beim Zentrum eine Reaktion des linken Flügels, d. h. der Arbeiterschaft gegen die Vorherrschaft der Konservativen. Kein unwichtiges Zeichen!

Von den Kirchen.

Das grosse Ereignis auf dem religiös-kirchlichen Gebiet ist die neueste Enzyklika des Papstes „mortalium animos". Sie wendet sicht mit äusserster Schärfe gegen alle „panchristlichen" Bestrebungen, d. h. gegen alle Versuche, die Christenheit zu einigen. Einig kann diese nur werden, wenn die Ketzer und Schismatiker zum apostolischen Stuhl, dem einzigen Verwalter der Wahrheit, zurückkehren, der sie mit väterlicher Verzeihung aufnehmen wird. Stockholm, Lausanne und alle ähnlichen Versuche werden fast verächtlich abgetan.

Die Tragweite dieses Schrittes ist schwer zu überblicken. Mir scheint er für die römische Kirche verhängnisvoll zu sein. Sie versäumt in selbstgerechter Starrheit eine grosse, wohl nie mehr wiederkehrende Gelegenheit. Der Protestantismus darf sich als solcher darüber freuen. Für die kirchlichen Einigungsbestrebungen aber ist es ein harter Schlag. Doch mag er ihnen gut tun, indem er sie zur Vertiefung zwingt. Viele haben wohl allzu behaglich in etwas seichten Einigungsgewässern herumgeplätschert. Es wird etwas anders gehen als man sich's in manchen Kreisen denkt. Die Zeit von 1815—1830 (ich schreibe mit Bedacht so, es ist kein Druckfehler!) wird nicht ewig dauern.

Auf den Kampf zwischen Katholizismus und Protestantismus scheint auch der Streit um die Revision des Prayer-Book in England hinauszulaufen. Vielleicht merken einige, dass für solche Dinge die Zeit vorbei ist. Sonst muss Gott es ihnen anderswie zeigen. Der Auftritt in St. Pauls, wo ein Vertreter eines etwas flachen Evolutionismus auf der Kanzel durch eine Prozession, geführt von einem anders denkenden kirchlichen Würdenträger, gestört wurde, weist, wie der Kohlenstreik, die Arbeitslosigkeit, die ganze Lage des englischen Weltreiches auf andere Aufgaben. Aber das beste ist die entstandene Unruhe. Sie wird weiter führen.

Wichtiger noch als die „Reservation der Abendmahlselemente" ist, dass die Kirchen keine Munitionsdepots werden — weder im geistigen noch physischen Sinne des Wortes. Im letzteren Sinne fand sich ein solches in der Kirche von Muri bei Bern. Es stammt aus der Zeit des „Bürgerkrieges" der Jahre 1918 und 1919. Schöne Bestimmung einer Kirche! Wie gut macht sich in einer solchen Kirche das Weihnachtsevangelium, wie prächtig klingt da das Lied: „Herz und Herz vereint zusammen!" Und es scheint nicht die einzige bernische Kirche dieser Art zu sein. Die Berner mögen sich trösten: in der Jesuitenkirche in München wurde ebenfalls ein solches Munitionslager

entdeckt. Das ist wenigstens eine Form von kirchlicher Einigung! Vielleicht überlegt man das beim gerade jetzt stattfindenden Berner Reformationsjubiläum.

Die Kirche ist tatsächlich das schlimmste Munitionsdepot des Weltkrieges gewesen, für den sie ja auch die Glocken hergegeben hat. Dass sie aufhöre, dies zu sein, und das Gegenteil werde, dafür müssen besonders auch die antimilitaristischen Pfarrer sorgen, die im August zu Amsterdam einen Kongress halten, wovon ein andermal mehr![1])

Verschiedenes.

Am Berner sozialdemokratischen Parteitag haben trotz der Spielbankbegeisterung der „Tagwacht", die in kapitalistischen Argumenten mit der „Neuen Zürcher Zeitung" wetteifert, doch 60 Genossen die Initiative verworfen und wenigstens Freiheit der Stimmabgabe durchgesetzt. Das ist an sich wenig, aber unter diesen Umständen viel. (Der im letzten Heft gemeldete Beschluss war der einer Delegiertenversammlung, nicht des Parteitags.)

Graf Keyserling hat scheints in einem Buche, das er „Spektrum Europas" nennt, neuerdings arg über die Schweiz geschimpft, einiges Wahre mit viel Törichtem vermischend. Schade, es täte uns ja sonst so gut, einmal von einem illustren Ausländer die Wahrheit über uns zu hören! Wenn bei diesem Anlass die ganze Philosophie dieses hochbegabten, aber im Grunde haltlosen Geistes ein wenig an Kredit verlöre, wär's kein Nachteil.

Ein Veteran.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass unser Freund Herbert Stead, der Leiter des Browning Settlements in Südlondon und Bruder des bekannten, mit der „Titanic" untergegangenen William Stead, gestorben ist. Er war einer der eifrigsten, tapfersten und gläubigsten Vorkämpfer wie einer Verbindung von Religion und Sozialismus, so auch des Friedensgedankens. Seine Labour Week (Woche der Arbeiterbewegung), die regelmässig anfangs Mai in seinem Settlement stattfand, hatte den besondern Zweck, Arbeiterbewegung und Christentum zusammenzubringen. Hervorragende Arbeiterführer wie Keir Hardy und Alfred Henderson, aber auch Emil Vandervelde und Jean Longuet hielten dort Reden. Eine Reihe von Bändchen zeugen davon. Auf einem sehr eigentümlichen Wege ist er der Urheber der ersten Haager Friedenskonferenz geworden. Durch ihn wurde der russische Zar dafür gewonnen, er selbst aber bekam den Auftrag auf sehr mystische Weise. Stead hat als Arbeiter inmitten der Londoner Slums (wo der Schreibende eine Zeitlang sein Gast war) ein grosses Werk voll Selbstverleugnung getan, ein Arbeiter Gottes. Er besass einige Fehler und viele edelsten Vorzüge englischen Wesens.

„Sie haben einen guten Mann begraben,
Mir war er mehr."

Schweizerische Probleme. Inmitten der allgemeinen schweizerischen Zerrissenheit, Verflachung und Stagnation regt sich da und dort doch ein Zeichen von schweizerischem Leben, von Besinnung über die Probleme der heutigen Schweiz, von Bemühung, über die Niederungen unseres heutigen politischen Wesens hinauszukommen. Ueber solche Versuche freuen wir uns stets von Herzen und wollen davon, soweit uns das möglich ist, unsern Lesern Kunde geben. Für diesmal seien drei Tatsachen dieser Art erwähnt.

1. Die Neue Helvetische Gesellschaft könnte eigentlich ein treffliches Organ für jene vorhin angedeutete Aufgabe sein, besonders auch

[1]) Dass der neugewählte Fürstprimas von Ungarn sich mit einer nationalistischen Proklamation einführte, in deren Hintergrund Krieg steht, ist auch Munitionskirchentum.

in dem Sinne, dass sie seine, über den religiösen, politischen und sozialen Parteien stehende Plattform für eine gemeinsame schweizerische Aussprache darstellte. Diese Rolle hat sie auch von Zeit zu Zeit gespielt. Während des Krieges z. B. hat sie an der Behauptung eines schweizerischen Standpunktes gegenüber dem Auseinanderstreben der verschiedenen Parteinahmen für die Kriegführenden eine wichtige Rolle gespielt. Weniger gewachsen hat sie sich der Aufgabe gezeigt, durch die jene abgelöst wurde: einen schweizerischen Standpunkt und damit einen Zusammenhalt gegenüber den sozialen Gegensätzen zu suchen. Ganz vernachlässigt hat sie auch diese Aufgabe nicht, aber es ist ihr nicht gelungen, in ihrem Schosse diese Gegensätze zu einer regelmässigen Aussprache zu bringen. Dazu war sie zu einseitig aus den bürgerlichen oder doch nichtsozialistischen Kreisen zusammengesetzt. Ob das nur ihre Schuld war, weiss ich nicht; es wäre wohl nicht leicht gewesen, sozialistische Kreise zur Mitarbeit zu bewegen. Vielleicht, dass sich dies Letztere inzwischen etwas geändert hat. Eine schöne und gute Sache wäre es jedenfalls, wenn die Neue Helvetische Gesellschaft dazu käme, ein völlig überparteiisches Forum für eine schweizerische Verständigung zu sein.

Einen wertvollen Beitrag an diese besondere soziale Aufgabe der Neuen Helvetischen Gesellschaft bildet jedenfalls der Vortrag, den Dr. Werner Ammann (der ehemalige Redaktor der „Neuen Schweizer Zeitung") in ihrem Schosse über das Thema: „Demokratie und soziale Entwicklung" gehalten hat. Mit einer Höhe und Freiheit des Urteils, die man sonst so schmerzlich vermisst, wird darin aufgezeigt, dass die Demokratie eine soziale Voraussetzung hat, aus der sie jedenfalls in der Schweiz entstanden ist und ohne die sie nicht bestehen kann: eine weitgehende wirtschaftliche Selbständigkeit der Masse des Volkes, dass diese Voraussetzung infolge der modernen wirtschaftlichen Umwälzung nicht mehr vorhanden ist, aber wiederhergestellt werden muss. Dr. Ammann meint dies nicht gerade in ausgesprochen sozialistischem Sinne; man freut sich aber jedenfalls über Sätze wie folgende: „Ich möchte daran erinnern, dass nicht abstrakte Vorzüge und persönliche Liebhabereien allein über Werden, Sein und Vergehen der Demokratie und anderer Regierungsformen entscheiden, sondern dass es auch und vor allem von sozialen und kulturellen Faktoren abhängt, ob Demokratie entstehen und lebensfähig bleiben kann." „Der Kampf darum, ob in unserem Lande der freie Vollbürger oder der hörige Unfreie den Kern des Volkes bilden soll, ist im Gange, der Kampf darum, ob unsere Demokratie ein blosser ehrwürdiger Zopf oder eine lebendige Wahrheit bleiben soll. Die Tatsache, dass die schweizerische Eidgenossenschaft im siegreichen Widerstreit mit dem sonst überall sich durchsetzenden fürstlichen Absolutismus entstanden ist, gibt uns den Mut, auch heute an die erfolgreiche Abwehr der Gefahren zu glauben, die unsere Demokratie bedrohen. Unser Volk mit seiner grossen Zahl freier Bauern und Kleinbürger, mit dem trotzigen Unabhängigkeitssinn, der auch noch im Herzen manches äusserlich abhängigen Mannes lebendig ist, wird sich aufraffen und sein Haus so ordnen, dass niemand vogelfrei und niemand hörig werden kann." „Sicherung der wirtschaftlichen Existenz aller Bürger, das ist die unerlässliche Grundlage für die Erhaltung und das befriedigende Funktionieren der Demokratie. Denn nur ein in seinem wirtschaftlichen Dasein einigermassen gesicherter Bürger bringt die Anteilnahme am Wohl des Ganzen auf, die nun einmal die Voraussetzung aller Volksherrschaft bildet." „Eine weitere Aufgabe liegt in der sogenannten wirtschaftlichen Demokratie. Auf die Dauer lässt sich der Gegensatz zwischen politischer Demokratie und wirtschaftlichem Absolutismus nicht niederhalten: entweder greift der Absolutismus auch auf die Politik über oder es gelingt der Demokratie, ihn auf dem Gebiete der Wirtschaft zu bändigen." „Wieder einmal steht die Menschheit am Scheidewege zwischen Demokratie und Absolutismus. Werden die demokratischen Kräfte, welche infolge des Ausganges des Weltkrieges obenauf zu schwingen scheinen, sich behaupten können oder wird

die freiheitliche Entwicklung der letzten hundert Jahre durch den politischen und wirtschaftlichen Absolutismus rückgängig gemacht werden? Entweder gelingt es, die Proletarisierung unseres Volkes aufzuhalten durch eine weitblickende Sozial- und Erziehungspolitik oder unser Staatswesen wird unter Wahrung der äusseren Formen der Demokratie solange weitervegetieren, bis es einem Ansturm von aussen oder inneren Wirren erliegt."

Wenn solche Wahrheiten innerhalb der nichtsozialistischen schweizerischen Kreise durchdrängen, ja, auch nur da und dort deutlich vertreten würden, könnte sich bald vieles ändern. Man bedauert ob diesen Sätzen von neuem, dass die „Neue Schweizer Zeitung" nicht leben konnte. Welch eine Aufgabe hätte sie gehabt!

2. Ein weiteres Zeichen einer sich regenden schweizerischen Besinnung ist der Vortrag, den wieder an der Jahresversammlung der Neuen Helvetischen Gesellschaft (1925) Prof. Dr. Hans Nabholz in Zürich über das Thema: „Das Problem der Verantwortung in der schweizerischen Demokratie" gehalten hat. Schon die Wahl des Themas ist bedeutsam: Verantwortung. Das ist in der Tat das Grundwort der Demokratie. Wo es mit der Verantwortung schlecht steht, steht es auch mit der Demokratie schlecht. Denn die Demokratie ruht auf der Voraussetzung eines strengen Verantwortungsgefühls aller Glieder der demokratischen Gemeinschaft, sowohl in ihrem persönlichen Leben, als auch gegenüber der Gemeinschaft selbst. Nun weist Professor Nabholz nach, dass es gerade daran bei uns fehlt und zwar führt er diesen Nachweis zunächst in bezug auf den verfassungsmässigen Aufbau der Demokratie. Es fehlt an Verantwortung der Exekutive gegen die Legislative und umgekehrt; es fehlt vor allem an Verantwortung bei der Grundlage der Demokratie: beim Volke, wenn es seine Vertreter wählt. Denn es fragt dabei immer weniger nach der persönlichen Eignung und immer mehr bloss nach der Parteizugehörigkeit, während die immer schwieriger werdenden Aufgaben eines modernen Staatswesens gerade umgekehrt viel mehr Wissen, Erfahrung und andere persönliche Vorzüge verlangen, als dies früher der Fall war. Die so Gewählten ihrerseits fühlen sich weder der Exekutive, die sie kontrollieren sollten, noch ihren Wählern gegenüber, denen sie Rechenschaft ablegen müssten, verantwortlich. Umgekehrt kümmern sich weder Exekutive noch Wähler viel um sie. Also allgemein Verantwortungslosigkeit, Herrschaft des Dilettantismus, Verlotterung des Parlamentarismus und maskierte Diktatur einzelner geriebener Machtpolitiker.

Als Abhilfe schlägt Professor Nabholz vor: eine genauere Feststellung der Kompetenzen und Verantwortungen, Einschränkung des demokratischen Wahlrechtes auf die wichtigen Behörden und Funktionäre, strengere Massstäbe für die Eignung zu öffentlichen Aemtern, engere Verbindung der Wähler mit den Gewählten im Sinne einer grösseren Kontrolle dieser durch jene. Besonders interessant ist für uns seine Forderung eines Wirtschaftsparlamentes, d. h. einer gesetzgebenden Behörde, die nicht die politischen Parteien, sondern die wirtschaftlichen Interessenkreise verträte und in welche naturgemäss viel eher Leute gewählt würden, die etwas von der Sache verstünden. Auch ein enger Kontakt dieser Vertreter mit ihren Wählern ergäbe sich aus jener Voraussetzung von selbst. Ob Professor Nabholz dieses Wirtschaftsparlament an Stelle des heutigen, der Form nach rein politischen Parlamentes oder neben dieses setzen will, ist mir aus dem Vortrag nicht klar geworden.

Im übrigen stimmt dieser Vorschlag mit dem überein, was auch wir seit langer Zeit fordern. (Vgl. z. B. „Die neue Schweiz", Kapitel: „Die neue Demokratie" und „Ein sozialistisches Programm", Abschnitt: Das politische Programm). Ich bin sicher, dass die Entwicklung diese Richtung innehalten wird: Räteprinzip statt Parlamentarismus.

Das allgemeine Problem der demokratischen Verantwortung aber, worin

Ethik und Politik so stark sich begegnen, führt seinerseits auf das Problem der Erziehung zur Demokratie, wobei überhaupt ihre geistigen Grundlagen in Frage kommen. Darauf weist Professor Nabholz am Schlusse hin — und dieser Hinweis bedeutet wieder sehr grosse Aufgaben.

Bundespräsident Schulthess und die Ueberwindung des Materialismus. Die Ueberwindung des Materialismus, besonders des praktischen (denn der theoretische ist ja nun für eine Weile „erledigt"), ist sicherlich eine unserer grossen Aufgaben. Und es ist keine leichte Aufgabe. Da ist es denn eine frohe Kunde, zu wissen, wie er überwunden werden kann und dass er schon beinahe überwunden sei. Das Merkwürdigste an der Sache ist, dass diese Ueberwindung ausgerechnet in St. Moritz geschehen soll (und zum Teil geschehen ist!) und dass gerade Bundespräsident Schulthess das Geheimnis entdeckt hat. Seine Tätigkeit als Chef des Volkswirtschaftsdepartements während der Kriegs- und Nachkriegszeit mag ihn dazu besonders vorbereitet haben. So sprach er denn am Bankett der St. Moritzer Olympiade im Palacehotel, einem Ort, der sich für diese Offenbarung besonders eignete, die Entdeckung aus: „Die olympische Bewegung möchte, wenn sie richtig verstanden wird, die Menschheit vor jenem Materialismus bewahren, der seine Befriedigung nur in mühelosem Genusse sucht. [In St. Moritz mag der Genuss manchmal wirklich etwas mühsam werden!] Sie lehrt, dass nur Anstrengung und Arbeit glücklich machen, und sie führt den Menschen hinaus in die Natur, die ihn stärkt und veredelt [wenn er sie nicht verwüsten hilft!] Durch seine harmonische Ausbildung des Geistes und des Körpers will die olympische Bewegung endlich eine Gesinnung herausbilden, die den Idealen zugänglich ist [Ideal ist in der Auffassung des Redners offenbar gleich Rekord] und den Menschen davor bewahrt, in der materialistischen Flut zu ertrinken."

Das wär's also. Und nun können Philosophen und Erzieher, Bekenner und Märtyrer Mühen und Leiden sparen: man macht das in St. Moritz ab, vielleicht daneben noch ein wenig im Bundeshaus zu Bern, in Anwendung des Schulthessischen Grundsatzes: „Man muss die Menschen nehmen wie sie sind, und nicht wie sie sein sollten." Eins nur hat der Bundespräsident vergessen, das doch auch dazu gehörte: die Spielbanken! Ohne sie ist eine richtige Ueberwindung des Materialismus nicht denkbar.

Nochmals von ultramontaner Polemik. Ich habe letzthin ein Müsterchen ultramontaner Polemik aus dem christlichsozialen „Morgen" festnageln müssen und muss heute zwei weitere Beispiele hinzufügen.

Ende November hielt ich in Genf einen Vortrag über das Thema: „Was ist und will der religiöse Sozialismus?" Darüber erschien im „Courrier de Genève", dem Organ der dortigen Katholiken, ein Aufsatz, der eine einzige grosse, zum Teil lächerliche Entstellung war. Ich hatte von einem „heiligen Materialismus" geredet, den der religiöse Sozialismus vertrete (die Leser der „Neuen Wege" wissen wohl, was ich damit meine) und mich ausdrücklich auf die Gleichnisse Jesu vom barmherzigen Samariter und vom Weltgericht bezogen, flugs werde ich zum Vertreter des Materialismus im vulgären Sinne gemacht. Dabei spielte ein Druckfehler eine Rolle: aus dem „saint" wurde ein „sain" und auf dieses „sain" wurde nun ein ganzes Gebäude von Entstellung gesetzt. Ich hatte eine Mystik abgelehnt, die im Namen des inneren Lebens das äussere gering schätzte. Flugs wurde behauptet, ich habe den christlichen Glauben verleugnet. Dann wurde ich weiter zum Vertreter des üblichen theologischen Liberalismus und, was noch schöner ist, der Vergötterung des Staates im Sinne Hegels gemacht und so fort!

Dabei war der Kritiker gar nicht in meinem Vortrag gewesen, sondern

urteilte auf Grund einiger Zeilen im „Journal de Genève“. Einer Berichtigung folgte ein zweiter Aufsatz voll Jesuitismus, ohne jeden Willen zur Wahrheit.

Mir zeigt diese ultramontane Polemik aufs neue, welche Angst man in jenen Kreisen vor dem „religiösen Sozialismus“ hat. Aus dieser Angst heraus versucht man diesen auf die Linie des Unglaubens, jedenfalls von der Linie des christlichen Glaubens wegzuschieben, ihn dem vulgären Marxismus gleichzustellen oder, im günstigsten Fall, als eine unklare, phantastische Sache hinzustellen. Aus dem gleichen Grunde muss natürlich der wirkliche Sozialismus als Atheismus und Materialismus hingestellt werden. Man sieht, wie gefährlich diesem Katholizismus ein Sozialismus vorkommt, der nicht in dem törichten Bund mit der Freigeisterei steht und wie sehr ein Sozialismus, der dieses Bündnis eingeht, der Sache schadet.

Ein weniger wichtiges Beispiel berührt die folgende Zuschrift:

„In Nr. 536 der Ostschweiz vom 18. November befindet sich ein kleiner Artikel: Prof. Ragaz, der Untergraber des Wehrwillens. Es ist eine Abhandlung über einen Vortrag Herrn Prof. Ragaz in Wetzikon. Unter anderem heisst es in diesem Artikel: „Herr Prof. Ragaz habe die unfassbare These vertreten, die kleinen Staaten müssten beginnen abzurüsten. Er müsse wissen, dass uns 1914/18 nur die Armee vor einer Ueberschwemmung durch fremde Heere und vor dem furchtbaren Schicksal, Kriegsschauplatz zu werden, bewahrt habe. Wenn er das Gegenteil predige, setze er sich eben in direkten Widerspruch zur Wahrheit.“ Oder auch nicht! Hören wir einmal General Wille in seinem Bericht an die Bundesversammlung über den Aktivdienst 1914/1918.

„Bei aller Anerkennung des guten Willens und der Ausbildung war der innere Halt unserer Truppen bei Kriegsausbruch vielerorts ungenügend. Ein gnädiges Schicksal hat der Armee die Probe hierauf erspart.“ oder:

„für mich steht fest, dass ein Krieg im August 1914 uns das frühere oder spätere Versagen vor dem Feinde gebracht hätte.“

„Ein dritter Teil der Infanterie versagte schon in den ersten Tagen der Kriegsmobilmachung. Unsorgfältige Pferdepflege in Batterien, gleich wie im Train der andern Waffen stellte schon sehr bald die Kriegstüchtigkeit in Frage.“

„Ein wunder Punkt in unserer Kriegsbereitschaft zu Beginn des Weltkrieges und noch jahrelang war die ganz ungenügende Ausrüstung der Armee mit Munition.“

Diese Beispiele werden genügen, um dem militaristischen Patriotismus einen kleinen Dämpfer aufzusetzen.

Wie war es übrigens mit Belgien? Sobald Deutschland von der Geheimdiplomatie Belgiens mit Frankreich und England erfuhr, schlug es eben los. Wir wären in diesem Falle jedenfalls nicht anders weggekommen.

Wie Herr Prof. Ragaz verkannt „werden will“, sieht man auch aus einer Stelle des Ostschweizartikels, durch den Vorwurf seiner nahen Beziehungen zu Russland. Würde er mit den Gewaltmenschen in Russland gemeinsame Sache machen, so würde sich sicher der Grossteil seiner jetzigen Freunde und Anhänger von ihm zurückziehen. Die Wahrheit ist also leicht zu erkennen.“

F. M.

Basel. „Aufbau und Neue Wege“-Kreis. An unserer März-Zusammenkunft wird unser Freund Ernst Wolf zu uns sprechen und zwar über den Verfasser des Werkes „Zur Psychologie des Sozialismus“, Hendrik de Man. Wir bitten unsere Gesinnungsgenossen um zahlreiches Erscheinen, wenn möglich mit weiteren Interessenten. Zusammenkunft: Donnerstag, den 1. März, abends präzis 8 Uhr, im Volkshaus, Zimmer 5.

Religion und Alltag.

Unser Freund und einstiger (hoffentlich auch wieder künftiger) Mitarbeiter an den „Neuen Wegen“, Alfred Dedo Müller, hat uns mit einem sehr eigenartigen und sehr notwendigen Buch beschenkt.[1]) Der Titel „Religion und Alltag“ darf ja nicht etwa die Erwartung erregen, es handle sich um eine Sammlung bunter Erbaulichkeiten, während doch der Hauptwert des Buches unseres Erachtens gerade umgekehrt darin besteht, dass es auf eine bunte Fülle von Erscheinungen, die unerklärlich, als sinnlose, ja widersinnige Erzeugnisse des Chaos vor uns zu liegen scheinen, auf ein Prinzip zurückführt und damit „erklärt“. Dieses Prinzip heisst: Götzendienst. Götzendienst aber stellt sich ein, wo Gottesdienst fehlt. Dieser fehlt in unserem heutigen Leben, freilich nicht in Form von „Gottesdiensten“ — diese vermehrt man vielmehr genau in dem Masse, als es an Gottesdienst fehlt — aber in Form von Ehrfurcht vor Gott und seiner Schöpfung. Die „Religion“, d. h. Gottes Wahrheit, ist in unserer heutigen Welt nicht eine Realität, die inmitten der Weltwirklichkeiten sich geltend macht, sondern überlässt die Welt ihrer „Eigengesetzlichkeit“. Diese wird aber selbstverständlich zum Götzendienst. An Stelle der fehlenden Realität Gottes entwickelt sich der moderne „Realismus“, d. h. die Vergottung der Welt der Sachen als solcher, ihre Erhebung zu einem Letzten und Absoluten. Dieser Realismus vergottet, und das heisst: vergötzt die Natur, den Leib, die geschlechtliche Sinnlichkeit, die Naturtriebe des sozialen Lebens. So entstehen und so erklären sich die Probleme der Frauentracht, der Alkoholismus, die Behandlung der sexuellen Dinge, des politischen Naturalismus, der in Krieg, Klassenkampf und nationaler Selbstvergottung seine aktuellsten Formen zeigt. An diesen repräsentativen Beispielen erläutert der Verfasser seinen beherrschenden Gedanken. Er tut dies auf eine sehr feine Weise, gerecht abwägend, weitherzig, in gutem Sinne vornehm und doch mit aller notwendigen Entschiedenheit. Dass ein protestantischer Theologe den Mut hat, auch das Problem der Kleidung einmal vor das religiöse Forum zu ziehen, bedeutet eine besondere Neuerung, zu der man den Verfasser nur beglückwünschen kann. Er darf sich dabei nicht nur auf Calvin, sondern auch auf Jesajas und Dante berufen.

Diese ganze Wendung der religiösen (man verzeihe das Wort, ohne das man nicht leicht auskommt!) Erörterung kann ich nur begrüssen. Sie ist notwendig. Wir Andern haben, in einer uns nun einmal gebotenen Einseitigkeit, die von Müller vertretene Wahrheit vorwiegend auf die politischen und sozialen Verhältnisse und daneben etwa noch auf die Sphäre der Bildung angewendet, aber es ist Zeit und tut not, dass ihr Geltungskreis weiter ausgedehnt werde. Besonders auf das Gebiet der Sitte. Die Bibel jedenfalls hat die Art, wie wir essen und trinken und wie wir uns kleiden, dazu vor allem das Verhältnis von Mann und Weib sehr wichtig genommen, und zwar gerade auch damit, dass sie ihnen die falsche Wichtigkeit nahm. Gerade auf diesen Gebieten breitet sich heute verheerend ein Heidentum aus, das uns innerlich aufs schwerste bedrängt und das manchmal schlimmer scheint, als das welches wir aus den alten Zeiten kennen. Nehmen wir dazu noch das Gebiet der Technik. Auf dieses lässt der Verfasser ebenfalls sehr wertvolle Lichter fallen. Ich möchte fast bedauern, dass er ihm nicht einen besondern Abschnitt gewidmet hat. Vielleicht wird das in einer neuen Auflage des Buches geschehen.

[1]) Alfred Dedo Müller: Religion und Alltag. Furche-Verlag, Berlin.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, wie wichtig das Buch für solche ist, die gerade von der „Religion“ aus, überhaupt vom Geiste aus, mit den ethischen Nöten der gegenwärtigsten Gegenwart ringen. Entartete Frauenkleidung (sie kommt ja vor allem in Betracht, in diesem Punkte sind wir Männer besser!), sexuelle Verwilderung, Alkoholismus, Vergötzung der Technik, Nationalismus, Klassenkampf, Krieg — welchem von uns machten die nicht zu schaffen? Welcher von uns wäre nicht froh, wenn ihm für sein Ringen mit diesen Erscheinungen Licht und Kraft geschenkt würde? Und das tut das Buch in reichem Masse. Vielleicht wäre besser gewesen, es hätte die Sprache der Theologie noch etwas mehr vermieden und träte nicht sozusagen im Kirchenrock auf (insofern, als es viel von Aufgaben der Kirche redet, wo es vielleicht den Kreis hätte weiter ziehen sollen), aber beides geschieht so, dass sich niemand daran zu stossen braucht — der dies schreibt, wäre sonst der Erste, der dies täte.

Das Buch, aus dem die wirkliche Gründlichkeit spricht, die man mit Recht als ein Merkmal des „andern“ Deutschland“ betrachtet, und das damit grosse Freiheit und Feinheit des Geistes verbindet, ist ein bedeutender und, wie ich glaube, dauernd wertvoller Beitrag zur Lösung einer Aufgabe, die heute als die Aufgabe der Aufgaben erscheint. L. R.

Jahresversammlung der Freunde der „Neuen Wege“.

Die diesjährige Jahresversammlung der Freunde der „Neuen Wege“ findet

Sonntag, den 25. März

in Zürich, im Heim von „Arbeit und Bildung“ (Gartenhofstr. 7) statt. Sie beginnt diesmal vormittags um 10 Uhr. Der Vormittag ist der Besprechung des Werkes der „Neuen Wege“ gewidmet. Zu diesen Verhandlungen haben nur die Mitglieder der Vereinigung Zutritt. Um ½1 Uhr ist gemeinsames Mittagessen im Volkshaus. Nachmittags 2 Uhr findet ein Vortrag von **Hendrik de Man** über „Die Begründung des Sozialismus“ statt. Sowohl das Thema, als die Person des Verfassers, der rasch eine der führenden und bahnbrechenden Persönlichkeiten des Sozialismus geworden ist, sind geeignet, das höchste Interesse zu erwekken. Nach dem Vortrag findet eine freie Aussprache statt.

An der Nachmittagsversammlung ist jedermann willkommen.

Wir hoffen, dass unsere Freunde von Nah und Fern nicht versäumen werden, an der Jahresversammlung unserer Vereinigung teilzunehmen, wenn sie irgendwie können, und laden sie aufs herzlichste dazu ein.

Für die Vereinigung:
R. Lejeune.

Redaktionelle Bemerkungen.

Es ist diesmal des kleinen Satzes im Verhältnis zum andern etwas zu viel geworden, weil die Rubriken „Aussprache“ und „Berichte“ ungewöhnlich gross werden mussten. Das wird aber eine Ausnahme sein, für welche die Redaktion um Entschuldigung bittet.

Die Aussprache über die Lebensreform möchten wir nun vorläufig gern als abgeschlossen betrachten.

Die Vollendung durch das Leiden.

Auch er, der Christus, brachte in den Tagen seines Wandels im Fleische mit Geschrei und Tränen sein Bitten und Flehen vor den, der ihn vom Tode retten konnte. Er wurde auch aus seiner Angst heraus erhört. Er lernte, obschon er der Sohn war, durch sein Leiden den Gehorsam, und dadurch vollendet wurde er allen denen, die auf ihn hören, der Urheber ewigen Heils.

Hebr. 5, 5—9.

Es ist schon so: wir können nur durch Leiden vollendet werden. Auch er, Jesus Christus selbst, wurde durch Leiden vollendet. Es gibt wenige Stellen im Neuen Testamente, die uns so ergreifen können, wie die des Hebräerbriefes, die davon redet, dass auch er in den Tagen seines „Wandels im Fleische", als er das Kleid des Erdensohnes trug, besonders in jener Nacht in Gethsemane, mit „Geschrei und Tränen" sich an Gott wandte, gerade so wie wir in unserer Not es tun. Aber vollends überraschend ist es für uns, dass auch er erst im Leiden sich *vollendet* habe. Das ist ein kühnes Wort, ein Wort, das uns allzukühn, ja unfromm vorkäme, wenn es etwa ein moderner Darsteller des Lebens Jesu ausspräche. Also war auch er *vorher* nicht vollkommen. Es fehlte auch ihm etwas. Und was denn? Die Antwort ist von äusserster Bedeutsamkeit: Er lernte im Leiden den *Gehorsam*. Aber wie? Hatte er denn diesen erst zu lernen? Hatte er ihn nicht schon vorher? War nicht sein ganzes Leben und Wirken ein einziger reiner Gehorsam gegen den Vater? Gewiss. Und doch fehlte noch etwas daran. Er leistete diesen Gehorsam nicht ganz als Gehorsam. Er leistete ihn als der *Sohn*, der er war. Er leistete ihn — es sei erlaubt, so weit zu gehen — als Sohn doch aus sich selbst heraus. Hier war noch ein Schritt weiter zu tun zur Vollendung hin — ein Schritt nur, aber ein Schritt über einen Abgrund, also ein Sprung, ein Todessprung, ein Sprung über jenen Abgrund, der den Menschensohn vom Gottessohn trennt. Er musste noch *den* Gehorsam lernen, und zwar jenen Gehorsam, der nun dies in einem andern und erst im echten Sinne ist, jenen Gehorsam, der nicht der Ausdruck des schönsten und edelsten *eigenen* Wollens ist, sondern in dem wirklich *Gott* zu Ehren kommt. Das kostet auch ihn Kampf, furchtbaren Kampf, Kampf bis aufs Blut. Er schreit zu Gott in der Todesnacht von Gethsemane: „Vater, wenns möglich ist!" — und mit den Tränen strömt blutiger Schweiss von seiner Stirn. Aber er wird „aus seiner Angst erhört". Er wird nicht überhaupt erhört, wenigstens nicht so, wie er es meinte, aber aus der *Angst* wird er erhört. Und wie? Eben dadurch, dass er den Gehorsam lernt, dadurch dass er *Gott* walten lässt, ihn allein, dass er

sein Gebot erkennt und sich *ihm* beugt: „Nicht wie ich will, sondern wie du willst". Und nun erst ist er vollendet. Nun erst tritt *Gott* in ihm völlig an Stelle des Menschen, nun erst tritt Gott aus ihm hervor, ganz und gar, gerade aus diesem Dunkel hervor, alle Dunkelheiten besiegend; nun erst wird er allen, die *ihm* gehorchen, „der Urheber ewigen Heils".

Der Weg des Menschensohnes ist darin, wie überall, auch *unser* Weg. Auch wir können nur im Leiden vollendet werden. Das will heissen: nur durch Leiden können wir das werden, was wir nach dem innern Menschen werden können und werden sollen; nur im Leiden kann das Widergöttliche in uns besiegt und das Gute zur Reife gebracht werden.

Zwar soll man davon nicht zu leichthin reden. Nicht alles Leiden führt, sozusagen von selbst, zur Vollendung. Nicht alles Leiden führt aufwärts. Wir müssen der Tatsache ins Auge sehen, dass das Leiden auch abwärts führen kann, zur völligen geistigen Zerrüttung, statt zur Vollendung. Alle Traurigkeit führt in die Leere, und in der Leere kann leicht ein Hunger nach falschem Leben entstehen. Vollends aber liegt in schwerem Leiden eine grosse Gefahr. Es bedeutet eine *Versuchung*, die Versuchung, sich gehen zu lassen, zu verzweifeln. Wenn man aber verzweifelt, dann stellen sofort alle Dämonen sich ein, namentlich die Dämonen der Sinnlichkeit jeder Art. Wenn man von Gott abfällt — und das bedeutet ja alle Verzweiflung — dann kommt die Welt und zieht uns zu sich, ja, es kommt vielleicht der Versucher selbst. Es ist, als ob schweres Leiden, besonders solches, das der Mensch im Ringen um das Grosse erlebt, das Leid der Enttäuschung, das Leid der Niederlage, alle Pforten der Hölle aufschlösse, als ob die Bande sich lösten, die die Seele an Gott binden und sie damit selbst zusammenhalten.

Nur *das* Leid führt aufwärts, das auf *Gott* stösst, weil es ihn sucht; nur *das* Leid, das „mit Geschrei und Tränen" sich an ihn wendet, ihn nach seinem Willen fragt und an seinen Willen im Dunkel glaubt. Das ist auch für uns die „Erhörung aus der Angst": dass wir auf *Gott* stossen und den Gehorsam lernen. Und das ist auch unsere Vollendung: dass wir *den* Gehorsam lernen. Denn unser schönstes und edelstes sittliches Tun, auch das, womit wir Gott dienen wollen, es hat noch etwas von uns selbst an sich, es ist noch zu sehr „Fleisch", Welt, Endlichkeit. Erst im Leiden tritt Gott selbst übermächtig uns entgegen. Erst da erscheint der volle Ernst seiner heiligen Ordnungen. „Es ist mir lieb, dass du mich gedemütigt hast, auf dass ich deine Rechte lernte." In seinen Gerichten wird all das widergöttliche Wesen in uns vernichtet; in diesem Feuer wird verbrannt, was kein sittliches Mühen besiegt hätte. Nun erkennen wir das reine Gute, das von Gott ist. Nun

verstehen wir besonders die Liebe. Wir gelangen zu unserer Vollendung, nicht zur Vollendung überhaupt — die liegt jenseits dieses Wandelns im Fleisch — aber zu der Vollendung, die uns hier beschieden ist, zu der wir schon hier gelangen können und sollen.

Und wie jeder Mensch nur durch Leiden vollendet wird, so auch jede S a c h e. Eine Sache kann noch so gross und schön sein und noch so edel und begeistert vertreten werden, sie bleibt doch m e n s c h l i c h. Auch diese Grösse, diese Schönheit, dieser Edelsinn, diese Begeisterung, sie bleiben menschlich. Und dieses Menschliche bleibt „Fleisch"; vom Fleisch aber heisst es: „Alles Fleisch ist wie Gras und alle Herrlichkeit des Menschen wie des Grases Blume. Das Gras ist verwelkt und seine Blume ist abgefallen." Erst das Leiden macht eine Sache unsterblich im tiefsten Sinn. Erst im Leiden für eine Sache und an ihr fällt das Menschliche ab und wird das Göttliche heraus geglüht — wieder vorausgesetzt, dass m i t G o t t gelitten wird, dass dieses Leiden zu Gott vordringt; denn sonst kann auch hier Zerfall und Auflösung eintreten. Erst im Leiden wird d e r Gehorsam gelernt, tritt G o t t in einer Sache hervor und kommt e w i g e s Leben in sie hinein. Auch hier wird es durch Tiefen gehen, in denen Menschen mit „Geschrei und Tränen" sich an den wenden, der helfen und retten kann, und es wird auch scheinbar umsonst geschehen, bis sie in diesem scheinbar harten und dunklen Willen d e n erkennen und anerkennen, der als der Herr und Vater, der als G o t t das Werk hinausführen will, weit über unser Bitten und Flehen hinaus — bis sie verstehen, dass er gerade durch Enttäuschung und Niederlage sie höher hinauf führen will, zu ihrem wahren Ziel, zu weitaus grössern Taten und Siegen. Darin werden sie „erhört aus ihrer Angst". Auch Jesu S a c h e, nicht nur er selbst, wurde ja durch Leiden vollendet und wird es immer wieder. Nicht die Herrlichkeit der Bergpredigt, nicht der Glanz der Liebe und Reinheit Christi konnte die Welt besiegen, sondern nur das Kreuz. Nur hier trat und tritt im Versagen, Sterben und Gerichtetsein alles Menschlichen Gott selbst hervor. Nur der unendliche und unbedingte Tod der Welt, den das Kreuz des Sohnes bedeutet, konnte den vollen, ewigen Sieg des Gotteslebens bringen. Nur dieser Gehorsam, welcher der Gipfel alles Gehorsams, ja d e r Gehorsam ist, der Gott als Herrn zur Geltung kommen lässt ganz und gar, im Glauben und in der Liebe treu bis ans Ende, bis zum Tode am Kreuz, konnte das Grab sprengen und das Osterwunder schaffen. Und j e d e s Osterwunder entspringt aus d i e s e m Grab. Nur so können wir an Ostern g l a u b e n, dass wir die Unbedingtheit, Heiligkeit und Liebesmacht Gottes sehen, die gerade am Kreuz, diesem Leiden der Leiden, hervortritt, wo die Welt zunichte wird vor Gott, wo Gott Gott ist wie nirgends sonst, und gerade darum nicht nur der heilige Herr,

sondern auch der Vater, die allmächtige, grenzenlose Liebe — im Gehorsam seines treuen Sohnes. So überwältigend wirkt Gott im Leid; so vollendet er seine Offenbarung durch das Leid.

Wir werden — und unsere Sache mit uns, wie wir mit unserer Sache — im Leiden vollendet, nur im Leiden, wenn wir im Leiden den Gehorsam lernen. Gesegnet sei darum das Leiden! Sei willkommen, bitterer Kelch! Sei willkommen, du, der du im Leiden zu uns kommst, um uns selig zu machen! L. Ragaz.

Sozialismus und Gewalt.[1])

Eine historische Betrachtung über die Entwicklung des Gewaltproblems in der Gedankenwelt des Sozialismus würde etwa folgende grosse Linie aufzeigen:

Im Stadium des utopischen Sozialismus, das der sozialistischen Arbeiterbewegung vorangeht, stellt sich die Frage der Gewaltanwendung noch nicht. Sozialismus ist dann noch eine reine Gesinnungssache. Die Zielvorstellung ist Spekulation auf Grund eines idealen, meist ethischen — manchmal aber auch nur rational-konstruierten — Wertungsmasstabs. Die Erreichung dieses Zieles wird von einer Zustimmung erwartet, die durch irgend eine Form der Ueberzeugung, Aufklärung, Ansteckung durch das Beispiel von Phalansteren, Gewinnung mächtiger oder reicher Gönner u. s. w. frei verwirklicht wird.

Sobald im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts der Sozialismus zur Massenbewegung der Arbeiterschaft wird, ändert sich das Bild. Die Interessen- und Machtmotive einer unterdrückten Klasse verflechten sich mit den Gesinnungsmotiven des Allgemein-menschlichen. Die straffste wissenschaftliche Systematisierung dieser Verflechtung ist der Marxismus. Er vereinigt sozialistisches Ziel und proletarischen Klassenkampf, indem er den Interessenkampf der Arbeiterklasse zum Vollzugsmittel der „List der Idee“ macht, wodurch sich ein der geschichtlichen Entwicklung immanentes ideelles Ziel durch den Mechanismus des Macht- und Interessenstrebens verwirklicht.

Was theoretisch als Ethisierung dieses Kampfes durch die Beziehung auf ein eschatologisches Endziel[2]) gedacht war, wirkte sich jedoch praktisch als An-ethisierung[3]) aus. Die Entscheidung

---

[1]) Abdruck aus dem „Handbuch der Gewaltlosigkeit“, herausgegeben von Dr. H. Kobler (Rotapfelverlag).

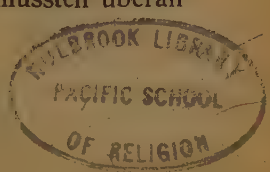
[2]) Eschatalogisch = auf das Letzte gerüstet. Die Red.

[3]) An-ethisierung = Ent-ethisierung, Loslösung vom Ethischen. Die Red.

wurde der Person abgenommen und einer überpersönlichen Macht, der historischen „Entwicklung“, der „Klassenmission“ und dergleichen, übertragen. Somit entzog sie sich dem Kreise der persönlichen Verantwortung. Das Resultat war ein Ueberhandnehmen der so geheiligten Macht- und Interessenmotive über die Gesinnungsmotive. Der Marxismus wurde für die Arbeitermassen und für die meisten seiner Theoretiker — denn hierin begegnen sich Kautsky, Lenin und Sorel — zum reinen Sozialutilitarismus, wo Klassennot kein Gebot kennt.

In diesem Stadium der Arbeiterbewegung werden Fragen der Gewaltanwendung bloss vom Standpunkte der unmittelbaren empirischen Zweckmässigkeit beurteilt. Der Zweck heiligt die Mittel. Das Klasseninteresse entscheidet absolut. Der Militarismus z. B. soll bloss als Instrument der bürgerlichen Klassenherrschaft, der Imperialismus bloss als Form der wirtschaftlichen Ausbeutung bekämpft werden; Kriegsfeindschaft aus ethischer Gesinnung wird als „kleinbürgerliche Sentimentalität“ verhöhnt. Der Weg zum Sozialismus erscheint als „Weg zur Macht“, die soziale Revolution wesentlich als Umkehrung der sozialen Machtverhältnisse.

Diese Phase des Sozialismus geht jetzt zu Ende. Die praktischen und theoretischen Voraussetzungen, worauf sie beruhte, sind durch die Erfahrungen der letzten zwei Jahrzehnte tief erschüttert worden. Es hat sich gezeigt, dass die dem Streben nach Vorteil und Macht überlassenen Arbeitermassen in dem Masse, wie dieses Streben Erfolg hatte, schnell durch psychologische Sättigung in den kleinbürgerlichen Kulturkreis hineinwuchsen. Für die bureaukratische Oberschicht der Bewegung ihrerseits wurde die beruflich gewordene Kleinarbeit immer mehr zum Selbstzweck, die Eroberung der bestehenden Einrichtungen immer mehr zur Eroberung *durch* die bestehenden Einrichtungen. Als die Entscheidung des Weltkrieges kam, erwies sich das „Klasseninteresse“ als ein so unsicherer Führer, dass die Internationalität sogleich in die Brüche ging. Als der Zusammenbruch der erschöpften oder besiegten Staaten den Arbeiterparteien die längst ersehnte politische Gewalt in die Hände gab, zeigte sich bald, dass die Interessen-, Macht und Revanchemotive, worauf sie sich für den Umsturz verlassen hatten, nicht ausreichten, eine haltbare neue soziale Ordnung aufzubauen. Neuerworbene Rechte, wie etwa in den Betriebsvertretungen, konnten — hauptsächlich aus Mangel an der erforderlichen moralischen Fähigkeit — nicht fruchtbar ausgenutzt werden. In Mitteleuropa gingen die — sowieso recht bescheidenen — Errungenschaften der Revolution grösstenteils wieder verloren, in Osteuropa mussten die Revolutionäre selbst den Abbau vollziehen, und hüben und drüben kam es innerhalb der Arbeiterschaft zum selbstzerfleischenden Bruderkampf. „Gewogen und zu leicht befunden!“ mussten überall



die Einsichtigen von dem an-ethisierten Sozialismus sagen, auf den sie ihre Hoffnungen gestellt hatten.

Darum steht der Sozialismus heutzutage im Zeichen der Wieder-Ethisierung. Nicht etwa, als ob eine Rückkehr zum vormarxistischen Utopismus, ein Verzicht auf die institutionellen Forderungen der Arbeiterklasse beabsichtigt wäre. Im Gegenteil. Gerade dieser Kampf soll durch Berufung auf die ihm wirklich zugrunde liegenden ethischen Motive neubeseelt, vertieft und erweitert werden.

Ein Zeichen dieser Vertiefungskrise ist die Verschiebung der Problemstellung in bezug auf die Gewalt. Seitdem man so viele Mittel zu Zwecken hat werden sehen, lässt sich der alte Glaube an die Unabhängigkeit des Mittels vom Zweck nicht mehr aufrechterhalten. Bittere Erfahrungen haben bewiesen, dass man neben der Wirkung der Gewalt auf das gegnerische auch die auf das eigene Heer in Rechnung zu stellen hat. Der Kampf gegen den Krieg kann nicht länger als episodischer Unterteil oder als schrullenhafte Angelegenheit weltfremder Schwärmer angesehen werden; er ist, auch im engsten materiellen Sinne, zur Lebensfrage für Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung geworden. Und wenn es auch wahr bleibt, dass eine bessere Menschheit bessere Institutionen erfordert, so ist es gleich deutlich geworden, dass andere Institutionen sich ohne andere Menschen weder errichten noch erhalten lassen, dass zum Sozialismus sozialistische Menschen gehören. Sozialistische Menschen aber sind Menschen, für die der Sozialismus zugleich Forderung an sich selbst und an die Gesellschaft ist, also eine Gesinnung, die auf ethischer Wertung beruht. Und diese ethische Wertung bezieht sich auch auf die anzuwendenden Mittel; denn diese bedeuten das tägliche Handeln, das der wahre Wesensausdruck des tätigen Menschen, die einzig wirksame Form der Politik als Selbsterziehung ist. Aus all diesen Gründen steht die Frage nach der Zweckmässigkeit und Zulässigkeit der Gewalt heute im Mittelpunkt der sozialistischen Selbstbesinnungskrise.

Diese Krise ist noch in ihren Anfängen. Wie sie gelöst werden wird, lässt sich nicht prophezeien. Nur über die Natur der Spannungen, die sich in ihr auswirken, kann man im wesentlichen folgendes sagen:

Zur Beurteilung des Gewaltproblemes kann der Sozialismus weder den absoluten ethischen Gesichtspunkt, noch den absoluten Zweckmässigkeitsstandpunkt brauchen. Der letztere hat, weil zu kurzsichtig, in der Praxis versagt. Der erstere aber ist in der Praxis einer Massenbewegung undurchführbar. Denn der Sozialismus, obgleich seine Gesinnung letzten Endes ethischen und religiösen Triebfedern entspringt, unterscheidet sich darin von reiner Ethik und reiner Religion, dass er eine Massenbewegung zur Verwirklichung bestimmter institutioneller Veränderungen ist. Der Antrieb

seiner Tätigkeit ist jenseits, aber der Gegenstand seiner Tätigkeit ist diesseits. Darin ist er zugleich mehr und weniger als eine Religion: mehr, weil er Gerechtigkeit nicht bloss von den Einzelnen, sondern auch von den wirtschaftlichen, politischen und sozialen Einrichtungen fordert;[1]) weniger, weil diese Gerechtigkeitsforderung bloss eine Vorstufe der Liebesforderung an sich selbst ist, weil die Rechtsforderung an andere ethisch unter der Pflichtforderung an sich selbst steht. Zwar fehlt auch in der sozialistischen Idee und in der sozialistischen Praxis die letztere nicht — man denke nur an die Opfergemeinschaft streikender Arbeiter, an das Martyrium der Propagandisten und Vorkämpfer —; aber der unmittelbare Zweck dieser Opferhandlungen ist immer etwas, was von anderen verlangt wird, immer eine Veränderung der Institutionen, die an sich noch keine Wesensveränderung der Menschen bedeutet. Das letzte — freilich oft unausgesprochene — Ziel des Sozialismus ist und bleibt der Mensch; aber die Erreichung dieses Zieles setzt eine Umwälzung der sozialen Zustände und Einrichtungen voraus, die der menschlichen Vervollkommnung im Wege stehen.

Institutionelle Veränderung aber ist empirisch nur durch Machtausübung zu erreichen. Denn das Hindernis, das zu überwinden ist, ist die Macht der anderen. Unter Macht verstehe ich jenes Verhältnis, worin der Wille einer Person oder Gruppe durch den Willen einer anderen Person oder Gruppe im Sinne eines von letzterer gewünschten Zweckes verändert wird. Das Verfahren dieser Beeinflussung kann sehr verschieden sein. Es gibt da die mannigfachsten Abstufungen, von der Prestigesuggestion über die politischen Druckmittel des Rechtsstaates und die wirtschaftlichen Druckmittel der Streiks bis zu der physischen Gewalt des bewaffneten Kampfes und dem systematischen seelischen Zwang des politischen Terrors. Sogar die einfache Ueberredung durch Propaganda ist ein Machtmittel, denn sie schliesst immer eine Beeinflussung durch Prestigesuggestion in sich; weshalb denn auch jeder Proselytismus dem Feinfühligen, sogar wenn er ihn um des edelsten Zweckes willen betreibt, irgendwie widerstrebt, weil er in ihm wie eine Ueberlegenheitsanmassung und eine Vergewaltigung des anderen wittert.

Nun lässt sich wohl darüber streiten, wo die Grenze liegt, wo man mit Jakob Burckhardt vom rein ethischen Standpunkt die Macht als das „absolut Böse" zu betrachten hat; womit natürlich nicht gesagt ist, dass wir mit dem Problem des Uebels ringende Menschen diesem Bösen überhaupt entgehen können, oder in unserer Lebenspraxis etwa anderes tun können, als um des absolut Guten willen stets das geringere Uebel zu wählen. Wer die Erde bearbeitet — und das ist für uns als Erdbewohner unser Schicksal —

[1]) Dies tut der „religiöse Sozialismus", besser: tut das Reich Gottes, das die Bibel verkündigt. Die Red.

kann seine Hände nicht unbefleckt erhalten, und es ist besser, sich des Werkes wegen dieser Gefahr auszusetzen, als ihr durch Verzicht auf Tätigkeit auszuweichen. Die Praxis hat darum an der Hand des absoluten ethischen Masstabes nach Graden zu messen. Das rechtfertigende Mass des unvermeidbaren geringeren Uebels zu finden, ist nicht immer leicht. Unzweifelhaft scheint mir jedenfalls, dass im ethischen Sinne die Verwerflichkeit der Machtanwendung spätestens dort anfängt, wo die Macht Gewalt wird, d. h. wo sie in erster Linie auf der Einflössung von Angst beim Objekt beruht. Das gilt noch nicht von Propaganda im rein geistigen Sinne, das fängt aber schon bei der Demonstration an und ist beim Streik,[1]) beim politischen und rechtlichen Zwang ganz offenbar. Da dies aber die normalen Aktionsmethoden der sozialistischen Bewegung sind, so liegt hier — wie bei jedem menschlichen Handeln, speziell beim gemeinsamen Handeln — eine unüberwindliche Spannung zwischen dem Absolutismus der ethischen Forderung und dem Relativismus der zweckmässigen Möglichkeit vor.

Diese Spannung ist die Tragik jeder menschlichen Leistung, insbesondere jeder Massenbewegung — auch der pazifistischen. Beim Sozialismus ist sie besonders stark, weil sein Prinzip dem Prinzip des Nicht-Widerstandes dem Uebel gegenüber schnurstracks zuwiderläuft:[2]) seine Aufgabe ist, das Uebel zu bekämpfen, seine Parole ist: Widerstand. Es muss dabei stets ein Uebel — was Gewalt als Angsteinflössung immer ist — in Kauf genommen werden, um ein schlimmeres Uebel — etwa noch ungerechtere, weil noch mehr auf Angst beruhende Uebermacht — zu verhüten oder zu überwinden.

Dass dies ein schweres Problem ist, brauche ich hier wohl nicht zu betonen. Dass es grundsätzlich dennoch lösbar ist, ist ebenfalls einzusehen; kasuistische Lösungen sind so billig wie Brombeeren, wenn man nur — wie es wirklich nicht anders geht — das unvermeidliche Uebel mit dem entsprechenden Schuldgefühl als Uebel anerkennt und die evidente Unterscheidung zwischen dem Unendlichkeitscharakter des ethischen Masstabes und dem Endlichkeitscharakter der menschlichen Leistung berücksichtigt. Die Anwendung auf die spezifischen Probleme des Sozialismus wird dann verhältnismässig leicht, wenn man etwa als dessen absolutes Endziel die Ausschaltung der Angst aus den menschlichen Beziehungen betrachtet, was wohl zulässig ist, da die höchsten Zielvisionen des Sozialismus mit denen der Demokratie: absolute Selbstbestimmung Gleichberechtigter, des Anarchismus: absolute Autarchie

[1]) Müssen Demonstration und Streik so verstanden werden? Die Red.

[2]) Ist das „Nichtwiderstehen" der Bergpredigt so passiv gemeint? Die Red.

Gleichverantwortlicher und des Christentums: absolute Liebe Gleichheiliger — übereinstimmen.

Viel schwieriger und wichtiger als diese Frage nach dem Denkbaren und Möglichen, ist die Frage nach dem, was da schon heute in der Stimmung und Willensrichtung der Menschen vor sich geht — die Frage also, wie der Sozialismus als Massenbewegung die Diskrepanz zwischen ethischer Forderung und praktischer Zweckmässigkeit zu lösen versucht.

Diese Lösung scheint mir in einer tatsächlich vor sich gehenden graduellen Annäherung der unteren Zweckmässigkeitsgrenze an die ethische Höchstgrenze gegeben zu sein. Darauf hier nur einige flüchtige Hinweise.

Zunächst ist da festzustellen, dass der frühere Glaube an die ethische Indifferenz des Mittels starke Einbusse erlitten hat, weil die praktischen Konsequenzen ihn auch vom Zweckmässigkeitsstandpunkt ad absurdum geführt haben.

Seit der Zeit, wo der Terror im Kampfe gegen politische Unterdrückung noch als Gipfel des sozialen Heldenopfers, der Barrikadenkampf noch als das Wesen der revolutionären Aktion, der Krieg noch als das ureigene Mittel des nationalen Daseinskampfes, der Streik noch als die vorzüglich symbolisch-heroische Rebellion erschien, ist reichlich ein halbes Jahrhundert vergangen. Den Höhepunkt jener Periode bezeichnen etwa die Daten: 1864—72 (die erste Internationale), 1864—1871 (die deutschen Einigungskriege), 1871 (die Pariser Commune), 1881 (das Attentat beim Petersburger Winterpalast).

Heutzutage ist der Terror als Waffe gegen den monarchischen Absolutismus überflüssig geworden, weil dieser Absolutismus tot ist. Der Krieg hat sich statt als Mittel der nationalen Daseinsbehauptung als Mittel der nationalen Selbstvernichtung erwiesen. Der Barrikadenkampf kann nicht mehr erreichen, was nicht viel leichter und sicherer durch das Wahlrecht und durch die Ausnutzung der friedlichen „Revolution in Permanenz", wozu die Demokratie das Mittel bietet, erreicht werden könnte. Der Streik, seitdem er nicht mehr bloss die spontane, wilde Entladung eines sozialen Protestes ist, ist zur ungern gebrauchten *ultima ratio* einer Gewerkschaftspolitik geworden, deren Ziel die vertragliche Bindung der Parteien durch Rechtsnormen ist. Die symbolistische Ideologie selber, die diesen Kampfmitteln an sich eine heroische Tugend andichtete, die eigentlich nur einem Teil ihrer Motive gebührte, hat sich durch ihre eigenen Resultate diskreditiert. Die Grenze, jenseits welcher dem heutigen europäischen Durchschnittssozialisten die Gewalt zugleich als unzulässig und unzweckmässig erscheint, hat sich beträchtlich nach unten verschoben und verschiebt sich noch immer weiter. Sie liegt schon entschieden diesseits der ehemals kaum ernst-

haft in Frage gestellten Mittel des Terrors: des Strassenkampfes und des Krieges.

Zwischen den Grenzen des unerlässlichen Minimums an gewaltloser Machtausübung und des Maximums, wo das an sich böse Gewaltmittel auch unzweckmässig wird, liegen noch die drei wesentlichen Aktionsmittel des heutigen demokratischen Sozialismus: Propaganda, Gesetzgebung und Streik. Davon stehen nur die zwei letzteren hier wirklich in Frage, weil ja die Propaganda selber durch die Richtung auf sie ihren Charakter erhält. Mag nun die Gesetzgebung vom absolut-ethischen Standpunkt ebenso zum Reiche des Bösen gehören, wie der Staat und seine Machtmittel, seine Heere und Gefängnisse, so ist doch der Uebergang von der Form des physischen Gewaltkampfes zur Form des rechtsgebundenen consensus, der eine verfassungsmässige Zustimmung voraussetzt und die Möglichkeit einer Veränderung durch freie Propaganda offen lässt, unzweifelhaft eine starke Einengung des Gebietes, wo die Angst vor dem Stärkeren den Willen bestimmt, also ein absoluter Fortschritt im Sinne der Ueberwindung der Gewalt. Und was den Streik betrifft, so liegt in der Tatsache, dass er für die Arbeiterschaft das Kampfmittel par excellence darstellt, das stärkste Argument für jenen melioristischen Pazifismus, der die Ueberwindung des Gewaltkampfes für sich selbst als unbedingte ethische Forderung stellt, bei den anderen aber aus der Einsicht in die Unzweckmässigkeit des Mittels erwartet. Denn das Wesen des Streiks ist eben die Nicht-Leistung, die objektive Passivität bei psychischer Aktivität; mit anderen Worten, der scheinbar passive, in Wirklichkeit aber höchst aktive Widerstand, weil er eine persönliche Entscheidung voraussetzt, die ein Opfer bedeutet und die Ueberwindung der eigenen Angst vor Brotlosigkeit erfordert. Die Gewalt des Brotherrn, die auf Angst vor dem Hunger beruht, wird hier durch eine höhere, weil weniger physische Gewalt überwunden.

Mit alledem ist freilich weder ein absolut befriedigendes Ziel erreicht, noch eine Gewähr vor einem Rückfall in primitivere Phasen des Kampfes gegeben. Diese Gewähr ist unmöglich, solange den Herrschenden mit ihren physischen Kampfmitteln nicht auch die Versuchung, diese zur Behauptung ihrer Macht zu gebrauchen, entzogen worden ist, solange die sozialen Spannungen so stark sind, dass sie die Gefahr spontaner Leidenschaftsentladung mit sich bringen, solange vor allem der Kampf der durch den Imperialismus unterdrückten Rassen und Völker — die Hauptform des sozialen Kampfes im kommenden Jahrhundert — die in Europa kaum gelöschten Kriegsbrandherde anderswo wieder anfacht. Aber immerhin ergibt sich schon aus dieser summarischen Uebersicht, dass auf sozialem Gebiet die grösste pazifistische Leistung zur Ueberwindung gewalttätiger durch weniger gewalttätige Methoden in den

letzten Jahrzehnten vom Sozialismus vollbracht worden ist. Was für den nichts Ueberraschendes hat, der das wahre Wesen des Sozialismus in der Sublimierung der Leidenschaften des sozialen Inferioritätskomplexes durch Richtung auf ein sozial-ethisches Vollkommenheitsziel erkannt hat.

Das ist für jene Kriegsdienstgegner, denen, wie mir, der Kampf gegen Gewalt und Furcht der Hauptantrieb ihrer gesamten sozialen Tätigkeit ist, eine sehr starke Ermutigung. Denn diese Entwicklung von der Gewalt hinweg ist der Erfahrung zu verdanken, dass die Gewalt viel unzweckmässiger ist, als man es zuerst glaubte, und dass die Beeinflussung anderer umso wirksamer ist, je mehr sie auf das Mittel der Angsteinflössung verzichtet. Es gibt keine besseren Kampfmittel, als die des aktiven Pazifismus, keinen heiligeren Krieg, als der Krieg dem Kriege, keinen grösseren, die edelsten Kampf- und Opferinstinkte des Menschen befriedigenden und nutzbarmachenden Heroismus, als den Heroismus des kämpfenden Geistes. Es gibt keine bessere Art, die Furcht zu überwinden, als der Verzicht darauf, selber Furcht einzuflössen. Es gibt, so paradox das auch klingen mag, keine bessere Unterrichtsstunde in der Strategie des geistigen Machtkampfes, keine bessere Propagandistenschule der wahren Ueberlegenheit und der höchsten Eroberungskunst, als die Bergpredigt. Das lernt nach und nach auch der Sozialismus.

Hendrik de Man.

Giftgas im modernen Krieg.[1]

Mehr als drei Jahre sind vergangen, seit der Völkerbund seinen Sachverständigen-Bericht über die chemische Kriegsführung veröffentlichte und die ganze Welt dadurch erschüttert wurde. Das gab der Bewegung für nationale und internationale Abrüstung einen mächtigen Stoss nach vorwärts.

Diese Wirkung hatten die Militaristen schon von vornherein geahnt und gefürchtet. Daher stammen ihre hartnäckigen Versuche, diesen „defaitistischen“ Bericht zu unterdrücken. Die pazifistische Gegenströmung im Völkerbund sprach während der dritten und vierten Versammlung in einer Resolution den Wunsch nach einer vollständigen Veröffentlichung des Berichtes aus.

Während dieser stille Kampf sich in Genf abwickelte, wurde von der freisinnig-demokratischen Partei im niederländischen Parlament schon ein Teil des geheimen Berichtes veröffentlicht, was vermutlich damit zum ersten Mal geschah.

---

[1]) Dieser Aufsatz von Prof. Dr. D. van Embden in Amsterdam, dessen Abdruck uns vom Autor freundlich erlaubt worden ist, ist erschienen in: „De Telegraaf“, Amsterdam, 27. und 30. November 1927.

Einige Monate später publizierte der Völkerbund tatsächlich diesen Giftgasbericht. Durch eine Interpellation im Parlament ermuntert, gab die niederländische Regierung 1924 eine abgekürzte Auflage auf französisch heraus, wovon nur 800 Exemplare gedruckt wurden. Das war die Antwort auf die Forderung der beiden Völkerbundsversammlungen, doch „die grösstmögliche Publizität zu fördern".

Man verstand allmählich, was „Verteidigung des Vaterlandes" im nächsten Krieg bedeuten würde.

In Holland, sowie in allen übrigen Ländern, bemühten sich diejenigen, die mit den Kriegsvorbereitungen fortfahren, die entsetzlich drohende Gefahr, die im Giftgas enthalten ist, zu verkleinern.

Mit allen Kräften versuchte man, oft durch fragwürdige Ausflüchte, die Beunruhigung und den sittlichen Ekel der Bevölkerung einzulullen.

Man führt als wichtige Argumentation an, die Gaswaffe sei tatsächlich nicht grausamer als die früheren Waffen, im Gegenteil, sie sei milder und humaner!

Weiter sei es ausgeschlossen, den Angriff auf ganze Städte und die Ausmordung der Zivilbevölkerung durch Giftgase vorzubereiten; ja, dies wäre gar nicht ausführbar.

Sollte aber der Versuch gemacht werden, so könne man ihn abwehren. Was man auch gegen diese Möglichkeit einzuwenden versuche, sei nur Uebertreibung und Einbildung.

Dieser Beweisführung wird mancher sich erinnern, und der holländische Kriegsminister wiederholte in der Kammer das Gleiche. In diesen letzten Jahren nun hat sich ein fachmännisches Urteil über diese Sache gebildet, und es hat sich eine Aussprache darüber ergeben. Ich werde jetzt einige dieser Urteile zitieren, soviel ich weiss, sind sie auf holländisch noch nicht veröffentlicht worden.

Humanes Giftgas.

Wir wollen zuerst die sogenannte Humanität dieser Waffe näher betrachten.

Man versucht, diese Humanität zu beweisen, indem man anführt, der Prozentsatz der Mortalität, der Gasverletzten sei sehr niedrig. Wir lassen die Tatsache ausser Betracht, dass es sich in dieser Statistik um die Mortalität der geschützten Opfer handelt, d. h. um Soldaten im Feld, die mit Gasmasken ausgerüstet und in dem Gebrauch von Gasmasken geübt waren, dass die Statistik sich aber nicht auf die ungeschützte Zivilbevölkerung bezieht.

Dieser Kritik weiter nachzugehen, erlaubt uns der beschränkte Raum nicht.

Damit wir uns über den Hauptpunkt richtig orientieren, wollen

wir das Urteil derjenigen Fachmänner hören, die ihre wahre Meinung nicht verstecken.

Beim Friedensvertrag von Versailles, Trianon und bei den zwei andern hat man den besiegten Staaten eine radikale Einschränkung ihrer Kriegsrüstung auferlegt. Man hat ihnen die Führung verschiedener Waffen verboten; Deutschland darf Kanonen haben, sich Handgranaten anschaffen, Kriegsschiffe bauen, nur die Gaswaffe, die milde, humane Gaswaffe, ist ihm untersagt worden.

Marschall Foch und seinesgleichen haben diese Bedingungen gestellt und ziehen also offenbar vor, n u r mit grausamen Waffen angegriffen zu werden! Sie wünschen demnach die moderne, humane Art Waffen nicht. Vielleicht sind sie weniger fachmännisch ausgebildet, als die holländischen Vertuscher der Gasgefahr! !

Jetzt folgt eine zweite Gruppe von Beweisen: Das Hauptkomitee des „Roten Kreuzes" veröffentlicht in seiner Monatsschrift einen Artikel über den chemischen Krieg, von der Hand seines Sekretärs. Der Verfasser erwähnt:

1921 verlangte die zehnte internationale Konferenz des Roten Kreuzes ein absolutes Verbot der Gaswaffe, damit der Krieg weniger unmenschlich wäre und die Zivilbevölkerung eher geschont würde.

Während der Marine-Konferenz in Washington (1922) sind die Vereinigten Staaten, England, Italien, Japan und Frankreich zu einer Vereinbarung gekommen, den Gebrauch der erstickenden Gase und der Giftgase völlig abzuschaffen, weil diese Waffe mit Recht von der öffentlichen Meinung der Welt verurteilt worden sei und das Gewissen der Nationen dieses Verbot verlange!

Diese Vereinbarung ist von den vier erstgenannten Staaten ratifiziert worden. Seitdem bereiten sie den Giftgaskrieg sogar in viel grösserem Umfang als je vor!

Man muss Frankreichs Aufrichtigkeit anerkennen, die es hinderte, den Vertrag zu unterzeichnen.

1925 spricht die Völkerbunds-Konferenz in bezug auf den Handel mit Waffen die gleiche derart begründete Forderung aus (das Gewissen der Nationen u. s. w.).

Dieses Protokoll wurde von 44 Staaten unterzeichnet, wozu auch die holländische Regierung gehörte. Zu gleicher Zeit erzählen uns ihre Vertreter im Parlament, die Gaswaffe sei gar nicht grausam, sondern relativ zu empfehlen. In was für ein ganz anderes Licht gerät unsere Landesverteidigung durch diese Zwitterstellung! Oder ist dieser Ausdruck zu stark?

Dann ein neues Bild: Ende 1925 sagt der Kriegsminister im Parlament, die Initiative zur Verwendung der chemischen Waffe würde gewiss von Holland nicht ausgehen. Ein Lapsus! Er hat

offenbar in dieser Stunde seine Rede vergessen, worin betont wurde, die Gaswaffe sei wegen ihrer Humanität zu empfehlen. Solche Taktik verlangt ein gutes Gedächtnis!

Keiner von diesen 44 Staaten hat übrigens die Unterschrift seiner Vertreter ratifizieren wollen. Diese Zurückhaltung zeigt uns ihre Absichten ohnehin unmissverständlich. Man lese jetzt, was uns die Fachmänner sagen.

Unzweideutige Aussprüche.

Der englische Marineoffizier, Leut. Comm. J. H. Kenworthy (in New Orient 1925) sagt:

„Wer nicht fortwährend die moderne Entwicklung der Wissenschaft und der Erfindungen ins Auge fasst, vergegenwärtigt sich kaum, welch entsetzliche Schrecken mit einem neuen Weltkonflikt verknüpft sind. Die tötlichsten Waffen werden jetzt in den Laboratorien der Chemiker und der Naturwissenschaftler fabriziert. Der kommende Krieg wird in solchem Mass vernichtend wirken, dass der Weltkrieg im Gegensatz dazu geringfügig erscheinen wird."

Der englische General Sir R. Hart (in Hibbert's Journal 1924): „Im künftigen Krieg werden Grosstädte und unabsehbare Länderstrecken vernichtet, Männer, Frauen und Kinder inbegriffen."

Prof. Dr. P. J. Noel Baker, der allgemein als eine geschätzte Autorität in Abrüstungsfragen anerkannt wird, sagt in seinem Buch „Disarmament" (1926, Seite 276):

„Wir haben schon nachdrücklich betont, welch grossen Einfluss die Gase bei Luftangriffen auf Zentren des Gegners haben werden, d. h. auf Fabrikzentren, die Munition produzieren, auf die Orte, wo die Regierung ihren Sitz hat, und auf Grosstädte, von denen der moralische Einfluss kommen muss, weil die Widerstandsfähigkeit sehr stark davon abhängt. Wir wollen nicht näher darauf eingehen, weil alle Fachmänner sich genau gleich darüber aussprechen."

Dr. Hanslian sagt in seinem Buch: Der chemische Krieg (zweite Auflage 1927, S. 250), das vom militaristischen Standpunkt aus gesehen, ein Standardwerk ist: „Im Allgemeinen wird Vergiftung durch Abwerfen von Bomben in den ersten Linien der Front kaum in Frage kommen, sondern sich eher auf Etappen, Verkehrsstrassen, Bahnhöfe und bewohnte Gebiete hinter der Front, sowie auf Grosstädte und Industriezentren im Hinterland ausdehnen."

Das Mitglied des englischen Parlamentes Sir Park Goff, der selber übrigens ziemlich veraltete Ansichten über die Bewaffnung vertritt, sagt an der interparlamentarischen Konferenz in Ottawa 1925:

„Wir sind uns klar bewusst, wie vernichtend ein möglicher neuer Krieg mit seiner chemischen Kriegsführung für alles Leben sein wird. Seit dem letzten Weltkrieg sind chemische Mittel von

ausserordentlicher vernichtender Kraft erfunden worden, denen hauptsächlich Nicht-Krieger, Frauen und Kinder erliegen werden."

Der englische Minister für Luftschiffahrt, Sir S. Hoare, schreibt 1925 (Times 20. 10-1925):

„Es ist viel wahrscheinlicher, dass die entscheidenden Schlachten in Zukunft über unsern Grosstädten geführt werden; die Opfer werden also hauptsächlich Zivilisten sein, Männer, Frauen und Kinder. Im ganzen Weltkrieg sind in England nur etwa 300 Tonnen Bomben abgeworfen worden. Heute sind die Luftkrieger imstande, in den ersten 24 Stunden schon 300 Tonnen abzuwerfen und in diesem Masse weiterzufahren. Es ist unnötig, von diesem grässlichen Bild Weiteres zu sagen."

Wir wollen nicht einseitig werden: nicht nur von der Luft aus wird der Vernichtungskrieg geführt. In diesen diabolischen Plänen kommt Folgendes als Abwechslung vor:

Leutnant Kol. Fuller, Chef des Generalstabs des amerikanischen Tankkorps, hat in seinem Buch „Tanks im Weltkrieg" mit grosser Sorgfalt den Gedanken ausgearbeitet, wie wenig menschliches Material in den künftigen Kriegen verwendet wird, dagegen aber kolossale Maschinen. Flotten von rasch vordringenden Tanks, mit flüssigem Gas gefüllt, wogegen der Feind sich wahrscheinlich nicht wehren kann, werden die Grenzen überschreiten und jedes lebendige Wesen im freien Feld, in Bauernhäusern, Dörfern und Städten vernichten.

Während an den Grenzen alles Leben ausgetilgt wird, werden Luftschwadronen die grossen Idustrie- und Regierungszentren angreifen. Die Zivilbevölkerung wird durch diese Angriffe gezwungen, sich dem Willen des Feindes zu ergeben.

Wir wollen weiter nichts mehr sagen von der Humanität der Gaswaffe und der vom holländischen Kriegsminister ausgesprochenen Meinung (in einem Zirkular, den Gemeindebehörden zugeschickt im April 1927), dass die Luftüberfälle auf die Zivilbevölkerung nicht systematisch vorbereitet würden. Wir wollen jetzt vielmehr prüfen, ob Abwehr wirklich irgend eine Aussicht hätte.

Erinnern wir uns daran, wie seit dem Giftgasbericht von 1924 die Militärbehörden aller Länder erklärten:

1. Die chemische Kriegsführung sei nicht besonders grausam.
2. Gasangriffe, von der Luft aus dirigiert, würden gar nicht vorbereitet.
3. Im Falle solche doch unternommen würden, so könne man die grossen Bevölkerungszentren sehr gut schützen.

Die zwei ersten Behauptungen sind schon widerlegt worden.

(Der Vertrag von Versailles verbietet den Deutschen die Gaswaffen!) Die dritte wollen wir uns jetzt ansehen.

Schon 1921 schrieb der englische Major Lefebure („Chemical Warfare“ in Grotius Society Transactions p. 166): „Flugzeuge eignen sich für einen Gasangriff am besten. Es wäre möglich, durch einen Angriff von einem Flugzeug aus eine halbe Million Menschen zu töten. Ganz London würde dadurch völlig demoralisiert. „Diesem Urteil schliesst sich Professor Haber an, der bekannte Sachverständige in diesen Fragen. Hanslian („Der chemische Krieg“, zweite Auflage 1927, eine bekannte Standardarbeit, sehr radikal und frei von pazifistischem Beigeschmack) kennzeichnet Haber als „die erste Autorität auf gastechnischem Gebiet, deren ausgezeichnete, Deutschland im Weltkrieg geleistete Dienste für alle Zeiten unvergesslich sein werden.“ Vom militaristischen Standpunkt aus ist er also ganz unanfechtbar. Er gehört zu denjenigen, die die Splitter der Brisanzbomben für schädlicher halten als die Wirkung der Gasbomben. In einem Vortrag für die deutsche Gruppe der Interparlamentarischen Union vom 6. Juli 1926 hat diese unvergessliche Gasberühmtheit Folgendes erklärt:

„Wenn ein neuer Krieg käme, und man würde Bomben auf Berlin werfen, so würden diese Brisanzbomben eine unerhörte Zahl von Menschen töten, viel mehr als die Gasbomben. Beim Gas entsteht aber eine Panik, der keine Staats- und Kriegspolitik gewachsen ist.“

Weil, wie wir noch sehen werden, diese Angriffe für den nächsten Krieg wirklich vorbereitet werden, ist zu erwarten, dass die Völker, welche „nur ihr Land verteidigen wollen“ im Anfang schon zu chaotischen Horden auseinandergetrieben werden.

Grossstädte zu schützen ist unmöglich.

Muss mit solchen Möglichkeiten im Ernst gerechnet werden? Die Antwort gibt uns der englische Brigade-General P. R. C. Groves, der 1918 auf allen Fronten die englischen Luftangriffe führte.

1922 sagt er in einem Bericht für den Völkerbund:

„Man behauptet vielleicht, es wäre möglich, die Grosstädte mit Flugzeugen zu schützen. Die folgenden Betrachtungen zeigen uns, wie diese Vermutung nur eine Selbsttäuschung ist. 1918 zählte die Londoner Flugabwehr 11 Schwadronen Flugzeuge, speziell für Nachtflüge eingerichtet, 180 gewöhnliche Kanonen und daneben eine Anzahl Kanonen auf Motorrädern, 10 Luftballons und eine grosse Menge Scheinwerfer. Es waren im Ganzen 300 Flugzeuge und die Zahl der Soldaten nicht mehr als etwa 30,000, soviel wie zwei Divisionen Infanterie. Dazu hat man spezielle Anlagen gegen nächtliche Landungen eingerichtet. Weiter gab es ausgedehnte

Telephonverbindungen und einen umfassenden Stab im Hauptquartier, um die ganze Verteidigungsorganisation zu leiten. Wie grosszügig diese Massregeln auch waren, man bombardierte London, obwohl die Zahl der angreifenden Flugzeuge 36 nie überschritt. Es ist aber ausgeschlossen, dass es einem Staat möglich wäre, für jede Stadt oder sonst ein ähnliches Zentrum eine gleiche Verteidigung zu organisieren. Und auch wenn diese Möglichkeit vorhanden wäre, so wäre die Verteidigung zwecklos bei einem Angriff von Tausenden, ja sogar nur von Hunderten von Flugzeugen."

Dieser General Groves sagte schon 1923 (Völkerbundsbericht Nr. 210) vom Luftangriff im Zusammenhang mit Gaswaffen:

„Die Gasbombe wird am meisten Erfolg haben, wenn man sie aus einem Flugzeug abwirft. Ein ähnlicher Angriff auf Grosstädte wie London und Paris erzielte einen Verlust von Millionen Menschen innerhalb einiger Stunden. Die verwendeten Gasbomben würden flüssiges Gas enthalten, das beim Anprall ausströmen und sein Volumen verhundertfachen würde. Diese Gaswolken wären schwerer als Luft und würden bis in die Keller und Unterstände dringen, wohin sich die Bevölkerung flüchten würde. Alle Fachleute stimmen überein, es sei ausgeschlossen, die Zivilbevölkerung vor diesen Angriffen zu schützen."

Welch eine beängstigende Prophezeiung!

Hanslian, „Der chemische Krieg" (1927, pag. 223) schreibt:

„Indem General Foch mit einer drohenden Gebärde nach London wies, setzte er auseinander, „das Flugzeug schaffe täglich mehr Möglichkeiten, grosse Quantitäten Gas abzuwerfen!" Dieser Ausspruch erregte grosse Angst in England, und man beschleunigte die Abwehr- und Gegenmassnahmen."

Erschreckende Tatsachen.

Ein Land durch Waffen schützen zu wollen, ist eben ein unlösbares Problem. Die neuesten englischen Luftmanöver zeigten mit beängstigender Klarheit, wie unmöglich die Verteidigung der Grosstädte ist. Wir wollen lieber sagen: „mit erfreulicher Klarheit!"

Noch unter dem Eindruck dieses Ergebnisses schreibt eine konservative Zeitung, wie „The Morning Post" (27. Juli 1927):

„Wie kann ein vernünftiger Mensch behaupten, ein Staat könnte eine Luftflotte und Luftartillerie unterhalten, die imstande wären, eine solche Masse von Flugzeugen abzuwehren? Auch wenn nur die Hälfte oder ein Viertel durchkäme, so wäre das vollständig genügend, um London zum grössten Teil in Trümmer zu legen und die Einwohner zu töten. Das ist die nackte, unangenehme Wahrheit."

Es ist also eine falsche Schätzung von Herrn Colijn, wenn

er vor einigen Jahren behauptete, die Verteidigung der holländischen Grosstädte allein würde einen Betrag verlangen gleich dem ganzen holländischen Kriegsbudget. Auch wenn man den Betrag vervielfachen würde, so wäre alles umsonst! Das wird uns erst recht klar, sobald wir wissen, welche Mittel zur Verteidigung in der letzten Zeit empfohlen werden.

Dr. Ch. Lange, Generalsekretär der Interparlamentarischen Union Norwegens, Delegierter beim Völkerbund, sagt am 6. Februar 1926 in einer Sitzung der finnländischen Parlamentsgruppe (Bull. Interpr. S. 166) folgendes:

„Die Entwicklung der Vernichtungsmittel macht den Begriff „Verteidigung“ ganz zweifelhaft. Ein neuer Krieg, speziell zwischen stark industriellen Völkern, wird nicht mehr geführt werden durch Angriffe und Abwehrversuche, sondern er wird als eine Serie von Angriffen, sei es von der einen oder der andern Partei, ohne Zusammenhang, speziell gegen die Lebenszentren der betreffenden Länder geführt. Es wird ein Repressalien-Krieg werden.

Eine wirkliche Verteidigung wäre nur durchführbar, wenn man Unterstände bauen könnte für die ganze Bevölkerung der grossen industriellen Zentren. Aus einer genauen Betrachtung dieser neuen Kriegsmittel ergibt sich als logische Folgerung: solange die Bewaffnung bleibt, wird die Unsicherheit nicht aufhören.“

Verteidigung durch Angriff.

Man wird uns aber antworten, Dr. Lange sei kein Militär. Das zeigt uns freilich seine letzte Aussage! So wollen wir denn einen erstklassigen Fachmann reden lassen.

Luftmarschall Sir Hugh Trenchard, Chef des Imperial Air Staff (d. h. des Generalstabs für den Luftkrieg) behauptet in einem Vortrag an der Universität Cambridge (April 1925), die Luftwaffe eigne sich besonders gut für den Angriff, sei aber ausserordentlich unzweckmässig als Verteidigungsmittel, d. h. für direkte Abwehr. Den Schutz gegen sie finde man nur in indirekter Abwehr, d. h. in Gegenangriffen auf feindliche Städte. „Obwohl es nötig sein wird,“ sagt er, „über einige Verteidigungsmittel zu verfügen, um unsere Bevölkerung moralisch auf der Höhe zu halten, so ist es doch unendlich wichtiger, die feindliche Bevölkerung zu demoralisieren. Kein anderes Mittel ist imstande, den Krieg zu beendigen.“

Solche Pläne vorbereiten, heisst in kritischen Tagen einen Wettlauf der Aufregung provozieren, um von einem bestimmten Zeitpunkt an einen Kampf in (präventiv gemeinten) Vernichtungsangriffen zu beginnen. Abgesehen davon, wie unsittlich eine solche Art der Landesverteidigung wäre, wird uns auch klar, dass die moderne Kriegsrüstung den Krieg völlig herbeirufen und ihn dazu ins Haus

verlegen wird. Auch Holland rüstet sich in militaristischer Unvernunft mit Gaswaffen zum Krieg. Es wird schon erfahren, wie derartige Verteidigungsmittel den Krieg herbeilocken. Wie ganz anders steht ein völlig entwaffnetes Volk dem Krieg gegenüber! Es hat keinen Sinn, es anzugreifen, weil es schon unschädlich ist. Denn obwohl der Mensch infolge der modernen Kriegsvorbereitung und Kriegsrüstung stark demoralisiert ist, so ist er doch noch nicht so tief gefallen, dass er sinnlos nur morden will. Nur ein Morden, das einen Zweck hat, wollen die Militaristen organisieren.

Zu Ehren von General Trenchard soll noch erwähnt werden, dass er es nicht nur für ausgeschlossen hält, sich gegen diese Luftangriffe zu schützen, sondern auch diese Lage als sehr ernst betrachtet. So ernst, dass er in einem andern Vortrag, in Cambridge (Artikel der Daily News, 25. Oktober 1925) den radikalen Wunsch äussert, man möchte doch die ganze Aviatik abschaffen, die zivile eingeschlossen. Der Segen der Handelsluftschiffahrt wiege die entsetzlichen Gefahren der Militäraviatik nicht auf.

Der Wunsch ist unausführbar, aber kennzeichnend.

Ein bankerottes System.

Etwas leichtherziger bespricht der Generalleutnant Sir Philipp Chetewode diese Angelegenheit. In einem Vortrag für Fachmänner, Offiziere ersten Ranges (Bericht des Journal of the Royal United Service, August 1926), gibt er folgendes Verteidigungssystem an:

„Während der Feind seine Bomben auf London abwirft, das rasch und systematisch geräumt werden kann, wird die englische Luftflotte mit unerhörter Geschwindigkeit sich auf die feindlichen Flughäfen werfen."

Sein System wäre also: London rasch zu evakuieren, sieben Millionen Menschen in ratloser Panik aufs freie Feld hinauszujagen, dem Hunger, dem Unwetter, auch den feindlichen Luftangriffen ausgesetzt, die ja gegen ein bewaffnetes Volk „begründet" sein werden.

Und ein solches System nennen hohe Offiziere Landesverteidigung, Schutz des Vaterlandes! Wir fragen aber: Was kann noch schlimmer werden bei Nichtverteidigung, d. h. bei rechtzeitig proklamierter Wehrlosigkeit? Im Vorschlag Chetwode's liegt ein unbeabsichtigtes Eingeständnis, dass militärische Landesverteidigung auch für Grosstaaten nicht länger möglich sei. Diese Wahrheit wird manchem unangenehm sein; sie lässt sich aber nicht länger vertuschen.

Die moderne Technik ist der Bankerott des Rüstungssystems.

D. van Embden.

Berichte

I. Sannerz.

Vorbemerkung der Redaktion: Längst schon war es unsere Absicht, speziell über den Verlag Eberhard Arnold zu Sannerz zu reden, wir sind aber zu unserm Leidwesen nie dazu gekommen. Nun freuen wir uns, über das ganze Werk von Sannerz aus der Feder einer der Teilnehmer von Anfang an einen Bericht zu bringen, der in seiner Schlichtheit und Wahrheit gewiss grossen Eindruck machen wird. Auf das Verlagsunternehmen wollen wir so gut als möglich doch noch zurückkommen.

„Jetzt sind es gerade sieben Jahre her, dass die ersten von uns, eine kleine Gruppe von Menschen, von Berlin aufbrachen, ihre bürgerlichen Berufe verliessen, um auf dem Lande, in Sannerz, ein ganz anderes Leben zu führen. Sie hatten erkannt, dass die Forderungen Jesu in der Bergpredigt eine vollkommene Umkehrung der bestehenden Verhältnisse mit sich brächten. Darum versuchten sie im Gegensatz zur heutigen kapitalistischen Gesellschaftsordnung in aller Schlichtheit und Armut mit Menschen aus allen Klassenschichten, sei es mit Proletarieren oder Akademikern, mit Kleinbürgern oder Aristokraten, in völliger Brüderlichkeit und Gleichheit in Lebens- und Gütergemeinschaft zu siedeln. Vom Staat wollten sie möglichst frei und unabhängig sein, weil er den kapitalistischen Geist vertritt, vielmehr darauf aufgebaut ist. Wir zahlen wohl unsere Steuern, doch würden wir keine staatlichen Aemter bekleiden oder uns für irgend welche Arbeit vom Staate bezahlen lassen. Ebenso lehnen wir die militärischen Massnahmen zum Schutze des Staates und den Waffendienst ab. Die Liebe zu allen Menschen, besonders zu den Benachteiligten, hat uns auf diesen Weg gedrängt. Wir sind uns wohl bewusst, dass wir in aller menschlichen Schwachheit und Kläglichkeit diesen Weg gehen, aber die klare Zielrichtung, die uns von Anfang an gegeben war, wollen wir nie verlassen. Wir brauchen dazu immer wieder neugeschenkte Kraft von dem Geist, der hinter unserem Leben steht.

Es waren Jahre härtester Arbeit, grösster Entbehrungen und vieler Enttäuschungen und Kämpfe, aber es waren erst recht Jahre reinster und innerster Freude in der Gewissheit unseres Weges. Der Stamm unserer Mitarbeiter hat sich langsam erweitert. Schon in den ersten Jahren waren wir gegen 30 Menschen. Im letzten Jahre waren wir 45, davon die Hälfte Kinder.

Die Arbeit ergab sich aus den Berufungen und Fähigkeiten unter uns. Der zu Beginn unserer Bewegung gegründete Neuwerk-Verlag ging 1922 auf den uns geographisch und geistig benachbarten Habertshof über, da die Neuwerkbewegung, die anfangs ganz hinter Sannerz stand, ihre Richtung etwas änderte. Wir gründeten dann den Eberhard Arnold-Verlag. Es lag uns daran, die uns aufgetragene Wahrheit in weiten Kreisen zu verbreiten. Die Verkündigung des Wortes von der frohen Botschaft an alle Menschen brachten wir in Städte durch Vorträge und unsere Bücher, in Dörfer auch noch durch Laienspiele und Gesang von Volksliedern und unsere Sonnenlieder. Der Aufbau unseres Verlages und die Auswahl der in ihm herausgegebenen Bücher entspricht unserer Aufgabe. Es sind die Rufer der Wahrheit aus allen Jahrhunderten, die uns gerade heute so viel zu sagen haben. Sie sind bei uns zusammengefasst in den „Quellen“ einer Lebensbücherei christlicher Zeugnisse aller Jahrhunderte, herausgegeben von Eberhard Arnold, zu welchen auch noch kleine antimilitaristische Schriften und neue innerliche Bücher treten.

Unsere Zeitschrift „Die Wegwarte“ bringt den Gedanken, das Reich

Gottes in unserer verworrenen und dekadenten Zeit zu verwirklichen, zum Ausdruck. Die Abonnentenzahl trägt die Herausgabe der Zeitschrift.

Da wir auf dem Lande wohnen, ist es ja natürlich, dass wir auch Landwirtschaft und Gärtnerei betreiben. Das war für uns Stadtleute doch oft recht schwierig und wir haben manches Lehrgeld zahlen müssen. Wir waren viele Menschen, die Nahrung brauchten und wenig Geld hatten, aus Lebensmittelgeschäften zu kaufen. Dieses würde auch unserer ganzen Lebenshaltung nicht entsprechen. Unsere Gartenarbeit, die all die Jahre in derselben Hand war, hat uns stets gut mit Gemüse und Obst versorgt, aber mit der Landwirtschaft ging es in Sannerz schwerer. Die Bauern gaben uns nur ihre schlechtesten Aecker; wir hatten 14 Morgen Land gepachtet, und einen ausgebildeten Landwirt hatten wir nicht. Die jungen Leute, die uns halfen, hatten keine Erfahrung und wechselten sehr häufig. Erst seit 2³/₄ Jahren haben wir einen tüchtigen Mann, der auf unseren wenigen Morgen gelernt hat, so dass wir nun mit neuen, fleissigen Mitarbeitern wagen konnten, eine grössere Landwirtschaft in Angriff zu nehmen. Mit unserer Viehwirtschaft ging es entsprechend langsam voran. Wir begannen mit Hühnern und ein paar Ziegen, allmählich wurden uns auch Kühe gestiftet. Jetzt haben wir 8 Kühe und Kälber und 5 Pferde.

Von Anfang an hatten wir in Sannerz einen Zustrom von vielen Gästen. In den ersten Jahren waren es im Sommer über tausend Gäste, in den letzten Jahren einige hundert. Es waren meistens Studenten oder auch Proletarier aus der anarchistischen Jugend oder aus der Arbeiterjugend. Aber es kamen auch sonst viele Freunde, die unserer Arbeit nahe standen. Das war ein fröhliches Sich-kennen-lernen, Mitarbeiten, Helfen und Abschiednehmen! Wir richteten bald eine einfache Jugendherberge zur Unterbringung der Gäste ein, da wir wenig Raum in unserem Hause hatten. Wir mussten von unserem Hausbesitzer jedes Zimmer einzeln erbitten, bis wir das Haus endlich ganz für unsere sich immer mehr ausbreitende Arbeit zur Verfügung gestellt bekamen. Die Gäste halfen uns stets mit auf dem Acker, im Garten oder in der Küche; denn bei der Arbeit lernt man sich am besten kennen. Abends traf sich dann die ganze Hausgemeinschaft mit den Gästen im Freien zu Volkstänzen und Liedern. Oft sassen wir auch auf den Wiesen oder auf den Waldtriften unseres schönen Röhngebirges, und lasen zusammen oder sprachen über das, was uns auf dem Herzen brannte. So waren es oft unvergessliche Abende, die wir im gegenseitigen Gedankenaustausch, im Suchen nach praktischer Lebensgestaltung verbrachten. Mehrmals im Jahre riefen wir auch unsere Freunde zu Tagungen nach Sannerz. Hier wurden bestimmte Themen in Anlehnung an Männer, die uns heute etwas zu sagen haben, ernsthaft verarbeitet. Es trafen sich zu diesen Freizeiten bis zu 200 Menschen, die dann in Scheunen bei Bauern oder in Privatquartieren untergebracht werden mussten.

Die grösste Freude haben wir an unserer Kinderarbeit. Von Anfang an ergab es sich, dass uns Kinder, die aus sozialer Not kamen, anvertraut wurden. Sie lebten ganz mit den fünf Familienkindern zusammen. Jetzt haben wir ausser den elf Kindern aus unseren Siedlerfamilien noch zwölf Kinder, die in keiner verwandtschaftlichen Beziehung zu uns stehen. Sie stammen alle aus den denkbar schwierigsten häuslichen Verhältnissen und aus sozialem Elend. Wir nehmen sie am liebsten so jung wie möglich zu uns, weil wir erfahren haben, dass die ersten traurigen Kindheitseindrücke schwer und unvergesslich auf das Gemüt unserer Kinder eingewirkt hatten. Wir wollen ihnen in Sannerz ein sonniges und reines Familienleben geben, und suchen sie dahin zu führen, von wo aus sie die wahren Kräfte für ihr ganzes Leben erhalten. Um einen einheitlichen Einfluss auf die Kinder so schwer belastender Verhältnisse ausüben zu können, haben wir auch eigenen Schulunterricht. Zwei Lehrkräfte für die wissenschaftlichen Fächer können

die Kinder bis zur Primareife bringen. In den Elementarfächern erhalten alle Kinder gleichmässig dem Alter entsprechend tüchtige Ausbildung. Im weiteren Unterricht gehen wir je nach der Begabung des einzelnen Kindes vor. Die intelligenten Kinder lernen alte und neue Sprachen, der praktisch veranlagte Knabe wird von unserem Werklehrer in Holz- und Metallarbeiten tüchtig eingeführt. Kurse für Buchbinderei und anderen Papparbeiten laufen für alle Kinder nebenher. Durch Gymnastik und Helfen auf dem Lande und im Stall werden die Körperkräfte herangebildet. Eberhard Arnold führt die Kinder in die religionsgeschichtlichen Zusammenhänge ein und erteilt den grösseren Kindern Lateinunterricht. Eine höhere Bewertung der einen oder der andern Begabung gibt es bei uns nicht. Es ist genau wie bei uns Grossen: nur wenn alle Arbeiten in unserer Mitte der Gemeinsamkeit, der grossen umfassenden Liebe zu allen Menschen dienen, haben sie Sinn und Wert.

Wir fragen bei der Aufnahme der Kinder nicht, ob für sie gezahlt werden kann. Um aber den Vätern oder Müttern für ihre eigenen Kinder nicht so leicht die Verantwortung zu nehmen, sagen wir ihnen, dass sie so viel beitragen müssten, als sie irgend könnten. Diese Gelder bleiben aber fast immer aus. So haben wir jetzt für jedes Kind Paten, die sich einzeln oder in Gruppen mit monatlich 40 Mark einsetzen.

In all den Jahren ist es auch ziemlich oft vorgekommen, dass werdende Mütter, meist ausserehelich, in ihrer Not bei uns Hilfe suchten, die ihnen dann auch zuteil wurde. Wir haben dann die Säuglinge so lange behalten, bis die Mütter wieder einen Beruf gefunden hatten, um sich und ihr Kind gut unterhalten zu können. Häufig suchten wir ihnen einen passenden Platz, weil sie auf die Dauer unser Leben innerlich nicht teilen konnten.

Um noch vielen Kindern eine Heimat bieten zu können, und um Arbeitslosen oder solchen Menschen, die gern mit uns leben wollen, Arbeitsmöglichkeiten zu geben, haben wir im vergangenen Winter etwa zwei Stunden von Sannerz entfernt den B r u d e r h o f, durch Hilfe von Freunden, gekauft. Es ist dieser ein früheres Bauerngut von 150 Morgen Land. Da wir aber für die Besitzlosigkeit sind, haben wir notariell festgelegt, dass der Hof nur dieser Arbeit im ganz speziellen Sinne gehört, also, dass niemals ein Einzelner aus diesem Grund und Boden einen Vorteil ziehen könnte. So arbeitet nun seither ein Trupp junger Leute aus unserer Bewegung am Ausbau des Kinderheims. Die Vertreter der Landwirtschaft sind auch schon bald nach Ankauf des Gutes auf den Bruderhof. Seit vorigen Monat ist die Schule mit ihren Lehrkräften und den Kindern auch heraufgezogen; sie leben dort aber räumlich noch sehr beengt, da der Ausbau noch nicht fertig ist, der Hausbesitzer in Sannerz aber sehr zur Räumung drängte. So können wir die neuen Kinder erst aufnehmen, wenn alle Räume fertig gestellt sein werden, was wir in den nächsten Wochen erhoffen.

Wir bitten all unsere Freunde uns entweder Kinder, die kein zu Hause haben, zuzuschicken, oder uns bei dem Ausbau und für die innere Einrichtung des Hauses praktisch mithelfen zu wollen."

M o n i k a v o n H o l l ä n d e r.

II. Eindrücke aus Esthland und Lettland.

Einer Einladung folgend, die aus Kreisen des Versöhnungsbundes an mich ergangen war, habe ich mich in der zweiten Oktoberhälfte zur Abhaltung eines Vortragszyklus nach Esthland und Lettland begeben. Es ist eine weite Reise, zwei Tage und drei Nächte lang, mit Ausnahme eines Nachmittags, den man in Warschau versitzt, um auf den Anschluss zu warten. Durchgangsvisa durch die Czecho-Slowakei und Polen; Lettland ist für uns Oesterreicher visumfrei (als ob das nicht auch bei den andern Staa-

ten im beiderseitigen Interesse möglich wäre); das esthnische Visum.. Mein erstes Reiseziel ist Walk, eine zur Hälfte esthnische, zur Hälfte lettische Stadt (die Grenze geht mitten durch, und man kann nicht einmal zu jeder Tagesstunde von dem einen Stadtteil in den andern gelangen). Ich komme dort nach der dritten Nacht um etwa 4 Uhr morgens an, werde dort von dem Pastor freundlicherweise abgeholt und darf die Gastfreundschaft seines Hauses geniessen, die mir nach den Strapazen der Fahrt doppelt wohl tut. In Walk halte ich meinen ersten Vortrag, der im Verhältnis zur Einwohnerzahl des Ortes gut besucht ist und auszugsweise ins Esthnische übersetzt wird. Nach seiner Beendigung setzte ich die Reise nach Dorpat fort, das jetzt offiziell Tartu heisst. Dort erwarten mich unsere Freunde vom Versöhnungsbunde, Prof. Rahamägi und seine Frau, die ich von der Oberammergauer Konferenz her kenne. Sie haben mit grossen Einsätzen die nicht geringen Mühen dieser Veranstaltung auf sich genommen, die sonst nicht hätte zustande kommen können. Der noch jugendliche Professor Rahamägi ist Pastor, lehrt an der Universität systematische Theologie und war vor kurzem Unterrichtsminister. Frau Edith Rahamägi widmet sich mit grosser Hingabe der Arbeit des Versöhnungsbundes, der häufig in ihrer Wohnung seine Zusammenkünfte abhält und dank ihrer Energie und Betreuung sichtbare Fortschritte macht. Seine Tätigkeit ist in Dorpat und überhaupt in Esthland und den Nachbarländern eine sehr notwendige; denn grosse Spannungen sind dort zu lösen, tiefe Konflikte und Spaltungen zu überbrücken. Esthen, Deutsche, Russen und Juden wohnen auf engem Territorium beisammen. Die Minderheiten haben hier wie auch in Lettland kulturelle Autonomie. Das ist sicherlich ein wichtiger Schritt zur Einigung, aber es ist noch keineswegs die Einigung selbst. Es kann sogar die Absonderung fördern, wenn nun jede Nation, nur auf ihre eigene Entwicklung bedacht, der andern fremd und gleichgültig, wohl auch mit latenter Feindseligkeit gegenübersteht. In den Vorträgen, die ich in Dorpat natürlich in deutscher Sprache hielt (sie wurden hier nicht übersetzt), hatte ich vorwiegend esthnische Zuhörerschaft; Deutsche waren in verhältnismässig geringer Anzahl erschienen. Da ich über einige der brennendsten Lebens- und Zeitfragen sprach: über Pazifismus und Sozialismus, über Tolstoi und Gandhi, über Religion und den modernen Menschen, über Christus und Cäsar in der Weltgeschichte, gestaltete sich auch die Aussprache, die manchmal durch mehrere Stunden dauerte, sehr anregend und unmittelbar; sie erlaubte mir, in den wenigen Tagen meines Aufenthaltes mehr von den Eigentümlichkeiten, den Nöten, den Problemen und Aufgaben des Landes zu erfahren, als mir sonst im Verlaufe mehrerer Wochen oder sogar Monate möglich gewesen wäre. Bestimmend für die äussere und innere Lage ist vor allem die unmittelbare Nachbarschaft Sowjetrusslands. Esthen und Letten haben den Bolschewismus wiederholt am eigenen Leibe erlebt und erlitten und wollen nichts von ihm wissen. Der tiefere Grund dieser geradezu elementaren Ablehnung ist mir bald klar geworden. Er liegt nicht allein im Wirtschaftlichen und Politischen, sondern in der ganzen kulturellen Struktur der Randstaaten, Lettlands, Esthlands, Finnlands. (Im weiteren Abstande gehören auch Polen und Littauen dazu.) Sie fühlen sich dem Kulturkreise des Westens zugehörig, dessen äusserste Vorposten sie bilden. Durch sie ist heute die Ostgrenze Europas bezeichnet. Die Geistigkeit und der Lebensstil des Westmenschen sind aber individualistischer Art, sie beruhen auf dem Prinzip der persönlichen Selbstbestimmung, das sich durch Aufklärung Liberalismus, Demokratie und demokratischen Sozialismus mehr und mehr verdichtet hat. Im östlichen Typus, wie er sich in der Orthodoxie, im Zarismus und im Bolschewismus so verschiedenartig und letztlich doch gleichförmig ausprägt, herrscht hingegen der Kollektivismus vor. Hier fühlt sich der Einzelne von vornherein — und zwar in metaphysich-religiöser, ebenso wie in sozialer Hinsicht — durch ein

grosses Ganzes bestimmt und getragen, innerhalb dessen die persönlichen Unterschiede und Gestaltungen sich leicht verwischen.

Diese eigentümliche Lage erschwert die Arbeit für den Pazifismus wie für den Sozalismus. Dazu kommt, dass diese Völker aus langer, zwiefacher Unterdrückung durch die russischen und balthischen Herren erst jetzt zu nationaler Freiheit und Selbständigkeit erwacht sind. Das fördert den Nationalismus und dämpft die Versöhnungspolitik. So habe ich denn in weiten Kreisen der Intellektuellen oft ein erstaunliches Unverständnis für den eigentlichen Sinn der Friedensidee gefunden. Sie wird mit einem vagen Internationalismus verwechselt, der ein charakterloses Völkergemisch begünstigen soll, welches diesen jugendlichen, werkfreudigen, eben erst zum Bewusstsein ihrer Wesensart geweckten Nationen doppelt zuwider ist. Andererseits fühlen sie sich aber in ihrer Isolierung ständig bedroht und ihre Blicke sind erwartungsvoll nach Genf gerichtet. Ein drastischer Beweis für die zwiespältige und widerspruchsvolle Verfassung, in der sich die Seele des modernen Menschen befindet! Da ist noch ein gutes Stück Arbeit zu leisten, und wir hoffen, dass die Bemühungen unserer Freunde früher oder später reiche Frucht tragen. Vielleicht ist es auch mir gelungen, einige Nebel von Missverständnissen und Unklarheiten zu zerstreuen, namentlich bei denen, die guten Willens und der Wahrheit nicht verschlossen sind. Zu dem Schönsten, was ich auf dieser Reise erlebt habe, gehört jedenfalls die Aussprache im Versöhnungsbunde, die ich noch am Abende vor meiner Abreise von Dorpat leiten durfte: sie bot willkommenen Anlass, alle Seiten des Pazifismus, die weltanschaulichen nicht minder als die praktisch-technischen ins Licht des Geistes zu rücken. Es war besonders bedeutsam, dass an dieser Aussprache Friedensfreunde und Interessenten der verschiedensten Richtungen und Schattierungen teilgenommen und sich im Wesentlichen geeinigt haben.

Die Geistlichkeit ist gespalten. Ein beträchtlicher Teil, namentlich der deutschen Pastoren, huldigt noch immer der Kriegstheologie oder vermeidet es ängstlich, die Frage überhaupt aufzurollen. Umso erfreulicher ist der Bekennermut derer, denen es um das Evangelium ernst ist. Aehnlich verhält es sich mit der Stellung zum sozialen Problem. In einem privaten Zirkel Revals wohnte ich einer interessanten Debatte bei, die zwischen zwei Mitgliedern des Parlamentes, einem Pastor und dem Führer der esthnischen Sozialdemokratie, Herrn M a r t n a, geführt wurde. Der Pastor vertrat den sattsam bekannten Standpunkt, die Religion habe es bloss mit dem Verhältnis des Menschen zur Gottheit, nicht zur Welt, bloss mit der Erlangung der Seligkeit zu tun, worauf der Sozialdemokrat treffend replizierte: dies schliesse ein, dass man auch trachten müsse, die irdischen Hindernisse für dies Streben nach Möglichkeit hinwegzuräumen. Herr Martna ist übrigens ein sehr gemässigter Mann, der Gewalt ablehnt, für geistigen und religiösen Sozialismus Verständnis hat und mit der Arbeit der „Neuen Wege“ sehr sympathisiert.

In L e t t l a n d war es unser Freund S a l e m a n n vom Versöhnungsbunde, der mich eingeladen hatte. Meine Rigaer Vorträge fanden allerdings im Rahmen der Paneuropäischen Union statt, die dort mehrere Hundert Mitglieder zählt, aber gegen ähnliche Missdeutungen und Entstellungen zu kämpfen hat, wie die Friedens- und Völkerbundsidee. Ich sprach dort über die Frage: „Gibt es einen europäischen Menschen?“, die ich bejahte, dann noch über Tolstoi. In Lettland liegen die allgemeinen kulturellen Verhältnsse ähnlich, wie im Nachbarlande. Der Handelsvertrag, der jetzt unter dem Einflusse der Linksparteien mit Russland abgeschlossen worden ist, hat grosse Aufregung hervorgerufen. Wie ich glaube, mit Unrecht, und darin haben mir auch die hellsichtigen und wohlmeinenden Beurteilungen beigestimmt. Es ist eine Sache des Glaubens, dass man sich von jeder, auch nur etwa materiellen Annäherung nicht sofort einen feindseligen Gegenschlag, einen Einmarsch der

Bolschewisten — wozu sie übrigens gar nicht mehr die Kraft und die Lust besitzen dürften — befürchtet, sondern ganz im Gegenteil die Anbahnung friedlicher Zustände erhofft. Völker und Staaten können heute nicht mehr dauernd durch sichtbare oder unsichtbare Schützengräben voneinander getrennt sein. Osten und Westen gehören trotz ihrer Polarität, oder eben *wegen* dieser zusammen; sie ergänzen einander zur grossen Einheit des Menschenwesens. Bedeutet Russland, das sowjetische noch mehr als das zaristische, die Brücke vom Abendlande zum Oriente, so sind die Randstaaten wieder bestimmt, die Brücke zu bilden, die von Zentraleuropa nach Russland führt. Das ist nicht bloss eine kulturgeographische Konstruktion, sondern lebendige Realität. Der baltische Typ ist, ungeachtet seiner völkischen Mannigfaltigkeit, doch auch wieder ein einheitlicher. Wie die Landschaft in ihrer Weite, Grösse und Einförmigkeit schon an die russische gemahnt, aber sich doch immer im Unendlichen *begrenzt*, so ist auch die Seele dieser Menschen, ob Letten oder Esthen, ob Deutsche oder Juden, den Eindrücken des unmittelbaren Lebens mehr aufgetan, als bei uns, ohne sich aber in ihnen zu verlieren. Sie bauen planmässig an ihrem Schicksal; aber sie haben diesem Plane gegenüber die grössere Freiheit der Bewegung; sie wissen, dass er sie nicht beherrschen darf, sondern ihnen dienen muss. So vereinigen sie das Positive des Russentums mit dem Positiven des Westeuropäers, oder sie sind wenigstens dazu veranlagt und berufen, beides zu vereinigen. Doch es tut noch not, dass sie sich dessen bewusst werden und es wollen. Das Gute ist ja überall schon in den Menschen und Völkern da; aber erst Bewusstsein und Wille machen es frei für den Dienst an der Welt und den schöpferischen Neubau der Welt. Oskar Ewald.

III. Bericht der Berner Gruppe der Freunde der „Neuen Wege“ und des „Aufbau“ über ihre Tätigkeit.

Zwei Jahre sind es her, dass an dieser Stelle (im Januarheft der „Neue Wege“ von 1926) ein ziemlich eingehender Bericht über die Tätigkeit der Berner Gruppe der „Neuen Wege“ und des „Aufbau“ stand. Wenn heute wieder einmal etwas darüber berichtet werden soll, so kann es diesmal in aller Kürze geschehen; denn was damals Allgemeines und Spezielles über die Zusammensetzung, den Sinn und Geist der Vereinigung und ihre Zusammenkünfte gesagt wurde, gilt ja für heute auch noch. Höchstens könnte die Berichterstatterin versuchen, die am Schluss des ersten Berichtes gestellte Frage ausführlich zu beantworten, ob es der Gruppe gelungen ist, die grossen und kleinen Aufgaben, welche sie erfüllen möchte und sollte, wirklich durchzuführen. Es wäre ihr eine grosse Freude, wenn sie darauf ganz spontan ein frohes Ja, wenn auch in aller Bescheidenheit ausgesprochen, sagen und dasselbe anhand von greif- und darstellbaren Erfolgen begründen könnte. Doch da ihr dies nicht so ohne weiteres möglich ist, begnügt sie sich, nur ganz einfach zu erzählen, was die Gruppe in diesen zwei Jahren getan hat, in der Annahme, dass dann das Positive und Negative der Arbeit von selber hervortreten wird.

In erster Linie darf gesagt werden, dass die Veranstaltung von Vorträgen eine erfreuliche Weiterentwicklung erfahren hat. Die Serie jener im ersten Bericht erwähnten Vorträge über ausserordentliche Persönlichkeiten wurde durch den ganzen Winter 1925/26 durchgeführt und hat den stets zahlreich erschienenen Zuhörern nach den mir zu Ohren gekommenen Urteilen ausserordentlich viel gegeben. Alle die Referenten sprachen ja nicht „akademisch“, sondern aus dem Herzen heraus, stand doch jeder in einer ganz besonders engen Beziehung zu der betreffenden von ihm dargestellten Führer-Persönlichkeit; sie war ihm Richtschnur für sein eigenes Leben und Wirken geworden. Und darum, weil es von Herzen kam, ging es zu Herzen.

Sei es, dass Dr. Wartenweiler über Grundtvig, Dr. de Roche über R. Rolland, Pierre Ceresole über Emerson, Pfarrer Lejeune über Blumhardt, Dora Staudinger über M. Wrede und Ch. Naine über J. Jaurès sprach: stets erstand ein lebendig warmes Bild vor unserem geistigen Auge. — Allen Referenten soll an dieser Stelle nochmals gedankt werden. Ganz besonders ist es mir ein Bedürfnis, hier noch einmal des edlen, viel zu früh von uns geschiedenen Führers der welschen Sozialisten, Charles Naine, zu gedenken. Seine geistvolle Plauderei über J. Jaurès wird uns allen unvergesslich bleiben, und nicht vergessen werden wir auch, dass er durch sein Auftreten bei uns Zeugnis ablegte für die Geistesverwandtschaft zwischen ihm und unserer Bewegung. Und damit hat er uns, wie mir scheint, auch eine Pflicht überbunden: in seinem Geiste weiter zu kämpfen für seine sozialen Ideale, die ja von jeher auch die unsrigen waren.

Im Sommersemester macht unsere Gruppe stets mehr oder weniger Ferien, insofern wenigstens, als die grösseren Vortragsveranstaltungen wegfallen; dafür aber wird versucht, in zwanglosen kleinern Zusammenkünften, die auch gelegentlich mit Ausflügen verbunden werden, nähere Fühlung mit den Freunden zu nehmen.

Für die Wintertätigkeit 1926/27 wurde ein einheitlicher Vortragsplan ausgearbeitet über Grundfragen des Sozialismus. Die einzelnen Themata lauteten:

1. Welche Weltanschauung gehört zum Sozialismus? (Referent: Prof. Dr. L. Ragaz.)
2. Was halten wir vom Geschichtsmaterialismus? (Referent: Prof. Dr. L. Ragaz.)
3. Wie verhalten sich Sozialismus und Christentum zueinander? (Referent: Pfarrer M. Gerber.)
4. Warum muss der Sozialismus demokratisch sein? (Referent: Dr. M. Gerwig.)
5. Wie stellen wir uns eine sozialistische Wirtschaftsordnung vor? (Referent: Dr. M. Weber.)
6. Was heisst sozialistisch leben? (Prof. Dr. L. Ragaz.)

Den Auftakt dazu bildeten die sehr temperamentvollen Ausführungen von Pfarrer Eckert, dem Führer der deutschen religiösen Sozialisten, die unsern oft auch gar zu bedächtig einherschreitenden Berner Geist stark erregten, teilweise in zustimmendem, teilweise in ablehnendem Sinne. Dies und dann ganz besonders die Auseinandersetzungen am schweizerischen sozialistischen Parteitag liessen es uns als dringende Notwendigkeit empfinden, einmal in allseitig zusammenfassender Weise unsere Stellungnahme zu den wichtigsten sozialistischen Problemen zu besprechen. Das geschah denn auch in jenem schon erwähnten Vortragszyklus. Trotz widrigster äusserer Umstände (Erkrankung von drei Referenten und daheriger Verschiebung der Vorträge und speziell auch der vorgesehenen Daten, sowie wiederholter Druckfehler in den Ankündigungen) konnten doch die sechs Vorträge abgehalten werden. Freilich nicht wie vorgesehen war, Sonntag für Sonntag, sondern in kleineren und grösseren Zeitabständen, was natürlich die Geschlossenheit und Schlagkraft der mehr als Kurs gedachten Veranstaltung stark beeinträchtigte. Dazu kam noch, dass die Reihenfolge der Vorträge geändert werden musste und dass ein Referent (Pfarrer Hubacher) seinen Vortrag überhaupt nicht halten konnte. In letzter Stunde sprang dann Prof. Ragaz in sehr verdankenswerter Weise für ihn ein und übernahm auch den zweiten Vortrag. Und doch dürfen wir, schon rein äusserlich betrachtet, auch diese Veranstaltung als Erfolg buchen, fand sich doch stets eine für Bildungsvorträge im Berner Volkshaus ganz ungewohnt zahlreiche Zuhörerschaft ein, die jeweilen den Ausführungen der Redner mit grösster Aufmerksamkeit lauschte und es an Beifall nicht fehlen liess. Dass die Diskussion nicht immer auf derselben Höhe

wie das Referat stand, ist wohl eine Begleiterscheinung aller derartigen Veranstaltungen, und nicht so ohne weiteres lässt sich sagen, wo die Gründe liegen. Einesteils wohl darin, dass unsere Berner nicht so rasch zum Diskutieren in grossem Kreise zu bewegen sind, andernteils vielleicht noch mehr darin, dass sich die Zuhörerschaft zum grösseren Teil aus Gesinnungsfreunden zusammensetzte, welche den starken Eindruck, der ihnen durch den Vortrag übermittelt wurde, nicht durch kleine Ergänzungen oder Aussetzungen und Fragen stören möchten. Diejenigen aber, mit denen eine prinzipielle Auseinandersetzung in diesen Fragen not täte, erscheinen in der Regel entweder nicht oder schweigen. Und nun was den innern Erfolg dieser Vorträge anbetrifft, so kann er, wie das ja selbstverständlich ist, nicht unmittelbar nachher gemessen und bewertet werden, so wenig wie man, kaum hat man gesät, die Früchte der Aussaat berechnen und wägen kann. Doch eines bleibt mir gewiss: diese Saat ist nicht nur auf Felsen oder in die Dornen gefallen, sondern auch auf fruchtbaren Boden und ihre Früchte werden zur Zeit schon reifen. Ein greifbarer Beweis liegt schon in dem ganz spontan geäusserten Verlangen, die Vorträge möchten im Drucke erscheinen. Und besonders aufmunternd und ermutigend berührte mich ein einfacher Arbeiter, der, in einem eine Stunde entfernten Dorfe wohnend, regelmässig zu den Vorträgen erschien. weil ihm, laut seiner eigenen Aeusserung, hier der Sozialismus entgegentrat, von dem er glauben könnte, dass er die Welt und die Menschen umzugestalten vermöchte. Am meisten rührte mich, dass er trotz seiner Armut unsere Veranstaltung noch durch einen finanziellen Beitrag unterstützte.

Warmen Dank möchte ich hier unsern Referenten aussprechen für die Uneigennützigkeit, womit sie sich uns zur Verfügung stellten und all die Arbeit und Mühe auf sich nahmen. Wir wissen alle, dass es nicht eben leicht und dankbar ist, in Bern, dem Sitz einer zu unserer Bewegung ganz unfreundlich, ja direkt feindlich eingestellten Sozialdemokratie gegenüber unsere sozialistischen Ideen und unsern sozialistischen Glauben zu verkünden. Aber gerade deshalb ist es wohl umso nötiger, dass diese Stimmen just bei uns ertönen und eine Bresche in das festgefügte Gebäude der Parteidogmen schlagen. Und dass sie dies taten und immer noch tun, beweist der Kampf, der unserer Sache von dieser Seite angesagt wurde und wird. Daher lag es eigentlich in der Absicht der Berichterstatterin, dass jene sozialen Probleme in diesem Winter noch eingehender besprochen, ergänzt und vertieft würden. Doch würde von der Mehrheit der Freunde gewünscht, dass in dem gegenwärtigen Winterhalbjahr einmal dem schon längst geäusserten Wunsche entsprochen werden sollte, von seiner e i g e n e n A r b e i t, deren Leiden und Freuden, speziell im Hinblick auf unsere religiös-sozialen und antimilitaristischen Ueberzeugungen und Ideale zu sprechen. Und diese Zusammenkünfte, die uns alle vierzehn Tage vereinigen, haben bis jetzt einen sehr guten Verlauf genommen und in jedem Teilnehmer nicht nur das Gefühl der Zusammengehörigkeit und einer innern Gemeinschaft gestärkt, sondern auch jedem Einzelnen Klärung und Kraft für sein persönlichstes Leben und Arbeiten geschenkt. Dabei sind aber auch die Veranstaltungen im grössern Kreise nicht zu kurz gekommen, speziell diejenigen nicht, welche unsere a n t i m i l i t a r i s t i s c h e n Ideen zu verbreiten suchten. In zwei Vorträgen, die im Verein mit der Frauenliga für Frieden und Freiheit veranstaltet worden sind, wurde das Problem der Abrüstung von neuen Gesichtspunkten aus betrachtet. Und dass trotz vielerlei Veranstaltungen am nämlichen Tag unserem Ruf immer noch von Vielen gefolgt wird, bewies in der jüngsten Zeit die stattliche Zuhörerschaft bei Anlass des Vortrags B u l g a k o v. Auch das mag uns eine Ermutigung sein, dass das, was wir in unseren Vorträgen bieten können, einem stets noch wachen und regen Interesse begegnet.

Ob ich nun mit dieser Aufzählung das Wesentlichste über unsere Tätig-

keit gesagt habe, das mögen die Leser, speziell die Freunde des Berner Kreises, selber entscheiden. Herzlich bitten möchte ich sie, meine Ausführungen zu ergänzen und damit dem blossen Gerippe Leben und Wärme zu verleihen. Und nicht nur um das bitte ich sie, sondern auch darum, unserer ganzen Arbeit neue Impulse zu geben. Dass sie deren bedarf, ist nicht in dem ausgesprochen, was mein Bericht erzählt, sondern in dem, was er verschweigt, d. h. in dem, wovon nichts zu sagen ist, weil wir darin nicht weitergekommen sind.

Marie Lanz.



Die Aufgaben des Sozialismus im heutigen Deutschland.[1])

1. Die Aussenpolitik.

Im Mai werden wir Wahlen haben. Sie werden sich nicht um die Aussenpolitik drehen, denn die Rechtskoalition hat ja dieselbe Aussenpolitik gemacht, wie die Linke sie fordert. Sie werden sich aber um die wahrhaftige und ganze Einstellung zur Aussenpolitik drehen. Sie werden sich um die Frage drehen, ob das deutsche Volk seine Aussen- und Innenpolitik geführt haben will von den Menschen, die nur verhinderte Gewaltpolitiker sind oder von denen, die offen, klar und deutlich sich mit ihrem ganzen Wesen und Dasein, ihrer ganzen Gesinnung für die Neugestaltung Europas, die Neugestaltung Deutschlands und seiner Wirtschaft auf dem Wege der Demokratie, der Verständigung, der aus der Sache selbst bedingten Umformung einsetzen werden.

Warum aber ist das in Deutschland noch eine Frage? — Sie ist es deshalb, weil Deutschlands grösste Partei, die Partei, die die Trägerin der Zukunftsgestaltung ist und sein muss, den Kernpunkt dieser Frage noch nicht verstanden hat.

Die Umfrage der Friedensgesellschaft in Zwickau hat das mächtige Resultat für die Verweigerung der Dienstpflicht ergeben. In Westfalen ist im Augenblick eine ähnliche Bewegung im Gange, die genau solche starken Teilergebnisse bis jetzt erzielt hat. Die Sozialdemokratie hat noch nicht erkannt, dass es gilt, hier das Sprachrohr der innersten Instinkte der deutschen Arbeitermassen zu werden, sich rücksichtslos und energisch und ganz prinzipiell dem Gewaltgeist entgegenzusetzen, ihn innerlich zu überwinden und ihm eine neue geistige Begründung der Politik entgegenzusetzen. Ganz ohne Zweifel ist die Sozialdemokratie die stärkste und

[1]) Dieser Aufsatz bildet die Fortsetzung des im letzten Heft der „Neuen Wege“ veröffentlichten. Die Red.

entschlossenste Vertreterin des Verständigungswillens. Aber sie begründet ihn mit Opportunitätsgründen, nicht mit der entschlossenen Ablehnung des Machtwillens und Machtstrebens. Sie hat immer noch Mitglieder, die einem Patriotismus gegenüber, der Deutschlands „Grösse“ will, schwach und wehrlos sind. Sie hat andere, die einen solchen Patriotismus materialistisch höhnen. Sie hat wenige, die ihm entschlossen und klar das Bild eines Volkes entgegenstellen, das durch Gerechtigkeit gross ist und nicht durch Gewalt und Macht und Unrecht und Krieg. Der Erfolg ist, dass man den Ansprüchen der Reichswehr gegenüber nicht völlig klar und fest ist, sondern sich hier immer wieder in eine unsichere Haltung hineinmanöverieren lässt. Ebenso ist man unsicher gegenüber einer solchen Frage wie die des Wiedererwerbs der Kolonien. Man sieht nicht, dass vielleicht die eine oder andere Kolonialmacht uns ganz gern wieder Anteil an einem Stück Afrika geben würde. Man würde ganz gern wieder sehen, dass auch Deutschland an dem grossen Unrecht beteiligt wäre, das Europa den andern Erdteilen tut. Wir in Deutschland aber sollten wissen, dass wir damit ein entscheidendes Stück unserer Zukunft preisgeben würden. Unsere Zukunft kann nur die sein, dass wir die energischsten Träger des Protestes gegen all dies Unrecht des Gewaltgeistes sind. Kein Sozialist kann sich sein Volk und dessen Politik anders wünschen — und doch lässt man sich immer wieder irre machen: ob man nicht doch in dieser kapitalistischen Zeit so weit auf die Mittel des Kapitalismus zur Volksernährung eingehen müsse, dass man ihm auch helfe, wieder Kolonien zu schaffen.

Und in dieser Haltung ist man auch völlig unsicher und unklar der Bewegung zur Verweigerung des Kriegsdienstes gegenüber. Hier wäre das grosse Sinnbild, in dem den Massen bis zum Stumpfsten hin der Gegensatz zwischen dem Geist der Gewalt und dem der Zukunftsgestaltung klar werden könnte. Es liegt achtlos beiseite und was das stärkste Erziehungsmittel der Massen sein könnte: sie zu begeisterten Trägern einer entschlossen sozialistischen Politik zu machen, das wird vorsichtig umgangen.

Der Erfolg ist, dass das in den Massen, was ganz ohne Zweifel heute zu ihren stärksten Instinkten gehört, der Gegensatz zum Krieg, nicht zu einer klaren geistigen Haltung und Erkenntnis herausgearbeitet wird. Es bleibt Instinkt. Ihm gegenüber steht die überlieferte, durch jahrhundertelange Denkgewohnheit und Staatserziehung Ungezählten eingewurzelte Gewaltgesinnung. Sie schafft sich ihre Organe. Ihre Träger haben ihre brutal-sichere, „christliche“ Weltanschauung, können sehr deutliche, drastische Wege zu neuem Aufstieg zeigen, haben alte Vereine, gesellige Organisationen u. s. w. und üben so immer wieder einen verwirrenden Einfluss auf die Massen, die dem allem instinktiv entgegengesetzt, doch

keine klare Führung haben, dass sie deutlich und sicher den Geist der Gewalt in jeder Maske erkennen, in der er ihnen naht.

2. Die Ueberwindung des Kommunismus.

Es hängt mit dieser Unsicherheit der geistigen Grundlegung zusammen, dass der Kommunismus immer noch eine Gefahr in Deutschland ist. Gewiss, die akute Gefahr ist vorüber. Die Festigung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Demokratie haben es dahin gebracht, dass die Zahl der Verzweifelten, die sich in Putsche treiben lassen, sehr viel kleiner geworden ist. Aber die Gefahr, dass ein Radikalismus, der jede Mitarbeit an der Gestaltung des Augenblicks ablehnt und alles auf die kommende Katastrophe setzt, die Arbeiterbewegung lähmt, ist immer noch vorhanden. Und ebenso fühlen wir die andere Gefahr, dass ein so grosser Teil derer, die Neugestaltung der Gesellschaft wollen, sich nicht durch deutsche Verhältnisse und Notwendigkeiten ihr Urteil bilden lassen, sondern durch Befehle aus dem ganz andersartigen Russland. Die Täuschung des abstrakten Marxismus, dem es einerlei dünkt, ob man es mit diesem oder jenem Wirtschaftssystem, mit diesem oder jenem Volkscharakter zu tun habe, führt in Deutschland ganz gewiss zu einer schweren Hemmung, nicht einer Förderung der Revolution. Dem steht die Sozialdemokratie im Volksbewusstsein als die Partei gegenüber, die — eigentlich mit denselben Prinzipien — unter dem Zwang der Umstände eine Opportunitätspolitik macht.

Sie hat kein anderes Mittel, ihre Anhänger vom Bürger zu scheiden, als die Betonung eines äusserlichen Klassenkampfstandpunktes. Aber da nun in der Verantwortung für die gegenwärtige Gestaltung der Lage der Arbeiterschaft, der innern und äussern Politik diese Trennung nicht aufrecht erhalten werden kann, erscheint der sozialistische Politiker als der Unklare, Unentschiedene — und was das Schlimmste ist, er hat in dem Augenblick, wo er die Richtlinie des Klassenkampfstandpunktes verlässt, in sich selbst keine klare Direktive, wie weit er nun dem Bürgerlichen „entgegenkommen" kann und darf und wo die Verleugnung des Sozialismus einsetzt.

Die Herausarbeitung einer klaren Geistigkeit und seelischen Haltung, die nicht in der Betonung des Gewaltgeistes gegen das Bürgertum, also des kapitalistischen Glaubens gegen den Kapitalismus, sondern in einer völlig neuen Grundlegung der Ueberzeugung im Geiste der Gerechtigkeit ihre Kraft hat, ist auch hier *die* Lebensfrage des Sozialismus.

Sie muss den Gewaltradikalismus des Kommunismus, der die Katastrophe der bürgerlichen Welt erwartet, durch einen Gesinnungsradikalismus überwinden, der heute schon den Menschen von

dieser Welt und ihrer Gesinnung so völlig scheidet, dass jenes Antoben gegen die eigenen Fesseln gar nicht mehr nötig ist.

Eine Sozialdemokratie, die dem Geiste der Gewalt in äusserer und innerer Politik radikal entgegenstünde und eine völlig entschlossene Ueberzeugung der Massen im Glauben an die Gerechtigkeit pflegte, würde so sehr als die unbedingt radikale erscheinen, dass sie die Konkurrenz des Kommunismus nicht mehr zu fürchten hätte.

3. Die Gewinnung des Bauerntums.

Die Bewegung in der deutschen Landwirtschaft geht weiter. Die Rechtsparteien entfalten eine Hetze im Bauerntum, die schon einen geradezu revolutionären Anstrich gewinnt. Sie wollen dadurch verdecken, dass die Notlage des Bauerntums, der gesamten Landwirtschaft in einem Zeitpunkt zur höchsten Höhe gestiegen ist, in der wir am Ende einer längeren Regierung der Rechten stehen. Ob es ihnen gelingt, das zu verdecken? — Aber wohin sollen die Bauern im jetzigen Augenblick? — Gewiss, die Sozialdemokratie hat sich auf ihrem letzten Parteitag zu einer ganz ausgezeichneten Bauernpolitik bekannt. Gediegene Ausbildung der bäuerlichen Bevölkerung zur vollen, heute nötigen wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit, wie sie die Bauernländer Dänemark und Holland erreicht haben, der deutsche Bauernstand aber, dank seiner Förderung durch die Reaktion, nicht im entferntesten besitzt — Förderung eines der landwirtschaftlichen Wirtschafts-Notwendigkeit angepassten und dienenden Kreditwesens — Abbau der Zölle, die durch Belastung der Futtermittel die Viehzucht des kleinen und mittleren Landwirts unproduktiv machen und durch Belastung der Kohlen- und Eisenpreise ihm alle Betriebsmittel verteuern — Förderung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens und Förderung seiner Zusammenarbeit mit dem städtischen. (Hierdurch muss die Preisspanne zwischen den Verkaufspreisen des Bauern und den städtischen Marktpreisen vermindert und dem Bauer ein grösserer Prozentsatz des Unterschieds zugeführt werden.) — Förderung der Siedelung, die gerade durch die Krise an Aussicht gewinnt. Gerade der Grossgrundbesitz mit seiner Getreidewirtschaft ist am stärksten von der Notlage getroffen. Sehr viele Güter, die schlecht bewirtschaftet sind oder schlechte Lagen haben, werden sich nicht halten lassen. Hier darf kein künstlicher Schutz einsetzen, sondern der Staat muss die bewusste Umwandlung in Bauernland vornehmen. Bei dem ungeheuren Landhunger der Bauern, den vielen Landwirtssöhnen und Töchtern, die als Nachgeborene auf der väterlichen Scholle nicht Platz haben, kann gerade hier ein mächtiges Lebensbedürfnis des Bauern befriedigt werden. Hier zugleich wird der unbedingte Gegensatz zwischen Bauernpolitik und Grossgrundbesitzerpolitik klar. Das sind Grundgedanken, die auf die Dauer in ihrer Wahrheit

dem Bauern einleuchten müssen. — Aber sie allein? — Wird man dem Bauer auch das unbehagliche Gefühl nehmen können, das er gegenüber der in ihrer ganzen Geistigkeit auf die Vereinsamung und soziale Entwurzelung des städtischen Arbeiters zugeschnittenen Sozialdemokratie hat? — Wird man ihm die Unsicherheit nehmen, die er empfindet, wenn er das Spiel zwischen Gewaltradikalismus und Opportunität sieht und das Misstrauen, das ihm daraus entsteht, ob nicht hier doch die Sicherheit seiner Existenz, die dem Bauern doch alles ist, zerstört werden solle? —

Nur ein Sozialismus, der dem Bauern auch seine geistige Grundlage einleuchtend machen kann, wird ihn gewinnen. Der Bauer muss das Gefühl bekommen, dass der Sozialismus sich nicht, um ihn zu gewinnen, seiner wirtschaftlichen Notwendigkeit anpasst, sondern dass diese Forderungen für ihn dem innersten Wesen des Sozialismus entsprechen. Und das tun sie, sobald der Sozialismus seine Weltanschauung sich bildet, nicht aus Negationen des Bestehenden, sondern aus dem entschlossenen Willen, das Miteinander und Füreinander der Menschen in der Gesamtheit des Wirtschaftslebens auszubauen, die Kräfte jeder Arbeit und Arbeitsweise in einem solchen Füreinander zu schulen und zu fördern. Ein solcher Sozialismus wird auch die religiösen Kräfte und Notwendigkeiten des Menschen wieder so stark mitbeachten können, dass er die Gedanken vom Kommen und Werden des Reiches Gottes wieder verstehen und verkünden kann. Ein solcher Sozialismus wird aber dem Bauern und der Bauersfrau nicht mehr eine unheimliche Negation der Lebensgrundlagen, sondern eine Erfüllung dessen sein, was ihre Frömmigkeit ihnen sagt und zeigt.

Das Gefährlichste, was sich heute im Bauernstand vollzieht, ist seine geistige Entwurzelung, die fortschreitet, je mehr er in den Kapitalismus hineingerissen wird. Genau wie einst, als dies dem Arbeiterstand geschah, steht die Kirche hilflos, unaufmerksam dabei. Ja, sie steht in sinnloser Selbsttäuschung zu den Gewalten, die ihr konservativ scheinen und die doch gerade die Beförderer der kapitalistischen Zerstörung auf dem Lande sind. Hier gilt es, eine Hilfe zu schaffen, die zugleich wirtschaftliche Zusammenfassung und sozialistische Gesinnungsbildung ist, die allein den Bauern instand setzt, durch Zusammenschluss, Genossenschaft, Selbsthilfe, die Zersetzung seiner Art und Arbeit zu überwinden.

4. Die Wirtschaftskämpfe.

Ungeheure Wirtschaftskämpfe künden sich an. Die Metallindustrie hatte 800,000 Arbeiter ausgesperrt. Durch staatliche Schlichtung wurde der Konflikt noch einmal beigelegt. Nun droht die Aussperrung der Berliner Metallarbeiter. Die Wirtschaftslage bessert sich. Aber freiwillig gibt das Kapital dem Arbeiter keinen Anteil.

Die rücksichtslose und törichte Haltung der Grossindustrie zwingt die Arbeiterverbände verschiedenster Richtung zusammen. Die christlichen Gewerkschaften, die demokratischen Gewerkvereine und die sozialdemokratischen freien Gewerkschaften bilden immer wieder Kampfgemeinschaften. Wachsende Kreise im „Bürgertum“, Beamte, Pfarrer, Kirchenregierungen, werden wachgerüttelt und sehen, dass die rücksichtslose Ausnutzung der Volksmassen zugunsten Weniger unerträglich wird.

Mir scheint es, dass die Sozialdemokratie diese Entwicklungen zu wenig beobachtet und zu gering wertet. Sehr, sehr langsam geht es, aber die Kirchen setzen sich um die soziale Frage in Bewegung. Sehr, sehr langsam geht es, aber die Arbeiterschaft der christlichen Gewerkschaften ist nicht mehr dieselbe wie vor 20 Jahren, da man sie als eine willenlose Schutztruppe der reaktionären Parteien oder des Zentrums werten konnte.

Aber die Sozialdemokratie ist nicht gerüstet, diese Kreise in sich aufzunehmen. Sie muss fürchten, noch mehr in Opportunismus und Vermischung mit dem Bürgertum hineingezogen zu werden, als ihr jetzt schon geschieht. Sie muss das fürchten, weil ihre Scheidung vom Bürgertum wesentlich in der Negation dessen besteht, was im Bürgertum Tradition, Sitte, Gewohnheit, Vorurteil ist, obwohl es ja auch dort seine gestaltende Kraft verloren hat. Religion, Kirche, Vaterland sind in der kapitalistischen Welt verlogenes Pathos geworden. Sie werden in weiten Kreisen der Sozialdemokratie einfach negiert, obwohl man mit der Wirklichkeit dieser Werte wieder rechnen muss. Aber man setzt sich nicht mit ihnen auseinander. Und jeder Versuch der Oppurtunisten, den Kampf gegen das Religiöse, die Negation zurückzustellen, ruft den leidenschaftlichen Eifer derer wach, die hier nur die Gefahr eines Einströmens bürgerlichen Pathos, bürgerlicher Halbheit und Verlogenheit sehen können. Und dieser aufbegehrende Zorn der Unentwegten treibt dann die sich vom Zentrum loslösenden Arbeiter diesem wieder zu, erhält religiöse Menschen den christlichen Gewerkschaften und verhindert die klare Frontbildung: „Hie Sozialismus, ob religiös oder nicht — hie Kapitalismus, Pathos und geistige Werte als Phrase.“ —

Wieder ist klar, dass der Sozialismus die volle Machtbildung, die er heute in Deutschland haben könnte, nur haben kann und wird, wenn er ganz tief und stark die neue Grundlegung seiner Weltanschauung vollzieht. Er muss imstande sein, Religion als Tradition, Pathos und Lüge von der Religion als Gewissensruf, Verantwortung und Zukunftsglauben zu trennen. Er muss mit der stärksten Negation der überlieferten Entstellung des Christentums im Dienste kapitalistischer Gesellschaftserhaltung die innere Unbefangenheit verbinden, durch die er alles Echte, Ganze verstehen und in der Wirksamkeit für die Zukunft gelten lassen kann.

Nur so kann er die Macht werden, in der Alle zusammengefasst sind, die durch ihre materielle Lage oder ihre seelische Not oder durch beides in Wechselwirkung zur Arbeit an der Umgestaltung der Gesellschaft gezwungen werden. Nur so wird er es erreichen, dass die Täuschung schwindet, die immer wieder die reaktionären Parteien als die Erhalter von Sitte und Frömmigkeit erscheinen lässt, die doch gerade durch sie zerstört werden. Nur so wird deutlich werden, dass nur im Sozialismus die Arbeit am Neubau der gesamten Lebensgestaltung geschieht, in deren Vollzug allein sich die Erneuerung auch der geistigen Grundlagen des Menschseins vollzieht.

5. Das Reichs-Schulgesetz.

Es ist endgültig gescheitert. Auch eine reaktionäre Mehrheit kann es nicht mehr wagen, dem deutschen Volk ein Gesetz aufzuzwingen, das die Schule zu einer Domäne kirchlicher Macht und zum Schauplatz der Kämpfe der Weltanschauungsorganisationen um die vorzeitige Macht über das Kind gemacht hätte. Kirchen und Kirchenbehörden sollten sich die Frage vorlegen, was das für sie bedeutet, dass sie auch in dieser Frage wieder leidenschaftlich für das eintraten, was für die Geistigkeit der überwiegenden Mehrzahl der Deutschen nicht mehr erträglich ist. — Werden sie fortfahren, sich als die berufenen Vertreter der Frömmigkeit des deutschen Volkes zu fühlen? Oder werden sie endlich einsehen, wie wenig sie dies Volk kennen? — Wird die in ihnen herrschende kleine Minderheit endlich ihre Herrschaftsansprüche begraben und sich auf die Arbeit einstellen, diesem Volk in seiner wirklichen Lage und für seine wirklichen seelischen Notwendigkeiten zu dienen?

Aber das Scheitern des Reichs-Schulgesetzes hinterlässt eine völlige Leere. — Was soll werden? — Bei den heutigen Machtverhältnissen muss es zu einem neuen Kompromiss kommen, wahrscheinlich im Sinne der Reichsverfassung, in der die Gemeinschaftsschule mit Religionsunterricht als Regelschule festgesetzt ist, die konfessionelle Schule aber auf Forderung der Eltern hin geschaffen werden kann.

Hier steigt für die Sozialdemokratie eine neue Gefahr und Aufgabe herauf. Was sie wünschen und fordern muss, ist die Gemeinschaftsschule als weltliche Schule, die in ihrem gesamten Unterricht von jedem Einfluss der Kirchen frei ist, also auch keinen von kirchlichem Einfluss abhängigen Religionsunterricht gibt. — Solange das nicht erreicht ist, muss sie allerdings mithelfen, dass die Kreise in und ausserhalb der Kirche, die keinen Religionsunterricht für ihre Kinder wollen, ihre eigenen Schulen bekommen, besonders da, wo das Schulsystem auf Wunsch der Eltern konfessionalisiert wird. Aber die Sozialdemokratie darf sich dadurch ihr Ziel, die gesamte Schule zur kirchenfreien Schule zu machen, nicht nehmen lassen,

und sie darf vor allem nie vergessen, dass das alles ja nur negative Ziele sind.

Die wirkliche Neugestaltung der Schule ist wahrhaftig da noch lange nicht vollzogen, wo man den Religionsunterricht aus der Schule beseitigt hat. Im Gegenteil. Es liegt darin die Gefahr, dass man nun die Hauptsache vergisst. Der Kampf gegen den Religionsunterricht wird doch deshalb geführt, weil in ihm am deutlichsten zutage tritt, wie sehr die heutige Schule in ihrer ganzen geistigen Art die Schule des monarchisch-kapitalistisch-militaristischen Systems ist. Wer seine Kinder dem Religionsunterricht entzieht, der das Christentum in einen Unterricht zugunsten dieser Weltanschauung umfälscht, entzieht sie damit noch lange nicht dem Erziehungssystem, das mit Stock und Unteroffiziersautorität, durch den Wettkampf um gute Noten, mit Eindrillen von feststehenden Erkenntnissen u. s. w. die Kinder zum Nichtdenken, zur Unselbständigkeit, zum Untertanengeist und Gewaltgeist erzieht.

Das Schlagwort „weltliche Schule" hat nur Sinn, wenn es ganz bewusst zum Schlagwort wird für den Kampf, dies ganze Schulsystem umzubilden und zu einer Erziehung zu gestalten, die im Geiste Pestalozzis, im Geiste aller grossen Erzieher, im Geiste des wirklichen Christentums und deshalb im Geiste unbedingter Achtung vor der Selbständigkeit und eigenen Verantwortung schon im Kinde Menschen erzieht. Die Erziehungsbewegung ist da, die das will: in den Landerziehungsheimen, in den Bestrebungen der Arbeits- und Gemeinschaftsschulen, im Weltbund für Erneuerung der Erziehung.

Aber wieder ist die Masse der Sozialdemokratie so von ihren negativen Zielen beherrscht, dass die Position, um die es sich handelt, nicht sichtbar werden kann. Immer wieder gründet man „weltliche" Schulen, die nichts sind als ein Abbild der alten Schule, nur ohne Religionsunterricht. Man sieht nicht, dass man dadurch die Bewegung diskreditiert, auf die nun Viele, Viele mit grossen Erwartungen blicken, um zu erkennen, dass alles in anderer Form genau dasselbe ist als vorher.

Man versäumt, die der Sozialdemokratie zuneigenden Lehrer mit dem grossen Ziel in Berührung zu bringen, sie zum Verantwortungsbewusstsein für die grosse Aufgabe zu erfüllen, und bleibt deshalb mit all seinen Schulbestrebungen zuletzt im Rahmen einer kümmerlichen bürgerlich-liberalen Negation hängen. Ja, diese liberale Negation, die zufrieden ist, eine religions- und kirchenfreie, „wissenschaftliche" Weltanschauung zu lehren und ebensowenig damit Menschen bilden kann, wie das bisherige System!

Und vor der Türe liegt die ungeheure Aufgabe und Möglichkeit, die entscheidende Kulturfrage der Jugenderziehung aufzugreifen und sie einer solchen Lösung entgegenzuführen, dass alle gei-

stig selbständigen Menschen in Deutschland dem zujubeln und die Partei, die das täte, als die Partei der Zukunftsgestaltung ehren würden.

Wieder ist die grosse Hemmung die Herrschaft der in den Jahren 1860 bis 1900 in Deutschland gewachsenen bürgerlich-liberalistischen Weltanschauung, die man so gern als Marxismus maskiert, die aber in Wahrheit das Evangelium der Büchner, Moleschott, Vogt, der Propheten des zum Kapitalismus ausreifenden Bürgertums jener Zeiten ist, der Propheten des Materialismus als Deutung der Welt und ihrer Ziele, während Karl Marx das Materielle als Grundlage und bestimmende Kraft der Menschheitsentwicklung in den Blickpunkt rückte. Dieser bürgerliche Materialismus ist gewiss die brutalste Keule, die Herrschaft kirchlicher Dogmen und Machtansprüche über Menschen zu zerschlagen. Aber man zerschlägt zugleich mit ihm manches andere, ohne das eine grosse Partei und Trägerin der Zukunft nicht werden kann, so für die Erziehung das Verständnis für die Pflege der innern Selbständigkeit und Freiheit des Kindes. Man will nun das Kind genau so in die Weltanschauung des Erwachsenen hineinerziehen wie das Bürgertum es will. Dort will man die bestehende Autorität, hier das bestehende Freidenkertum, das negative Dogma.

Aber gerade hier zeigt es sich, dass die Sozialdemokratie ihrer Aufgabe nur genügen kann, wenn sie zum Erfassen der Wirklichkeitswerte durchgedrungen ist, die sich überall heute ihr aufdrängen.

Die Entwicklung dazu ist in ihr im Gange. Aber erst, wenn sie so stark geworden ist, dass die Haltung der Partei zu all diesen Fragen wesentlich davon bestimmt wird, wird sie die führende Partei der deutschen Entwicklung werden können, zu der sie ihrer äussern Machtstellung nach, aber auch dem innern Drängen ihrer Millionen nach bestimmt und befähigt ist. In dem Augenblick, wo sie die blosse Negation überwunden hat und den Millionen ihr innerstes Sehnen wirklich deuten und wirklich zu schöpferischen Gestaltungen wandeln kann, wird sie die schaffende Macht der Zukunft sein. Dann wird sie aber auch nicht mehr nötig haben, ihren Radikalismus durch brutal deutliche Negation aller bestehenden Werte zu bezeugen. Eine schaffende Kraft wirklich neuer Gestaltung und neuer Geistigkeit wird als radikaler empfunden werden, als jene, die zur Katastrophe äusserlicher Art drängen.

6. Die Jugend.

Das nachwachsende Geschlecht ist heute in Deutschland eine schwere Sorge. Die Jugend der Arbeitermassen drängt zum Sport, zum Kino, nicht zum politischen Schaffen. Die Jugend der sogenannten „gebildeten“ Welt tut teilweise dasselbe, die Ernsthaften aber drängen zu Einzelaufgaben und ebenfalls nicht dorthin, wo

allein ein Gesamtziel für alle Einzelaufgaben gefunden werden kann und eine Gesamtgeistigkeit sich bilden kann, zur Politik.

Man weicht dieser Fragestellung aus. Warum? In der gebildeten Jugend zum Teil deshalb, weil man dem Terror aus dem Wege gehen will, der jeden hemmt, der politische Fragen angreift oder Stellung zu ihnen nimmt. Das aber würde und müsste überwunden werden, wenn die Jugend ein Grosses, Leidenschaftliches, Prinzipielles im politischen Leben fühlte, das sie mitreissen würde.

„Sintemalen alles Schwindel ist!“ Damit begründete mir ein junger Theologe, der dem religiösen Sozialismus nahe steht, die Unmöglichkeit, einer Partei beizutreten. So empfindet man eben die Opportunitätspolitik der Sozialdemokratie, weil jene starke Begründung in einer Geistigkeit, die sich der bürgerlichen Geistigkeit auch dann klar entgegenstellt, wenn sie ihr das Mögliche auf dem Weg zur Zukunft abzwingt, fehlt. Noch stärker wird das in den Kreisen empfunden, die jenen sogenannten „Marxismus“ mitmachen und mitmachten und nun an Stelle der von diesem gepredigten Notwendigkeiten der radikalen Scheidung von allem Bürgerlichen und Kapitalistischen die Zusammenarbeit mit bürgerlichen Parteien und den Kompromiss mit bürgerlichen Notwendigkeiten sehen. Da eine materialistische Weltanschauung die Klarheit innerlich andersartiger Einstellung nicht kennt, so muss das der Erfolg sein.

„Das einzige Mögliche wäre der Kommunismus. Aber das ist dann auch wieder unmöglich,“ schreibt jener Theologe weiter. Dort fühlt man radikale Scheidung von der bürgerlichen Behaglichkeit und dieser heutigen Welt. Nur kann man nicht mit wegen der Gewalt- und Putschpolitik, d. h. aber man ist durchaus auf das eingestellt, was die Sozialdemokratie will und soll, was sie nur nicht deutlich wollen und deutlich klar machen kann, weil die noch herrschende materialistische Weltanschauung das nicht ermöglicht. Man will einen Radikalismus, der ganz schroff und deutlich von der herrschenden Geistesart geschieden ist, heute schon Neubildung der Zukunft ist und vollzieht. Man will aber keinen Radikalismus, der erst durch die Katastrophe das Neue haben wird.

Und hier muss die sozialistische Bewegung einsetzen: Neubildung der Geistigkeit, des ganzen Wesens, der Lebenssitten, des Familienlebens, der Feiern und Freuden des Menschen, der Erziehung.

Das alles aber ist nur möglich, wo man unbefangen und stark alle Werte umfassen, mit aufnehmen, wirken lassen kann.

7. Ergebnis.

Ungeheure Aufgaben. Die Sozialdemokratie die Partei, von der ihre Lösung gefordert ist. — Das ist eine sehr hoffnungsvolle Lage, denn man fühlt deutlich, wie der Zwang der Aufgabe überall vor-

wärts schiebt und zum Aufmerken zwingt. — Ich hörte neulich in einer grossen Versammlung die Klage eines hoffnungslos im Vulgärmarxismus stehenden Parteigenossen, dass der religiöse Sozialismus heute überall sein Haupt erhebe und selbst da aufsteige, wo man es vor Kurzem noch für unmöglich gehalten habe. Man müsse mit allen Mitteln gegen ihn Front machen. — Der gute Mann denkt, dass die Tätigkeit von ein paar Pfarrern und kleinen Kreisen das tue — so hoffnungslos unmarxistisch ist er in seinem vermeintlichen Marxismus. Es sind die grossen Bewegungen des Lebens, die das erzwingen und — Gott sei Dank — auf so viel lebendige Seelen stossen, dass sie aufgenommen und verarbeitet werden und eine Erneuerung bringen. — Und gewiss, für uns, die wir die Riesenaufgaben sehen, vollzieht sich die Erneuerung viel zu langsam. — Und fast scheint es, als ob zum zweiten Male Kirchen und gebildete Welt in Deutschland ihre Aufgabe versäumen wollen. Beim ersten Aufsteigen der Arbeiterbewegung standen sie unaufmerksam fern und überliessen es Karl Marx und den Seinen, die Freiheitsbewegung zu beginnen. Heute steht der Sozialismus am Beginn seiner schaffenden Periode. Er muss Schritt für Schritt die Neugestaltung ins alte Leben bauen — und wieder ist er der gebildeten Welt nicht eine Sache, die ihr sympathisch wäre. Das verlängert das Ringen der Masse zur Tiefe und Klarheit, wenn die Schulung der gebildeten Welt dabei so ganz wenig mithilft. Aber es wird das nur bewirken, dass sich das Beiseiteschieben dieser Schicht so vollzieht, wie ich es früher schon einmal schilderte. Wer die Entwicklung so sieht, wird wissen, dass das Sache von Generationen ist, was hier geschieht. Aber er wird nicht hoffnungslos, sondern voll Hoffnung in die Zukunft sehen und voll Dankbarkeit in der kleinen, schwer ringenden Bewegung des religiösen Sozialismus stehen. Heute sind wir eine kleine, verschwindende Gruppe zwischen der Macht der Kirche und der Macht der im Sozialismus herrschenden Negation von Religion und Kirche. Es ist manchmal, als müssten wir zwischen beiden zermalen werden. Wir würden auch zermalen, wenn nicht die Notwendigkeit des Geschehens in die Richtung drängte, in der wir gehen müssen, und so sind wir doch den beiden grossen Gegenwartsmächten gegenüber die Träger ihrer eigenen Zukunft.

Emil Fuchs.

Rundschau

Zur Chronik.

Bedeutsam bleibt doch, dass im politischen Leben die Probleme, die mit Krieg und Frieden auf der einen und mit dem sozialen Kampf auf der andern Seite zusammenhängen, also die Probleme der Gewalt und des Eigentums, im-

mer ganz beherrschend im Vordergrund des Welttheaters stehen. Vielleicht auch sehen wir bloss die Ereignisse so, aber das ist dann ebenso bedeutsam.

Der Kampf zwischen Krieg und Frieden

hat in dem seit der letzten Chronik abgelaufenen Monat wieder einige positive und negative Ergebnisse zu verzeichnen. Sehr erfreulich ist, dass das wahnsinnige amerikanische Flottenprogramm sich vor einem wahren Sturm der öffentlichen Meinung, an dem vor allem die Kirchen und die Frauen beteiligt waren (Ehre sei ihnen dafür!), vorläufig zurückziehen musste. Allerdings ist im Hintergrund dieser auf den ersten Blick so unbegreiflichen Flottenpläne die kriegerische Auseinandersetzung zwischen dem englischen und dem werdenden amerikanischen Imperium aufgetaucht, und das ist eine furchtbare Perspektive. Es ist auch ganz sicher, dass die Dinge sich in dieser Richtung entwickeln werden, wenn nicht ganz gewaltige Gegenbewegungen einsetzen, was man freilich durchaus hoffen darf. Die amerikanischen Bemühungen um den Abschluss von Schiedsgerichtsverträgen nach Art des vorläufig Frankreich vorgeschlagenen mit dem Hintergrund einer „Aechtung des Krieges“ gehen weiter, merkwürdigerweise mit jenen Flottenplänen parallel laufend. Sie bedeuten augenblicklich vielleicht nicht viel, es könnte aber eines Tages doch etwas Gutes, ja Grosses daraus erwachsen. Starke Friedenskräfte sind auch in Amerika vorhanden. Jener bekannte Gegner des Völkerbundes, Senator Borah, der Präsident der Kommission für die auswärtige Politik, den wir Anhänger des Völkerbundes nicht gerade gern sehen, hat z. B. das gute Wort gesprochen („Newyork Times“, 5. Februar): „There is an atmosphere of fatality encompassing all discussions by Governements relative to war. „War is inevitable.“ „Force alone is respected.“ „Wars have always happened and always will happen.“ „We take all kinds of risks for war, but we are unwilling to take risks for peace. We build readily on the hatredy of people and their passion for war, we build reluctantly on the love of people and their passion for peace.“ Zu deutsch: „Es ist eine Atmosphäre des Fatalismus, die alle Verhandlungen des Kriegsproblems durch Regierungen umgibt. Krieg ist unvermeidbar.“ „Nur Gewalt gebietet Respekt.“ „Kriege hat es immer gegeben und wird es immer geben.“ Das sind die Gesichtspunkte, welche die Regierungen anwenden, wenn sie die Kriegsfrage behandeln. Für den Krieg sind wir bereit, jede Art von Risiko auf uns zu nehmen, aber wir sind nicht bereit, irgend ein Risiko für den Frieden auf uns zu nehmen. Wir bauen bereitwillig auf den Hass der Menschen und ihre Leidenschaft für den Krieg, aber wir bauen nur mit Widerstreben auf die Liebe der Menschen und ihre Leidenschaft für den Frieden.“ Es ist immerhin schon etwas, wenn ein führender Politiker eines grossen Volkes so etwas in einer Weltzeitung ausspricht; wir Kleinen — in jeder Hinsicht Kleinen! — sind noch lange nicht so weit.

Der Völkerbund hat sich in der Behandlung der St. Gotthard-Affäre nach dem allgemeinen Eindruck wieder keine Lorbeeren geholt. Wie wollte er auch, so lange im Rate ein Chamberlain und die Kreaturen Mussolinis sitzen? Der Völkerbund ist, was die heutigen Menschen und Völker sind. So lange nicht das heutige englische Regime und, vielleicht im Zusammenhang damit, das italienische gestürzt sind, und so lange nicht aus einer sittlich wieder erstarkten Menschheit einige grosse politische Gestalten auftauchen, ist anderes nicht zu hoffen.

Mussolini selbst hat inzwischen über die Frage von Südtirol eine jener Reden gehalten, die die Nemesis herausfordern und die diese ohne Zweifel in ihr Buch eingetragen hat. Es ist aber furchtbar, dass die Welt sich eine solche Rede gefallen lassen muss. Was mit Südtirol geschehen ist und geschieht, schreit zum Himmel, darüber ist das Urteil aller anständigen Menschen einig.

Das hindert Professoren und Zöglinge der Technischen Hochschule in Zürich, Söhne Tells, die ohne Zweifel für die Rolle unserer „Armee" zur Verteidigung unserer Freiheit schwärmen, nicht, dem Duce ein begeistertes Huldigungstelegramm zu senden. Vielleicht, dass die Nemesis auch das heutige Schweizertum nicht ganz vergisst! Ueber die gegenwärtige Lage des Faschismus wird im nächsten Heft etwas zu lesen sein.

Unser schweizerischer Militarismus (der, allen sentimentalen Ableugnungen zum Trotz, Tatsache ist), denkt an die Schaffung einer Luftflotte für den Krieg und eines genügenden Schutzes vor Gasangriffen. Was davon zu halten ist, zeigt die Affäre des abgestürzten Fliegerhauptmannes Cartier. Sein Schicksal ist symbolisch für das, was die Schweiz auf diesem Wege mit tödlicher Sicherheit erlebte. Der Aufsatz Professor van Embdens in diesem Hefte zeigt übrigens, was es mit diesem Schutz vor dem Giftgas für eine Bewandtnis hat.

Die zweite Internationale hat ein Abrüstungsprogramm herausgegeben. Es kommt reichlich spät und versagt gerade im Hauptpunkte. Denn es erklärt: „Die Internationale verfällt nicht dem Irrtum zu glauben, dass eine vollständige Abrüstung erreicht werden könne, solange die Regierungen der meisten Länder von kapitalistischen und imperialistischen Klassen beherrscht werden und solange anderseits in vielen Ländern nicht jene Demokratie besteht, die allein die Durchführung internationaler Abrüstungs-Abkommen unter die Kontrolle demokratischer Einrichtungen und einer freien öffentlichen Meinung zu stellen vermag." Also bloss Einschränkung der Rüstungen! Damit ist natürlich allem übrigen die Kraft genommen. „So ungefährt sagt das der Pfarrer auch!" Ob wohl Robert Grimm an der Redaktion dieses Passus mitbeteiligt war? Er ist ja gerade jetzt damit beschäftigt, den Kapitalismus auf seine Art zu stürzen, und will also wohl diesen Zeitpunkt abwarten.

Das Wirksamste, was an äusseren Aktionen gegen den Krieg geschehen kann, bleibt doch die Dienstverweigerung. Sie aber macht überall Fortschritte. In der angelsächsischen Welt erregt gegenwärtig der Fall des Theologiestudenten Allan Richards in Neu-Seeland viel Aufsehen, der hartnäckig jede Beteiligung an der Vorbereitung auf den Krieg ablehnt. Neu-Seeland hat immerhin, zum Unterschied von der „freien Schweiz", ein Gesetz, worin es heisst, „dass auf das Gesuch jeder beliebigen Person hin die Regierung dem Gesuchsteller ein Zeugnis gewähren kann, das ihn von Kriegsübungen und Kriegsdienst befreit, wenn die Regierung überzeugt ist, dass der Gesuchsteller in gutem Glauben gegen solche Uebungen und Dienstleistungen auf Grund dessen Einspruch erhebt, dass sie seiner religiösen Ueberzeugung widersprechen." In Lausanne freilich haben sie den Dienstverweigerer Emil Ith, nachdem er zum dritten Mal von einer viermonatlichen Gefängnisstrafe zu seiner alten Mutter heimgekehrt, sofort über die Grenze des Kantons Waadt, dieses Hortes von „Recht und Ordnung", ausgewiesen. Ith ist ein junger Mann von einer seltenen sittlichen Vortrefflichkeit; seine Mutter wohnt seit 40 Jahren im Kanton Waadt. Aber alle Fürsprache half nichts. Ein Mörder ist offenbar in den Augen der Richter von Lausanne ein Heiliger gegenüber Einem, der nicht töten kann!

Aber noch etwas Gutes: 74 Angehörige des Lehrkörpers der Primar- und Sekundarschulen des Kantons Neuenburg haben an die Genfer Lehrerschaft eine Adresse gerichtet, worin sie jene zu ihrer Kundgebung zugunsten des Friedens durch Aufhebung der Armeen beglückwünschen. Wenn die Lehrerschaft weiterhin auf diesem Wege vorangeht, dann wird sie damit mehr geleistet haben als jede methodische Umwälzung bedeutete. Pestalozzi aber lächelt ihr dankbar zu!

Der soziale Kampf.

In Deutschland hat ein gewaltiges Ringen in der Metallindustrie stattgefunden, das vorläufig durch einen staatlichen Schiedsspruch beendigt worden ist, aber wohl auf neue und vielleicht noch schwerere kommende Auseinandersetzungen hinweist. Der „Bund religiöser Sozialisten" hat durch eine Erklärung zugunsten der Arbeiterschaft in den Kampf eingegriffen. In Amerika scheint die soziale Allheilmethode der Rationalisierung nach Aussage des Arbeitsministers zu einer schweren Krisis, sich in Arbeitslosigkeit und anderem kundgebend, geführt zu haben. Wie zu erwarten war! Bei uns ginge es noch ungleich schlimmer. Schwere Krise der Landwirtschaft!

Der „Ruck nach links" setzt sich durch grosse Wahlsiege der Sozialdemokratie und anderer Linksparteien in Polen, Deutschland (sogar in Potsdam!), England fort. Doch sollte man von Wahlen nicht allzuviel erhoffen; das wäre sehr trügerisch. Sie sind Barometer, welche die Witterung anzeigen, aber sie machen diese nicht.

Von Schmutz und Wahn.

Furchtbares Licht auf unsere sittlichen Zustände ist, für die ganze Welt sichtbar durch den Krantz-Prozess in Berlin, mehr für die Schweiz sichtbar durch den Kessler-Prozess in Zürich, geworfen worden. Jener offenbart die schauderhafte geschlechtliche Verwilderung eines grossen Teils der heutigen Jugend, dieser eine ähnliche Entartung auf dem Gebiete des geschäftlichen Lebens. Das Buch des bekannten Jugendrichters Lindsey über „Die Revolution der modernen Jugend" kommt gerade zur rechten Zeit, um denen, die sehen können, die Augen vollends zu öffnen. Das Buch scheint mit seinem Sinn und Geist selbst auch eine Frucht dieser Auflösung aller sittlichen Ordnungen, die bisher wenigstens grundsätzlich diesen so wichtigen Teil des Lebens trugen, darzustellen. Hier tauchen Perspektiven auf, vor denen alle rein menschlich begründete Hoffnung rettungslos Schiffbruch leiden muss.[1]) Wir werden davon noch gründlich reden müssen. Vorläufig sei nur ein Wort Carlyles hieher gesetzt: „Sicher kommt ein Tag, an dem man wieder wissen wird, welche Kraft in Reinheit und Enthaltsamkeit des Lebens liegt, wie göttlich die Schamröte auf jungen Menschenwangen ist, wie hoch, heilsam, ernst, unerbittlich, wenn vergessen, die in dieser Beziehung nicht nur den Frauen, sondern jedwedem Geschöpf auferlegte Pflicht ist. Wenn ein solcher Tag nie wieder kommt, dann ist mir klar, dass auch so manches andere nie wieder kommen wird: Hochherzigkeit und Erkenntnistiefe wird nie wieder kommen; heldenmütige Reinheit des Herzens und Auges, edle fromme Tap-

[1]) Ein Schlaglicht auf diese Zustände wirft auch folgende Stelle, die wir dem Tätigkeitsbericht der Wiener Jugendhilfe 1925/26 entnehmen:

„Einen besonders krassen Fall der Entgleisung einer Jugendlichen hatte der uns angeschlossene Verein Mutterschutz zu behandeln, dem ein sechzehnjähriges Mädchen zugewiesen wurde welches einem ausserehelichen Kinde entgegensah. Das Mädchen gestand, dass der Vater des Kindes ihr vierzehnjähriger Bruder sei. Die Leiterin des Heimes musste ihren ganzen Einfluss aufbieten, um weiteres Unheil zu verhüten, da die Mutter das Mädchen beschwor, einen anderen — Erwachsenen — als Vater anzugeben.

Ein sechzehnjähriges Mädchen war beim Jugendgericht angezeigt, da sie ihr angeblich tot zur Welt gekommenes Kind als Paket in einer Lade verborgen hatte.

Als besonders schlimme Erscheinung mussten wir wahrnehmen, dass im Laufe von zwei Monaten drei Jugendliche unter achtzehn Jahren jede Arbeit ablehnten und ihr Leben als Zuhälter jugendlicher Prostituierter fristeten."

ferkeit, geeignet, uns und das Zeitalter von Kitsch und Firnis zu heilen — wie könnten sie dann je kommen?"

Es gibt immerhin auch heute schon da und dort Reaktionen nach dieser Richtung hin. In Paris hat sich in diesem Sinne eine Bewegung gebildet, die sich La Voix des Jeunes (die Stimme der Jungen) nennt. Am 25 Nov. des letzten Jahres füllte eine Versammlung junger Männer und Frauen, denen sich auch ältere zugesellten, die Salle de la Réformation in Genf (die auch das Versammlungslokal für den Völkerbund ist) bis zum letzten Winkelchen und fasste folgenden Beschluss:

„Die jüngeren und älteren Männer und Frauen von Genf, in einer Zahl von 2500 im Reformationssaal versammelt, leidenschaftlich der Schönheit des Lebens zugetan, erfüllt von tiefer Achtung für die menschliche Persönlichkeit, in Verurteilung der krankhaften Aufreizungen, die von den Anschlägen, den Annoncen, den Skandalromanen, den Films und den sogenannten realistischen dramatischen Werken immer häufiger ausgehen, und all der Interessenten, die auf die Neugierde und Schwäche der Jugend spekulieren, erklären ihren Willen, gegen alles zu reagieren, was heute den Sinn für die öffentliche Moral zu schwächen droht, und verlangen, dass ohne Zögern ein energischer Feldzug zu diesem Zwecke unternommen werde; sie erklären sich bereit, persönlich mit allen gesetzlichen Mitteln an diesem Werke der Reinigung des öffentlichen Lebens mitzuarbeiten und alle Anstrengungen, die in diesem Sinne, sei's von der Regierung sei's durch private Initiative, unternommen werden, zu unterstützen!" Möchte einmal eine mächtige Volksbewegung dieser Art kommen!

Zwing-Uri und Auto.

Es gibt so viel interessante Verbindungen von Dingen, die oft nicht ohne Sarkasmus eine Sachlage beleuchten. So konnte man lesen, dass der schweizerische Automobilklub die Ruine Zwing-Uri bei Amsteg, die bekanntlich in der ältesten Freiheitslegende der Schweiz eine so grosse Rolle spielt, angekauft habe, um sie wieder in schweizerische Hände zu bringen. In ihrem Patriotismus merken diese Leute nicht dass das Auto heute eine Tyrannei ist, und zugleich ein Symbol einer solchen, der gegenüber Gessler und Kompagnie zu reinen Waisenknaben werden.

Neuerdings wird von ärztlicher Seite erklärt, das unheimliche Wachstum der Zahl der Krebskranken sei wesentlich auf die Verpestung der Atmosphäre und Schädigung der Nerven durch das Auto zurückzuführen. Man wird mit diesem Auto-Götzendienst und anderem dieser Art noch seine blauen Wunder erleben!

Dass die Olympiade mit ihrem zum Teil rein blasphemischen Gehaben (Läuten der Kirchenglocken zu dem grossen Sportseid!) tüchtig in den aufgeweichten Schnee („Pflutsch", wie ihn der Volksmund nennt), gefallen ist, hat viele altfränkische Schweizer (auch Graubündner) herzlich gefreut.

Vom Strafgesetz.

Die Verhandlungen über ein neues und einheitliches schweizerisches Strafgesetz im schweizerischen Nationalrat haben besonders durch die Erörterung der Todesstrafe Aufsehen erregt. Merkwürdig war, wie gewisse Vertreter des Katholizismus mit dem einzigen Repräsentanten des „Evangeliums" im Rate, Dr. Hoppeler, in der begeisterten Verteidigung der Todesstrafe einig gingen. Es ist ganz merkwürdig: diese Art von Frömmigkeit besteht zum guten Teil darin, vorhandene weltliche Einrichtungen mit einer heiligen Kruste zu überziehen. Krieg und Todesstrafe, manchmal auch die heutigen Eigentumsordnungen und anderes mehr, werden für sie zu Heiligtümern und deren Antastung zur Gottlosigkeit. Dr. Hoppeler hat denn auch, nach den Zeitungsberichten, eine Hinrichtung für eine heilige Handlung erklärt. Ob er wohl selbst der Priester werden möchte, der sie voll-

zieht? Ueber diese Art Christentum wird noch einmal ein schweres Gericht kommen. 35 Pfarrer und Professoren der Theologie von Zürich haben eine Erklärung gegen Dr. Hoppeler erlassen, die folgenden Wortlaut hat: „Bei aller Hochachtung vor den Beweggründen, die Dr. Hoppeler und seine Gesinnungsfreunde leiten, sind wir überzeugt, im Namen der überwiegenden Mehrheit des evangelischen Schweizervolkes zu sprechen, wenn wir die Todesstrafe unbedingt verwerfen. Dieselbe entspringt einem durch Christus überwundenen Vergeltungsprinzip, und gerade als evangelische Christen können wir nur für ein solches Strafgesetz eintreten, das zwar den Schuldcharakter des Verbrechens klar anerkennt, bei aller gebotenen Rücksicht auf den Schutz der menschlichen Gesellschaft sein vornehmstes Ziel aber in der erzieherischen Beeinflussung des Schuldigen sieht."

Man wird ja nun Gelegenheit haben, über diese Dinge gründlich zu verhandeln. Es sei besonders auch der Wunsch nicht vergessen, dass der Lex Häberlin-Paragraph des Entwurfes gründlich beseitigt werde. Sonst werden wir dem Gesetz den äussersten Widerstand entgegensetzen. Darauf soll man sich verlassen! Auch wird jeder Versuch, die Abtreibung zu erleichtern, das Gesetz mit Sicherheit zu Fall bringen. Ob aber die katholischen und evangelischen Befürworter der Todesstrafe wohl überlegt haben, mit welcher Autorität sie dieser Versündigung gegen die Heiligkeit des Lebens entgegentreten können, nachdem sie eine andere so heftig verteidigt haben? Wobei für manche sozialistischen Gegner der Todesstrafe freilich das Umgekehrte zutrifft.

Ich bin im übrigen der Meinung, dass die Zeit für eine neue Regelung des Strafrechtes noch nicht gekommen sei. Wir sind über seine Grundlagen noch zu wenig im Klaren.

Die Einheit der Christenheit.

Die päpstliche Enzyklika gegen die kirchlichen Einheitsbestrebungen gibt fortwährend zu reden. Wie schon in der letzten Chronik angedeutet wurde, ist ihr ein gewisses Recht nicht abzusprechen. Es ist jenes Recht, das in unserer Betrachtung über „Versöhnung" im Septemberheft geltend gemacht wird. Die Lausanner Verhandlungen zeigten ein gewisses religionspsychologisches Spielen mit der Wahrheit. Man bespiegelte sich fast ein wenig in seiner konfessionellen „Eigenart", als ob es nicht eine Wahrheit gäbe, die alle diese Teilwahrheiten zwar umfasst, aber auch richtet. Es ist nur schade, dass Rom wie auch sonst oft genug (z. B. gegen den Liberalismus und gegen den Modernismus) sein Recht nicht auf bessere, d. h. lebendigere und freiere Weise vertritt. Denn es ist gewiss richtig: aus blosser Mosaik von Konfessionsfragmenten der Wahrheit wird keine Einheit werden. Caeterum censeo: Die Einheit der Christenheit muss und wird auf andern Wegen kommen!

17. März 1928.

Schweizerische Probleme.[1]) (Fortsetzung.) 3. Die Neue Helvetische Gesellschaft hat auch an ihrer letzten Jahresversammlung zu Chexbres im Waadtland ein wichtiges Hauptthema besprochen, nämlich die Verwirtschaftlichung unserer Politik d. h. die Tatsache, dass unsere schweizerische Politik (wie übrigens so ziemlich jede andere) sich immer mehr an rein wirtschaftlichen Gesichtspunkten orientiert und in einem Kampf der wirtschaftlichen Gruppen aufgeht. Das Hauptreferat über dieses Thema (Les dangers de la politique d'intérêts matériels) hielt Albert Picot, sicher einer der Berufensten. Es ist inzwischen im Bulletin der Gesellschaft (September/Oktoberheft, Verlag Rudolph Tschudy, Glarus) erschienen und darf allen denen, wel-

[1]) Im letzten Heft ist hinter dem Rundschau-Artikel über dieses Thema das „Fortsetzung folgt" aus Versehen weggefallen.

chen an einer Vertiefung und Erhöhung ihres politischen Denkens gelegen ist, lebhaft empfohlen werden. Picot zeigt, wie die französische Revolution und der durch sie beeinflusste Liberalismus und Radikalismus eine Politik trieben, die man als W e l t a n s c h a u u n g s p o l i t i k bezeichnen könnte, weil sie von gewissen ethischen Ideen als Voraussetzung ausging und versuchte, die Welt darnach zu gestalten. Die Zentralidee war dabei die Achtung vor der Würde der menschlichen Persönlichkeit. „Sie treibt die moderne Welt, durch ein verhülltes christliches Ideal und einen bestimmten Begriff von Gerechtigkeit geleitet, dazu an, die rechtliche und politische Gleichheit und die menschliche Solidarität zu behaupten.“ Sie hat dabei aber zu wenig mit gewissen Elementen des menschlichen Wesens gerechnet. „Die revolutionäre liberale Mystik bedachte ob dem Erfolg ihres Zerstörungswerkes gegenüber dem Widerstande der Kräfte der Vergangenheit nicht genügend die Schwierigkeit eines neuen Aufbaus. Eine Welt, aus Menschen zusammengesetzt, welche von materiellen Interessen bewegt werden, konnte die Demokratie nicht durch die blosse Tatsache verwirklichen, dass sie ihre Grundsätze an den Giebeln ihrer offiziellen Gebäude verkündigte und einige von ihnen auf die Gebiete der Verwaltung und der Justiz anwendete.“ „Das 19. Jahrhundert ist die tragische Geschichte des Konfliktes zwischen einem allzu abstrakten politischen Ideal einer lärmenden Wirklichkeit ungeordneter Bemühungen und Vorstösse natürlicher sozialer Kräfte.“ Es kam, mit andern Worten, jene Politik m a t e r i e l l e r I n t e r e s s e n auf, die jetzt unser Problem ist. Picot sieht diese besonders durch den Sozialismus und die Bauernpartei vertreten. Beide kommen bei ihm nicht gut weg; am wenigsten der Sozialismus, aber auch die Bauernpolitik, die ihren Klassenkampf so gern moralisch, ja religiös drapiert, bekommt recht starken Tadel. Dass die Bourgeosie auf ihre Art, unter der Hülle einer bürgerlichen Ideologie, mit ihrer Politik nicht weniger ihre materiellen Interessen verfolgt, scheint Picot weniger scharf zu sehen. Im übrigen will Picot diese Politik materieller Interessen nicht unbedingt verurteilen. Es ist ihr bloss nach seiner Meinung ein Gegengewicht zu schaffen, einmal durch eine weitherzige Behandlung der sozialen Probleme, die sich vom „Laissez faire“ endgiltig abkehrt und durch Stärkung der g e i s t i g e n und i d e a l e n Faktoren.

Picot ist immer geistvoll und hochgesinnt, und es ist eine Freude, sich mit ihm auseinanderzusetzen. Bedauern muss ich nur, dass er nicht fähig scheint, das idealistische Element im Sozialismus zu verstehen, während er, wie gesagt, das materialistische in der Bourgeoisie nicht recht erkennt. So scheint mir der Weg, den er zeigt: eine geistige und politische Regeneration der Bourgeoisie, fragwürdig zu sein. Schade, Picot könnte wie wenige Pionier einer höhern Synthese werden.

Ueberhaupt möchte ich wieder mein Bedauern darüber aussprechen, dass der S o z i a l i s m u s auf den Tagungen der Neuen Helvetischen Gesellschaft so wenig zu Worte kommt. Sie könnten sonst an Aktualität und schweizerischem Wert sehr gewinnen. Ohne die sozialistische Arbeiterschaft, überhaupt den Sozialismus, bekommen wir keine neue Schweiz.

Ich übergehe den übrigen Inhalt des Heftes und weise dafür auf das Buch hin, das aus dem deutschen Referat über das Thema entstanden ist. Es heisst: „N e u z e i t l i c h e W a n d l u n g e n i n d e r s c h w e i z e r i s c h e n P o l i t i k“ und stammt von E m i l D ü r r, Professor der Schweizergeschichte an der Universität Basel. Dieses Buch muss schon lesen, wer über die innerpolitische Lage der heutigen Schweiz Klarheit haben will. Denn es giesst über viele bekannte Dinge ein wertvolles Licht aus. Besonders in bezug auf die Taktik des Sozialismus enthält es Stellen, die zu bedenken uns Sozialisten von grossem Gewinn sein kann. Vielleicht, dass wir gelegentlich die eine oder andere anführen werden. Dürr bestätigt als Gegner das, was wir andern über den notwendigen Weg des Sozialismus schon lange sagen. Dass er von

einer religiös-sozialen Bewegung nie etwas gehört zu haben scheint, sie jedenfalls totschweigt, während er Erscheinungen von doch sicher viel geringerer Wichtigkeit stark hervorhebt, soll uns nicht hindern, auf sein Buch als eine bedeutsame Aeusserung hinzuweisen. Es sei nicht vergessen, hervorzuheben, dass es in wirklich vornehmem Stil geschrieben ist.

Dieses Buch, wie der Vortrag von Picot und die im früheren Artikel erwähnten Erscheinungen zeigen, dass es inmitten der Trostlosigkeit des geistig-politischen Zustandes der heutigen Schweiz doch an einigen Hoffnungszeichen nicht ganz fehlt.

Freiwilliger Hülfsdienst in den wassergeschädigten Gebieten Liechtensteins und der Schweiz.[1])

Aufruf zu werktätiger Mithilfe!

Ueberschwemmungen haben im Herbst dieses Jahres in verschiedenen Teilen Liechtensteins und der Schweiz gewaltige Verheerungen angerichtet, denen die wenig zahlreiche Bevölkerung, ohne fremde Hilfe, ohnmächtig gegenübersteht. Im Fürstentum Liechtenstein zum Beispiel hat der hereinbrechende Rhein in einer Ausdehnung von zirka 2400 Hektaren Gärten, Wiesen und Aecker mit Geschiebe bedeckt, Strassen aufgerissen, Bäume entwurzelt und zahlreiche Häuser beschädigt. Aehnliche Verwüstungen hat im Bergell (Graubünden) der zum reissenden Strom angewachsene Wildbach auf eine Länge von zirka elf Kilometer verursacht.

Das unterzeichnete Komitee sucht Männer und Frauen aus allen Ländern, die gewillt sind, mit ihrer Hände Arbeit an der Wiedergutmachung dieser Schäden, ohne Rücksicht auf Landesgrenzen, mitzuwirken.

Gestützt auf die Erfahrungen, die in der Schweiz in den letzten Jahren bei der Durchführung ähnlicher Hilfsaktionen in Les Ormonts, Someo, Almens, Feldis und Bosco gemacht wurden, sehen wir die Bildung verschiedener Arbeitsgruppne vor. Unter sachverständiger Leitung sollen Aufräumungs- und Wiederherstellungsarbeiten ausgeführt werden, bei denen jeder mithelfen kann, der guten Willens, gesund und von mindestens mittlerer Körperstärke ist. Besondere technische Kenntnisse werden von den Teilnehmern nicht verlangt, sind aber willkommen. Die Mitwirkung einiger Ingenieure wäre sehr wertvoll. Auch weibliche Freiwillige brauchen wir für Haushalt, Küche und Krankenstube.

Die Freiwilligen beziehen keinen Lohn, erhalten aber Nahrung, Unterkunft und Arbeitsgeräte. Sie sind gegen Unfall bei der Arbeit versichert. Auch hoffen wir, von den Transportanstalten weitgehende Vergünstigungen zu erhalten.

Wer macht mit?

Die Arbeiten beginnen im Frühjahr 1928, sobald es die Jahreszeit erlaubt, und dauern voraussichtlich bis in den Herbst hinein. Das Arbeitsfeld ist riesengross! Unsere Aktion wird der Lohnarbeit keine Konkurrenz schaffen; wir werden nur da zugreifen, wo die zur Verfügung stehenden Geldmittel zur Behebung der Schäden nicht ausreichen.

Jetzt schon müssen wir ungefähr wissen, auf wieviele Freiwillige wir rechnen dürfen, um den Umfang der zu übernehmenden Aufgabe und die Arbeitsplätze bestimmen zu können. Daher bitten wir alle, die eventuell an dieser Aktion teilnehmen können, sich möglichst bald beim Arbeitsleiter an untenstehende Adresse anzumelden. Dieser wird ihnen dann rechtzeitig alles Nähere mitteilen, worauf sie sich endgültig entschliessen können.

---

[1]) Dieser Aufruf ist aus blossem Versehen nicht im letzten Heft der „Neuen Wege" erschienen. Er kommt aber auch jetzt nicht zu spät. Wir bringen auch die Liste der Unterzeichner, weil sie nicht uninteressant ist. Die Red.

Unser Aufruf richtet sich an alle, ohne Rücksicht auf Stand, Partei und Konfession. Keiner aber komme nur aus Neugierde, ohne den festen Willen, bei dem Werk, das nicht Spiel und Sport, sondern ernste Arbeit und Mühe sein wird, seinen Mann zu stellen und freiwillige Disziplin zu halten.

Allen aber, die im rechten Geist teilnehmen, können wir auch hohe Freude und innern Gewinn aus solcher Arbeitsgemeinschaft versprechen.

Ueber von Menschenhand geschaffene Grenzen und Schranken hinweg wollen wir den Schwerheimgesuchten werktätige Hilfe bringen. Ohne uns durch Meinungsverschiedenheiten in der Militärfrage abhalten zu lassen, wollen wir dazu beitragen, durch gegenseitiges und gemeinsames Helfen unter den Völkern den neuen Geist zu schaffen, der schon den blossen Gedanken, mit bewaffneter Hand in ein anderes Land einzufallen, zur moralischen Unmöglichkeit macht!

Zum Schlusse gedenken wir ehrend der österreichischen und schweizerischen Genietruppen, die im Augenblick der größten Wassernot und Gefahr, auch ausserhalb ihrer Landesgrenzen, der Bevölkerung die erste Hilfe gebracht haben. Ihr Werk wollen wir fortsetzen und hoffen, der Tag sei nicht mehr ferne, wo die Wehrmacht aller Länder keine andere Aufgabe mehr kennt, als Werke der Nächstenliebe zu vollbringen!

Freunde herbei!

Dezember 1927. **Das Komitee.**

H. Amberg, Administrator, Zürich; Dr. A. von Arx, Nationalrat, Olten; J. Baudraz, Lehrer, Missy; Dr. Bersot, Arzt, Le Landeron; A. Bietenholz-Gerhard, Amtsvormund, Basel; Elisabeth Blaser, Kleidergeschäft, Le Locle; Pierre Ceresole, Gymnasiallehrer, La Chaux-de-Fonds; H. Chevenard, Red. d. „Nouvel Essor“, Genf; Mme. T. Combe, Schriftstellerin, Les Brenets; Alice Descœudres, Lehrerin, Genf; F. Eymann, Nationalrat, Direktor der Konsumgenossenschaft, La Chaux-de-Fonds; Maria Fierz, Zürich; Dr. A. Forel, Professor, Yvorne; Dr. A. Gadient, Nationalrat, Klosters; Dr. M. Gerwig, Präsident des Zivilgerichtes, Basel; Dr. E. Gloor, Arzt, Renens; Emilie Gourd, Red. d. „Mouvement féministe“, Genf; P. Graber, Nationalrat, Sekretär der Sozialdemokratischen Partei, Neuenburg; F. Grand, Handwerkslehrer, Lausanne; K. v. Greyerz, Pfarrer, Bern; B. Guidon, Pfarrer, Scharans; Klara Honegger, Zürich; J. Huber, Nationalrat, St. Gallen; A. Hübscher, Pfarrer, Feldis; Dr. A. Isenschmid, Bezirksrichter, Zürich; Dr. M. Kleiber, Ing.-Agr., Zürich; A. Lalive, Direktor des Gymnasiums, La Chaux-de-Fonds; Dr. B. Lang, Med., Langenthal; Marie Lanz, Lehrerin, Bern; R. Liechtenhahn, Pfarrer, Basel; E. Liechti, Red. „Revolution Pacifique“, Le Locle; William Martin, Red. d. „Iournal de Genève“; Dr. G. Mattmüller, Arzt, Basel; G. Meyer, Lehrer, Furna; H. Meyer, Ing.-Assistent E. T. H., Zürich; Helene Monastier, Lehrerin, Lausanne; M. Odier, Ing., Baden; Dr. M. Oettli, für das Sekretariat der abstinenten Jugend, Lausanne; P. Pettavel, Pfarrer, La Chaux-de-Fonds; E. Privat, Präsident der Weltvereinigung Esperanto, Genf; Clara Ragaz, Präsidentin der Frauenliga für Frieden und Freiheit (Schw. Sektion), Zürich; Dr. Leonhard Ragaz, Präsident der Schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit, Zürich; C. Rosselet, Nationalrat, Genf; A. Rusterholz, Red. „Nie wieder der Krieg“, Zürich; Annemarie Sauter, Zürich; E. Schürch, Chefredaktor des „Bundes“, Bern; Dr. E. Strub, Red. d. „National-Zeitung“, Basel; Klara Waldvogel, Lehrerin, Neuenburg; Dr. T. Waldvogel, Nationalrat, Schaffhausen; G. Wenk, Regierungsrat, Basel; Dr. E. Wolf, Advokat, Basel; W. Zuberbühler, Direktor des Landerziehungsheims, Glarisegg; Ernst Bovet, Professor, Lausanne; Felix Mœschlin, Schriftsteller, Uetikon a. See.

Dieser Aufruf wird von den Unterzeichneten wärmstens empfohlen: G. Motta, Bundespräsident, Präsident der Schweizerischen Völkerbundsdelegation; E. Chuard, Bundesrat, Chef des Departements des Innern; Dr. E. Beck, Liech-

tensteinischer Geschäftsträger in Bern; Dr. Georgius Schmid von Grüneck, Bischof von Chur; J. Huonder, Regierungsrat, Chef des kantonalen Baudepartements in Chur; A. von Steiger, Chef des eidgenössischen Oberbauinspektorats; F. Lœtscher, Gemeindepräsident, Almens; M. Dellapietra, Gemeindepräsident, Bosco (Valle Maggia); R. Barandun, Gemeindepräsident, Feldis; R. Bonetti, Sindaco di Someo; A. Giocco, Gemeindepräsident, Mesocco; E. Morerod, Gemeindepräsident, Ormonts-dessus.

Anmeldungen und Anfragen sind zu richten an den Arbeitsleiter, Oberst Ernst Ceresole, Postfach 40, Kirchenfeld, Bern.

Wem persönliche Teilnahme unmöglich ist, der kann die Aktion durch einen Beitrag an die Kosten unterstützen, der auf Postcheckkonto „Freiwilliger HilfsdienstLiechtenstein-Schweiz“ Nr. VIII 14751, in Zürich, mit Dank entgegengenommen wird. Im Ausland durch Postanweisung einzahlen.

Von Büchern

Ernst von Düring: Grundlagen und Grundzüge der Heilpädagogik. 340 Seiten. 1925 im Rotapfel-Verlag, Zürich, München und Leipzig erschienen.

Wie sein Untertitel und Vorwort sagen, ist das Buch aus Vorlesungen für Lehrer, Erzieher und Studierende aller Fakultäten entstanden, die der Verfasser 1923 an der philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt a. M. gehalten hat. Aus langjähriger und vielseitiger Praxis hervorgegangen, für die Praxis bestimmt, ist das Buch sehr wohl wert, den Lesern der „Neuen Wege“, auch wenn sie nicht beruflich mit der Erziehung abnormer oder schwer zu behandelnder Kinder zu tun haben, wärmstens empfohlen zu werden. Das Beste an dem Buch, weshalb es auch sehr gut in den geistigen Rahmen der „Neuen Wege“ passt, ist nicht nur die wissenschaftliche Dokumentierung und die eingehende Behandlung der in Betracht kommenden Krankheitserscheinungen, sondern vor allem die starke und verstehende Liebe des Verfassers zu den schwererziehbaren, belasteten Kinderseelen. Liegt doch in dieser Liebe etwas ausgesprochen Jesusmässiges. Zugleich gewinnt der Leser einen Einblick in die schauerliche Seelenwelt, in der, religiös gesprochen, dämonische Mächte den göttlichen Funken der Menschenseele zu verwirren, zu jeder segenbringenden Arbeit unfähig zu machen und schliesslich in Bosheit oder Gefühllosigkeit zu ersticken suchen. Allerdings verliert sich der Verfasser nie in rein theoretische Grübeleien über die letzten Gründe der Erscheinungen, die er mehr beschreibt als erklärt, so tief er seinen Gegenstand auch philosophisch zu durchdringen sucht. Er schreibt lediglich als Erzieher und praktischer Arzt und er schreibt mit Ehrfurcht vor dem Geheimnis der Seele.

Zwei wesentliche Gesichtspunkte seien noch herausgegriffen. Der Verfasser zeigt vielfach, wie bei der Erziehung schwerbelasteter Kinder das Milieu, in dem sie aufwachsen, eine entscheidende Rolle spielt. Es wären sehr viele dieser unglücklichen Geschöpfe zu tüchtigen Menschen heranzuziehen, wenn sie rechtzeitig in eine Umgebung kämen, die von tiefem Verstehen beseelt, ihre Fehlerhaftigkeiten nicht durch falsche Behandlung verstärken, sondern ihnen helfen würde, dieselben zu überwinden, wenn sie in die Hände von Erziehern kämen, die wahre Liebe mit Festigkeit zu vereinen wüssten. Der Verfasser bringt Beispiele von unglaublichem Mangel an Verständnis der Eltern der Lehrer, auch der Pfarrer, die jahrelang derartige Kinder haben seelisch verkümmern lassen, statt ihre Krankhaftigkeit zu erkennen und für heilende und helfende Behandlung zu sorgen. Es ist nicht

zu sagen, wieviel auf diesem Gebiet die dem Seelenleben gegenüber rücksichtslosen Verhältnisse, in denen wir leben und zu denen wir selber beitragen, an Hunderten, vielleicht Tausenden von Menschenleben sündigen. So deckt das Buch eine Schuld der heutigen Gesellschaft auf, die jeder kennen sollte, weil keiner es wagen kann, zu behaupten, er habe keinen Teil daran.

Das führt zur Frage nach der Schuld jugendlicher und letzten Endes auch erwachsener Taugenichtse und Verbrecher. Mit scharfem Blick auf die Tatsachen, ohne jede Weichlichkeit warnt der Verfasser vor zu rascher Verurteilung jugendlicher Unholde, wodurch sehr oft Verbrecher geradezu gezüchtet werden. Trotzdem dieses Problem erst gegen Ende und nur als Einzelfrage behandelt wird, zieht es sich doch für den aufmerksamen Leser durch das ganze Buch hindurch. Hier rollt sich das Problem des Strafrechts auf, das der Verfasser allerdings nicht behandelt. Es erwachsen hier der menschlichen Gesellschaft Aufgaben von gewaltiger Grösse, die, wo sie in Angriff genommen wurden, auch schon prächtige Früchte gezeitigt haben. Davon weiss wieder das Buch Erhebendes zu berichten.

Sehr interessant ist noch, wie Prof. E. von Düring, ein Psychologe der älteren Generation, sich mit Dubois und Coué und vor allem mit der Freudschen Schule auseinandersetzt. Ohne das Verdienst Freuds zu verkennen, kann er doch weder die willkürlichen Begriffsveränderungen, noch die Einseitigkeiten dieser Schule mitmachen. Aus ihm spricht vielmehr der geborene Erzieher, der wegen seiner initiativen Erfassung der Probleme keine Kunststücke nötig hat, und der nüchterne Arzt, der, ohne sich in Systemen zu verlieren, auf dem festen Boden der nächsten Gegebenheiten bleibt. Auch dies geht wieder aus der grossen Ehrfurcht hervor, die der Verfasser den Geheimnissen des Seelenlebens gegenüber hegt. Sie bewahrt ihn, in die Gedankenspielereien jener Psychologen zu verfallen, die über dem Abgrund des Unergründlichen ihre eigenen Systeme aufbauen.

Eine Warnung muss allerdings manchem Leser noch mitgegeben werden. Man darf nicht in den Fehler verfallen, den die Lektüre medizinischer Bücher leicht mit sich bringt, manche Krankheiten oder Krankhaftigkeiten, die beschrieben werden, voreilig an sich selber oder an seinen Bekannten festzustellen. Das geschieht besonders leicht auf dem Gebiet der Psychopathie, ist aber gerade hier verhängnisvoll. Wenn auch unsere weisse Rasse vielleicht stärker von Krankheiten befallen ist, als dies dem ungeübten Auge scheinen mag, so sind wir doch nicht so krank, wie es uns im Lichte eines solchen Buches wenigstens auf den ersten Blick vorkommt. Denn unwillkürlich stellt man sich bei der Beschreibung mancher Abnormitäten die Frage: Wer ist denn da noch normal? Aber gerade deshalb kann uns das Buch wieder einen ausgezeichneten Dienst leisten, wenn es uns manche Eigenheiten, Absonderlichkeiten unserer Mitmenschen besser kennen, verstehen und damit auch verzeihen lehrt. So können wir dem Verfasser recht dankbar sein, dass er uns an so erfahrener Hand in die Welt der Seele und gerade dieser schwer zu verstehenden, oft misskannten Seelen einführt.

Ch. Schultz.

Es sei nochmals auf die Jahresversammlung der Freunde der „Neuen Wege" hingewiesen, die Sonntag, 25. ds., in Zürich, im Heim von „Arbeit und Bildung" (Gartenhofstr. 7), stattfindet. Vergl. die Mitteilungen im letzten Heft.

Redakionelle Bemerkungen.

Diesmal fällt die „Aussprache" weg; sie wird aber wieder aufgenommen werden. Der Aufsatz von Prof. van Embden wird als Flugblatt gesondert erscheinen und ist bei der „Zentralstelle für Friedensarbeit", Gartenhofstr. 7, Zürich, zu beziehen, für 5 Rappen das Stück. Der Bericht über Sannerz ist, leider, schon ein Jahr alt!

Erlösung vom Leide.

Freuet euch in dem Herrn allezeit. Und wiederum sage ich euch: freuet euch. Philipper 4, 4.

Wir können das Leid nicht entbehren; denn es ist, so wie wir nun sind, schwer einzusehen, wie wir ohne das Leid zur Vollendung gelangen könnten. Trotzdem bedürfen wir der Erlösung vom Leide.

Denn es gibt ein Leid, das nicht Segen, sondern Fluch ist. Ich möchte es das Leid ohne Gott nennen. Darunter verstehe ich ein Leid, das ohne Gott getragen, mit ihm nicht in Verbindung gebracht wird. Dies kann geschehen bei solchen, die überhaupt nichts von Gott wissen wollen; es kann aber auch geschehen bei solchen, die meinen, an Gott zu glauben und sich im übrigen zu ihm bekennen, ja vielleicht sogar bei solchen, die ihn, seis beruflich, seis freiwillig, verkündigen. Sie führen dann eben in diesem Punkte, wie es auch etwa in andern geschieht, eine getrennte Haushaltung: das Leid ist eine besondere Rubrik, mit der Gott nichts zu tun hat. Dies ist umso leichter möglich, als das Leid mit dem Tode das gemein hat, dass es immer wieder als Ueberraschung wirkt. Wir wissen im allgemeinen, dass das Leid zum Menschenlos gehört und sind scheinbar darauf gefasst, aber in der konkreten, einzelnen, unvorhergesehenen Form, worin es aufzutreten pflegt, erscheint es uns meistens als etwas, was wir nicht begreifen, kommt es uns gewöhnlich anstössig vor. Wir fragen: „Warum?", lehnen uns auf, klagen an. Nichts ist schwerer zu ertragen, als das Sinnlose. Das Leid ohne Gott aber muss uns als sinnlos erscheinen. Sogar dann, wenn es ganz deutlich selbstverschuldet ist, werden wir ohne Gott in diesem Umstand nicht einen Sinn entdecken, der uns versöhnte, im Gegenteil, sein Stachel wird nur umso schärfer sein.

Solches Leid ist nicht Segen, sondern Fluch. Es verzehrt wie ein verborgen wirkendes Gift die Kräfte des Lebens. Es macht Leib und Seele krank. Es ist ein Schatten, der sich auf die ganze Existenz legt, und dieser Schatten ist ein Vorschatten des Todes. Ja, solches Leid wirkt tötlich. Es lähmt alle Kräfte des Guten, hemmt jeden Aufschwung des Glaubens und der Hoffnung und beschwert die Tatkraft mit Bleigewicht. Es öffnet zuletzt allem Bösen Tür und Tor. Es entfesselt die Selbstsucht und tötet damit die Liebe. Man kann nur gut sein, kann nur glauben, hoffen, lieben aus der Freude heraus. Denn Freude allein ist Leben. — Das Leid, diese Art von Leid, ist auch die Hauptquelle des Lasters. Dieses stammt, nach dem bekannten und wahren Worte Nietzsches, viel

weniger aus der Freude, als aus dem Mangel an Freude. Denn wenn es zum Wesen dieses Leides gehört, dass es eine Gottesferne bedeutet, so ist zu verstehen, dass in dem Hunger nach irgend einem Leben, nach irgend einer Ausfüllung zu den Lockungen greift, mit denen die Welt, besonders die sinnliche Welt, der Seele eine Unendlichkeit des Glückes vorspiegelt. Während die Freude von Gott kommt, ist der Genuss immer ein Versuch, die Seele zu betäuben und sie eine grosse Leere vergessen zu machen. — Mit alledem treibt diese Art von Leid die Seele in tiefe Bitterkeit hinein, die zur Verbitterung, ja zur dämonischen Verhärtung werden kann. Nicht nur das Laster, auch das Verbrechen hat darum in diesem Leid eine seiner höllenfinstern Quellen. Das letzte Wort dieses Leides ist irgendwie, in feinerer oder gröberer Gestalt, der Mord, der Selbstmord oder der Mord fremden Lebens.

Von diesem Leid muss der Mensch erlöst werden. Wie kann das geschehen?

Die Erlösung ist immer Gott und nichts anderes. Er ist auch die Erlösung vom Leide — von dem Leide, das verdüstert, verbittert, schlecht macht, tötet. Denn Gott ist die Freude. Es kann niemand ihm wirklich nahen ohne von ihm diese Gabe zu empfangen, in der er selber ist: die Freude. Gott ist das Leben, Gott ist die Schöpfung, Gott ist das Licht, Gott ist das Ja — auch im Nein ist er das Ja, auch im Gericht die Erlösung. Gott will darum nicht das Leid, er will die Freude. Freude, nicht Leid verkündigt seine volle Offenbarung: „Siehe, ich verkündige auch grosse Freude, die allem Volk widerfahren wird.“ Seine Gabe ist das ewige Leben, das heisst: sein eigenes Leben, das Leben seines Reiches. Darum spricht sein Apostel immer wieder die Losung aus, die er in dem Brief an die Philipper beonders eindringlich fasst: „Freuet euch in dem Herrn allezeit. Und nochmals sage ich: Freuet euch!“

Gott, der Gott, den wir durch Christus kennen lernen, der in ihm sich völlig kund tut, ist die Erlösung vom Leide.

Wir stehen damit scheinbar vor einem Widerspruch: Wir haben, so wie wir einmal sind, das Leid nötig, und doch müssen wir vom Leide erlöst werden. Wie hebt sich dieser Widerspruch?

Die Lösung heisst: Verbinde das Leid selbst mit Gott und du bist vom Leide erlöst. Denn dann kommt in das Leid das hinein, dessen Abwesenheit es zu Fluch und Tod macht: ein Sinn. Es kommt hinein der Sinn Gottes. Es fügt sich einem Plan, einer heiligen Ordnung, einer hohen Absicht ein. Diesen Plan, diese Ordnung, diese Absicht mögen wir dann und wann verstehen. Wir bringen unser Leid — oder fremdes! — in Zusammenhang mit einer Schuld, einer notwendigen Erziehung; wir begreifen es als Ruf zu uns selbst, als Ruf zu Gott. Dann hat das Leid sofort seine Versöhnung bekommen, dann gewinnt es

einen tiefen, heiligen Glanz. Manchmal aber werden wir es nicht verstehen, entweder nicht sofort oder auch dauernd nicht. Und das wird vielleicht in den meisten, besonders in den schwersten Fällen (die dadurch noch viel schwerer werden) so sein. Aber dann können wir diesen Sinn ahnen, können wir an ihn glauben. Dann bleibt ja Gott und Gott ist der Sinn, der Sinn von allem, ob wir ihn mit dem Verstande fassen können oder nicht. Da er ist, so ist ja in allem ein Sinn, ob wir ihn erkennen oder nicht, und es ist zu vermuten, dass er dort, wo wir ihn am wenigsten verstehen, am wunderbarsten walte.

Darum hat, wer Gott hat, und genau in dem Masse, als er ihn hat, Freude. Und zwar auch mitten im Leide. Denn die Erlösung vom Leide ist ja nicht die Aufhebung alles Leides; sie geschieht am Leide und im Leide selbst. Wir können das Leid nicht entbehren, aber wir können im Leide fröhlich und gut sein, ja, gerade um des Leides willen, weil wir im Leide Gott begegnen, dem Gott, der uns in Christus liebt. „Freuet euch in dem Herrn allezeit."

Es ist das gewiss nicht immer das strahlende Glück jener Freude, die sozusagen ohne den Umweg über das Leid unmittelbar von Gott selbst kommt, wie sie aus Kraft und Gelingen, aus Dankbarkeit und Erhebung der Seele ohne den Druck der Schmerzen strömen kann; es ist nicht der Glanz des Frühlingstages unter wolkenlosem Himmel, sondern mehr der Regenbogen, der sich, von einer verborgenen Sonne her, auf dunklem Grund malt. Aber diese Freude, die Freude mitten im Leid, die Freude des Leides, kann noch schöner sein, als die andere, noch tiefer, heiliger, gottnaher. Man muss ja sogar vor einer gewissen „christlichen" Freudigkeit warnen, die etwas Gekünsteltes hat, wie eine gewisse „christliche" Liebe, und die oft, wie diese, nur eine Maske ist. Wir können und sollen ja wohl mit Gott durch das Leid in tiefste Tiefen, ja in Abgründe getaucht werden, so wie Jesus in Gethsemane und am Kreuz in Abgründe, ja bis in den Abgrund der Gottverlassenheit, getaucht worden ist. Das „fröhliche Christentum", das gelegentlich etwa als Losung ausgegeben wird, mag bei Einzelnen, die man vielleicht Begnadigte nennen darf, natürlich sein und ist dann auch wirklich ein herrliches Wunder Gottes, als Methode aber ist es eine Mache. Jesus selbst hat dieses „fröhliche Christentum" nicht gehabt und Paulus auch nicht, nicht einmal Franziskus. Leiden, Trauern, ja vielleicht auch einmal Verzagenwollen, gehört zum Los des Menschensohnes. Ein anderes ist Fröhlichkeit, ein anderes Freudigkeit. Nur auf diese kommt es an, diese aber ist noch etwas viel Grösseres als jene. Und diese kann man auch im tiefsten Leide haben, ja, ich wage das Wort: vielleicht nur dann! Was ein solches Leiden von jenem andern unterscheidet, was einen

Menschen, der auch im Leiden mit Gott verbunden bleibt, von dem unterscheidet, bei dem dies nicht geschieht, ist diese wunderbare Spannung des Gemütes, ist dieser tiefe Glanz in der Seele, den wir nicht weiter analysieren können, weil er eben Gott selbst ist, der die Seele als Sonne ausstrahlt, durchstrahlt, durchleuchtet. Sie ist dann vielleicht nicht fröhlich, sondern zu Tode betrübt, aber sie bleibt freudig. Denn sie bleibt in Gott. Und von ihm geht ein Strom der Freude aus, der wie ein Süsswasserquell aus dem Grunde durch die salzige Bitterkeit des Meeres der Schmerzen empordringt.

Das ist das Geheimnis. Aus ihm heraus kann Paulus seinen Gemeinden in allerlei Wendungen immer wieder schreiben: „Freuet euch — freuet euch im Herrn. Freuet euch allezeit, freuet euch unter allen Umständen." Denn, fügt er hinzu: „Der Herr ist nahe." Wie? hat Paulus es etwa besonders leicht gehabt? Hatte er ewa Anlass zu einem „fröhlichen Christentum"? Man lese einmal die Stellen nach, wo er ein rasches Licht auf sein Leben fallen lässt.[1]) Wer von uns hat ein Leben von *seiner* Schwere zu führen? Auch ist bedeutsam, dass er gerade den Brief an die Philipper, in dem jene Stelle sich findet, aus dem Kerker in Rom schreibt.

Wie, wenn wir gerade hier das tiefste Geheimnis des Verhältnisses von Freude und Leid und des Sinnes, den das Leid hat, fassten? Könnte es nicht so sein, *dass gerade das Leid der Weg, und zwar vielleicht der einzige, zur rechten Freude wäre*? Ist es denn nicht eine alte Beobachtung, dass der Mensch nichts schwerer ertragen kann, als eine Reihe von guten Tagen? Es ist schon so: nur aus der dunklen Kluft des Schmerzes, die die harte Oberfläche der Endlichkeit spaltet und die Tiefe des Unendlichen öffnet, quillt der heilende Strom der Freude; hier allein tritt in der Unendlichkeit jenes Göttliche hervor, das eben das Geheimnis der Freude ist. Und können wir nicht den Sinn des Leides im allgemeinen und besonderen — im allgemeinen klar zu erkennen, im besonderen oft bloss zu ahnen — so fassen: *Das Leid hat eben den Sinn, jene Hülle der Endlichkeit und Eitelkeit zu zerreissen, die uns von Gott trennt und uns damit zu Gott und das heisst: zur Freude zu führen*? Wir würden in der Atmosphäre der Welt ersticken, wenn nicht mit dem scharfen Windstoss des Leides die Freiheitsluft von den Bergen Gottes in sie herabführe. Mit Gott — „im Herrn" — wird das Leid zum Salz des Lebens.

„Aber wie? besteht nicht gerade der bitterste Teil des Leides darin, dass wir im Leide *Gott* zu verlieren scheinen? Veranlasst uns nicht das Leid zu tiefen Zweifeln an Gott, ja zu schweren An-

---

[1]) Z. B. 2. Korinther 11, 23 ff.

klagen gegen ihn? Ist nicht dieser Zusammenhang zwischen Leid und Gott das härteste Rätsel des Leides? Lies doch Hiob und die Psalmen!"

Ich könnte mit der Gegenfrage antworten: Würden wir wohl an Gott glauben können, zu Gott kommen können, ohne das Leid? Ich bezweifle es. Es ist noch keiner im Glück richtig zu Gott gekommen, wohl aber ist für viele der Weg durch die Abgründe der Schmerzen immer wieder zu einer neuen Offenbarung Gottes für sie geworden. Es bleibt bei jenem Bilde: Das Leid hat den Sinn, die Kruste der Endlichkeit zu zerreissen und damit vor Gott zu führen. Wir haben Hiob und die Psalmen schon gelesen. Hiob und die Psalmisten haben eine Antwort bekommen, die sie nur so bekommen konnten. Und müssen wir nicht immer wieder neu bedenken, dass gerade der Ort des furchtbarsten Leidens und der grössten Gottverlassenheit, das Kreuz, zur siegreichsten Offenbarung Gottes geworden ist?

Aber ich sage noch ein Anderes: mag ein Mensch auch durch das Leid dazu geführt werden, an Gott zu zweifeln, ja Gott anzuklagen, mit Gott zu ringen in Flehen und in Trotz — solange er dies tut, hat das Leid nicht Vollgewalt über ihn; solange strömt ihm doch aus dem Gott, an dem er zweifelt, mit dem er hadert, mit dem er kämpft, Freude, Freudigkeit zu. Auch so wird mit Gott gelitten, auch so glänzt durch tiefstes Dunkel Gottes Sinn in das Leid herein. So hat Jakob, der sehr menschliche Träger der Verheissung, mit dem unbekannten Gott gerungen, die lange, lange Nacht am Rand der Wüste und der Heimat: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn", und ist dadurch aus dem Jakob, dem allzuklugen, allzuirdischen, allzusehr in die Künste der Welt verstrickten, ein Israel, ein Gotteskämpfer, Gottesknecht und Gottesmensch geworden — „und die Sonne ging auf"; so ist durch Gethsemane: „Vater, wenns möglich ist", und durch Golgatha: „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen", aus dem Menschensohn endgültig der Gottessohn und die Finsternis jener Stunden die Sonne der Welt geworden. Zweifle, frage, klage, kämpfe, du Leidender, aber immer Gott fragend und anklagend, immer mit Gott kämpfend. Bedenke: Das ist der Sinn des Leides, dass dir darin Gott begegnet.

Es gibt eine Erlösung vom Leide. Denn es bleibt dabei: Impossibile est ut non laetetur qui credit in Dominum — Es ist unmöglich, dass nicht freudig sei, wer an Gott glaubt.

L. Ragaz.

Gewissen und Gesetz.[1])

Bei der Prüfung der Beziehungen von Gesetz und Gewissen zueinander müssen wir mit dem Gewissen beginnen. Denn es ist das letztlich Ausschlaggebende. Das Gesetz ist von vornherein an und für sich nur etwas äusserliches, und unsere Stellungnahme zum Gesetz kann überhaupt nur dann zu einem sittlichen Problem werden, wenn das Gesetz uns im Gewissen bindet. Tut es dies nicht, sondern bindet es uns einzig durch die Drohung mit einer Busse oder Strafe, aber ohne dass wir innerlich, in unserem Gewissen an der Einhaltung oder Uebertretung des Gesetzes beteiligt sind, so kann auch kein moralisches Problem, kein sittlicher Konflikt entstehen.

Aber was ist denn das Gewissen? Meistens definiert man es als die deutliche und gebieterische Stimme in uns, die „Du sollst!" zu uns sagt, im Gegensatz zu dem Wünschen und Begehren unserer Neigungen und Leidenschaften.

Es mag hier dahingestellt bleiben, ob das Gewissen in jeder einzelnen Lage auf die Frage: „Was soll ich tun?" eine Antwort gibt. Aber sicherlich ist niemand unter uns, bei dem das Gewissen sich nicht das eine oder andere Mal meldete.

Können wir nun dieses Gewissen als das letztlich ausschlaggebende Recht, als den legitimen Vertreter des sittlichen Gesetzes, als die entscheidende Autorität für unser Tun betrachten? Hierauf antworten wir mit einem entschiedenen Nein! Denn das Gewissen, verstanden als die im einzelnen Falle wahrnehmbare gebieterische Stimme, kann offensichtlich von sehr verschiedener Herkunft sein. Es kann z. B. auf einem uns von Jugend auf durch unsere Umgebung aufgedrängten Vorurteil beruhen, es kann aus Dressur oder

---

[1]) Am 12. Januar 1928 sprach Herr Professor Dr. iur. A. Baumgarten im Kreise der Basler Neue Wege und Aufbau-Freunde über dieses Thema, und es ist aus der Zuhörerschaft heraus die Veröffentlichung seines Vortrages lebhaft gewünscht worden. Erst recht wird die Publikation der Ausführungen des für dieses Thema so hervorragend kompetenten Rechtslehrers an der Basler Universität allen denen aus unseren Reihen willkommen und wertvoll sein, die den Vortrag nicht gehört haben, und auch wer anders denkt als wir, wird dieser Stimme Beachtung schenken müssen.

Da Herr Prof. Baumgarten den Vortrag allerdings nicht vollständig schriftlich ausgearbeitet, sondern ihn nur skizziert hatte und es ihm an Zeit gebrach, um ersteres noch nachträglich zu tun, kann hier nur ein, wenn auch ziemlich ausführliches und wörtliches, wie auch von Herrn Prof. Baumgarten durchgesehenes Resumé desselben auf Grund seiner freundlicherweise zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellten Skizzierung geboten werden. A. B.-G.

Wir möchten diese Aeusserung eines hochgeschätzten Professors der Jurisprudenz an der Universität Basel, die in den „Neuen Wegen" bringen zu dürfen uns zu grosser Freude gereicht, der ernsthaften Beachtung der regelmässigen Leser der „Neuen Wege" und anderer Kreise empfehlen.

Die Red.

Vererbung hervorgehen. So haben es die Menschen bisweilen für ihre unbedingte Pflicht gehalten, irgendwelchen Götzen blutige Menschenopfer zu bringen. Jemandem, der in streng militärischer Umgebung und mit dem Begriff vollständiger Unbedingtheit und Uneingeschränktheit der Pflicht militärischen Gehorsams aufgewachsen ist, kann der Gehorsam gegenüber einem unsinnigen Befehl eines militärischen Vorgesetzten als heiligere Pflicht erscheinen, als das elementarste Gebot der Nächstenliebe und Menschlichkeit, ja, er kann es für seine Pflicht halten, den Befehl eines geisteskranken Vorgesetzten auszuführen. Wir werden sagen, dass solche Leute wegen ihrer Gewissenverirrungen zu bemitleiden seien. Damit aber nehmen wir an, dass es richtige und perverse Gewissen gebe. Wo ist dann der Masstab, an dem man die Richtigkeit des Gewissens zu messen vermag, welches ist das Prinzip, das uns erlaubt, das recht- vom fehlgehenden Gewissen zu unterscheiden?

Dieser Masstab ist dasjenige Prinzip des Handelns, das uns nach reiflicher Ueberlegung, auf Grund ernstester Selbstprüfung als der Ausdruck der höchsten Bestimmung des Menschen erscheint. Der sittliche Mensch beruhigt sich nicht bei dem, was in jedem Augenblick seine natürlichen Neigungen oder auch eine gebieterische innere Stimme von ihm fordert. Er forscht vielmehr ruhelos, bis er ein Prinzip des Handelns gefunden zu haben glaubt, das ihm in allen Lebenslagen als ein sicherer Wegweiser dienen kann, durch dessen Befolgung er den absoluten inneren Frieden zu erringen hoffen darf. Am ergreifendsten und schönsten hat Augustin diesen Gedanken ausgedrückt, wenn er sagt: „Ruhelos ist mein Herz, bis es ruhet in Dir.“ Dieses Nichtzufriedensein bis man das letzte Ideal ersieht und in ihm zum Frieden kommt, ist das eigentlich sittliche Streben. Wenn dieser Frieden gefunden ist, dann gibt es nichts mehr zu diskutieren.

Nur wenn man die eben geschilderte Unruhe des Herzens als das Gewissen bezeichnen will, ist das Gewissen das sittliche Urphänomen.

In diesem Sinne unterscheidet auch Spitteler zwischen dem Gewissen im ersteren Sinne, das irren kann, und das durch den Einfluss und Druck der Gesellschaft auf uns gebildet wird, und zwischen der Seele als jenem Trachten nach der letzten, höchsten Bestimmung des Menschen und der Besinnung auf den letzten Sinn unseres eigenen Daseins und der Welt.

Ist denn nun aber das Prinzip, das Masstab des Handelns sein soll, für alle Menschen das gleiche? Wenn wir etwa auf Grund religiöser Vorstellungen sagen, das höchste Prinzip laute: handle so, dass du in möglichst hohem Masse zum Weltheil im Sinne der Vereinigung aller Seelen in und mit Gott beiträgst, so werden viele sagen, dass sie mit einem solchen Ideal nichts anzufangen wüssten.

Sollten wir da auf jede Diskussion mit Leuten, die ein anderes ethisches Prinzip als wir haben, verzichten? Es ist zu unterscheiden. Vertreter von einander ähnlichen sittlichen Grundprinzipien können sich ganz wohl über mancherlei Einzelfragen verständigen, und zum Glück stimmt das höchste Prinzip für sehr viele Menschen wenigstens soweit überein, dass gemeinsames Handeln weithin möglich ist, selbst wenn die Ausdrucksform dieses Prinzipes, wie z. B. die christliche und die freidenkerische, starke und an und für sich natürlich auch nicht unwichtige Abweichungen voneinander aufweist. Eine weitgehende praktische Verständigung ist also möglich z. B. unter Anhängern des eben bezeichneten religiösen Prinzips und Menschen, die das Weltheil innerweltlich als harmonische Vereinigung von egoistischem und altruistischem Glück bei allen Menschen auffassen. Dagegen ist keine Gemeinschaft möglich von Eudämonisten, welcher Gestalt ihr Glauben an ein Weltheil auch sei, einerseits mit Nietzscheanern, anderseits aber mit Leuten, die als Ziel des Handelns die Macht ihres Staates und den siegreichen Krieg gegen alle andern ansehen. Man kann bei solchen Grundverschiedenheiten eine philosophische Auseinandersetzung suchen, aber es wird nicht viel dabei herauskommen; denn mit Gründen lässt sich solchen Positionen, wenn sie einmal fest bezogen sind, kaum beikommen.

Aber hat man auch ein solches Prinzip als Masstab des Handelns gefunden, so bleibt doch noch die praktische Anwendung schwer und man hat damit noch keineswegs die Lösung aller einzelnen sittlichen Konflikte in der Hand. Ja, man kann sagen, dass sich aus keinem Prinzip rein verstandesgemäss eine ganz genaue Anweisung für unser praktisches Handeln im Einzelfall mit aller Schärfe und Bestimmtheit ableiten lässt. Man denke etwa an die Bentham'sche Formel vom grösstmöglichen Glück der grösstmöglichen Anzahl. Wie unendlich viele Umstände müssten nicht in Berücksichtigung gezogen werden, bis man sagen könnte, dass ein bestimmtes Handeln der Menschheit mehr Glück bringe als ein anderes.

Hier nun spielt das Gewissen eine Rolle. Man muss annehmen, dass ein moralischer Instinkt oder besser gesagt eine Art Erleuchtung im Einzelfall der richtigen Lösung inne wird. So ist doch letztlich die innere Stimme für die einzelne Entscheidung massgeblich, aber nur die Stimme, die nach ernstester sittlicher Ueberlegung vernehmbar wird und nach strengster Prüfung an den letzten Masstäben besteht. Moralischer Instinkt und gründlichste Reflexion müssen also zusammenwirken.

Ueber das sittliche Prinzip, dem jene Masstäbe entstammen, werden wir uns also mit einer Grosszahl von Menschen dahin verständigen können, dass jeder nach besten Kräften für das Glück

der Menschheit arbeiten soll. Dabei wollen wir hier keine unnötigen Schwierigkeiten machen und Fragen aufwerfen wie die: Was ist Glück? Die Probleme, auf die wir lossteuern, erfordern solche Untersuchungen nicht.

Wir kommen nun zum G e s e t z, und unser erstes Problem ist da: Ist das Gesetz sittlich bindend? Anders gewendet: Dient das Gesetz dem Glück der Menschheit?

Es gäbe keine Sicherheit des Lebens, keinen geselligen Verkehr, keine Kunst, keine Wissenschaft ohne eine äussere Ordnung des Lebens, ohne Recht und Gesetz. Damit ist aber das Gesetz schon nicht mehr ein blosser äusserer Ordnungsgedanke, sondern wird zum Hüter sittlichen Gutes.

Deshalb muss man es mit dem Gehorsam gegenüber dem Gesetz ernst nehmen in jedem einzelnen Falle. Denn wenn auch nicht jeder Ungehorsam das Gesetz und seine segensreichen Wirkungen zerstört, so ist doch jeder Ungehorsam ein schlechtes Beispiel des Aufruhrs, der Anarchie, das sich leicht weiter ausbreiten kann, sodass schliesslich die ganze gesetzliche Ordnung in Frage gestellt wird.

Andererseits gilt der Satz, dass man Gott mehr gehorchen soll, als den Menschen, anders gewendet: es gibt noch heiligere Pflichten als die, dem Gesetz zu gehorchen, und Gehorsamsverweigerung gegenüber dem Gesetz aus sittlichen Gründen ist denkbar. Würde uns z. B. ein Gesetz befehlen, einen Menschen um seines religiösen Glaubens wegen zu verfolgen, so würden wir dem Gesetz nicht folgen dürfen. Unser Gewissen, dessen bin ich sicher, würde es uns verbieten.

Dass man sich dem Gesetz aus Gewissensgründen widersetzen muss, kommt aber nur selten vor. Die wichtigsten Fälle sind hier eben die der Verweigerung militärischen Dienstes. Wie steht es mit diesem Konflikt? Die Frage ist sehr verwickelt, und wir müssen ihre Lösung vorsichtig vorzubereiten suchen.

Bei der Dienstverweigerung aus Gewissensgründen können verschiedene sittliche Erwägungen eine Rolle spielen. Es kann jemand sagen: „Ich für meinen Teil weigere mich grundsätzlich, irgend etwas zu tun, was die Tötung des Menschen durch den Menschen vorbereitet, weil ich für mich daran nicht teilhaben will," ohne dass er sich fragt, ob seine Dienstverweigerung dazu beitrage, der Menschenschlächterei überhaupt ein Ende zu machen. Oder man kann sich auch sagen: „Ich weigere mich, Militärdienst zu tun, weil ich hoffen darf, dadurch zur Abrüstung und damit zur Verhinderung der Kriege beizutragen, wie klein und bescheiden auch das Mass dieses Beitrages sein möge."

Die letztere, unter einem nicht nur persönlichen, sondern allgemeinen Gesichtspunkt eingenommene Haltung ist die praktisch bedeutungsvollere und kann allein als berechtigter Grund zur Dienstverweigerung in Betracht kommen, sofern wir das oben erwähnte allgemeine Prinzip des Handelns anerkennen, das zu tun befiehlt, was am meisten dem Wohle aller dienlich ist.

Doch ist zunächst noch zu fragen, ob denn überhaupt die Abrüstung, und vorher noch, ob die Vermeidung der Kriege im Sinne des Allgemeinwohls gut ist.

Das letztere ist zunächst meines Erachtens unbedingt zu bejahen. Der Krieg ist ein schweres Menschheitsverbrechen. Im günstigsten Falle ist er ein unglaublich rücksichtsloses Vabanque-Spielen, nämlich dann, wenn man sagt, man wisse nicht, ob der Tod ein Unglück oder ein Glück sei, ob er nicht den Menschen in seiner Entwicklung fördere. In der Tat wissen wir nicht, was der Tod bedeutet. Aber wir wissen, dass das Leben Glücksmöglichkeiten und Förderungs-Chancen bedeutet. Und gerade darum, weil wir nicht wissen, was der Tod ist, dürfen wir das uns bekannte Gut des Lebens nicht leichthin aufs Spiel setzen, dürfen nicht leichthin über das Leben, zumal das Leben anderer Menschen verfügen, sondern müssen es heilig halten. Dieses Argument, dass man nicht wissen könne, ob nicht der Tod ein Glück sei, ist also nichts als eine ungeheuere Leichtfertigkeit.

Dazu wirkt der Krieg verrohend und demoralisierend. Wohl wenden die Verteidiger des Krieges ein, er sei eine Schule des Heroismus, eine Gelegenheit, Heroismus zu betätigen. Das ist eine merkwürdige Verkennung des Lebens und der wirklichen Gelegenheiten zum Heroismus, die es in dieser Welt der Not, des Schmerzes, der Enttäuschungen zahllos bietet. Hier den Kopf hochzuhalten, die selbstsüchtigen Neigungen zu bekämpfen und dem Nebenmenschen in seinen tausend Aengsten und Nöten zu helfen, das sind Riesenaufgaben des Heroismus, da wird ein Heldentum gefordert, dem bisher noch nie ein Mensch völlig gerecht werden konnte. Wir brauchen wahrlich den Krieg nicht, um Heroismus an den Tag legen zu können. In der Tat ist auch nicht der Heroismus, sondern der Egoismus der Treiber zum Krieg.

Aber muss man nicht entscheiden zwischen Angriffskrieg und Abwehr, Verteidigungskrieg? Ein wirklicher Verteidigungskrieg, der rein nur Abwehr ist, ist zwar als sittlich unanfechtbar denkbar und kann unter Umständen als sittliche Pflicht erscheinen. Zum Beispiel bei einem Einbruch wilder Völkerschaften. Allerdings handelt es sich gerade diesen gegenüber in Wahrheit meistens um Angriffskriege. Es kann auch zwischen zivilisierten Völkern Formen der Unterjochung geben, die eine solche Lebensbeschränkung des Unterjochten bedeuten, dass dadurch das Blutopfer auf seiten der

Unterjochten zu ihrer Befreiung gerechtfertigt und in diesen Fällen der Abwehrkrieg erlaubt erscheinen kann.

Aber immerhin ist auch bei der Frage des reinen Abwehrkrieges noch zu bedenken, dass einerseits weder die Folgen einer Invasion, die keine kriegerische Gegenwehr findet, sicher sind, noch auch der Krieg ein sicheres Mittel ist, diese Folgen abzuwehren. Möglicherweise ist eine moralische Abwehr selbst im Falle einer solchen feindlichen Invasion oder Unterjochung wirksamer als die kriegerische Gegenwehr, zum mindesten ist auch das nicht undenkbar. So bleibt die Antwort auf die Frage, ob es gerechtfertigte Abwehrkriege gibt, zweifelhaft.

Nicht zweifelhaft aber ist, dass es keine Vorbereitung auf einen solchen vielleicht noch zu rechtfertigenden reinen Abwehrkrieg geben kann, dass j e d e militärische Kriegsvorbereitung ohne weiteres im Widerspruch mit dem Begriff eines solchen Abwehrkrieges steht.

Denn jede Kriegsvorbereitung beschwört notwendig den Krieg herauf. Zwar heisst es: „Si vis pacem, para bellum, wenn du den Frieden willst, so rüste dich für den Krieg"; aber das ist eine grundfalsche Maxime. Im Gegenteil, jede Vorbereitung des Krieges bringt mit der Zeit den Krieg; das ist psychologisch fast eine Notwendigkeit, und nichts ist trügerischer, als von militärischer Vorbereitung die Sicherung des Friedens zu erwarten.

Dagegen ist der Verzicht auf militärische Vorbereitung zum Krieg eine grosse sittliche Tat. Ein Akt der freiwilligen Abrüstung eines Volkes wäre eine ausserordentlich wirkungsvolle Demonstration zugunsten einer Abschaffung des Krieges. In allen Ländern spürt man es, dass der Krieg eine Schande für die Menschheit ist, und die Wirkungen einer solchen Abrüstung wären ganz unberechenbar. Jedenfalls wäre das ein grosser Schritt auf dem Wege zum dauernden Frieden zwischen den Völkern.

Die Abrüstung eines j e d e n Landes wäre eine sittliche Grosstat, bedeutungsvoller wohl noch, wenn sie von einem der des Imperialismus verdächtigen Grosstaaten vollbracht würde als von der Schweiz, aber auch von seiten der Schweiz eine wahre sittliche Tat von hohem Wert.

Ich wiederhole also, dass m. E. die Abrüstung eines Staates, welcher es auch sei, eine Tat von höchstem sittlichen Wert und grösster Wichtigkeit für den Völkerfrieden wäre und dass heute schon der Zeitpunkt dafür da wäre, auch für die Schweiz. Man darf es unbesorgt jedermann anempfehlen, mit allen Kräften und mit allen legalen Mitteln für die Abrüstung einzutreten.

Mit allen legalen Mitteln — aber auch mit illegalen Mitteln? Das ist natürlich wieder eine ganz andere Frage. Wenn einmal das Gesetz den Militärdienst zur Pflicht macht, darf dann diese

Pflicht verweigert werden? Erscheint es als sittlich richtig, den Militarismus in solcher Weise, unter Missachtung des geltenden Gesetzes zu sabotieren? Ich habe vorhin schon gesagt, dass man es mit der bindenden Kraft des Gesetzes sehr ernst zu nehmen hat, zumal da, wo es sich nicht nur um kleine Polizeiverordnungen, sondern um ernste Dinge handelt. Da ist der Ungehorsam gegen ein Gesetz ein Schritt auf eine abschüssige Bahn und kann auf die schlimmste Weise Schule machen. Aber es kann sein, dass ein schwieriger Pfad an einem abschüssigen Hang entlang immer noch einem Abgrund auf der andern Seite vorzuziehen ist.

Wenn jemand die bestimmte Ueberzeugung hat, seine Dienstverweigerung sei ein geeignetes Mittel, die Abrüstung herbeiführen zu helfen, dann kann für ihn ein Pflichtenkonflikt entstehen. Der Pflicht, dem Gesetze zu gehorchen, die — so bedeutungsvoll sie ist — doch nicht in dem Sinne absolut ist, dass es keine höheren Pflichten mehr geben könnte, tritt die Pflicht gegenüber, der Abrüstung zu dienen.

Wer hilft uns, diesen Pflichtenkonflikt entscheiden? Ich glaube, dass für jeden nur d a s e i g e n e G e w i s s e n diese Entscheidung fällen kann. Es liegt mir ferne, diesem Entscheid durch das eigene Gewissen vorgreifen zu wollen, ja, ich muss bekennen, dass ich selbst gar nicht recht weiss, wie ich mich persönlich entscheiden würde. Dazu müsste ich erst selbst das Problem praktisch zu lösen haben.

Immerhin will ich versuchen zu helfen, diese Gewissensentscheidung vorzubereiten.

Ich habe schon gesagt, die Voraussetzung für die Dienstverweigerung sei, dass jemand glaube, sie sei ein bedeutsames Mittel sei, der Abrüstung zu dienen, dass seine Tat, sein Beispiel Eindruck machen könne, wenn auch in einem noch so bescheidenen Umkreis.

Ich bemerke nebenbei, dass für die meisten diese Voraussetzung fehlt, weil sie meinen, dass das Verhalten einiger Einzelner ausser stande sei, die ganze Einrichtung des Militärwesens zu erschüttern. Für die meisten besteht daher jener Pflichtenkonflikt nicht.

Wer aber vor diesem Konflikt steht, der muss sich nun fragen, ob er der richtige Mann ist, um ein solches Beispiel zu geben. Nicht jeder ist zum Reformator berufen. „Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang", heisst es da mit Frundbergs Wort an Martin Luther. Da muss man die Kraft in sich haben, den Weg auch zu Ende zu gehen und für eine grosse Sache viel zu leiden.

Kein Vorwurf darf den treffen, der findet, er sei nicht der richtige Mann dafür, seine Rolle im Leben sei eine andere. Es ist von Bedeutung, sich zu fragen, ob man sich durch den Konflikt mit dem Gesetz, in den man sich durch die Dienstverweigerung begibt,

nicht näherliegenden Pflichten entzieht. Es ist nicht aus der Luft gegriffen, wenn man sagt, dass jeder Mensch in sittlicher Hinsicht seinen besondern Beruf, seine besondere Aufgabe hat, die zu erfüllen er vor allem berufen ist. Darum muss man sich fragen, ob man sich nicht einer Aufgabe entzieht, die einem persönlich in besonderer, allem andern zuvorgehender Weise aufgetragen ist, indem man dem Gesetz durch die Militärdienstverweigerung den Fehdehandschuh hinwirft.

Endlich muss jeder die Reinheit seiner Motive aufs sorgfältigste prüfen. Ist es am Ende nicht doch Trägheit, oder — was noch leichter in Betracht kommt — Eitelkeit, die insgeheim zur Dienstverweigerung treibt?

Nur der, dem nach alledem, nach allergründlichster Selbstprüfung das Gewissen doch sagt: „Du bist der Mann, du m u s s t um der grossen Sache willen, um die es geht, mit einem: Ich kann nicht anders! die Verletzung des Gesetzes auf dich nehmen", ist dazu sittlich berechtigt. Dem kann, glaube ich, keine Morallehre der Welt einen Vorwurf machen, dass er sich dem Spruch und Gebot seines Gewissens fügt. Denn letztlich muss in solchen ernsthaften und tatsächlichen Gewissenskonflikten für jeden das entscheiden, was seine eigene Natur in ihm, oder religiös ausgedrückt, was Gott in ihm sagt.

Wie aber hat sich nun die Rechtsordnung einem solchen Gesetzesübertreter gegenüber zu verhalten? Die Rechtsordnung und ihre offiziellen Vertreter sind da in einer äusserst schwierigen Lage. Aber daran, dass sie in diese Lage geraten sind, ist, wie mir scheint, der Gesetzgeber selbst schuld. Denn er sollte nicht gebieten, was gegen das Gewissen geht. Er müsste vermeiden, jemanden zwingen zu wollen, etwas zu tun, was gegen sein Gewissen geht. Es wird ein Ruhmestitel der Engländer bleiben, dass sie das nicht einmal während des grossen Krieges ganz ausser Augen gelassen haben, sondern bei der Einführung der allgemeinen Dienstpflicht im Gesetz für die conscientious objectors eine Ausnahmebestimmung vorsahen, wie immer diese Ausnahmebestimmung dann in der Praxis auch angewendet worden sein mag.

Aber hört denn bei der Möglichkeit der Verschiedenheit des Gewissens der Einzelnen nicht jede straffe Ordnung des Lebens auf, wenn man dem Gewissen in solchen Fällen letztlich doch das Recht einräumt, sich der Unterordnung unter das Gesetz zu entziehen? Bedeutet das nicht Aufhebung der Rechtssicherheit, Anarchie? Muss sich der Gesetzgeber nicht doch zur Ruhe setzen, wenn schliesslich jedermann kommen und erklären kann: „Was du gebietest, geht gegen mein Gewissen, also bin ich von deinem Gebot ausgenommen"?

Indessen ist diese Befürchtung unbegründet. Es kommt doch

ausserordentlich selten vor, dass jemand die Gebote der Rechtsordnung mit Berufung auf sein Gewissen übertritt. Mir ist aus meiner persönlichen Erfahrung als Richter nur ein Fall bekannt, der eines Pfarrers, der sich weigerte, seine gesetzliche Zeugenpflicht zu erfüllen, weil das Gewissen ihm verbot, über etwas Auskunft zu geben, was ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut worden war, und dem das Gericht dann eine minime Geldstrafe unter Zubilligung des bedingten Straferlasses auferlegte.

Wie aber steht es mit anarchistischen Attentaten? Werden nicht auch sie von den Tätern als Gewissenspflicht empfunden? Ich will nicht leugnen, dass das der Fall sein k a n n. Aber es liegt dann eine Gewissensverirrung vor; das Gewissen ist eben, wie schon oben gesagt, nicht unfehlbar. Die Tat eines subjektiv überzeugten, dabei aber irrenden Gewissens zu strafen, ist freilich auch eine Härte gegen den Täter, aber es ist doch eine sittlich gerechtfertigte Härte; die Unterlassung der Strafe wäre eine noch grössere Härte gegenüber den andern Menschen. Denn die Respektierung des Gewissens des Terroristen wäre die Preisgabe des Lebens derer, die seinen Attentaten zum Opfer fallen. Die Bestrafung des seinem eigenen, aber, wie wir meinen, missleiteten Gewissen folgenden Terroristen ist also eine unentbehrliche Schutzmassnahme.

. Liegt der Fall aber beim Dienstverweigerer nicht ähnlich? Offensichtlich nicht. Der Dienstverweigerer ist keine Gefahr für Leib und Leben seiner Mitmenschen. Als conscientious objector ist er für den Gesetzgeber, der die allgemeine Wehrpflicht durchführen möchte, ein Andersdenkender, dem man sehr wohl die Konzession machen kann, ihn von der Verpflichtung zum Militärdienst zu befreien. Ist die Aufrechterhaltung einer Militärmacht nach der Auffassung der überwiegenden Mehrheit der Volksgenossen sittlich geboten, so wird sie nicht dadurch in Frage gestellt werden, dass man darauf verzichtet, vereinzelte Dissentienten, die den Militärdienst für etwas Unsittliches ansehen, zu Handlungen zu zwingen, die gegen ihr Gewissen gehen.

Würde aber der Standpunkt der Dienstverweigerer ein allgemeiner, so wäre er damit der souveräne Volkswille und würde Gesetz.

Ganz besonders ist auch noch zu beachten, dass es sich bei der Anwendung staatlichen Zwanges gegen die Antimilitaristen um einen Zwang zu positivem Tun handelt, beim Zwang gegen terroristische Anarchie aber um einen Zwang zu einer Unterlassung. Es ist viel schlimmer, zu einer positiven Tat genötigt zu werden, die man für schlecht hält, als durch die Drohung mit Zwang von einer Tat zurückgehalten zu werden, die man für gut hält.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, dass der Staat, auch wenn er die Aufstellung eines Heeres für richtig findet, doch niemanden

gegen sein Gewissen zur Leistung von Militärdienst zu zwingen suchen sollte.

Hält hingegen der Staat den Befehl zur Leistung von Militärdienst doch denen gegenüber aufrecht, die den Militärdienst mit ihrem Gewissen unvereinbar finden, so wird er nur konsequent handeln, wenn er den Ungehorsam gegen seinen Befehl straft.

Er fügt dann aber seinem ersten Fehler, der Nicht-Rücksichtnahme auf das Gewissen der Dienstverweigerer, einen zweiten Fehler hinzu, wenn er ihren Ungehorsam nicht nur mit einer Strafe, sondern auch noch mit einer entehrenden Strafe, mit dem Entzug der bürgerlichen Ehrenrechte belegt. Er degradiert damit geradezu diese Ehrenrechte selbst, denn eine Ehre, die dem entzogen wird, der nach seinem Gewissen gehandelt hat, kann nicht viel wert sein. Ehrenfolgen sollten, wenn überhaupt, nur gegen wirkliche Schurken zur Anwendung kommen, und besonders dann, wenn keine sehr langen Freiheitsstrafen verhängt werden können, z. B. in gewissen Fällen von Kriegswucher.

Ich fasse zusammen: Das sittliche Streben geht auf Erkenntnis des höchsten Ziels, das wir bestimmungsgemäss zu erreichen vermögen und dessen Errreichung uns den vollen Frieden, die wahre Beglückung gewährt. Dies Ziel ist uns, was es sonst auch immer bedeuten mag, jedenfalls kein individueller Zustand, sondern ein gemeinsames Glück, das Weltheil. Der Gedanke ist nicht abzulehnen, dass das Kulturleben, so wie es sich geschichtlich entwickelt, sittlichen Wert habe. Daher muss uns die diesem Leben unentbehrliche äussere positive Ordnung, das Rechtsgesetz, in hohem Masse respektwürdig sein. Aber das positive Recht mag dann und wann eine ihrem Inhalt nach so verkehrte Bestimmung treffen, dass Rebellion zur Pflicht wird. Ob dies für die Bestimmung, die den Bürger zur Leistung von Heeresdienst nötigt, zutrifft, ist eine schwer zu beantwortende Frage. Da entgegen dem grundfalschen Satz: Si vis pacem para bellum, alle Heeresorganisation den Krieg fördert und der Krieg offensichtlich unsittlich ist, sollte jedermann mit allen legalen Mitteln auf Abrüstung hinwirken. Damit ist noch nicht gesagt, dass, wenn einmal das staatliche Gesetz den Heeresdienst gebietet, Ungehorsam gegenüber einem solchen inhaltlich unrichtigen Gesetz von der Sittlichkeit gefordert werde. Vielmehr entsteht hier ein Pflichtenkonflikt, dessen Lösung von vielen besondern Umständen abhängt und nur von einem jeden nach ernstester Gewissensprüfung für sich selbst getroffen werden kann. Der Gesetzgeber denkt über die sittliche Qualität des Militärdienstes anders als wir, aber auch von seinem Standpunkt aus wäre Toleranz gegenüber einem, der aus Gewissensgründen den Dienst verweigert, angemessen. Will er indessen sich auf keine Konzession einlassen, keine Ausnahmen von der Verpflichtung zur Leistung des Militärdienstes

machen und jeden Dienstverweigerer strafen, so dürfte er doch niemals gegen den Dienstverweigerer aus Gewissensgründen zu Ehrenstrafen greifen. Den Dienstverweigerer, um den es sich da handelt, wird auch die Ehrenstrafe nicht schrecken. Toute personne d'honneur choisit plutôt de perdre son honneur que de perdre sa conscience. Dies Wort von Montaigne wird immer Geltung behalten. Wie aber soll man von dem denken, der jemanden in die Lage bringt, zwischen seiner Ehre und seinem Gewissen zu wählen?

A. Baumgarten-von Salis.

Gebet oder Arbeit?

I. Ich kann nicht beten.

So geht die Legende von St. Bernhard:

„Auf eine Zeit, da Sankt Bernhard ritt auf einem Pferd, so kam zu ihm ein Landmann, der mit ihm auf dem Weg ging. Und da sie unter einander redeten, so gefiel es, dass Sankt Bernhard dem Manne klaget von der Unstandhaftigkeit des Herzens an dem Gebete. Da dies der Landmann höret, so verachtet er Sankt Bernhard und sprach, dass er ein gar standhaftig Herz hätte an seinem Gebete. Um dass Sankt Bernhard ihn verwinnen und von seinem Frevel bekehren wollte, so sprach er: ‚Scheide dich von mir ein wenig und geh und sprich ein Paternoster mit aller Innigkeit als du magst. Und magst du das Paternoster sagen sonder einigen anderen Gedanken deines Herzens, so will ich dir sonder Zweifel von Stund an das Pferd geben, das ich aufsitze. Also gelobe mir bei deiner Treuen, dass du mir wollest sagen, ob du darzwischen anders nicht eingedenkest.‘ Da ward der Landmann fröhlich, als ob er das Pferd schon gewonnen hätte, und er ging auf die Seite, und er vergattert sich selber in seinem Herzen und begannet sein Paternoster. Aber eh' er mitten inne war in dem Paternoster, so kam ihm in seinem Herzen der Gedanken, ob er den Sattel mit dem Pferd haben sölle. Und da er dies merket, so ging er zu Sankt Bernhard und saget ihm, was er gedacht hatte in seinem Herzen. Und er vermass sich selber so freventlich nicht mehr.“ —

Dank dir, lieber Sankt Bernhard, dass du so offen sagst, dass du auch nicht standhaft sein kannst beim Beten, dass auch deine Gedanken wandern gehen auf allen möglichen Wegen, auch wenn die Lippen vielleicht fortfahren, Gebetsworte zu murmeln! Wem sprichst du nicht aus dem Herzen; wer von denen, die in einer Hausandacht und Gebet pflegenden Familie aufwuchsen, hat nicht als Kind schon oft genug aus der Andacht nur das schlechte Gewissen mitgenommen, nicht recht aufgepasst zu haben! Wer musste

sich nicht schon gestehen: ich kann nicht beten, nicht recht beten! Was dagegen tun, wie ähnliches unsern Kindern ersparen, wie vielleicht verhüten, dass ihnen das Beten zum Gerassel einer leerlaufenden Mühle wird, die sie zum alten Gerümpel werfen, sobald sie können?

Zuerst wohl einmal: wenn ihr betet, so machet nicht viele Worte wie die Heiden. Machen wir es uns auch nicht bequem mit festgelegten Wendungen und so leicht nur noch mechanisch wiederholten „Gebeten", Sprüchen und Versen, möglichst nicht einmal zu Tisch.

Wie herrlich kurz sind die Bitten des Vaterunser, von denen jede einzelne für sich trotzdem ein ganzes Gebet von weitestem Umfang und reichstem Inhalt ist.

Und dann keinen Graben zwischen Gebet und Tageslauf. Sonst springen unsere Gedanken doch über ihn hinüber, wie die jenes Landmannes von seinem Paternoster zu Sankt Bernhards Pferd.

Lieber im Gebet gleich beim Werk und Wohl und Weh des Tages ansetzen, den Tag ins Gebet hineinstellen.

Oder sollte gar unser Beten im ganzen Tageslauf und -werk drinnen stehen, sollte Gebet ohne Worte unser ganzes Tun begleiten und das Beten nur da und dort, am Morgen oder Abend oder bei Tisch vielleicht, in wenigen Worten laut werden?

Keine Angst, dass es im Alltag stecken bleibt, so es nur rechtes Beten ist. Denn dann dehnen es Hoffen und Glauben, Lieben und Kämpfen, Sorgen und Freuden unwiderstehlich aus der Nähe in alle Fernen, aus der Tiefe in alle Höhen, von der Erde zu allen Himmeln, aus der Zeit in die Ewigkeit aus.

II. Ich mag nicht beten.

Als Christofferus noch Heide war, ging er auf die Suche nach dem grössten Herrn. Nachdem er einem König gedient und gemerkt hatte, dass der sich vor dem Teufel fürchtete, diente er diesem. Er verliess ihn jedoch wieder, um Jesum Christum zu suchen, als er inne ward, dass der Teufel vor Jesus Angst hatte. Da kam er zu einem Einsiedler, der unterwies ihn, wie Jesus der grösste König sei. Also sprach der Einsiedler zu Christofferus nach der Legende:

„Wer reiniglich und tugendlich lebet, dem tut er seine Gnad. Darum sollst du gerne fasten und wachen durch seinen Willen. Mit dem Dienst gefällst du dem König wohl.' Da sprach Christofferus: ‚Ich mag weder wachen, beten noch fasten.' Da sprach der Einsiedel: ‚Dein Gott begehret, dass du viel betest.' Da sprach Christofferus: ‚Ich mag nicht beten. Weis mich an ein anders, dass ich ihm dien.' Da sprach der Einsiedel: ‚Da steht ein Wasser, da ist weder

Brücke noch Steg über. Willst du die Menschen darüber tragen durch Gottes Willen, so gefällst du deinem Herrn mit dem Dienst wohl. Denn du bist lang und stark und magst es wohl tun.' Da saget Christofferus: ‚Das will ich alles gern tun durch Gott'."

Dank auch dir, braver Einsiedel, für dein weites und praktisches Verständnis dafür, dass Christofferus Gott mit der natürlichen Kraft seines zwölf Ellen langen Leibes dienen musste.

Jene heiligen Männer Indiens, die ihre Tage restlos im Gebet hinbringen und sich allen natürlichen Werkes enthalten, spüren auch ganz richtig, dass wir ständig im Gebet bleiben sollten, aber sie meinen Gebet und Arbeit schlössen einander aus.

Erstaunlich ist das ja nicht, denn wieviel Arbeit, bei uns sicherlich noch mehr als in Indien, schliesst nicht das Beten, auch das Beten ohne Worte, tatsächlich aus, wo nicht geradezu durch gröbere oder feinere Unmoralität, so doch durch ihr Hetzen und Jagen.

Aber in Wahrheit sind Gebet und Arbeit nicht Gegensätze. Bete und arbeite, arbeite und bete, das ist Gottes Antwort auf die Frage: Gebet oder Arbeit?

Es kann kein Zweifel sein, dass die vollkommene Rationalisierung und die wahrhafte Sozialisierung unserer Wirtschaft voraussetzen, dass alle unsere Arbeit Gottesdienst sein kann und ist. Vollkommen rationell werden wir erst arbeiten, wenn auch des bescheidensten Arbeitenden Arbeit ein Teilnehmen ist an der göttlichen Schöpferfreude, die rein sach- und zweckgemäss ihr Werk seiner schönsten Vollendung zuzuführen sucht, ohne auch nur einen Gedanken der „Aufmachung", der Konkurrenzierung der andern, dem Profit opfern zu müssen. Wahrhaft sozialisiert ist unsere Wirtschaft erst, wenn ihre Produkte keinem schaden, sondern ihr Ertrag allen Menschen als der ganzen grossen Familie der Kinder Gottes brüderlich frommt und zugute kommt. Was tut's, wenn die Vollendung in der Unendlichkeit wohnt, so nur durch unsere Beschränktheit hindurch ein Weg dorthin sich bahnt. —

Unsere Arbeit schreit also nach Gebet und unser Beten kann keine Mauer dulden zwischen sich und unserer Arbeit. Aber bequem und „ohne weitern Belang" ist das nicht!

Anerkennen wir die Macht des Gebetes? — dann müssen wir wissen: sie bedeutet wahrhaft eine völlige materielle Umwälzung.

So gut wie die Sucher einer neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung lernen müssen, dass es keinen stärkern Hebel der Revolution gibt, als das wahrhafte Gebet.

So helf uns Gott zu beten und zu arbeiten, zu arbeiten und zu beten.

A. Bietenholz-Gerhard.

Bauer und Sozialismus.[1])

Zu den ganz grossen Aufgaben, die auf dem Wege in eine bessere Zukunft stehen, gehört ein neues Verhältnis zwischen Bauer und Sozialismus, oder, wie man die Frage etwas verengernd auch sagen kann, zwischen Bauer und Arbeiter. Wir werden ohne eine richtige Lösung dieser Aufgabe keine wirkliche neue Volksgemeinschaft bekommen. Der Sozialismus kann nicht zu seinem Ziele gelangen, sich nicht zu einer umfassenden Volkssache auswachsen, wenn er nicht auch das Bauerntum erobert, und zwar von innen her; denn dies von aussen her zu tun, etwa durch irgend eine Form von Gewalt, wird wohl niemand mehr Lust haben. Aber auch für den Bauer selbst gibt es zuletzt sicher keinen andern Weg als diesen; jeder andere endigt in einer unheilvollen Sackgasse.

Der Zweck dieser Ausführungen ist bloss, wieder einmal auf diese mächtige Aufgabe hinzuweisen und zwar natürlich bloss auf die Weise, die dem Schreibenden zur Verfügung steht. Das bedeutet besonders, dass er sich in die ökonomischen Einzelfragen, die das grosse Problem einschliesst, nicht einlassen kann. Denn trotzdem das Bauerntum ihm durch Abstammung, Beruf und Lebenserfahrung wohl bekannt ist, traut er sich über jene rein ökonomischen Einzelfragen kein Urteil zu, für das er irgend eine Kompetenz in Anspruch nehmen dürfte. Aber die Frage hat ja mancherlei Seiten. Auch will er, wie an dieser Stelle meistens, weniger fertige Meinungen aussprechen, als zu einer möglichst tiefen, freien und grossgesinnten Art von Betrachtung der Dinge anregen.

1. Wie sind Bauer und Sozialismus auseinandergekommen?

Die erste der Unterfragen, die sich aufdrängt, ist wohl, wie denn Bauer und Sozialismus (oder Bauer und Arbeiter) auseinandergekommen, oder vielleicht, warum sie, bei uns wenigstens, überhaupt nicht zusammen gekommen sind. Das ist eine tragische Geschichte, ein nicht unwichtiges Stück der Tragik, mit welcher, wie fast jede grosse Bewegung (wenn nicht jede überhaupt!) auch der Sozialismus behaftet ist. Es ist eine grosse, und so viel ich sehe, noch ziemlich im Dunkel liegende Geschichte. Sie wird wohl in den

[1]) Dieser für das Februarheft bestimmte Aufsatz deckt sich in Einigem mit Ausführungen von Emil Fuchs in seinem letzten „Zur Weltlage“. Diese ganz von selbst gewordene Uebereinstimmung mag durch einige Wiederholungen ruhig zum Ausdruck kommen.

nächsten Jahrzehnten Viele beschäftigen, ich selbst wage nur ein paar Andeutungen.

An sich war gar kein Grund vorhanden, dass Bauer und Sozialismus (oder Bauer und Arbeiter) sich nicht zu gemeinsamem Kampf begegneten oder dass sie gar in scharfen Gegensatz zu einander gerieten. Der Kampf gegen den Kapitalismus hätte von ihnen gemeinsam geführt werden können. Woher denn die Fremdheit, ja Feindschaft?

Auf seiten des B a u e r n wird man eine Hauptursache zunächst wohl darin suchen dürfen, dass der Bauer in Mittel- und Osteuropa (in Russland lag die Sache bekanntlich anders) schon emanzipiert und zu einer gewissen Befriedigung, wenn auch nicht gerade Sättigung gelangt war, als der neue „Stand", das i n d u s t r i e l l e Proletariat (das ja der Vertreter und Vorkämpfer alles Proletariates überhaupt ist) seine Forderungen anmeldete und in die Höhe zu drängen begann. Dem Bauer hatte die französische Revolution entweder sofort oder doch in ihren allmählichen Auswirkungen die wichtigsten seiner alten Wünsche und Forderungen verwirklicht und die schwersten seiner alten Klagen gestillt. Und nun ist es offenbar etwas wie ein Gesetz, dass der, welcher erst vor kurzem selbst den Platz erreicht hat, den er erstrebte, diesen mit Eifersucht betont und gegen den, der vielleicht von weiter unten nachdrängt, Distanz zu wahren sucht. Auf alle Fälle war bei diesen schon befreiten Bauern nicht mehr jener revolutionäre Elan vorhanden, der, wie einst das unterdrückte Bauerntum, so nun das neue Proletariat erfüllte, soweit es wenigstens vom Sozialismus ergriffen war. Dieser bedeutete für den Bauer nicht das Freiheitsevangelium, das er für den Arbeiter war. Dazu gesellte sich noch der Umstand, dass ein grosser Teil des Bauerntums, wenigstens in der Schweiz, sich der durch den Liberalismus und die bürgerliche Demokratie vertretenen Freiheitsbewegung angeschlossen hatte und im Stolz über deren Erfolg die Notwendigkeit eines w e i t e r e n Kampfes nicht empfand.

Trotzdem — es waren noch genug Ansatzpunkte für den Sozialismus vorhanden. Wenn sie nicht benützt wurden, dann war die Schuld sicher auch beim S o z i a l i s m u s. Und sie liegt denn auch klar zutage. Der Sozialismus trat immer stärker in einer Form auf, worin er dem Bauern nichts bieten konnte, ja ihn abstossen musste. Es fehlte ihm, da er eben nicht aus dem Bauerntum hervorging, von Anfang an, wenigstens im Grossen gesehen, an einem Bauernprogramm; es war nicht Not und Hoffnung des Bauern, was ihn stark bewegte. Dann wurde der Sozialismus nach und nach Marxismus und das bedeutet: einseitiger Industriesozialismus. Denn Karl Marx, ein typischer Stadtmensch, hatte die Eindrücke, die ihn bestimmten, fast ausschliesslich aus dem Anblick der Indu-

strie gewonnen. Das würde schon ein Blick in seine Schriften, besonders auch sein Hauptwerk, beweisen, das beweist vor allem seine Wert- und Mehrwerttheorie und seine ganze Konstruktion der kommenden Entwicklung. Besonders verhängnisvoll wurde, dass er sein Schema von der sich mit Notwendigkeit vollziehenden Aufsaugung des Kleinbetriebes durch den Grossbetrieb und seine Bevorzugung des letzteren auch auf die Landwirtschaft ausdehnte und damit bei seinen Anhängern die Meinung erzeugte, die gleiche dialektische Entwicklung, die über die Konzentration des Kapitals und Betriebes in wenigen Händen zum Sozialismus führe, werde dies von selbst auch in der Landwirtschaft tun, oder, wie man es sich in etwas abgeschwächter Form dachte, der Sieg des Sozialismus in der Industrie werde die Landwirtschaft ohne weiteres mitnehmen, da müsse man sich weiter nicht viel Gedanken machen. Wenn bei uns die Grütlianer hierin anders dachten, so vermochten sie doch diese Entwicklung nicht zu ändern. Ein genialer Mann wie Stephan Gschwind blieb allzu vereinzelt. Jetzt denkt man ja, zum Teil infolge des Buches von David über „Sozialismus und Landwirtschaft", zum Teil durch die Erfahrung selbst belehrt, anders, aber nun ist es vorläufig zu spät.

Nachdem auf diese Weise Sozialismus und Bauerntum sich einmal verfehlt hatten, wurde aus allerlei Gründen die Entfremdung immer grösser. Der Bauer bekam einen falschen Begriff vom Sozialismus. Er befürchtete von ihm seine Enteignung, seine Herabsetzung vom freien Mann zum Staatspächter. Er hörte nun auf die, welche den Sozialismus mit Materialismus, Atheismus, Aufhebung von Ehe und Familie, dem blossen Umsturz alles Bestehenden zusammenbrachten. Der Sozialismus schien ihm alles zu nehmen, was ihm teuer und heilig war und nichts dafür zu geben. Dann wurde der Gegensatz konkreter. Der Bauer wünschte höhere Preise für die Erzeugnisse der Landwirtschaft und hatte dazu ein grosses Recht, aber da stand ihm ausgerechnet der Arbeiter entgegen, der, von seinem Standpunkt aus ebenfalls mit gutem Grund, möglichst niedrige Preise der Lebensmittel verlangte. In der verschiedenen Zollpolitik, die daraus entsprang, spitzte sich der Gegensatz zu. Der Bauer, auch der kleine, geriet dadurch unter eine Führung, die dem Sozialismus so feindlich als nur irgend jemand gegenüber stand, des Grossagrariertums in Deutschland und anderswo, einer mit dem „Freisinn" verbündeten, in gewissem Sinne doch kapitalistisch orientierten Bauernpolitik bei uns. Anders gesagt: das Bauerntum verbündete sich gegen die Arbeiterschaft mit dem Bürgertum und wurde dessen stärkste Stütze. Die Arbeiterschaft aber, dadurch nun wieder ihrerseits gereizt, wendete sich zornig, oft einseitig und ungerecht, weil ohne richtiges Verständnis für die Lage des Bauerntums, gegen dessen Ansprüche. Tragischerweise verschärfte gerade

der Krieg — durch die Lebensmittelnot der Städte und den Gewinn, den der Bauer daraus zog oder zu ziehen schien — diesen Gegensatz noch, statt ihn aufzuheben.

Zu diesen politischen und wirtschaftlichen Faktoren gesellten sich noch solche von mehr „psychologischer“ Art. Zwischen Bauer und Arbeiter bestehen gewisse naturgemässe Unterschiede. Der Bauer ist infolge seiner Gebundenheit an Mächte, die sich der Herrschaft des Menschen entziehen und infolge auch der grösseren Ruhe und Gleichmässigkeit seines Tuns von Natur mehr konservativ und der Arbeiter infolge der entgegengesetzten Einflüsse, unter denen er steht, von Natur mehr revolutionär. Der Bauer hängt darum mehr an alter, heiliger Sitte, während der Arbeiter oft gerade aus Opposition gegen dieses Wesen leicht zu einem gewissen Radikalismus neigt. Der Bauer muss sparsam, bedürfnislos und solid leben — seine Arbeit und wirtschaftliche Lage, wie die Sitte nötigen ihn dazu — da kommt ihm denn der Arbeiter, dem das Geld leichter aus den Händen geht und dessen Leben sich weniger in die Regeln guter alter Sitte fügt, locker und unsolid vor. Die wirtschaftliche Lage, womit gewisse sittliche Mängel des Arbeitervolkes zusammenhängen, sieht er nicht, bedenkt er nicht; er urteilt rein moralisierend und wird dadurch leicht selbstgerecht, worin ihn dann seine Demagogen bestärken. Die Forderungen des Arbeiters, die auf grösseren Lohn und kleinere Arbeitszeit gerichtet sind, kommen ihm unter diesen Umständen als blosse Begehrlichkeit und Arbeitsscheu vor. Er vergleicht den vierzehnstündigen bis sechszehn- oder achtzehnstündigen Arbeitstag, den er dann und wann im Hochsommer hat und der immerhin ein *freier* Arbeitstag mit seinen natürlichen Unterbrechungen und Abwechslungen bleibt, mit dem regelmässigen und sich immer mehr taylorisierenden, neunstündigen oder achtstündigen des Arbeiters, bedenkt nicht dessen oft so weiten Weg zur Arbeitsstätte und verhärtet sich gegen ihn. Das Arbeitereinkommen schätzt er leicht zu hoch ein, vergessend, oder nicht genügend einschätzend, was der Arbeiter für Wohnung und Essen ausgeben muss, da er selbst meist im eigenen Hause wohnt und einen Teil seiner Lebensmittel vom eigenen Grund und Boden bezieht. Er sieht, wie die ländlichen Arbeitskräfte in die Stadt oder doch in die Fabrik ziehen und schliesst daraus allzurasch, dass man es dort offenbar besser habe als er. Die Seelenlosigkeit und Sklaverei, den Staub und Lärm der Fabrikarbeit, das Wohnungselend, die Naturferne, die Unsicherheit der Existenz, die sich mit dem Arbeiterdasein verbinden, sieht er nicht oder nur von fern. Dagegen hört er von den infernalischen Plänen der roten Hetzer und Wühler — und greift zum Gewehr oder Säbel, um „Ordnung zu schaffen“!

So sind Bauer und Sozialismus statt zueinander auseinander-

gekommen, zu ihrem gegenseitigen schwersten Schaden und zum schwersten Schaden der Volksgemeinschaft. Die Tragik dieser Tatsache ist umso grösser, als durch viele Jahrhunderte der Bauer selbst das Proletariat bildete und in langem, zum Teil furchtbarem Ringen, nicht zum wenigsten gegen die, welche jetzt oft seine Bundesgenossen gegen den Arbeiter sind, sich zu seiner Menschwerdung emporkämpfen musste.[1]) Es ist für den Kenner dieser Geschichte ein bedrückendes Schauspiel, wenn er sehen muss, dass dieser mühsam den Tiefen entstiegene Bauer kein Herz und kein Verständnis für den Arbeiter hat, der heute aus diesen Tiefen emporringt. Und steht ihm doch niemand innerlich so nahe wie der Arbeiter, während er den Andern bloss notwendiger Bundesgenosse ist, sie ihn im Grunde nur wenig achten und er selbst ihnen doch Tribut zahlen muss, weil auch über ihn der Kapitalismus herrscht.

2. Wie Bauer und Sozialismus zusammenkommen können.

Können sie wieder zusammenkommen und wie?

Dass sie es können, daran ist nicht zu zweifeln. Bauer und Arbeiter sind Brüder. Dessen, was sie verbindet, ist sehr viel mehr als dessen, was sie trennt oder wenigstens zu trennen scheint. Gerade weil sie Brüder sind, übersehen sie ob dem Trennenden so leicht das Einigende. Sie sind verbunden namentlich durch das gewaltige Element der Arbeit, und zwar der harten Arbeit des Körpers, der Hand und des Fusses; sie sind verbunden durch das ebenso gewaltige Element der Not, des schweren Ringens mit Druck und Härte des Lebens; sie sind verbunden durch das nicht minder gewaltige Element der Volkstümlichkeit gegen das rein bürgerliche und intellektuelle Wesen. Sie sind auch durch die Abstammung verbunden; die Arbeiterschaft entspriesst grösstenteils dem Bauerntum, erneuert sich stets wieder aus ihm. Sie sind verbunden durch ihr wahres Interesse gegen das Kapital, das sie beide benützt und gegen einander hetzt, solange sie nicht merken, dass sie gegen dasselbe zusammengehören.

Und es ist durchaus nicht so, dass etwa das Bauerntum von Natur gegen den Sozialismus sein müsste. Gegen eine gewisse Art von Sozialismus wohl, aber nicht gegen den Sozialismus überhaupt. Der Bauer hängt gewiss zäh an der Scholle, als an seinem Eigentum. Er wird durch seine Arbeit an ihr mit der Scholle ja so innig verbunden, wie niemals der Arbeiter mit seiner Fabrik; er wird mit ihr sozusagen vermählt. Aber daneben, ja vielleicht, wenn man's tiefer bedenkt, gerade dadurch, wird das Bauerntum auch von sozialen Elementen erfüllt. Das gilt nicht nur von dem Bergbauer in Graubünden und anderwärts, wo die Alpen

[1]) Vergleiche darüber meinen Aufsatz über „Das Jahr 1525" in Nr. 9, 1925.

und Wälder und zwar grosse, dazu ebensogrosse Allmenden[1]) Gemeindeeigentum sind und wo das Vieh im Herbst, mancherorts auch im Frühling frei auf den Wiesen des Dorfes weidet,[2]) sondern gilt überall, wo echtes Bauerntum ist. Der Bauer kann nicht für sich allein leben, er muss sich mit dem Mitbauer verbunden fühlen, muss helfen und sich helfen lassen, muss mit dem Mitmenschen menschliche Beziehungen eingehen, die sich nicht in der „Regel der Barzahlung" (Carlyle) erschöpfen. Jedes echte Bauerndorf ist eine Genossenschaft, ein Element des Kommunismus (natürlich nicht im bolschewistischen Sinne) ist von den ältesten Zeiten an in allem Bauernwesen anzutreffen. Und es hat sich, wo es bodenständig, nicht künstlich gemacht war, stets als ein Segen erwiesen, während der reine wirtschaftliche Individualismus ihm zum Fluche wird. Dieses Element, bei uns stark zurückgetreten, kann, ja muss wieder hervortreten — es kann und muss wieder mehr Bauernsozialismus werden!

Aber wie denn kann der Sozialismus — ich sage nun in dem soeben angedeuteten Sinn: wieder zum Bauern und der Bauer wieder zum Sozialismus kommen?

Dafür müssen eine Reihe von Bedingungen erfüllt sein.

Einmal muss das Misstrauen des Bauern, dass der Sozialismus ihm seine Freiheit nehmen, ihn im günstigsten Fall zum Pächter seines Gutes machen wolle, gründlich beseitigt werden. Das will ja der Sozialismus wirklich und ehrlich nicht. Auch die Kommunisten nicht. Darum sollte es doch möglich sein, den Bauer in diesem Punkte zu beruhigen. Der Sozialismus will dem Bauer nicht seine Freiheit nehmen, sondern umgekehrt, sie grösser machen. Er will ihn nicht von seinem Grund und Boden vertreiben, sondern ihm diesen Grund und Boden sichern.

Er will den Bauer nicht belasten, sondern entlasten. Wenn er das Element des Sozialen, der Gemeinschaft im Bauerntum wieder stärker zur Geltung bringen will, wenn er das heilige Recht der Gemeinschaft gerade auf Grund und Boden betont, bewusst oder unbewusst im Sinne des Wortes, das auch in der Bibel des Bauern steht: „Das Land gehört dem Herrn", so soll das nicht zur Minderung, sondern zur Stärkung der Volksfreiheit und im besondern der Bauernfreiheit gereichen. Wir wünschen als Sozialisten ehrlich ein freieres und stolzeres, seines Lebens froheres, in seinem Bauernwesen glücklicheres Bauerntum.

Damit ist natürlich auch gesagt, dass man dem Bauern nicht mit einem zentralisierenden Staatssozialismus, überhaupt nicht mit mechanisierenden Ordnungen des Gemeinschaftslebens kommen

---

[1]) Gemeindeweiden.

[2]) Das ist die sogenannte Atzung.

darf. Die liegen ihm von Natur nicht. Dafür ist sein Leben zu sehr mit dem Organischen verbunden. Es erträgt noch viel schwerer als Industrie, Handel und Gewerbe eine Reglementierung und Schablonisierung. Der Bauer ist darum von Natur auch Gegner des Etatismus, und dies, trotzdem auch er nicht immer davor zurückschreckt, den Staat als ertragreichste seiner Milchkühe zu betrachten.

Es ist überhaupt klar, dass der Sozialismus, der zum Bauer kommen kann, und der Bauer zu ihm, auch von entsprechender Art sein muss. Er darf selbstverständlich nicht ein marxistisches Dogma sein. Er darf nicht Industriesozialismus, sondern muss Bauernsozialismus sein. Das bedeutet, er muss aus Not und Hoffnung des Bauern geboren, aus dem tiefsten, heiligsten Wesen des Bauerntums erwachsen sein. Er muss, mit andern Worten, jene umfassende Sache sein, als die er überhaupt verstanden werden sollte, ein neuer Lebenssinn, eine neue Orientierung des Zusammenlebens, ein neues Verständnis vor allem für den Menschen und die Gemeinschaft.[1])

Aber der Sozialismus muss noch anderes ablegen, wenn er zum Bauer kommen soll. Er muss alles ablegen, was Antastung und Zerstörung des Heiligen ist. Mit Materialismus — ich meine natürlich den der Weltanschauung, die Leugnung von Geist und Seele — mit Freigeisterei und Libertinismus wird man beim Bauer schlecht ankommen. Ueberhaupt sollte der Sozialismus gerade dem Bauer nicht als Zerstörung, sondern als Schöpfung erscheinen. Er sollte ihn, wie als neuer Freiheitsweg, so auch als Erlösung von der Allmacht des Geldes und als Kampf für den Menschen gegen die Mächte der Entmenschung, als Wiederhersteller und Erneuerer des Heiligen begrüssen können.

In dem Masse als diese Bedingungen erfüllt sind, öffnet sich der Weg zum Bauern. Und zwar gerade auch in der Schweiz.

---

[1]) In einigen Besprechungen der Schrift von Tscharner über „Bauernsozialismus" wird dieser Ausdruck als für das, was Tscharner meine, nicht passend abgelehnt. Den Sozialismus möchten sie, wie viele andere, mit dem Marxismus identifizieren und natürlich noch dazu mit einem recht oberflächlich und ungünstig verstandenen Marxismus. Das ist eine Tendenz sowohl gewisser evangelischer Christen, als auch des Ultramontanismus und der Freigeldleute. Die letzteren treiben gelegentlich die Absurdität so weit, dass sie ausgerechnet die Religiös-Sozialen als Ultramarxisten bezeichnen. Nun, wenn man nicht skrupulös ist, kann man schliesslich aus allem alles machen — das ist die Kunst der Alchemie! Es ist ja im übrigen klar: durch diese Identifikation mit dem Marxismus soll der Sozialismus herabgesetzt werden. (Das mögen sich unsere „Marxisten" merken!) Nur sollte man Eins nicht tun: sich als den Klaren und Orientierten und die andern als die Unklaren und Unwissenden hinstellen. Wer behauptet, der Sozialismus sei identisch mit dem Marxismus, der versteht von Sozialismus so viel wie der, der behauptet, das Christentum sei identisch etwa mit dem Jesuitismus. Ein bischen weniger hochfahrend sein, meine Herren, und ein bischen mehr studieren!

Ich möchte hier auf einen für diese Frage sehr wichtigen Umstand hinweisen, der mir erst durch meine vielen Vortragsfahrten überall in unserem Lande herum so ganz klar geworden ist. Wir meinen wohl, die Schweiz sei wegen ihres kleinbürgerlichen und bäuerlichen Charakters für den Sozialismus ein besonders ungünstiger Boden. Das mag auch in mancher Beziehung der Fall sein. Aber es bestehen gerade bei uns auch Verhältnisse, die für ihn sehr günstig sind. Einmal sind ein grosser Teil unserer Arbeiter zugleich Bauern. Das gilt besonders von der Heimarbeiterschaft, die bei uns eine so grosse Rolle spielt. Das gilt aber auch von jenen Arbeitern, die, wenn sie aus der Fabrik heimkehren, noch daheim in der Landwirtschaft helfen. Es ist nämlich zu bedenken, dass unsere Arbeiterschaft mindestens zur Hälfte, ich denke wohl, eher zu drei Fünfteln, wenn nicht gar zwei Dritteln, auf dem Dorfe und zum Teil mitten unter den Bauern wohnt. Das wäre nun eine wundervolle Gelegenheit, den Sozialismus zu den Bauern zu bringen. Das ist ein Weg, den man bei uns noch viel zu wenig bedacht hat. Diese Arbeiter müssen Sozialisten sein und den Bauern den Sozialismus vermitteln. Das ist der Weg, den die Natur der Dinge selbst uns so deutlich als möglich zeigt.

Freilich muss, wenn der Sozialismus auf diesem Wege in die Bauernschaft eindringen soll, noch eine Bedingung erfüllt sein: der Sozialismus, den der Arbeiter unter den Bauern wirksam vertreten soll, muss von entsprechender Art sein. Er darf nicht in wissenschaftlichen Formeln bestehen, die der Arbeiter selbst nur halb begreift, darf nicht bloss eine Doktrin zur Gewinnung politischer Macht darstellen, sondern muss Fleisch und Blut sein, muss eine grosse, menschliche Weite haben, muss eine reiche Fruchtbarkeit und Anwendbarkeit in sich tragen. Dieser Sozialismus muss, mit andern Worten, aus der wissenschaftlichen und parteipolitischen in die *menschliche* Sprache übersetzt und in *volkstümlichen* Losungen ausgeprägt sein. Er muss jene einfachen und fundamentalen Forderungen enthalten, die im Grunde ja auch sein eigenes Wesen am besten ausdrücken und denen Herz und Gewissen des grossen Volkes entgegenkommen. Er muss von Brot und Freiheit, von freiem Grund und freier Arbeit, von Alter und Jugend, Armut und Sorge, Glauben und Hoffnung, von Mensch und Seele, von rechtem Wohnen und rechtem Sichfreuen reden; er muss reden vom Kampf gegen Mammons- und Maschinenknechtschaft um die Würde der Menschen, von der neuen Demokratie, dem neuen Vaterland. Er muss anknüpfen an die Zehn Gebote und das Unservater, wie an Zwingli, Jeremias Gotthelf und Gottfried Keller und vor allem an Heinrich Pestalozzi. Er muss an Nikolaus von der Flüh und an das Rütli erinnern, auch an Morgarten, Sempach, Näfels, die Calven-Klause, aber im Sinne eines *neuen* Liedes. In dieser Gestalt, als

Erfüllung des Heiligen, wird er auch zum Bauerntum kommen, es zu segnen und zu verjüngen.

Dieser Sozialismus als politische, soziale und ethische, zuletzt auch religiöse, Volksbewegung wird die siegreiche Gestalt des Sozialismus sein.

3. Welche Aussicht hat ihr Zusammenkommen?

Besteht für dieses Zusammenkommen von Bauer und Sozialismus irgend welche Aussicht?

Eines ist freilich gewiss: es ist eine Aussicht nicht für heute und morgen, sondern für lange Sicht. Und der Weg ist schwer durch Dornen versperrt. Berge von Irrtum und Missverständnis liegen zwischen Bauer und Arbeiter. Es ist eine Sache, an die viel Mühsal, Kampf und Leid gesetzt werden muss. Glauben und Geduld sind nötig, Geduld des Glaubens und Geduld der Liebe; Liebe ist nötig, jene Liebe, von der Pestalozzi sagt, dass sie eine göttliche Kraft sei, wenn sie wahrhaftig sei und das Kreuz nicht scheue.

Aber unter dieser Bedingung ist die Aussicht gewiss nicht schlecht. Es haben sich doch auch bisher schon Bauer und Sozialismus zusammengefunden. Ich will von Russland nicht reden, wo man zwar eines Tages vielleicht in der grossen Bauernbefreiung ein weltgeschichtliches Verdienst des Bolschewismus erblicken und wo, wer weiss, vielleicht auch jener Bund zwischen Bauer und Sozialismus in grossartigem Stil stattfinden wird, aber auch in Skandinavien, in Frankreich, in Italien, auch in Deutschland und anderswo haben zeitweilig Bauern und Sozialisten sich verbündet. Ich könnte auch aus der Schweiz von einzelnen Beispielen berichten, die zeigen, wie der Sozialismus und die Arbeiterbewegung den Bauern sehr wohl verständlich werden und sogar ihre Begeisterung erwecken können, wenn sie ihnen in der rechten Gestalt entgegentreten. Was im Kleinen möglich war, wird es auch im Grossen sein.

Wir haben in der Schweiz beim Kampf um das Getreidemonopol zum ersten Mal ein solches Zusammenstehen grösseren Stils dieser beiden Hälften des im besonderen Sinne des Wortes arbeitenden Volkes erlebt. Noch ist es, von innen und von aussen gesehen, nicht recht gelungen, aber der Anfang ist gemacht und die kommenden Entwicklungen werden dafür sorgen, dass es auf diesem Wege weiter gehen muss. Der verjüngte Sozialismus, der Sozialismus als Volksbewegung, wird jenes ganze grosse Volk, das gar keinen objektiven Grund hat, für den Kapitalismus und sein Zubehör zu sein, wohl aber allen Grund, gegen ihn zu sein, zusammenfassen zu einer grossen, unorganisierten, aber organischen Volkspartei und diese zu Abwehr- und Aufbauaktionen verbinden, bei denen es sich um jene einfachen Grundelemente des leiblichen

und geistigen Lebens handelt: um Brot, Freiheit, Liebe, um Arbeit, Wohnung, würdiges, brüderliches, frohes Menschsein in allerlei Form.

Auf diesem Wege wird man sich auch besser verstehen lernen. Denn es muss allerdings jener Berg von Missverständnis abgetragen werden, der zwischen Bauer und Sozialismus steht. Diese Arbeit ist natürlich von beiden Seiten her zu tun, von der Bauern- und von der Arbeiterseite her. Unter den Bauern müssen Menschen sein und immer zahlreicher werden, die ihnen sagen, was der Sozialismus eigentlich will; die ihn selbst scheiden von dem, was sich als Entartung daran gehängt, von Materialismus, Freigeisterei, Libertinismus und anderem derart, aber auch die über ihn noch bestehenden absichtlichen und unabsichtlichen Irrtümer zerstören und die Wahrheit an deren Stelle setzen; die dem Bauern vor allem den Sinn und die Notwendigkeit der Arbeiterbewegung zeigen: dass sie ja ihrem Wesen nach nichts anderes ist als der Kampf, den er selbst einst gekämpft hat und zum Teil immer noch kämpfen muss; die auch die Selbstgerechtigkeit bekämpfen, worin das Bauerntum zum Teil geraten ist. Inmitten des Sozialismus aber muss das gleiche Werk von der andern Seite her getan werden: es muss dem Arbeiter die Lage des Bauern klar gemacht, das Recht seiner Forderungen anerkannt, seine Not aufgedeckt werden, und auch hier gibt es viel Selbstgerechtigkeit zu zerstören. So müssen wir einander entgegenarbeiten, durch den Berg des Missverständnisses hindurch, bis die letzte Scheidewand fällt und die beiden Hälften des arbeitenden Volkes, die in gewissem Sinne das ganze Volk tragen, sich die Hand reichen zu einer neuen sozialen Demokratie.

Als das stärkste zusammenführende und zusammenhaltende Moment wird sich das Leiden erweisen. Es mag wohl gerade das Bauerntum nur durch schwere Leiden, in die es auf seinem bisherigen Wege geraten wird, zu einer Umstimmung gelangen. Gewisse falsche Dinge müssen vielleicht noch ausreifen und gewisse Wahrheiten noch deutlicher hervortreten, bis es zu jener neuen, der Wahrheit der Dinge entsprechenden Gruppierung kommen wird. Kommen wird sie sicher!

4. An die Arbeit!

Diese Grundfrage und Grundaufgabe also gilt es im Auge zu behalten. Sie ist ja nur ein Bestandteil der Gesamtfrage unserer Zeit überhaupt. Wie sie sich auf der einen Seite mit dem grossen inneren Problem des Sozialismus berührt, so auf der andern mit dem des Christentums. Mit stets erneutem Eifer und immer wiederholtem Ansetzen müssen wir an diese Arbeit gehen.

Wir sehen sie freilich nicht erst heute. Die „Neuen Wege“

haben sich schon sehr früh ganze Jahrgänge hindurch damit beschäftigt.[1]) Die „religiös-soziale“ Bewegung hat sie stets im Auge gehabt. Viele ihrer Konferenzen hat sie mehr oder weniger ausgefüllt. In unserem „Sozialistischen Programm“ ist ihr ein ganzer Abschnitt gewidmet, der nach unserer Meinung noch viel ausführlicher hätte sein sollen. Der „Aufbau“ hat sie immer wieder angefasst. Aus unserem Kreise ist auch die beste Schrift hervorgegangen, die das Verhältnis von Bauer und Arbeiter behandelt, die von Arthur Aeschlimann über „Bauer und Arbeiter“.[2]) Und nun ist es dem Schreibenden eine grosse Freude, dass diese in der Arbeit von Johannes Tscharner über „Bauernsozialismus“ ihre Fortsetzung gefunden hat.[3]) Es ist gewiss bedeutsam, dass Tscharner, der seit längerer Zeit als Lehrer im „Unterland“ wirkt (wie die Bündner von der übrigen Schweiz sagen), in einem bündnerischen Alpendorf geboren und aufgewachsen ist, das gerade auch den Beweis geleistet hat (von dem Tscharner ein Teil ist), dass Bauerntum und Sozialismus sich finden können. Tscharners Schrift enthält zwei Hauptteile. Einmal deckt er auf eine gar feine Weise sozusagen den tieferen Sinn des Bauerntums auf, stellt die Schönheit und den erzieherischen Wert seiner Arbeit dar und zeigt die innere Verbindung, die zwischen Bauerntum und Sozialismus vorhanden war und ist, dann aber geht er in die ganz konkreten wirtschaftlichen Nöte, Fragen und Probleme des heutigen Bauerntums ein. Er tut das mit einem Sachverständnis, das auch der Gegner nicht leugnen kann. Damit leistet er etwas sehr Wichtiges: er zeigt, dass das Wort vom „Bauernsozialismus“ nicht eine blosse Phrase ist, sondern einen sehr realen Inhalt besitzt. Dabei ist Tscharner durchaus nicht der Meinung, dass er mit seiner Schrift den Sinn dieser grossen Aufgabe erschöpft habe. Sie bedeutet einen Schritt weiter auf dem mühsamen, dornigen, steinigen Wege, nicht mehr. Es kommt auch gar nicht so sehr darauf an, ob Tscharner in allen seinen einzelnen Ansichten und Forderungen recht habe, als dass das ganze Problem dadurch klarer und dringlicher wird, dass dieser neue Geist in seiner Behandlung sich durchsetzt.

In dieser Meinung müssen wir alles tun, was wir können, damit die Schrift zum Bauer und Arbeiter, besonders aber zum Bauer gelange. Unsere Freunde und Gesinnungsgenossen, besonders die auf dem Lande, sollten sich ihrer annehmen und zu ihrer Ver-

---

[1]) Vgl. besonders „Neue Wege“ 1911 und 1912.

[2]) Im wesentlichen zuerst in den „Neuen Wegen“ 1915 erschienen. Auch das „Prätigau“ von Dr. Gadient darf man in diesen Zusammenhang stellen. Es ist ein besonders wertvoller Beitrag zur Lösung der grossen Aufgabe.

[3]) Vgl. die Anzeige in Nr. 1, S. 29.

breitung beitragen. Besonders Pfarrer, Lehrer, Aerzte, müssten nicht nur selbst von ihr lernen, sondern auch versuchen, sie an die rechten Menschen zu bringen. Sie hat sicher einen Auftrag, sie hat sicher ein Werk zu tun.

Unser eigenes Werk nimmt sie uns natürlich nicht ab. Pfarrer, Lehrer, Aerzte — um wieder nur sie zu nennen — haben hierin eine grosse Aufgabe und Gelegenheit. Besonders wichtig scheint mir gerade auch in dieser Beziehung die recht verstandene Volkshochschule zu sein. Nur muss sie eben tief pflügen, sich ja nicht mit Sentimentalitäten oder idealen Losungen begnügen.

5. Und Christus?

Hat auch diese Sache eine Beziehung zu dem Letzten, dem wir dienen? Tscharner stellt diese Beziehung ausdrücklich her. Für ihn ist „Bauernsozialismus" ein Stück Erfüllung des Christentums, gerade wie Gadients Buch auf seinen Höhepunkten auch in diese Richtung ausläuft. Darauf will ich auch nur hinweisen und eine einzige eigene Bemerkung hinzufügen. Man mag vom Bauerntum noch so hoch denken — wie ich es immer getan habe —, mag auch seine natürliche Frömmigkeit werthalten, Eins wird man doch zugeben müssen: diese Frömmigkeit ist oft noch zu alttestamentlich, wie man so sagt, ja zu heidnisch; es fehlt ihr noch zu sehr Christus, ich meine, die Liebe Christi. Ein Zug unchristlicher Selbstgerechtigkeit, Härte und Selbstsucht mischt sich dem bäuerlichen Wesen leicht bei. Auch ist es auf besondere Weise vom Mammonismus bedroht. Nicht, dass jeder Bauer diesen Mächten verfiele, aber eine besonders schwere Gefahr bilden sie für die Seele des Bauerntums ohne Zweifel. Darum hat auch es ein Erwachen zu Christus, ein Erwachen Christi unter ihm nötig. Und das ist der tiefste Sinn und das letzte Wort dessen, was man mit Bauernsozialismus meinen kann — sicher auch seine tiefste Quelle! Damit bekommt die Aufgabe erst ihre volle Grösse.

8. Februar. L. Ragaz.

Rundschau

Zur Chronik. Das bedeutsamste Ereignis der letzten Chronik-Periode ist ohne Zweifel

das Versagen der Genfer Abrüstungsbestrebungen, soweit sie in der Arbeit der sogen. vorbereitenden Kommission für die Abrüstungskonferenz zum Ausdruck kommen. Die russischen Vorschläge waren die Klippe, an der dieses unsicher schwankende, kurslose und motorlose Schiff hängen blieb. Die Russen haben eines erreicht: sie haben wirklich die ganze Heuchelei der offiziellen Abrüstungskomödie entlarvt. Der Sinn der langen Reden gegen die russischen Vorschläge war doch einfach:

und zwar genauer: wir wollen überhaupt nicht abrüsten, nicht viel und nicht wenig, denn wir glauben nicht daran.[1]) Es braucht angesichts dieser unzweideutigen Sachlage schon ein grosses Mass von diplomatischer und journalistischer Ungeniertheit, um gar noch von einer „Sabotage“ der Abrüstung durch die Russen zu reden. Dass es den Russen ernst war und warum, ist in früheren Chroniken gezeigt worden. Sie haben auch alle denkbaren Garantien angeboten. Warum also den Vorschlag nicht annehmen, nachdem man ja früher die fortgesetzten Rüstungen stets mit der russischen Gefahr begründet? Die Einwände waren so unwahr als nur möglich. „Russland wolle die allgemeine Abrüstung der Andern, um dann über sie herzufallen.“ Als ob die Andern in diesem Falle nicht ebenso rasch und sogar noch viel rascher wieder gerüstet gewesen wären wie es! „Russland hege keine tiefe Friedensgesinnung.“ Aber wer will denn die Regierungen auf Herz und Nieren prüfen? Ist ein Vorschlag wie der russische nicht schliesslich ein genügendes Zeichen des Friedenswillens? Das russische Volk ist nie kriegerisch gewesen, und seine jetzige Leitung sieht eben ein, dass auf dem Kriegsweg für Russland nichts zu holen ist. „Aber es müsse vorher die moralische Abrüstung kommen.“ Heisst das, wir müssten zuerst Heilige sein oder Bergpredigtmenschen, bevor wir den Krieg als Institution beseitigen könnten? Wobei dann die Frage entstünde, wie wir die „moralische Abrüstung“ vornehmen könnten, während wir durch neue Rüstung immer satanischerer Kriegsmittel die Atmosphäre mit höllischen Dünsten laden und die Seelen der Völker auf entsprechende Gedanken hin erziehen? Nebenbei gesagt: es ist eine gar zu bequeme Fiktion, wenn man immer wieder tut, als ob wir Andern bloss auf die äussere Abrüstung abzielten und die dafür nötigen geistigen Voraussetzungen ausser Acht liessen, vielleicht aus irgendeinem naiven Glauben an die Engelhaftigkeit der Menschennatur. Als ob ohne eine solche geistige Vorbereitung an eine äussere Abrüstung auch nur zu denken wäre! Wer sollte sie denn herbeiführen? Aber sie bleibt der einzige Prüfstein ernsthaften Friedenswillens und Friedensglaubens. Moralische Abrüstung bei physischer Aufrüstung fordern, ist entweder Gedankenlosigkeit oder Heuchelei. Meistens ist es das Zweite: Man will hinter der moralischen Abrüstung, die selbstverständlich auf den Nimmerleinstag verschoben würde, seine völlige Unwilligkeit zur Abrüstung tugendhaft und fromm verbergen. Das ist's, nichts anderes!

Aehnlicher Art ist, wie in den „Neuen Wegen“ zur Genüge nachgewiesen worden ist, die Losung: „Zuerst Sicherheit, dann Abrüstung!“ Wer auf diese Art „Sicherheit“ sucht, wird sie immer nur in den militärischen Rüstungen finden; diese aber machen die Welt immer unsicherer und führen mit Notwendigkeit zum neuen Weltkrieg und damit zum Untergang Europas. Nur jener Glaube an eine neue Ordnung und vor allem an die sie tragenden geistigen Mächte, der notwendig in der Abschaffung der Armeen zum Ausdruck kommt, kann „Sicherheit“ schaffen. Darum kann nur die Gedankenlosigkeit die Parole: „Erst Abrüstung, dann Sicherheit“, die auch wir seit Jahren

---

[1]) Welches der Geist dieser Herren ist, zeigt schlagend folgender kleine Zug, den mir ein Bekannter mitteilt. Er redete in Genf mit dem Vertreter eines Mittelstaates über das Abrüstungsproblem. Als er auf den Vorschlag der Aechtung des Krieges kam, fuhr jener ganz erschrocken auf: „Was? den Krieg abschaffen? Dann müsste man ja auch das Militär abschaffen!“ In diesem Bekenntnis einer Regierungsseele haben wir den psychologischen Schlüssel zu dem ganzen Verhalten dieser Kreise und derer, die sie repräsentieren: den Krieg möchten sie allfällig schon abschaffen, weil er unter Umständen doch unangenehm werden könnte, aber das Militär, — undenkbar! Das ist auch ungefähr die Einstellung der meisten Schweizer.

ausgeben,[1]) „sinnlos“ nennen. Sie allein hat Sinn. Mag jetzt der Graf Bernstorff sie ausgeben und damit die Russen unterstützen, um auf diesem Wege der deutschen Weltstellung wieder aufzuhelfen (was wohl sein kann), so wird sie damit nicht falsch. Es kommt auch in solchen Dingen nicht auf die Psychologie an, sondern auf die Wahrheit, das heisst: es kommt nicht darauf an, was für Gedanken diese oder jene Diplomaten mit einer Forderung verbinden, sondern auf das Recht, das darin liegt. Dieses Recht wird sich stärker erweisen als die Schlauheiten der Politiker. Wer diesen mit eigener psychologisierender Schlauheit begegnen will, der ist nicht besser als sie, wird aber den Kürzeren ziehen.

Ein neuester Trick all derer, die um keinen Preis vom Militär lassen wollen, ist eine gewisse verächtliche Geste gegenüber der Abrüstung überhaupt. „Abrüstung — das ist doch Nebensache! Was hülfe eine blosse Abrüstung? Die Leute könnten dann ja mit Messern oder Knütteln aufeinander losgehen.“ Kann man Sophistik oder Gedankenlosigkeit so weit treiben, dass sogar ernsthafte und bedeutende Männer dergleichen Unsinn als tiefere Weisheit ausgeben? Als ob es nicht darauf ankäme, nun einmal dieses heutige Kriegssystem, das seinen Rückgrat in der von dem ganzen Volk getragenen militärischen Rüstung hat, zu zerbrechen! Wer behauptet, dass nach einer solchen Tat, nach einer so ungeheuren Katastrophe des Militär- und Kriegssystems noch etwas wie ein europäischer Krieg oder gar Weltkrieg stattfinden könnte, der verdient nicht, dass man ihn ernst nimmt. „Es gibt Argumente, auf die man nur mit bäh! antworten kann.“ (Kierkegaard.) Erwägenswert ist höchstens die Frage, ob nicht die industrielle Kriegswaffe, vor allem das Giftgas mit seinen Organen, den Flugzeugen, in aller Stille hergestellt oder vorbereitet werden könnte, um dann gegen einen ahnungslosen und ungerüsteten „Feind“ verwendet zu werden. Aber abgesehen davon, dass es dagegen überhaupt keine Verteidigung gibt (vgl. den Aufsatz über den Giftgaskrieg im letzten Heft) muss man fragen: wie stellt man sich denn das vor, dass ein „Staat“ so etwas machen könnte? Ist man denn der Meinung, dass die Regierung eines Landes ganz unabhängig von dessen Bevölkerung eine solche Tat begehen dürfte? Oder stellt man sich die Entwicklung der Menschheit so vor, dass diese sich in eine Reihe von riesigen Räuber- und Mörderbanden auflöste? Dann könnte man allerdings die Bude schliessen!

Nicht besser ist das Urteil über andere Redensarten, die gerade bei Anlass der Debatte über den russischen Vorschlag hin und her flogen und ihren Urhebern offenbar weise vorkamen.

„Ihr rechnet nicht mit der Wirklichkeit!“ Antwort: Rechnet ihr denn mit der Wirklichkeit? Was ist Wirklichkeit? Wirklichkeit ist auf der einen Seite offenbar eure Feigheit und euer materialistischer Unglaube; Wirklichkeit ist auf der andern Seite der Giftgaskrieg — mit beiden rechnen wir! „Dem Dogmatismus der doktrinären Pazifisten mit ihrer Forderung der sofortigen Abrüstung setzen wir den wahren Pazifismus der vernünftigen Leute entgegen.“ Antwort: Was ist wahrer Pazifismus? Besteht er etwa darin, dass auf der ersten Seite der Zeitung (besonders an Festtagen) oder auch im Feuilleton, über die Herzenshärtigkeit der Grossmächte, die nicht abrüsten wollen, und über das Versagen des Völkerbundes gejammert, und auf der zweiten über den Unsinn geschimpft wird, gerade von der Schweiz, mit ihren „besonderen Verhältnissen“, die Abrüstung zu verlangen? Ist etwa das, was soeben in Genf geschehen ist, der „wahre Pazifismus“ der vernünftigen Leute? Es scheint in der Tat, dass das gemeint sei! — Aber auch noch andere Losungen hat man zur Hand. Letzthin habe ich in verschiedenen Zeitungen das

---

[1]) Vgl. den Jahrgang 1925, Nr. 1—4. Dort ist auch gezeigt, dass wir jene „Sicherheiten“, die der Völkerbund (im weitesten Sinne) geben kann, nicht gering schätzen. Beide Losungen haben ihr Recht.

Stichwort gelesen, die Forderung der Abrüstung sei „unschweizerisch". Offenbar leben diese Schweizer noch in den Zeiten der Schlacht von Murten. Zwingli ist für sie kein „guter Schweizer". (Es gab zu seiner Zeit wirklich viele, die das meinten!). Oder sollte das Schweizertum etwa darin bestehen, dass eines Tages Zürich, Basel, Olten, Bern durch Luftgeschwader zu einem grossen Leichenfelde gemacht werden? — Und endlich: Eine sinnlosere Verlegenheitsauskunft kann es nicht geben, als wenn man nun sogar behauptet, die allgemeine Abrüstung gefährdete — die kleinen Völker, weil diese dann — nun was denn? — keinen Schutz an den Grossen mehr hätten! Risum teneatis, amici! Es ist seltsam, zu was für Verkehrungen aller Logik die Menschen auf der Flucht vor der Wahrheit gelangen können.

Nein, nein, es ist klar: Genf, das Genf der Regierungen, hat Fiasko gemacht. Daran ist nichts zu deuteln. Eine grosse Möglichkeit ist verdorben worden.

Und nun? Muss uns das ratlos machen? Keineswegs! Die Sache hat eine wertvolle Kehrseite: man sieht nun mit aller wünschenswerten Klarheit, dass von den Regierungen nichts zu erwarten ist. Helfen kann nur die Erhebung der Völker! Diese muss kommen; sie muss mit allen guten Mitteln gefördert werden. Der Weg aber, auf dem es zu einer wirklichen Abrüstung kommen kann, ist deutlicher als je: es ist die immer allgemeiner werdende Dienstverweigerung und das Vorangehen einzelner Völker mit der völligen Abrüstung. In dem Masse, als es auf diesem Wege vorwärtsgeht, wird es dann auch in Genf vorwärts gehen und der Völkerbund eine lebendige und ernsthafte Wirklichkeit werden.

Inzwischen ist doch gut, dass das Genfer Fiasko mehr als wettgemacht wird durch die beiden Bewegungen gegen den Krieg, die vom Westen und Osten ausgehen. Die amerikanische Bewegung, die auf die Aechtung des Krieges abzielt, schreitet vorwärts. Dass sie ernst zu nehmen ist, wird immer klarer. Auch hier kommt es nicht auf die Psychologie der amerikanischen Regierung an, noch ganz abgesehen davon, dass diese unter dem Druck der öffentlichen Meinung der Vereinigten Staaten handelt. Dieses Problem der Aechtung des Krieges muss im übrigen einmal gründlich geprüft werden. Die Kellogg'schen Vorschläge werden bei uns vielfach noch gar nicht verstanden. Auch kennt man sie nicht genau. Unsere Zeitungen brauchen zu viel von ihrem kostbaren Papier für „Unglücksfälle und Verbrechen", als dass sie solche Dokumente, die Weltgeschichte bedeuten, vollständig und richtig veröffentlichen könnten. Jene Vorschläge sind viel radikaler, als man gewöhnlich annimmt. Sie schliessen jeden Krieg aus, auch den „Verteidigungskrieg", diesen stärksten Hort unserer Militärverteidiger. Der schwache Punkt dieses Planes liegt dort, wo die Frage entsteht: „Wenn aber trotz der Aechtung des Krieges die Rüstungen bleiben oder ein Volk Krieg beginnt — was dann?" Hier beginnen erst die schwersten Probleme. Die Amerikaner vertrauen, scheint es, zu sehr auf juristische Formen und Einrichtungen. Doch davon ein ander Mal mehr. Jedenfalls bedeutet das amerikanische Vorgehen eine gewaltige Stärkung der Abrüstungsbewegung. — Was aber Russland betrifft, so ist nicht zu bezweifeln, dass sein moralischer Erfolg bei allen selbständig denkenden und von Russophobie freien Menschen gross ist. Man mag das bedauern, insoweit man Gegner des Bolschewismus ist, aber es ist Tatsache. Zu diesem Erfolg haben ihm die offenen und heimlichen Gegner der Abrüstung und Anhänger des Gewaltglaubens geholfen! Es bleibt daneben eine gewaltige Tatsache, dass das eine der drei grössten Weltreiche der Gegenwart und aller Zeiten sofortige Abrüstung bis auf den Grund (sogar mit Entwaffnung der Polizei) und das andere Aechtung des Krieges verlangt. Das ist Neues unter der Sonne; das ist etwas von Ostern. Freilich, nun bliebe Amerikanern wie Russen noch ein Schritt, der unwiderleglich zeigte,

dass es ihnen ganz ernst sei: selbst mit der sofortigen und völligen Abrüstung voranzugehen! Sie könnten ihn ja ruhig tun, niemand dürfte sie antasten.

Es sollen in diesem Zusammenhang nicht alle Probleme der Abrüstung berührt werden, sondern bloss die durch die Genfer Vorgänge aufgewirbelten. Die andern kommen ein andermal wieder dran.

Im Zusammenhang mit diesem Hauptproblem stehen auch die übrigen weltpolitischen Vorgänge. Dass

der Faschismus

gegenwärtig, soweit politisch-soziale Gebilde in Betracht kommen, der schlimmste Gegner des Völkerbundes wie des Weltfriedens überhaupt ist, tritt so klar als möglich hervor. Gegenwärtig scheint er besonders den Südosten Europas und die Türkei zu einem Block zusammenfügen zu wollen, der dann je nachdem seinen Zwecken dienen sollte, sei's nun gegen Frankreich, sei's gegen Jugoslavien, sei's gegen Russland, jedenfalls aber nicht im Dienste des Friedens! Darauf gilt es nun zu achten. Ungarn, Bulgarien, die Türkei, als „Besiegte", sollen bei ihren Revanchegelüsten gefasst werden — wobei die Alldeutschen auch irgendwie dabei wären! — oder wenn möglich auch Rumänien und Griechenland mit im Bunde der Diktatoren sein. Auf diese Gefahr müssen alle aufmerken, denen die Weltlage eine weltliche oder religiöse Herzens- und Gewissenssache ist.

Der Faschismus aber hat inzwischen durch den

Zusammenprall mit dem Papsttum

einen Stoss erhalten, der für ihn vielleicht le commencement de la fin bedeutet. Die Rede des Papstes mit der Klage gegen den Faschismus, die durch das faschistische Verbot der katholischen Jugendorganisationen und die Vernachlässigung der päpstlichen Autorität durch das katholische, faschistenfreundliche „nationale Zentrum" veranlasst, aber nicht verursacht ist, wie früher schon die Wendung gegen die faschistische Staatsvergötterung, scheint mir vor allem als Symptom wichtig. Es muss mit dem Faschismus nicht gut stehen, wenn eine Instanz, die wie das Papsttum eine so einzigartig geschulte Witterung für Machtverhältnisse hat, sich gegen ihn wendet.[1]) Auch ist jedem, der weltgeschichtliche Faktoren einzuschätzen versteht, von vornherein klar, welche von diesen beiden im Ringkampf zuletzt unterliegen muss. Ebenso kann es im Kampf zwischen Rom und der Action française darüber keinen Zweifel geben. Roms Haltung diesen beiden unter sich verwandten Bewegungen gegenüber ist im übrigen ein Hinweis auf die Gestalt der Zukunft und seine eigene Weltpolitik. Sie zeigt, welche Mächte Rom für die die Zukunft beherrschenden hält und wie es sich einzustellen gedenkt. Freilich glaube ich, dass die „geschäftsmässige" Art, wie es bisher sowohl den Faschismus im besonderen, als die Reaktionszeit im allgemeinen ausgenutzt hat, ihm zu schwerem Schaden gereichen wird.

Das Attentat von Mailand, gehe es nun vom Faschismus selbst aus (worauf Manches hindeutet) oder von seinen Gegnern, wirft in jedem Falle ein furchtbares Licht auf den Zustand Italiens. Dergleichen ist stets die Frucht des Terrors. Der eigentlich Schuldige ist so oder so derjenige, der einen solchen Zustand geschaffen hat. Man lese auch die wüsten Verherrlichungen der Gewalt, die in seinen Reden immer wieder vorkommen und die im Munde eines abendländischen „Staatsmannes" denn doch einzigartig sind. Wenn dieser Dämon sich gegen seinen Träger wendet, so waltet darin eine zwar furchtbare, aber gerechte Nemesis.

Wichtig für die Gestaltung der Weltlage werden ohne Zweifel

[1]) Vgl. den Rundschau-Artikel über die Lage des Faschismus.

die kommenden Wahlen sein. Das darf man sagen, auch wenn man die Art und Weise, wie gerade auch der Sozialismus mancherorts fast ganz in Wahlmache (und was für eine!) aufgeht, scharf verurteilen und vor Ueberschätzung von Wahlen warnen muss. In Polen haben diese dem dortigen Nationalismus eine schwere Niederlage gebracht, möchte dies auch in Deutschland und Frankreich, die in Bälde, und in England und Amerika, die später an die Reihe kommen, der Fall sein![1])

Soziale und ethische Symptome.

Allerlei Symptome beweisen, dass auch die soziale Lage nicht so stabilisiert ist, wie wohl einige Unwissende (besonders unter den Intellektuellen, gewisse Theologen voran!) zu glauben scheinen. In Amerika hat das Evangelium Fords es zunächst auf 8 Millionen Arbeitslose gebracht. In Deutschland und in der Tschechoslowakei sind gewaltige Arbeitskämpfe im Gange. — Korruptionsaffären wie die der ungeheuren Teapot Dome Oelfelder in den Vereinigten Staaten, die durch Bestechung der Regierung, wie es scheint bis zum Präsidenten hinauf (Harding!) in die Hände von privaten Spekulanten gelangten, die des Phöbus in Deutschland, die ins Politische hinüberspielt (es sollten, wie es scheint, durch Spekulation mit Geldern der Reichsmarine die geheimen [„schwarzen“] Militärorganisationen, auch Rüstungen in Russland für das deutsche Heer, unterstützt werden; der ehemalige Wehrminister Gessler ist wegen dieser Sache zurückgetreten), ebendaselbst die nachgewiesene Bestechlichkeit höchstgestellter Verwaltungsbeamter des Reiches, der Fall Gregory in England und Aehnliches in andern Ländern beweisen die Fäulnis der heutigen auf den Mammon gegründeten Gesellschaft. Sie wird noch deutlicher werden! — In Russland geht allerlei vor, was von weitem schwer zu beurteilen ist, aber jedenfalls von tiefer Gärung in den Zuständen zeugt.

Ein ganz besonders wichtiger Vorgang ist die Krise der Landwirtschaft, die in Deutschland beinahe zu einem neuen Bauernkrieg zu führen scheint und die auch in der Schweiz Prof. Laur zu bezeichnenden Drohungen veranlasst, Drohungen, die über das in der heutigen Sozialdemokratie Uebliche hinausgehen. In dieser Krise waltet vielleicht auch etwas von einer Nemesis (das Bauerntum hat vom Kriege zu viel Gewinn gehabt, es hat sich durch eine in jeder Beziehung falsche Politik verführen lassen!), aber sie trifft, wie immer, die Unschuldigen mit den Schuldigen und jene oft mehr als diese. Es ist jedenfalls eine ernste Sache. Ein grosser, wichtiger Volksteil, vor allem die Bergbauern, ist in harter Not.

Möchte das Bauerntum selbst daraus in sittlicher und sozialer Beziehung (Stellung zum Kapitalismus und Militarismus wie zum Alkoholismus!) die richtigen Folgerungen ziehen und das übrige Volk zeigen, dass es zu helfen willig und fähig ist!

Nekrolog.

Zum Schlusse seien noch einige Männer erwähnt, die von uns gegangen sind. Es sei der Tod des Fürsten Lichnowsky nachgetragen, der als Botschafter des deutschen Reiches in London anno 1914 ein Warner wurde, auf den man freilich nicht hörte, und später ein Wahrheitszeuge gegen die offizielle deutsche Kriegslügende. Ein tapferer, gescheiter und aufrichtiger Mann — das ist in unseren Tagen schon viel! — In Genf ist René Clapa-

[1]) Die „Eroberung von Zürich“ durch den Sozialismus infolge der neuesten Wahlen wird hoffentlich auf einige Schweizer (eine bedeutende Anzahl Theologen inbegriffen!), die den Sozialismus schon zum alten Eisen zu werfen geneigt waren, ein wenig kopfklärend wirken. 19. April.

rède gestorben, einer jener Genfer edelster geistiger Rasse, die stets bereit sind, für eine gute und verkannte Sache, besoders für das Recht aller Unterdrückten einzustehen. Sein eigenstes (wenn auch nicht etwa einziges!) Werk war der Kampf für die Rechte der Eingeborenen. Er leitete lange die Ligue pour la défense des indigènes und gab ihre Zeitschrift heraus. Ein durch und durch guter und edler Mensch! Möge diese edle Rasse in Genf nicht aussterben! Sie ist gerade dort jetzt nötiger als je. — Von dieser Rasse war doch auch Gustav Ador. Er stand uns andern zwar ferner, aber das kann uns nicht hindern, seine gewaltige Leistung für die Arbeit des Roten Kreuzes nach Gebühr zu schätzen. Sie gehört zum Besten, was die Schweiz je getan hat. Und als er den durch die Herren Grimm und Hoffmann in potsdamischen Geleisen verfahrenen eidgenössischen Wagen wieder zurecht brachte, da tat er wieder ein Werk, das schweizerisches Alldeutschtum (dem wieder ein gewisser Sozialismus sekundiert) umsonst zu verkleinern und zu entstellen sucht. Dass dieser Genfer je etwas anderes gewollt habe als Ehre Freiheit und Ansehen der Schweiz, können nur Leute behaupten, die selbst keine schweizerische Gesinnung haben und die nicht wissen, welch Geistes Kind das Genfertum eines Claparède und Ador ist. 12. April.

Ein Urteil über den Faschismus. In Nr. 23 der „Christlichen Welt" urteilt ein unter dem nom de plume Spectator Romanus schreibender, offenbar sehr orientierter und urteilsfähiger Mitarbeiter folgendermassen über den Faschismus (wir geben die bezeichnendsten Stellen des „Briefes" wieder):

„Trotz Mussolini und Faszismus haben sich die Verhältnisse Italiens seit dem militärischen Abschlusse des Weltkrieges in ihrem chaotischen Charakter nicht grundsätzlich geändert. Wer als flüchtiger Beobachter nur die Oberfläche ansieht, glaubt, eine Beruhigung und Stabilisierung zu erkennen, seitdem eiserner Wille unliebsame Gegnerschaft zum Schweigen gezwungen. Aber wer tiefer blickt, Zusammenhänge zu fassen sucht, da wo sich dem Flüchtigen nur einzelne Erlebnisse zeigen, der sieht ein Durcheinanderwogen von Strömnugen, von Treibendem und Getriebenem, von Gebährendem und Vergehendem, von Lebendigem und schon Abgestorbenem im Gange des Geschehens. Die brodelnden Massen kommen nicht zur Ruhe — heute ebensowenig wie vor und in dem Kriege — nur weniger sichtbar, seitdem Presse und Parlament durch harten Druck zur Kirchhofsstille gezwungen sind. Aber gerade deshalb im Innern um so gärender, als diese Ventile nicht mehr strömende Dämpfe ableiten können, sondern Gefahr des Ueberkochens und Berstens überhitzter Kessel in sich tragen."

„. . . . . Auch im Norden ist dem feiner blickenden Auge der Faschismus nur Tünche, nur Mache weniger ehrgeiziger und lärmender Gewalthaber, die eigene Ungeistigkeit hinter lauter Geste verstecken. Aber es ist ein Irrtum zu glauben, eine so durchgeformte Seelengestalt wie die eines romanischen Volkes und besonders die so differenzierte des italienischen könnte von gestern auf heute seine innerste Struktur verändern, das Formprinzip verleugnen, das sie gebildet. Der Norditaliener ist ebensowenig wie der südliche von Natur ein Draufgänger; aber seine Geschichte hat in ihm andere Fähigkeiten entwickelt, die der Faszismus verleugnet, wenn er ihm Lehre und Praxis der Gewalt aufzwingt. Struktur und Atmosphäre des italienischen Lebens sind demokratisch, kollektivisch, fast sozialistisch. Deshalb kann Demokratie, Sozialismus mit Gewalt wohl eine Weile unterdrückt, nie aber zum Untergang gebracht werden. Der Italiener ist leicht entzündbar, leicht berauscht, schnell begeistert. Ihm gefällt kurze Weile, Theater und Kino, laute Geste und pomphafte Rede. Aber ihm eignet zugleich natürliche Kritik, die schnell erkennt, ob hinter den Worten auch die Tat steht. Unreifen Jünglingen und schwärmenden Backfischen imponiert die römisch-imperiale Geste, die an Stelle stiller, ruhiger Arbeit Paraden in Schwarzhemd mit Fahnen

und schlechter Musik aufführt. Aber die Geste ist innerlich unwahr, weil das Löwenfell des Theaterspiels nicht auf die Dauer den friedlichen Charakter des arbeitsfrohen, selbstgenügsamen Volkes überschreien kann. Manche glauben, dass Mussolini noch imstande sei, die Periode des Schwätzens durch ernste, erfolgbringende Arbeit abzulösen. Aber auch er ist nicht mehr Herr seines Wollens: nicht er hat mehr die Partei in der Hand, die Partei hat ihn. Die Partei aber ist nicht das Volk, sondern eine geschäftemachende, postenhungrige Clique, deren Einfluss um so geringer wird, je weiter die Entfernung von Rom wächst."

„Der Sozialismus hat in Italien die ihm nach dem Kriege gebotenen Gelegenheiten verpasst. Er hatte unter Giolitti zusammen mit den Popolari eine tragfähige Kammermajorität. Aber er wusste mit den schnell erworbenen Machtmitteln nichts anzufangen: die Besitzer der Fabriken waren längst am Ende ihres Lateins und verstanden nicht, das durch langen Krieg und seine Nöte verbummelte Volk zu ernster Arbeit zurückzuführen. So brauchte der Faszismus nur eine reife Frucht zu pflücken, als er die Herrschaft an sich riss. Aber Demokratie und Sozialismus sind keineswegs in Italien tot, mögen sie auch noch so brutal zum Schweigen verdammt sein. Sie leben unter der Oberfläche und wachsen in der Stille, je mehr sich die Ueberzeugung von der inneren Hohlheit des Faszismus Bahn bricht."

„Der Faszismus lebt von drei Lügen: einmal der Dolchstosslegende des Sieges und der nachträglich geraubten Siegesbeute, weiter der Legende von der Rettung vor dem Bolschewismus, und endlich dem Märchen von der Lebensnotwendigkeit eines neuen italienischen Imperialismus. Die Gebildeten haben längst diese Lügen erkannt, und im Volke selbst wächst ihre Erkenntnis zusehends."

„Ein letztes kommt hinzu: der Faschismus leidet tötlich an dem inneren Widerspruche, zugleich revolutionär und autoritativ sein zu wollen. Er hält scheinbar die alte monarchische Autorität am Leben, unterhöhlt sie aber praktisch so, dass sie zur Marionette geworden ist. Auch dieses unwahre Spiel muss enden, wenn die Massen von der Hohlheit des herrschenden Regimes überzeugt geworden sind."

„. . . . Der Faschismus hat keine Köpfe, die in den nahenden Zeiten der Not statt hohler Phrasen Brot geben könnten. Die Intelligenz steht abseits. Die heutigen Führer sind Maulhelden ohne Ideen. Mussolini redet wie jeder Italiener blendend, zündend, auch hie und da mit geistreichen Gedanken und Aperçus. Aber selbst hinter seinen gut klingenden Worten steckt doch verschwindend geringe Geistigkeit. Noch vor Jahresfrist hörte man über seine Reden nur überschwengliche Begeisterungsworte — heute lächelt im vertrauten Kreise schon der und jener, spricht vom Schauspieler — und nicht einmal einem guten. Wenn aber Mussolini einmal nicht mehr da sein wird — die Antwort darauf ist überall verlegenes Schweigen. Die Situation ist in manchen Punkten nicht unähnlich der Bismarckschen Zeit: auch dieser hatte versäumt, sich Mitarbeiter und Nachfolger zu ziehen; als er ging, brach der Bau zusammen, den seine Persönlichkeit, aber auch nur diese zusammengehalten hatte."

„Die innere Not Italiens wächst zusehends: die Preise sind unerschwinglich, und die Löhne ermöglichen nicht einmal ein bescheidenes Existenzminimum. Trotzdem baut auch hier noch die Regierung, um sich vor dem Zusammenbruch zu retten, mit Gewalt ab. Aber schon werden Hungerrevolten aus Norditalien gemeldet, die ersten Anzeichen drohender Gärung eines verhungernden Volkes."

„Erfolge in der äusseren Politik sollen nun drohende Stürme ablenken. Aber man glaubt nicht mehr so recht an all diese Phrasen, die mit den Jahren allzu abgegriffen worden sind. Der Italiener und besonders der Süditaliener will beileibe keinen Krieg; ihm ist die Erinnerung an die Not des eben über-

standenen noch grausig genug. Er hat ja in Wahrheit dem Volke nichts wie Enttäuschung gebracht; denn was hat wohl der Mann aus Neapel oder Palermo davon, dass der Brenner oder Triest italienisch geworden? Er weiss kaum, wo beides liegt. Aber die Not spürt er am eigenen Leibe, die irrsinnigen Steuern, die leeren Hotels und die wahnsinnigen Preise. Alles das weiss der Einzelne auch ganz genau und bewertet so die Kriegsfanfaronaden des Faszismus. Wehe aber, wenn aus den Worten einmal blutiger Ernst werden sollte — dann wäre die Empörung des getäuschten Volkes ungemessen. Und Italien hat ja nicht nur e i n e sizilianische Vesper gehabt. Wer die blutgetränkte Geschichte dieses Landes kennt, der weiss, dass nirgends sonst so oft das „Kreuzige“ dem „Hosiannah“ gefolgt ist. Die Luft ist schicksalsschwanger im heutigen Italien.“

Gegen den Maschinenmenschen. (Fortsetzung.) 1. Die Maschinisierung des Arbeiters. Die Maschiniserung des ganzen Lebens, welche unsere neueste ungeheure Gefahr darstellt, ergreift vor allem den Arbeiter. Er muss zuerst auf den elektrischen Stuhl.

Vom 6. bis 9. Juli dieses Jahres fand in Zürich ein von ein paar hundert Ingenieuren, Betriebsleitern, Unternehmern u. s. f. und einigen wenigen Vertretern der Arbeiterschaft besuchter „Internationaler Orientierungskurs für Arbeitsrationalisierung“ statt, an dem Professoren und andere „Wissenschafter“ über die neuesten Ergebnisse jener „Forschung“ berichteten, die ergründen will, wie viel bei Anwendung des modernsten psychologischen und technischen Raffinement aus dem Arbeiter „herauszuholen“ wäre, wobei der grossen Mehrheit der Teilnehmer der Zusatz selbstverständlich war: „für den Kapitalisten“. Ein sehr objektiver Bericht der „Schweizerischen Metallarbeiterzeiung“ (Nrn. 29—33) aus der Feder eines unserer Freunde, meldet darüber u. a. folgendes:

„Das Taylorsystem, das man allgemein als überwunden wähnte, hat mit dem Auftreten der psychotechnischen Erforschung des Menschen erst seine praktische Anwendung gefunden, und ist es hier sein Mitarbeiter F. B. Gilbreth, welcher durch die Erfindung seiner Technik für Bewegungsstudien und die Arbeitspsychologie die Bahn geschaffen hat, auf welcher heute die Rationalisierung ihren Siegeszug durch alle Industrien und durch alle Länder führt.

Hat die bisherige Arbeitsmethode, wie sie in den Gross- und Mittelbetrieben und, davon beeinflusst, auch selbst in kleinen Betrieben, den Menschen im Arbeiter ignoriert, haben wir die Gefühlsrohheit der Betriebsleitungen in den Aktiengesellschaften in allen Variationen kennengelernt, so wird die neue Arbeitsmethode, trotz allen gegenteiligen Versicherungen ihrer Befürworter, das Bisherige noch weit in den Schatten stellen; jede seelische oder menschliche Regung ist im rationierten Betrieb eine Hemmung, die nicht geduldet wird; darüber haben uns die Lichtbilder und vor allem die Diagramme des Herrn Prof. Dr. Sachsenberg aus Dresden jeden Zweifel genommen. Auch der Hinweis, dass die Bilder in Deutschland aufgenommen worden sind, dass es sich also nicht um unsere Arbeiter handelt, ist für uns keine Entschuldigung und ändert an der Gefahr nicht das geringste, denn der spontane Beifall, welchen die mündlichen Ausführungen dieses Herrn auslösten, beweist, dass auch unsere Industriellen und Leiter von Verwaltungen keine Minute zögern werden, dem sächsischen Messias zu folgen.

Sehen wir uns einmal die Teilnehmerliste an diesen Kursen an, so wird man unsere Befürchtung teilen. Eingeschrieben waren 202 Teilnehmer; dazu kam noch eine Anzahl Besucher mit Tageskarten und Freikarten, so dass die Besucherzahl je nach dem Vortrag sich zwischen 220 bis 270 bewegen mochte.

Wir fühlen uns sonst im gewöhnlichen recht frei von jeder Sentimentalität, hier aber fanden wir, dass der Mensch im Arbeiter nicht mehr zur

Geltung kommt. Und zur Ehre einer weiteren Zahl Besucher dürfen wir sagen, dass auch andere Kursteilnehmer die gleichen Gefühle empfanden, und sogar ergraute Männer, welche als Betriebsleiter grössten Industrieunternehmungen vorstehen, unsere Arbeiter als zu wertvoll und zu hochstehend für diese Methoden bezeichnet haben. Diese Meinungsäusserungen kamen sowohl in der anschliessenden Diskussion, als auch hauptsächlich im freien Gedankenaustausch während der kurzen Pausen zum Ausdruck.

Es waren dies Männer, welche trotz den harten wirtschaftlichen Konkurrenzkämpfen sich noch Spuren eines menschlichen Empfindens zu bewahren vermochten, und die ihrer Obhut anvertrauten Betriebe wurden in ihrer Entwicklung dadurch gleichwohl nicht behindert.

Leider liess uns der spontane Beifall, welchen die jüngere Generation speziell Herrn Sachsenberg und Mrs. Gilberth zollten, erkennen, dass wir auf menschliches Empfinden bei der Mehrzahl der Jüngern nicht mehr zu rechnen haben, und dass es an der Arbeiterschaft selbst liegen muss, sich hier durch den vollständigen organisatorischen Zusammenschluss ihre Menschenrechte zu wahren.

Wie weit solche Wissenschafter zu gehen wagen bei ihren Versuchen und Forschungen, haben uns seine Ermüdungsmessversuche gezeigt, wo er weibliche Gefangene aus einem Zuchthaus als Versuchsobjekte benützen konnte. Diese mussten mit und ohne Rhythmus und Gegenrhythmus Turnübungen machen, sechs Schritte vorwärts, Kniebeuge, sechs Schritte rückwärts, wieder Kniebeuge, in jeder Hand eine Keule, welche sie bei der Kniebeuge kreisen mussten. Die Aufnahmen ergaben Diagramme, welche dann verglichen und zusammengestellt wurden. Als maximale Leistung wurden 1600 (Eintausendsechshundert) Kniebeugen erzielt. Dass nach jedem Versuch die betreffende Gefangene nachher zwei Tage ruhen musste, wundert uns nicht, erstaunt sind wir aber, dass es in Deutschland eine Zuchthausverwaltung geben kann, welche Gefangene zu einer solchen „Vivisektion" zur Verfügung stellen.

Der frenetische Beifall, welchen der Referent für seine Ausführungen bei den Zuhörern erntete, liess uns erschauern bei dem Gedanken, dass auch bei uns heute schon Menschen als Vorgesetzte wirken, welche solche Methoden nicht nur entschuldigen sondern sogar als nachahmenswert und beifallswürdig erachten. Typisch äusserte sich ein Diskussionsredner, dass er nach dem Vortrag des Zürcher Professors Sutter, der immerhin noch an eine Würde im Menschen glaubt, bald geschwankt hätte; er sei nun aber dem Herrn Prof. Sachsenberg dankbar, dass er ihn aller Zweifel und Aengstlichkeiten behoben habe. Hoffen und sorgen wir, dass die Arbeiterschaft rechtzeitig sich überall zusammenfindet und dass sie durch die gewerkschaftlichen Organisationen die arbeitende Menschheit vor solchen Ausbeutungensformen zu schützen vermag."

„In überaus reichem und rauschendem Beifall, der von der Zuhörerschaft der Referentin gespendet wurde, wurde ihre Bemerkung überhört und übertönt, dass für sie bei ihren praktischen Arbeiten das soziale Moment einer psychischen und namentlich einer materiellen Hebung der Lebensverfassung (Standard) der Arbeiter eine bedeutende Rolle spiele.

In der Diskussion spricht sich noch ein weiterer Amerikaner, amerikanisch, aus, indem er betont, dass zur Vollendung der Rationalisierung notwendig sei eine weitgehende Normierung. Er verlangt Normierung des Materials, Normierung der Werkzeuge und Maschinen und Normierung der Arbeitskräfte. Der letztere Wunsch ist nur einigermassen möglich bei übergrossem Angebot von Arbeitskräften, wo die Auslese so weitgehend erfolgen kann. Das wird aber vermutlich Theorie bleiben, denn die nicht normierungswilligen Menschen werden zu einer sol-

chen Rationalisierungsmanie als Mehrheit des Volksganzen auch noch ein Wort mitsprechen und viel viel Wasser in dieses Gebräu schütten.

Typisch ist es jedoch, zu sehen, wie die bisherigen Erfolge solchen Menschen ungenügend sind, wie sie vor lauter Technik alles Menschliche vollständig aus den Augen verlieren. Daraus können wir entnehmen, dass man sich über die volkswirtschaftlichen Folgen der Rationalisierung auch nicht die geringsten Gedanken aufkommen lässt, unbekümmert, ob durch solche Methoden und Systeme weitere Millionen Arbeitskräfte auf das Pflaster geworfen werden und samt ihren Familien in das tiefste Elend versinken, ob durch die Entgeistigung und Entseelung der Arbeitenden moralisches und menschliches Empfinden erstickt und abgestumpft werde. Die Hauptsache bleibt ihnen, wenn wieder ein Neuer noch raffiniertere Methoden ausklügeln kann. Wie im Weltkrieg wird schliesslich jener Sieger bleiben, der über die willfährigsten Arbeitsautomaten verfügen kann und wer zuerst sich der letzten Reste des Menschentums in seinem Innern zu entledigen vermag. Wie sich schliesslich die ganze Sache gestalten kann, wenn diese endlose Schraube der Uebertechnisierung Wirklichkeit wird, dürfen wir uns kaum ausdenken.

Erwähnenswert war noch das Votum eines Professors einer Handelshochschule, der daran zu erinnern wagte, dass vor weiteren Rationalisierungsversuchen in den Werkstätten man einmal ernsthaft an die Rationalisierung und Oekonomisierung der Verwaltungen und des Vertriebes herantrete. Dort seien die Hauptursachen zu suchen, wenn die bisherigen Aufwendungen im Betrieb nicht genügten und der erzielte Erfolg ungenügend sei. Was in den Werkstätten an Mehrleistungen gewonnen werde, das geht zum grossen Teil in unrationeller Ueberorganisation in der Verwaltung, im Vertrieb und in der Leitung wieder verloren.

Die volkswirtschaftlichen Gefahren, welche die Rationalisierung im Gefolge hat, blieben leider unerwähnt. Einen ganz leisen und sehr schwachen Versuch machte der Vertreter des eidg. Arbeitsamtes. Er sprach, nachdem er den Veranstaltern des Kurses auch wie andere seinen Dank für das viele Gebotene erstattet hatte, noch nebenbei von dem „Schlagwort" der Rationalisierungsopfer. Man sollte doch wahrhaftig glauben können, dass das eidg. Arbeitsamt im verflossenen Herbst, Winter und Frühjahr auch einige Erfahrungen hätte machen können. Das eidg. Arbeitsamt ist dem Volkswirtschaftsdepartement unterstellt, wie die eidg. Fabrikinspektoren, sofern es sich bei diesem Amte wirklich um Volkswirtschaftsprobleme handeln soll, so müssen u. E. Fabrikinspektorate und das eidg. Arbeitsamt zusammen arbeiten können; bei dieser Zusammenarbeit wäre es ein leichtes gewesen, den Zusammenhang der Arbeitslosigkeit mit dem Fortschreiten der Rationalisierung zu überprüfen; dann hätte der Vertreter des eidg. Volkswirtschaftsdepartements an diesem Kurse auch nicht von einem „Schlagwort" von Rationalisierungsopfern reden können. Aber so ist es: diese Herren gehen vollständig gefühllos an ihre Arbeiten. Ihre Zahlenreihen werden mit der gleichen Gedankenlosigkeit zusammengestellt, ob es sich um eine Zusammenstellung der Wochentage oder der Arbeitslosen handelt. Ihr Geist reagiert erst, wenn sie einen Additionsfehler oder eine nicht restlos erfüllte Formalität entdecken."

Unser Freund versucht der „Rationalisierung" des Arbeiters so viel Gutes abzugewinnen als nur möglich, immer unter der Voraussetzung, dass sie nicht bloss dem Unternehmer, sondern auch dem Arbeiter diene; ich meinerseits kann in alledem kaum etwas anderes sehen, als ein neues Stadium der Entseelung und Maschinisierung des Menschen und glaube in

diesem Sinne nicht an einen wirklichen Nutzen, vielleicht darf ich sagen: Segen dieses Weges.

2. Vom Autoteufel. a) Die Motorfahrzeuge haben sich im Kanton Zürich von 64 Stück im Jahre 1902 auf 13,460 im Jahre 1926 vermehrt. Hat man je in einer solchen Zeitspanne eine solche Umwälzung erlebt? Und zwar durchaus zum Bösen. Denn welcher Gewinn dabei, im ganzen genommen, für die Menschen herausgekommen sei, hat mir noch niemand zu zeigen vermocht. Der Schaden aber ist deutlich genug. Im Jahre 1926 allein hat es im Kanton Zürich 2305 Unfälle gegeben, die dieser neueste Teufel verursacht, also 6 Unfälle im Tage, wobei aber zu beachten ist, dass auf dem Lande offenbar nur die schwereren gezählt werden, also die Zahl in Wirklichkeit noch bedeutend höher sein dürfte. Diese Unfälle haben 58 Todesopfer gefordert, wobei aber wieder zu bedenken ist, dass von den über 1000 Verletzten manche nachträglich gestorben sind, während viele zu Krüppeln wurden. Vielleicht darf man etwa sagen: 120 Tote und Verkrüppelte jährlich! Jedenfalls sehr viel grösser als der Tribut, den die Athener einst dem Ungeheuer Minotaurus leisten mussten. Dabei ist aller andere, vielgestaltige Fluch dieses „Fortschrittes“ nicht in Betracht gezogen.

b) Nach einer von der nationalen Automobil-Handelskammer veröffentlichten Statistik sind in den letzten acht Jahren in den Vereinigten Staaten mehr Menschen durch Automobile getötet worden als amerikanische Soldaten im Weltkriege. Vom Januar 1919 bis Dezember 1926 fielen 137'017 Personen Automobilunfällen zum Opfer, während die amerikanischen Verluste im Weltkriege 120,050 betrugen.

c) Autoherrschaften in den Ferien. „Unser Nachbar bewohnt ein Herrschaftshaus, besitzt zwei Auto, einen Diener, eine Magd, vier Hunde, ein Klavier, auch eine Frau, und sonst noch wer weiss was.

Nachts kommt er gewöhnlich um die Geisterstunde heim, per Auto, natürlich. Fünfzig Meter vor der Garage tutet er fürchterlich, damit man ihm Licht mache und die Türe öffne. Die Garage hat er selbstverständlich nicht unter die Fenster seiner Schlafsalons bauen lassen, sondern den Nachbarn vor die Nase, am äussersten Ende des Gartens. Auf diese Weise geniessen die Nachbarn sogar bei dunkler Mitternacht die Abgasgerüche aus erster Hand. Das erfreut die Nachbarn nicht. Die hätten gern Ruhe. Doch solche sucht man in Zürich bei Nacht vergeblich, dank der Schlamperei in der Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen durch unsere Polizei.

Die Nachbarn können nicht bei Tage schlafen, wie er, nicht bei Nacht mit Damen in der Stadt umherziehen, wie er; sie müssen morgens zur Arbeit gehen und sind abends froh, zu Hause die müden Glieder zur Ruhe legen zu können.

Seit drei Wochen ist's im Herrschaftshaus ganz still. Verschlossen sind die Fensterläden, verträumt liegt der grosse Garten mit dem alten Birnbaum. Die Jagdhunde jagen nicht über den Rasen und durch die Büsche, sie trainieren nicht mit stundenlangem Gebell auf die kommende Jagdzeit im Tirol, kein ohrenbetäubendes Gekläff belästigt die Nachbarn bis in die Nacht hinein, kein nervenzerrüttendes Klavierspiel schlägt stundenlang an der Nachbarn Ohren. Nicht durch Autorasseln, Signalgegrunze, Motorgeheul und Garagentürzuschlagen wird die Stille der Nacht so oftmals jäh zerrissen. Die Nachbarn bekommen nicht ihre Lungen nachts um halb eins mit des Autos Abgasen gefüllt. Der Sonntag wird nicht durch Feilen und Hämmern in der Garage entheiligt.

„Gott sei Dank“, hört man die Nachbarn sagen, „der Autoherr ist in den Ferien.“ („Volksrecht“ Nr. 214.) Max Kegler.

d) Allmählich regt sich doch ein Widerstand der vergewaltigten grossen Mehrheit des Volkes gegen die Frechheit der kleinen und grossen Autoherrschaften. Es wird berichtet:

„Den ersten Vorstoss hat der Kanton Bern gemacht. Der Regierungsrat hat kürzlich einen Entwurf vorgelegt, der viel weiter geht als das verworfene Gesetz. Die beängstigende Zunahme der Unglücksfälle und die sich mehrenden Klagen über die Störung der Nachtruhe haben zu Abwehrmassnahmen gedrängt. Vorgesehen ist ein Nachtfahrverbot für Lastwagen, für Personenwagen mit mehr als acht Sitzen und für Motorvelos, im Sommer für die Zeit von 22 Uhr abends bis 5 Uhr morgens, im Winter von 22 Uhr bis 6 Uhr. Zwar sieht der Entwurf Ausnahmen für besondere Fälle vor, aber als ganzes gesehen sind die Bestimmungen recht streng. Aber sie sind notwendig. Die vielen Leute, die an belebten Strassen wohnen, haben einen berechtigten Anspruch auf eine Minimal-Ruhezeit. Wenn die Automobilisten und besonders die Benützer der grossen Gesellschaftswagen die Nachbarschaft immer ärger belästigen, so bleibt kein anderes Mittel als das Verbot übrig. Dazu wird auch eine verschärfte Kontrolle der Geschwindigkeit kommen.

Das Vorgehen der Berner Regierung wird ohne Zweifel Schule machen. In verschiedenen anderen Kantonen regt sich der Wunsch nach vermehrtem Schutz der Bevölkerung in Ortschaften mit durchgehendem Fahrverkehr. In Baselland hat eine Versammlung der Gemeindevertreter beschlossen, bei der Regierung vorstellig zu werden. In Zürich wird ebenfalls die Frage eines Nachtfahrverbotes geprüft. Besonders die Seegemeinden werden durch den Autolärm sehr stark in Mitleidenschaft gezogen. Ferner ist im aargauischen Großen Rat eine Motion eingegangen, die ähnliche Maßnahmen verlangt.

Zu einem scharfen Konflikt zwischen Behörden und Automobilisten ist es im Kanton Schwyz gekommen. Die Autler beklagen sich seit langem über die rigorose, ja schikanöse Bussenpraxis. Man begnüge sich in einzelnen Gemeinden nicht mit dem strengen Vollzug des Gesetzes, sondern betreibe einen eigentlichen Bussensport, stelle Autofallen u. s. w. Infolgedessen beschloss der Automobilklub, mit Wirkung vom 1. Dezember an, über den Kanton Schwyz sowohl den Touristen- als den wirtschaftlichen Boykott zu verhängen, wenn die Verhandlungen zu keinem befriedigenden Resultat führen sollten. Die Schwyzer scheinen aber diese Drohung nicht sehr ernst zu nehmen. Für das nächste Jahr wird ohnehin ein Sonntagsfahrverbot in Aussicht genommen, wie es Glarus besitzt. In der schwyzerischen Presse wird darauf hingewiesen, dass die Kontrollorgane nur ihre Pflicht erfüllen, wenn sie Uebertretungen anzeigen. Wer anständig fahre, habe nichts zu riskieren, wer sich den Vorschriften nicht unterwerfe, solle dagegen gestraft werden. Vorfälle, wie sie sich am Sonntag des Klausenrennens in Arth und Sattel zugetragen, wo ganze Banden Automobilisten wie Räuber die ihre Pflicht erfüllenden Polizisten bedrohten, seien nicht geeignet, gutes Blut zu schaffen. Ein Einsender in der „Schwyzer Zeitung" schreibt: Mein lieber Kanton Schwyz, ahme das Beispiel Uris nach, erhebe deine Taxen, und wenns den Herren dort nicht gefällt, können sie ja am nächsten Klausenrennen über den Panixerpass ins Glarnerland gelangen und über den Susten nach Hause. — Diese Forderungen mögen etwas über das Ziel hinausschiessen; aber sie sind ein Beweis für den Unmut, der gegenüber dem Auto und den Automobilisten herrscht. Wenn diese den berechtigten Wünschen der Bevölkerung nicht Rechnung tragen, sondern in diesem „Tempo weiterfahren", so wird die Reaktion noch viel stärker sein, so wird das Volk selber Ordnung schaffen.

(„Volkswacht am Bodensee" Nr. 219.)

e) Das Reisen einst und jetzt. Ein französisches Blatt („Vie Nouvelle") schreibt: „Man reist heute nicht mehr, man läuft, man rennt, man stürzt, man fliegt. Nur immer schneller! Alles kommt darauf an, so rasch als möglich am Ziele anzukommen, und dieses Ziel ist ein Tennis oder Fussballmatch, ein Geburtenkongress, eine Synode, eine Sitzung von politischen Drahtziehern, eine Generalversammlung von Aktionären, das Vergnügen oder die Geschäfte, gelegentlich die Pflicht. Man ist nur noch ein Ballen, der im

Eiltempo an seinen Bestimmungsort befördert werden soll. Man denkt nicht mehr daran, anzuhalten, um die Menschen und Dinge zu beobachten; man sieht, im Eilzug, Auto, Flugzeug dahinsausend, nichts mehr, nicht die Städte, nicht die Felder, nicht die Flüsse, nicht die Bäume und erst recht nicht die Blumen. Vom Veilchen im Moose, von der Heckenrose im Busch dürfte man gar nicht mehr reden, ohne sich aufs äusserste lächerlich zu machen. Das wären ja beinahe mittelalterliche Einfälle! Der Fortschritt fordert, dass man weder Augen zum Sehen noch Ohren zum Hören habe, es sei denn für den Pfiff der Lokomotive, das Geheul des Autos und das Rattern des Flugzeuges. Niemand hört mehr auf den Gesang der Nachtigall. Nachtigall? Zum Totlachen!

Unsere Eisenbahnverwaltungen verfehlen nicht, um die Konkurrenz des Autoscheinwerfess, der den Reiz der Landschaft verachtet, und des Flugzeug-Meteors, das, durch die Wolken schiessend, das Schauspiel von Meer und Land verschmäht, denjenigen, welchen sie selbst transportieren, den Anblick der Naturschönheiten zu entziehen, gegen die sie vollkommen gleichgültig geworden sind. Tunnel, Dämme, scheussliche Bahnhöfe, das ist's, was sie uns zeigen, an Stelle von Gebirgen, Tälern und grünen Ebenen . . . .

Man darf sich nicht darüber verwundern, dass diese Menschen, die für die Schönheit der äusseren Dinge unempfindlich geworden sind, für die Schönheit des innern Lebens ebensowenig Sinn haben.

Man blickt ebensowenig nach innen, als nach aussen. So wenig als man den Reiz der Natur würdigt, wird man mehr von dem Schauspiel seelischer Grösse und menschlicher Heiligkeit angezogen, ja, man achtet gar nicht mehr darauf. Man verachtet das ebensosehr wie den Duft des Veilchens und den Gesang der Nachtigall. Darum ist nicht zu verwundern, wenn alle Ideale zusammenbrechen, wenn auch der Glaube schwach wird. Aber der Mensch lebt auch unter der Hülle des in seinen Motoren erstarrten Industrietieres fort. Man wird ihn eines Tages wieder erscheinen sehen und mit ihm den Durst nach dem Schönen, dem Guten, dem Wahren. Und der Tag wird kommen, wo ihm die Freude, den Chauffeur zu machen, nicht mehr genügen wird, wo man wieder, anstatt toter Steine, das Meer sehen und sogar die Augen zum Himmel erheben will. Und das wird dann das Ende unseres Barbarenzeitalters sein. Es wird nicht zu früh sein, wenn es zu Ende geht."

(Fortsetzung folgt.)

Gegen die Spielbanken. Die Gruppe Zürich der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit hat in ihrer Mitgliederversammlung vom 2. Februar nach Anhörung eines Berichtes über die Kursaalinitiative folgende Resolution gefasst:

In Erwägung, dass Glücksspiele, in welcher Form sie auch auftreten, eine sittlich anfechtbare, weil die Sensationslust und Gewinngier reizende Art des Vergnügens sind,

Dass eine Fremdenindustrie, die nur durch Wiedereinführung eines moralisch nicht einwandfreien Hilfsmittels erhalten werden könnte, nicht wert wäre, erhalten zu werden,

Dass die stimmberechtigten Schweizerbürger vor wenigen Jahren erst sich für eine strikte Durchführung des Artikels 35 der Bundesverfassung (Verbot aller Glücksspiele) ausgesprochen haben,

Dass es eine besondere Aufgabe der Frau ist, sich gegen jede sittliche Gefährdung des Volkes und gegen jede Schädigung des gesunden Volksempfindens zu wenden,

Beschliesst die Monatsversammlung der Gruppe Zürich der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, ihre Mitglieder dazu aufzufordern, in ihrer Umgebung nach Möglichkeit auf eine Ablehnung des Initiativbegehrens hinzuwirken.

Aarau. Zusammenkunft der Gruppe Aufbau und Neue Wege, Sonntag, den 6. Mai, nachmittags 2¼ Uhr, im alkoholfreien Restaurant Helvetia in Aarau.

Thema: Familienzulagen und Soziallöhne.

Referentin: Frau Prof. Cl. Ragaz.

Wir bitten unsere Freunde, dieses Datum sich vorzumerken und aus ihren Bekanntenkreisen weitere Freunde zum Besuch dieser Zusammenkunft einzuladen. Thema und Referentin sind Gewähr für eine lehrreiche und anregende Diskussion. Der Ausschuss.

Aus der Arbeit

Mütterwoche im Bendeli.

Auch in diesem Jahr ist eine Mütterwoche im Bendeli (im Toggenburg, oberhalb Ebnat-Kappel) vorgesehen, in der Frauen aus verschiedenen Arbeits- und Gesellschaftskreisen heraus sich zu gemeinsamer Erholung und zu gemeinsamer Vertiefung in ihre besonderen Frauenaufgaben sich zusammenfinden sollen. Es ist die Woche vom 3. bis 9. Juni in Aussicht genommen. Wir geben das Datum gern rechtzeitig bekannt, damit sich die Frauen, die entweder selbst an der Woche teilzunehmen gedenken oder uns solche Teilnehmerinnen zuweisen möchten, rechtzeitig darauf einrichten und uns ihre Anmeldungen bald einsenden können. Die Aufgabe der Frau als Erzieherin der Jugend soll von verschiedenen Seiten her in den gemeinsamen Besprechungen behandelt werden. Ein ausführliches Programm wird später bekannt gegeben.

Die Bedingungen sind wie in den vergangenen Jahren: 25 Fr. für die sechs Tage für die Erwachsenen und 2 Fr. im Tag für die Kinder, die auch dies Jahr wieder bei Fräulein Kopp, Sonnegg, Ebnat-Kappel, untergebracht werden können.

Wir hoffen wieder auf eine gute Beteiligung und ein schönes Zusammensein wie in den vergangenen Jahren und nehmen gerne baldige Anmeldungen entgegen.

Clara Ragaz, Gartenhofstr. 7, Zürich 4.
Lydia Wettler, Wonnebergstr. 69, Zürich 8.

Sommerkurs im Volkshochschulheim Habertshof vom 1. Mai bis 31. Juli 1928.

Das Schulheim Habertshof ist als ein Glied der gemeinwirtschaftlich betriebenen Siedlung Habertshof aus der Jugendbewegung heraus geschaffen. Getragen vom Neuwerkkreis sucht es vom Evangelium her, dessen ursprünglicher Sinn uns heute zu neuem Verständnis aufbrechen will, offen zu stehen für die brennenden Fragen der Gegenwart.

Gegen alle durch Sonderung in Weltanschauungen, Konfessionen und Parteien drohenden Verhärtungen suchen wir ohne Verleugnung eigener Konfession und eigenen politischen Urteils in diesem Lehrgang einen Kreis junger Menschen aus den verschiedensten Lagern zu vereinen, damit jeder Teilnehmer sich mit den Anschauungen und Lebensantrieben aller Kameraden und Lehrer auseinandersetzen muss. Leben ist mehr als Lesen und blosser Vortrag. In dem Mittelpunkt der gemeinsamen geistigen Arbeit steht die soziale Frage samt all den Aufgaben, die mit ihrem Namen gegeben sind.

Die Mitarbeiter stammen aus verschiedenen Gruppen und gewähren so eine lebendige, gerechte Vertretung der in den Lagern repräsentierten Kräfte. Solch Ringen miteinander und umeinander weitet den Gesichtskreis, hilft zu

sachlichem Urteil und so erst werden wir zu weiterer Auseinandersetzung und weiterem Kampf um Ueberwindung gegenwärtiger Nöte gereift.

Der Plan:

Emil Blum: Die Kräfte des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart.
Otto Uhlig (Arbeiterjugend): Die Mission der Arbeiterbewegung. (Gastkurs von etwa vier Wochen Dauer.)
Dr. Rudolf Hauser (Quickborn): Gesellschaft und Gesellschaftsnot in der katholischen Gedankenwelt. (Gastkurs von etwa drei Wochen Dauer.)
Ein noch nicht bestimmter Vertreter bündischer Jugend (Freischar): Die Zusammenhänge der deutschen inneren Politik mit der Weltpolitik. (Gastkurs von etwa drei Wochen Dauer.)
Hermann Schafft (Neuwerk): Die Verantwortung der Jugendbewegung für unser Volk. (Gastkurs von einer Woche Dauer.)
Heinrich Kraffert: Musik im Leben des deutschen Volkes.
Suzanne Blum: Kunst als Ausdruck menschlichen Wesens.
Freifächer: Freihandzeichnen (Suzanne Blum).
Lautenunterricht (Hch. Kraffert).
Gartenbau mit praktischen Anweisungen (Rich. Kunert).

Ihre Mitarbeit für Einzelvorträge haben zugesagt:
Dr. A. D. Müller: Friedensfrage.
Pfarrer Wibbeling: Wesen des Protestantismus.
Bezirksjugendpfleger Völger: Seelenkunde.

Die Leitung des Gesamtkurses liegt in den Händen von Emil Blum.

Alle Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle des Schulheims Habertshof, Post Elm, Bezirk Kassel.

Ferientage für Lehrkräfte an der Volksschule.
(Primar- und Sekundarlehrer, Haushaltungs- und Arbeitslehrerinnen.)

Wer unter uns hätte nicht schon mit Schmerzen bemerkt, dass die verschiedenen Menschen, welche sich um die Erziehung unserer Kinder mühen, oft recht wenig zusammenarbeiten? Besonders in den letzten Jahren sind zwischen den Lehrern und Lehrerinnen unserer Volksschule und den Haushaltungs- und Arbeitslehrerinnen (und unter diesen selbst) allerhand Gelegenheiten zu Missverständnissen entstanden. Spüren Sie nicht auch die Notwendigkeit: Wir sollten im Freundeskreise miteinander darüber reden, den gemeinsamen Ausgangspunkt suchen und einander zu helfen suchen?

Wenn ja: Wollen Sie nicht ein paar Tage mit uns im Volksbildungsheim Neukirch a. d. Thur zusammenleben?

Entweder vom 22. bis 27. Juli oder vom 12. bis 18. August.

Kosten: Fr. 5.— bis 6.— pro Tag.

Anmeldung: So bald als möglich, spätestens bis Mitte Juni an Didi Blumer, Neukirch.

Nähere Auskunft und ausführliches Programm senden:
Fritz Wartenweiler, „Nussbaum“, Frauenfeld.
Didi Blumer, „Heim“ Neukirch a. d. Thur.

Von Büchern

Kunst und unerfüllte Pädagogik. Von Dr. Ludwig Prähauser. Wien 1925. Oesterreich. Bundesverlag.

Ein Kapitel dieses Buches ist seinerzeit unter dem Titel „Wesenspädagogik“ in den „Neuen Wegen“ erschienen. Es leuchtet tief in Anschauungen

und Absichten des Verfassers hinein, der nicht etwa beim Aesthetischen als etwas Letztem stehen bleibt. Ihm ist es um die Totalität und Einheit des Menschen zu tun, um seine Befreiung vom dämonischen Band des Machtwillens, dem Erbübel unserer Zivilisation. Ich muss es mir hier versagen, auf die vielfach sehr aufschlussreichen Einzelheiten des Buches einzugehen, die ja durchwegs der leitenden Grundidee untergeordnet sind. Was die Wirkung erhöht, ist, dass hier kein blosser Theoretiker, sondern ein Praktiker zu einem spricht, der ein ganzes Menschenalter lang als Fachlehrer seine Erfahrungen in zäher und mühsamer Arbeit am Urstoff des Menschlichen erworben hat. Dem Buche spürt man es auf jeder Seite an, dass der Verfasser seinen Beruf sehr ernst genommen und mit dem Geiste der Liebe durchdrungen hat. Er besitzt eine tiefe Kenntnis von den inneren Gesetzen und geheimen Kräften der Seele. Mag dem künstlerisch weniger Orientierten das Durcharbeiten des ersten, „berichtenden“ Teiles einige Schwierigkeiten verursachen, so entschädigt umsomehr der zweite, „betrachtende“ Teil, dem das oben genannte Kapitel angehört. Sehr eindrucksvoll ist der Protest gegen den einseitigen Intellektualismus in der Erziehung, die Unterscheidung des Geistigen vom Intellektuellen. Hätten wir das göttlichste Wissen zu vermitteln und vernachlässigten aber die Wirkung der Menschen untereinander, so könnten wir das Leben nicht in fruchtbare Bewegung bringen. Auch die Kunst wird in ihrer dienenden Stellung erfasst; Sinn der Erziehung ist nicht, geradlinig zu ihr als dem Endziele hinzuführen, sondern sie selbst ist ein Element und Mittel der Erziehung. Ziel ist immer der Mensch, das verkörperte Leben. Und so ist der Grundcharakter des Buches, an dem auch die Gediegenheit und Feinheit des Ausdruckes gerühmt werden muss, ein religiöser und spiritueller. Obschon die Einordnung nicht völlig gelungen ist und das Aesthetische in der Wesenssphäre zu viel Raum in Anspruch nimmt, lässt doch das Buch die tiefe Not des Menschlichen, der es entstammt, überall durchspüren. Ueber alles blosse Handeln hinaus ist es ein Aufruf zur lebendigen Tat der Liebe und Befreiung. O. Ewald.

Eingegangene Bücher.

Wilhelm v. Wyss: Amerikanisches Schulleben. Reiseeindrücke. Sauerländer u. Cie., Aarau.

* **W. Wehrli**: Geschichte des Schweizerischen Armenerziehervereins. Leemann u. Cie., Zürich.

Bruno Zschätzsch: Die Gemeinwirtschaft. Verlag: Die Gemeinwirtschaft Greiz (Thüringen).

C. A. Loosli: Anstaltsleben Pestalozzi-Fellenberg-Haus, Bern.

Hans Müller: Geschichte der internationalen Genossenschaftsbewegung. H. Meyer, Halberstadt.

A. Egger: Genossenschaftsrecht. Helbing u. Lichtenhahn, Basel.

Emil Haemig: Ueber den Begriff der Sozialwirtschaft. Schweizerischer Grütliverein Zürich.

Hermann Schünke: Religion, Kultur und Wirtschaftsleben. Rauschenglas u. Sohn, Cuxhaven.

* **Carl Vogl**: Der moderne Mensch in Luther. Eugen Diedrichs, Jena.

* **Pädagogik deines Wesens**. Wendekreis, Hamburg.

* **Fritz Klatt**: Die schöpferische Pause. Eugen Diedrichs, Jena.

Frank Grandjean: Esquisse d’une pédagogie inspirée du Bergsonisme. Atar, Genève.

Ed. Chaparède: Die Schule nach Mass. Rotapfel-Verlag, Zürich.

Henri Roorda: Der Lehrer hat kein Gefühl für das Kind. Rotapfel-Verlag, Zürich.

Wilhelm Heydorn: Mann und Weib. Selbstverlag, Hamburg.

Emil Engelhardt: Minne und Liebe. Neuwerk-Verlag, Schüchtern.
* Walter Gut: Vom seelischen Gleichgewicht und seinen Störungen. Orell Füssli, Zürich.
Vers l'Unité (chrétienne!). Imprimerie La Concorde, Lausanne.
Johannes Willi: Die Reformation im Lande Appenzell. Ernst Bircher, Bern.
Cajus Fabricius: Der Atheismus der Gegenwart. Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen.
Theophilus Subrahamanyam. Kanaresische Mission, Zürich.
Robert Saitschik: Die geistige Krise der europäischen Menschheit. Schulthess u. Cie., Zürich.
Werner Picht: Die Frucht des Leidens. Patmos-Verlag, Würzburg.
* Rudolf Ehrenberg: Ebr. 10, 25. Ein Schicksal in Predigten. Patmos-Verlag, Würzburg.
Kaete Weber: Das Menschenproblem. Lony Leickert-Verlag, Berlin-Wilhelmsdorf.

(Fortsetzung folgt.)

Programm von Arbeit und Bildung.

Sommer 1928.

I. **Der Jakobusbrief.** Samstag, abends 8 Uhr. Beginn 5. Mai. Leiter: L. Ragaz.

Nach dem Römerbrief, der Verkündigung des Glaubens, der Jakobusbrief, die Forderung der Werke, ein Dokument die Ergänzung des andern.

II. **Einführung in die Astronomie.** Freitag, abends 8 Uhr. Beginn 11. Mai. Leiter: Dr. Max Zeltner (Albisbrunn).

Wieder, nach dem wundervollen, einst von Professor de Quervain gehaltenen, ein Astronomiekurs, eine Einführung in die Wunder „des gestirnten Himmels über uns" (Kant), durch einen, der es versteht, solche Dinge jedem Denkfähigen klar zu machen.

III. **Sozialismus und Marxismus.** Besprechung des Buches von Hendrik de Man: „Zur Psychologie des Sozialismus." (Schluss des Kurses.) Montag, abends 8 Uhr. Beginn 30. April. Leiter: L. Ragaz.

IV. **Besprechung aktueller Dramen:**
„Der Helfer", von Adrian von Arx; „Paulus unter den Juden", von Franz Werfel; „Danton", von Robert Wagner. Donnerstag, abends 8 Uhr. Beginn 3. Mai.

Drei Dramen, die aus der Zeit geboren sind und Probleme der Zeit darstellen, sollen gemeinsam gelesen und durchgearbeitet werden.

V. **Frauenabende:** Die Frau und die moderne Jugend. Am ersten Dienstag des Monats, abends 8 Uhr. Beginn 1. Mai. Leiterin: C. Ragaz, R. Tschulok.

Diese Abende dienen der Aussprache unter Frauen, die in der sozialen Not und sozialen Arbeit stehen. Es sollen besonders die Schwierigkeiten des modernen Jugendlebens erörtert werden.

VI. **Musikalische Abende.**

An Stelle der regelmässigen musikalischen Darbietungen sollen für diesen Sommer zwei Konzerte, kombiniert mit Rezitationen, gesetzt werden. Der Tag wird jeweilen angezeigt werden.

VII. **Monatsabende.** Jeweilen am vierten Dienstag des Monats.

Die Monatsabende haben den Zweck, die Mitglieder der Vereinigung und Teilnehmer an den Kursen, aber auch andere Kreise zu freien Aussprachen über wichtige Tagesfragen zu vereinigen.

Zu diesen Kursen ist jedermann freundlich eingeladen. Für II. und IV. wird ein Kursgeld von 3 Franken erhoben; die übrigen sind frei.

Auskunft erteilt Frau Clara Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4.

Alle Kurse finden, wenn nichts besonderes angezeigt wird, im Heim von „Arbeit und Bildung", Gartenhofstrasse 7, Zürich 4, statt.

Durch die Generosität eines Freundes ist uns eine Bibliothek mit reichhaltiger, vorwiegend historischer und poetischer Literatur zur Verfügung gestellt worden. Die Bücher können am Mittwoch und Samstag von 6 bis 7 Uhr gegen eine Leihgebühr und ein Depositum von 1 Franken bezogen werden. Jedermann ist zur Benützung freundlich eingeladen.

Zu dem Aufsatz von Prof. van Embden über den „Giftgaskrieg" ist S. 110, Z. 5 von oben, folgende Anmerkung beizufügen:

„Seitdem dieses geschrieben wurde, haben drei Staaten: Frankreich, Venezuela und Liberia ratifiziert. Ausdrücklich verweigert hat u. a. England. Sofern Ratifizierung dieses Abkommens überhaupt etwas bedeutet, sei bemerkt, dass die genannten Bekräftigungen auf Gegenseitigkeit beruhen, auch sie also in Wirklichkeit noch keine Aenderung bringen. Frankreichs offensiv-chemische Vorbereitungen gehen selbstverständlich ungestört weiter."

Im übrigen sei daran erinnert, dass der Aufsatz als Flugblatt bei der Zentralstelle für Friedensarbeit, Gartenhofstrasse 7, Zürich, für 10 Rappen das Stück (bei grossen Bezügen noch billiger) zu haben ist. Er bildet eine ganz ausgezeichnete und unentbehrliche Waffe gegen den Krieg.

Redaktionelle Bemerkungen.

Ein Bericht über die (sehr erfreulich verlaufene) Jahresversammlung der „Freunde der Neuen Wege" wird im nächsten Heft erscheinen. Der Rundschaubeitrag „Gegen den Maschinenmenschen" musste leider sehr lang zurückgestellt werden.

Es sind uns in der letzten Zeit häufig Reklamationen über ungenügende Spedition der „Neuen Wege" zugekommen. Wir bitten die Leser, sich mit Reklamationen sei's an die Administration der „Neuen Wege", sei's an die Post zu wenden, damit rasch Abhilfe geschaffen werde.

Die Erlösung durch den Geist.

Ein Mensch kann sich nichts nehmen,
es werde ihm denn gegeben vom Himmel.
Ev. Joh. 3, 27.

Wir können es nicht machen ohne den Geist — können es in allen Dingen, die zählen, überhaupt nicht m a c h e n.

Auf drei Punkten stossen wir an diese Grenze.

Wir werden nur recht g e r i c h t e t durch den Geist. Dass wir gerichtet werden, ist notwendig; denn sonst verkämen wir in Dunst und Betäubung des Endlichen, im Trug der Welt und unser selbst, wir erlägen der Macht der Götzen und Dämonen. Wohl können wir dagegen unser sittliches Arbeiten, Wachen, Ringen aufbieten, uns den furchtbaren Ernst der sittlichen Wahrheit stets wieder vor die Seele stellen, und wir sollen das tun. „Schaffet, dass ihr gerettet werdet, mit Furcht und Zittern.“ Aber mit alledem bleiben wir sozusagen noch bei uns selbst, wenn auch beim Höchsten und Edelsten unserer Natur. Auch das Sittengesetz ist ja sozusagen der Ausdruck unseres eigenen Selbst, die wahre Stimme unseres Ich. Mag es in seinem letzten Sinn auch noch weiter reichen, so tritt einmal dieser Sinn selten in seiner ganzen ernsten Klarheit hervor, und dazu legt sich auf ihn so leicht der Schlaf der Trägheit und Verblendung. Wie leicht auch kann sich der Teufel in einen Engel des Lichtes verkleiden, kann schwere Verblendung sich in das Gewand grossartiger Sittlichkeit, neuer oder alter, hüllen! Wir haben etwas nötig, was über alledem steht, etwa, was ganz anders ist als das Ich — auch wenn es freilich zum Ich muss gelangen können — etwas, das auch noch über unser höchstes natürliches Wesen unendlich hinausgeht; etwas, das wie eine Sonne unbesiegbar und unerreichbar über allen Nebeln und Trübungen unseres sittlichen Bewusstseins steht. etwas Unerbittliches, schlechterdings Letzthiniges, Heiliges. Und das, meine ich, sei das, was wir den heiligen Geist nennen können. Es ist das schlechthin Wunderbare und das schlechthin Uebernatürliche. Es geht auch über unsere höchste Erhebung hinaus. Es wird nicht von uns geschaffen, gedacht, gefühlt, es kommt über uns, sola gratia. Es r i c h t e t uns, es allein ganz sicher. Das bedeutet: e s z e i g t u n s d i e R i c h t u n g und tut das oft entgegen allen irdischen Wegweisern, jedenfalls mit der untrüglichen Sicherheit des Polarsterns. Das bedeutet weiter: e s v e r u r t e i l t u n s, und wenn auch wir selbst und die ganze Welt uns freisprächen. Es ist allmächtig, niemand kann ihm im Ernst widerstehen. Es ist die Wahrheit selbst, die durch alle Wolken und Nebel siegreich bricht. Es ist das überwältigende Wunder des Guten, das aller menschlichen Mattigkeit, Schlafsucht und Selbstverblendung, das allen Dämonen der Tiefe immer wieder triumphierend

zuruft: „Hier bin ich!“ Und wie es uns richtet, so richtet es auch die Welt, in jedem Sinne. Wir dürfen uns darauf verlassen. Denn es hängt eben nicht von uns und dem Willen der Welt ab, es kommt sola gratia — auch im Gericht. Wir aber können nicht das Gute tun ohne es. Wir müssen immer wieder an den Punkt gelangen, wo über den Nebeln des Weltsinns — auch in seinen edelsten Formen, noch einmal sei's gesagt! — diese Sonne des wahrhaft Unbedingten durchbricht und unser Wesen erneuert. Durch dieses Gericht bloss werden wir erlöst von den Dämonen der Welt zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, und das heisst an dieser Stelle: von Trug und Tand zum vollen, ewigen, seligen Ernst des Guten.

Wir werden aber auch sittlich vorwärts gebracht nur durch den Geist. In unserem sittlichen Ringen machen wir die Erfahrung, dass wir immer wieder auf Punkte stossen, wo wir nicht mehr vorwärts kommen, allen guten Vorsätzen, allen Schmerzen der Reue, ja, so scheint es wenigstens, auch allem Bitten zum Trotz. Es ist, als ob wir an den Grenzen unserer Natur angekommen wären und nun einfach nicht weiter könnten. Vielleicht auch lasten die Taten und Unterlassungen vergangener Tage zu stark auf uns. Unsere Triebe, unsere Gefühle, unsere Vorstellungen sind bis zu den Wurzeln vergiftet. Wir möchten uns so gern etwas anderes geben: Reinheit statt der unlauteren Begierden, Kraft statt der Schwachheit, feurig schaffende Liebe statt der Lauheit oder Kälte — aber wir können es nicht. „Ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben vom Himmel.“ Hier müsste eine neue Schöpfung einsetzen. Es müsste über uns kommen! Aber das tut es ja! Es kommt über uns! Wir erleben es, wenn wir es recht ersehnt und erbeten haben, wenn wir dafür in Schmerzen reif geworden sind: es kommt etwas über uns, das wir uns nie selbst hätten geben können — mächtig, überwältigend wie Frühlingssturm kommt es, wirft Hindernisse um, nimmt uns mit zu neuen Höhen; oder es kommt auch still wie das Wunder eines strahlenden Maitages, ist plötzlich da, das Gute, das wir so heiss ersehnten. Wir können es nun: wir können überwinden, können lieben, können rein sein, werden aus Schwachheit zu Kraft emporgehoben. Es ist uns gegeben worden. Und das ist wieder jener Geist, der der Creator Spiritus, der Schöpfergeist, heisst, dessen wunderbarstes Werk eben die neue Schöpfung, die er setzen kann und will. Wir stossen eben wieder auf etwas, was über der Natur ist, auch über dem Edelsten der Natur, und das darum die Natur überwinden, überbieten kann; wir stossen auf das wahrhaft Unbedingte, das in seiner Macht den Bann unserer Bedingtheiten zu durchbrechen vermag; wir stossen auf das Unendliche, von dem aus die Grenzen unserer Endlichkeit erweitert werden können, in

dem Sinne, dass das in uns werden kann, was wir aus uns selbst nicht hervorbringen können. Es kann aus diesem Wunderquell die Wahrheit so stark über uns kommen, dass wir ihr gehorchen, wo wir uns vorher dagegen sträubten und verblendeten; es kann Liebe kommen, wo vorher Todeskälte waltete, und es kann Ekel kommen, wo vorher unsere Neigung am Falschen, ja Schlimmen haftete. Durchbrüche, Revolutionen sind möglich. Das alles ist geschehen und kann immer wieder geschehen, und alles Höchste, was die Erde gesehen hat, ist von dorther gekommen. Wir dürfen uns darauf verlassen. Es wird uns angeboten. Gott, der ja der Geist ist, Gott, der in Christus sich mit unserem armen Fleisch und Blut verband und verbindet, er will in uns das Leben werden, er wird, wenn wir ihn annehmen, die neue Geburt in uns, aus der wir alles können, was wir sollen. Er will in uns das Wunder des Geistes werden, wenn wir darum bitten. Und auch in der Welt, so rettungslos diese oft aussehen mag. Denn der, der in uns ist, der sich in uns als Wunder der Allmacht bezeugt, ist grösser als der in der Welt ist, und seine Verheissung ist: „Siehe, ich mache alles neu."

Wir können aber auch nicht zu Gott kommen ohne den Geist. Auf allerlei Weise können wir es versuchen. Wir können Gott durch unser Denken zu fassen trachten; das ist nicht ohne Verheissung. Wir können ihm in unseren Lebenserfahrungen begegnen; das kann uns eine äusserst wertvolle Stütze unseres Vertrauens zu ihm werden. Wir können ihn finden in den Worten der heiligen Schrift; gewiss sind diese Worte imstande, das Herz fest zu machen gegen die Stürme und Dunkelheiten des Zweifels und der Anfechtung. Wir können auf Christus schauen; davon ist gesagt: „Wer mich sieht, der sieht den Vater." Aber das alles ist nur möglich, wenn eines dazu kommt: das Zeugnis des Geistes. Das alles bleibt leer und tot, wenn nicht etwas dazu kommt, was ich wieder das Wunder nennen muss. Und das ist ja Gott selbst. Gott bleibt das Wunder. So sehr er dem Menschen das Nächste ist — „Gott ist die nächste Beziehung der Menschheit," sagt Pestalozzi — so ist er doch auch wieder das Unglaublichste. Darum muss er selbst es uns sagen, dass er ist und dass er uns liebt. Nur Gott selbst kann uns zu Gott führen. Und das ist eben das Wunder des Geistes. Unser Denken führt doch zuletzt ins Leere, wenn nicht dieses Licht es erleuchtet. Unsere Lebenserfahrung kann anders gedeutet werden, wenn sie nicht mit diesem Zeichen versehen ist. Auch das Wort Gottes in der heiligen Schrift verstehen wir nach der Aussage der Reformatoren (die mit der der Apostel übereinstimmt) nur durch das testimonium spiritus sancti internum, das inwendige Zeugnis des heiligen Geistes. In Christus selbst sehen wir nicht den Vater, wenn uns nicht das Auge dafür geöffnet ist. Alle tiefsten Erfahrungen der Seele tragen diesen Stempel des Wunders. Sie

beziehen sich auf Dinge, die „kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Herz gekommen sind“ und die für den Glauben dennoch sind. Es gibt einen Frieden, „der höher ist als alle Vernunft“, eine Freude, die gerade aus dem tiefsten Leide aufbricht, eine Gewissheit, die gerade durch die stärkste Anfechtung geweckt wird. Das alles ist Wunder. Das können wir nicht erzwingen, es muss uns geschenkt werden. Es muss über uns kommen. Aber es will auch über uns kommen, wenn wir es nur von ganzem Herzen wollen und es nehmen, wenn es uns gegeben wird. Denn wir kehren nun den Satz um, den wir vorher geschrieben haben: Wenn Gott das Wunderbarste und Unglaublichste ist, so ist er auch wieder das Selbstverständlichste und Nächste — durch den Geist, den er uns gibt. Von ihm heisst es: „Der Geist ergründet alle Dinge, auch die Tiefen Gottes.“ Er kennt den Sinn Gottes, er versteht das Herz des Vaters. Er deutet unser Leid so, dass es Sinn bekommt; er entzündet in Finsternissen wunderbar das Licht des Vertrauens; er macht in tiefsten Schmerzen es möglich: „Freuet euch allezeit.“

So stossen wir auf unserem Wege immer wieder auf dieses Eine, das das Letzte ist, und ohne das wir nicht leben können, auf dieses höchste Licht, ohne das alles andere Licht lauter Finsternis wäre.

Warum heisst dieser Geist der heilige Geist? Weil er heilig ist, das bedeutet: unzugänglich, über alle Antastbarkeit durch die Welt erhaben. Und das ist es gerade, was wir brauchen: wir brauchen eine Wahrheit, die über unserem sittlichen Wollen und Machen, über unserem religiösen Denken und Zweifeln steht — heilig, ewig, unveränderlich, unbedingt, unbegrenzt, allmächtig. Sie allein kann erlösen. In ihr tritt der Gott hervor, der wirklich Gott ist, der sich als Gott gegen die Welt und uns selbst behauptet und darum in allem Trug der Welt und des eigenen Herzens, in allen Anfechtungen des Irrtums und des Zweifels unveränderlich Gott bleibt und sich als Gott bezeugt; der als Gott das Wunder ist, das da eintritt, wo wir versagen, das da eintritt, wo kein Weg und kein Licht zu sein scheint, das da eintritt, wo uns eherne Grenzmauern des Möglichen entgegenstarren, und wo doch keine Grenzen sein dürfen. Von diesem heiligen Gott, der gerade als solcher auch der Allmächtige und Lebendige ist, glauben wir, dass er in Jesus Christus und seiner Gemeinde sich kund getan habe und kund tue. Durch sein Herabkommen in unsere Welt, durch das Evangelium, durch Kreuz und Auferstehung Christi und durch die Ausgiessung des Geistes in seine Gemeinde, und vermittelst ihrer in der ganzen Welt, hat er uns den Geist gebracht, und damit Sieg über die Welt, Liebe statt des Hasses, Kraft statt der Schwachheit, Leben statt des Todes, Freude statt des Leides.

Das ist es, was Pfingsten verkündigt. Es ist eine wunderbare Botschaft, eine Botschaft der Freiheit, der Freude, des Lebens. Es handelt sich nicht um ein unverständliches Dogma oder ein altes Märchen, sondern um das Grundelement alles wirklichen Lebens. Nur der Geist ist es, der uns recht richtet, nur der Geist ist es, der uns sittlich vorwärts bringt, nur der Geist ist es, der uns zu Gott führt, zum wirklichen Gott, zu dem Gott, der Gott ist — nur der Geist ist es, der uns erlöst. Darum bleibt die Bitte der Bitten — die der Erhörung sicher ist! — die Bitte um den heiligen Geist.

L. Ragaz.

Der Arbeiter und die Maschine.[1]

Wenn wir über das Verhältnis von Arbeiter und Maschine uns abklärend orientieren wollen, so müssen wir die Frage in zwei Abschnitten behandeln, die deutlich auseinandergehalten werden müssen. Es handelt sich einmal um das Verhältnis des Arbeiters zur Maschine, wie wir es bis jetzt kennen lernten, und sodann um das Verhältnis des Arbeiters zur Rationalisierung, welche im Grunde genommen ja an sich selbst als Maschine bezeichnet werden kann, weil ihre Wirkungsweise zwangsläufig wie eine Maschine sich auf den Arbeiter auswirkt. Es ist mir innerstes und tiefstes Bedürfnis, über dieses letztere Problem, das ich als grosse, noch unmessbare Quelle von Not und Arbeitslosigkeit für die Arbeiterschaft betrachte, auch in diesem Kreise mich zu äussern, um, wenn immer möglich, überall wo sich Gelegenheit bietet, Hilfskräfte und wirksame Unterstützung zu gewinnen.

Das Verhältnis des Arbeiters zur Maschine, im wörtlichen Sinne gefasst und vom persönlichen, wie vom sachlichen Standpunkt aus betrachtet, das Verhältnis, wie wir es bis zur jüngsten Zeit kennen lernten, muss unbedingt als ein gutes bezeichnet werden.

Der Arbeiter hat zu der ihm anvertrauten Maschine, ich möchte fast sagen ein direktes Freundschaftsverhältnis. Selbst dort, wo sich der Arbeiter voll bewusst ist, dass die Maschine ihn in seinem Existenzkampf konkurrenziert, oder wo sie ihm durch ihren Gang das Tempo der Arbeit diktiert in einer Art, die seinem eigenen Willen widerspricht oder mit seiner persönlichen Veranlagung nicht übereinstimmt, ist bis heute das oben erwähnte gegenseitige Verhältnis nicht getrübt oder zerstört worden.

Es scheint mir wesentlich, dass man sich dieser wichtigen Tat-

[1]) Diese Ausführungen wurden in einem Kurse über das Thema: „Mensch oder Maschine?“ vorgetragen, der im Winter 1927/28 durch „Arbeit und Bildung“ in Zürich veranstaltet wurde.

sache nie verschliesst; damit widerlegt man auch den Gedanken, es könnte heute bei intelligenten Arbeitern je wieder zum Maschinensturm kommen. Im Verhältnis zwischen Arbeiter und Maschine finden wir grosse Uebereinstimmung mit dem Verhältnis, wie man es beobachten kann zwischen Pferden und Kindern. Wie stolz und glücklich fühlen sich in der Regel Knaben wie Mädchen, wenn sie ein Pferd führen dürfen; wie wenig achten sie Gefahren, und wie nutzlos sind alle Warnungen der Eltern, sich diesem ihnen an Kraft weit überlegenen Geschöpf zu nähern und anzuvertrauen. Selbst wenn Kinder sehen müssen, wie ein anderes Kind geschlagen oder verletzt worden ist, vermag das ihr eigenes Zutrauen und die Anhänglichkeit zu diesen Tieren nicht zu zerstören. Im Gegenteil werden sie umso weniger mit Liebkosungen sparen, wo ein Pferd sich von ihnen führen lässt. Genau so ist es beim Arbeiter und der Maschine. Im Anfang, bis der Arbeiter die Maschine einigermassen kennt, mag oft eine gewisse Befangenheit vorherrschen. Sobald er aber mit der Gangart der Maschine und der Arbeit an ihr vertraut gemacht worden ist, wird das Verhältnis zu ihr immer besser, und es ist oft geradezu erstaunlich, wie viel mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit der Arbeiter dem Zustand der ihm anvertrauten Maschine schenkt, als seinem eigen Wohlbefinden und körperlichen Zustand, und wie er bei notwendiger Arbeitsforcierung mehr darum bekümmert ist, die Maschine als sich selbst vor Schädigung zu bewahren.

Das sind Feststellungen, die wir persönlich während einer zwanzigjährigen Betätigung als Mechaniker und Monteur in grossen, mittleren und kleinen Betrieben übereinstimmend gemacht haben, und die wir heute, wo wir als Angestellter einer gewerkschaftlichen Organisation im tagtäglichen engsten Verkehr mit den Arbeitern stehen, an den Versammlungen immer wieder aufs neue bestätigt erhalten. Ganz typisch ist es, wie die Arbeiter neu eintretende Arbeitskollegen auf ihren Charakter hin nach deren Verhältnis zu den anvertrauten Maschinen und Werkzeugen beurteilen. Vieles können sich die Arbeiter gegenseitig verzeihen, aber eine Vernachlässigung oder gar eine Schädigung der Werkzeuge und Maschinen wird nie entschuldigt. Dabei spielt die Art und die Technik der betreffenden Maschine keine Rolle; Ausnahmen gibt es nur gegenüber Automaten, weil hier das Verhältnis nie ein persönliches werden kann, oder gegenüber Maschinen, die infolge von Konstruktionsmängeln offensichtliche Unfallgefahren zeigen, oder gegenüber Maschinen, welche das Arbeiten an ihnen zur Galeerenarbeit herabwürdigen. Solche Maschinen findet man gelegentlich noch etwa in Strafanstalten, auch in der Schweiz. In solchen Fällen kann natürlich kein freundliches Verhältnis entstehen. Aber auffallenderweise richtet sich auch hier die Empörung und der Hass

nicht gegen die Maschine, sondern gegen diejenigen, welche nicht für Abhilfe und Besserung besorgt sind.

Die Arbeitgeber sind sich dieser Einstellung der Arbeiter zur Maschine bewusst; sie wissen, dass sie ihre Maschinen bei den Arbeitern in sicherer Obhut haben, ohne dass das besonders vorgeschrieben werden muss. Sie wissen selbst, dass die etwa noch in Zeitungen sich vorfindenden Behauptungen von Sabotageakten gegenüber Maschinen in das Reich der Fabel gehören. Unsere eigene Erfahrung lehrt uns, dass selbst bei Streiken und Aussperrungen, wie auch in persönlichen Konflikten zwischen Arbeitern und Vorgesetzten oder Unternehmern, und wenn diese Konflikte selbst zum Bruch des Arbeitsverhältnisses führen, kein Arbeiter seine Rache oder seinen Unmut an der Maschine kühlt; eher ist man zu Tätlichkeiten gegenüber Vorgesetzten bereit, als dass man an einer Maschine die geringste Schädigung verursachte. Diese soweit gehende Rücksicht ist nicht etwa ein Ausfluss von Angst oder Befürchtung von Schadenersatzforderungen, sondern sie entspringt restlos der persönlichen guten Einstellung des Arbeiters zur Maschine; sie ist ein Beweis für das gute Verhältnis, das sich zwischen Arbeiter und Maschine herausgebildet hat und das sogar in der Regel besser ist als das zwischen den Arbeitern selbst.

Es wäre mir ein Leichtes, anhand von Hunderten von Beispielen für diese Ausführungen den Beweis zu erbringen; ich glaube jedoch, die Feststellung dürfte genügen. Von grosser Wichtigkeit aber ist es, diese auffallende Erscheinung im Arbeitsverhältnis zwischen Arbeiter und Maschine zu kennen; anhand dieser Tatsache gelingt es uns vielleicht leichter, den Weg zu finden aus dem Gefahrenlabyrinth, welches der Arbeiterschaft in der Rationalisierung droht. Ueber deren Auswirkungsmöglichkeiten war uns ein Ausblick gestattet am internationalen Kurs über rationelles Wirtschaften vom 6. bis 9. Juli in Zürich.[1]) Die Rationalisierung steht in einem nahen Zusammenhang mit der Erkenntnis des bisherigen Verhältnisses zwischen Arbeiter und Maschine. Vor allem ist die Sicherheit, welche bis heute die Arbeitgeber für ihre Maschinen bei den Arbeitern vorgefunden haben, ein wichtiger Faktor, der sie ermuntern konnte, im Schatten dieser Sicherheit die Mechanisierung weiter auszubauen.

Damit können wir zum zweiten Teil übergehen, wobei ich mich in der Hauptsache auf die technischen Auswirkungen beschränken kann, weil die volkswirtschaftliche Seite von einem andern Referenten erörtert werden wird. Wenn Sie nachher finden sollten, meine Ausführungen gründeten sich hauptsächlich auf ausländische Berichte, so tue ich das aus zwei Gründen: einmal stehen wir in

---

[1]) Vgl. Nr. 4, Rundschau: „Die Maschinisierung des Arbeiters."

der Schweiz erst am Beginn der Rationalisierungsbestrebungen, sind die Industrie und die Verwaltungen bei uns auch durch die Erfolge des Auslandes ermuntert und ermutigt worden und ziehen die Erfahrungen des Auslandes recht zu Nutze; sodann bemüht man sich in der Schweiz, wo schon Erfolge und Auswirkungen erzielt wurden, aus verschiedenen Gründen, diese Erfolge vor den Augen der Oeffentlichkeit und vor allem vor den Arbeitern zu verbergen. Was mir aus der Schweiz bekannt geworden ist, beruht zum überwiegenden Teil auf eigenen Beobachtungen oder auf Berichten von Arbeiterkommissionen an Versammlungen. Wir dürfen darum ruhig annehmen, dass die ganze Wirklichkeit unsere Beobachtungsresultate noch weit übertrifft. Wie sich später, bei einer Verallgemeinerung der Rationalisierung, die Sache auswirken wird, vermag sich jeder leicht auszumalen.

Wenn ich mich dabei in der Hauptsache mit der Maschinen- und Metallindustrie befasse, so ist es, weil ich hier heimisch bin und weil natürlich auch bei uns in dieser Industrie die Rationalisierung zuerst Eingang und Verbreitung gefunden hat. Denn es findet sich nicht leicht für die Rationalisierung irgendwo so günstiger Boden wie in der Metall- und Maschinenindustrie, im ureigensten Gebiet der Technik und der Ingenieure. Es ist kein Zufall, dass die Vorläufer und Begründer der rationellen Arbeitsmethoden, oder präziser ausgedrückt, der wissenschaftlichen Arbeitsforschung, Taylor, Gilbreth, Gantt und andere, aus dieser Industrie hervorgegangen sind und in diesem Arbeitsgebiet ihre Anregungen empfangen haben.

Ich möchte zunächst aber noch betonen und hervorheben, dass das meiste von dem, was wir heute als Rationalisierung kennen lernen, nicht identisch ist mit den üblichen technischen Verbesserungen, wie wir sie seit dem Beginn menschlicher Betätigung kennen. War dort jede Verbesserung gleichsam eine Erfindung, die wohl oft gesucht, aber ebenso oft durch Zufall gemacht wurde, so handelt es sich bei der Rationalisierung um ein ganzes zusammenhängendes System wissenschaftlicher Erforschung der Arbeit, die sich auf das Material, das Arbeitsprodukt, die notwendigen Werkzeuge, Maschinen und Hilfsmittel, bis auf die Arbeitskraft, und zwar die menschliche so gut wie die mechanische, ausdehnt. Hier wird die Produktionssteigerung als Ziel dadurch erstrebt, dass man sowohl Material als Arbeitskraft zu höchstmöglicher Auswertung bringt unter Vermeidung jeglicher unproduktiven Aufwendung. Dabei zeigt sich der Unterschied gegenüber den frühern Verbesserungstendenzen auch darin, dass es sich hier um ein wohldurchdachtes System handelt, das den verschiedenartigsten Anforderungen zu genügen vermag. Die Rationalisierung schafft sich Eingang in allen Arbeitsgebieten. Wir werden sie finden in der

Industrie, im Handel, im Verkehr, in der Landwirtschaft wie in der Hauswirtschaft, in Anstalten und öffentlichen Betrieben. Diese Feststellung ist wichtig, weil durch die Tatsache seiner allgemeinen Anwendungsmöglichkeit die Gefahren dieses Systems noch grösser werden. Die Rationalisierung beginnt, wenn sie wirksam sein soll, bereits im technischen Bureau. Hier prägt sie sich schon in den Entwürfen aus, in der *Normung* und *Typisierung*. Es wird für den geforderten Zweck eine möglichst einfache Form und Ausstattung gesucht; das Gefundene wird als *Typ* oder *Normalie* höchstens in einigen Grössenabweichungen hergestellt. Dabei müssen alle individuellen Anforderungen in bezug auf Form und Gestaltung zurücktreten. Wie weit diese Typisierung Erfolg hat, können wir amerikanischen Berichten entnehmen. Unter dem Einfluss des Staatssekretärs *Hoover* haben Verbraucher, Händler und Fabrikanten sich auf die Eliminierung aller überflüssigen Modelle und Muster aus dem Arbeitsprozess geeinigt, und, um nur einige Beispiele zu erwähnen, die Produkte auf folgende Typenzahl reduziert.

Betten mit Sprungfedern u. Matrazen	von	78	Typen	auf	4	Typen
Spitalbetten	„	40	„	„	1	„
Ziegelsteine	„	119	„	„	2	„
Milchgefässe	„	69	„	„	9	„
Waschgeschirr aus Metall	„	1114	„	„	72	„
Weiter sind reduziert worden:						
Blechmuster	„	1819	„	„	263	„
Drahtgeflechte	„	552	„	„	69	„
Drehbänke für Metallbearbeitung	„	128	„	„	24	„
Feilen und Raspeln	„	1351	„	„	496	„
Schmiedewerkzeuge	„	665	„	„	331	„
Warmwasserboiler	„	120	„	„	14	„

Diese Typisierungsbestrebungen sind auch bei uns in Europa sehr stark entwickelt; wir haben sowohl nationale wie internationale Normungskommissionen, welche die eingelangten Vorschläge nach allen Richtungen zu prüfen haben, worauf nach deren Genehmigung die betreffenden Fabriken sich bei ihrer Produktion auf diese Normalien einstellen. Der deutsche Normenausschuss ist wohl einer der bedeutungsvollsten; bis heute hat er allein über 2200 Normalien geschaffen oder anerkannt, und zwar aus allen denkbaren Produktions- und Wirtschaftsgebieten. Dass damit der Volkswirtschaft Milliarden erspart werden können, wird jedem, der sich näher damit befasst, sofort deutlich. Die Produktionskosten können wesentlich herabgemindert werden und die Gewinne steigen. Die Individualität geht dabei allerdings verloren; es scheint uns aber der Verlust dieser Individualität immerhin noch nicht die dunkelste Seite der Rationalisierung. Die so aus den Bureaux heraus-

kommende Typisierung und Normung ermöglicht in weitgehendem Sinne die Serienarbeit und weckt die Tendenz zur Mechanisierung, das heisst zur Ersetzung aller menschlichen Arbeitskraft durch die mechanische in Form selbsttätiger Automaten und Halbautomaten, wie wir sie heute in den modern eingerichteten Maschinenfabriken in allen Formen und für alle Zwecke bereits vorfinden.

Die mechanische Werkstätte war als Heimstätte der Technik von jeher das nächstliegende Versuchsfeld, und sie findet hier sowohl bei den Betriebsleitungen, als auch bei den Arbeitern nicht nur keinen Widerstand, sondern weitgehendes Verständnis, ja sogar Bewunderung. Die Mechanisierung birgt aber u. E. die grössten Gefahren in sich, sei es infolge von Reduktion der Arbeitsmöglichkeit für die Menschen, sei es dadurch, dass sie, soweit dieselben noch benötigt werden, den Arbeitern das Tempo des Arbeitsvorganges bestimmt und zwar nicht allein beim Fliessband, sondern an jeder Werkzeugmaschine. *Hat bis heute der Mensch die Maschine noch beherrscht, so tritt jetzt die Maschine die Herrschaft über den Menschen an.*

Wenn wir das Fliessband erwähnt haben, so muss die Auffassung, dass sich dasselbe nur in Amerika vorfinde, widerlegt werden. Es sind uns heute schon in der Schweiz Betriebe bekannt, welche vom Fliessband ausreichend Gebrauch machen. Wie sich das auf die daran Beschäftigten auswirkt, verstehen wir, wenn wir aus einer schweizerischen Apparatefabrik, wo die Montage von Zählerwerken erfolgt, vernehmen, dass nach 50 Minuten Arbeit jeweilen eine Pause von 10 Minuten eingeschaltet werden muss, und dass, wie man uns versichert hat, die betreffenden Arbeiter und Arbeiterinnen nach sechsmonatlicher Tätigkeit am Fliessband ausgewechselt werden. Wenn in andern Betrieben, wo das Fliessband auch bereits montiert ist, dieses weniger in Betracht kommt, so liegt es nicht am mangelnden Willen der Unternehmer, sondern vielmehr am bisherigen Mangel an Aufträgen. Immerhin müssen wir uns bewusst bleiben, dass das Fliessband mit all seinen Gefahren für die Arbeiter und Vorteilen für die Unternehmer bei uns seinen Einzug gehalten hat, und dass es nicht mehr verschwinden wird.

Wie weitgehend das höchste Ziel der Technik, die vollständige Mechanisierung, heute schon erreicht werden konnte, geht aus den Berichten technischer Zeitschriften hervor, wo angekündigt wird, dass das erste vollständig selbsttätige Wasserkraftwerk in Europa, das Kyllwerk bei Trier, seiner Vollendung und Inbetriebsetzung entgegengeht. Handelt es sich hier auch nur um eine kleinere Anlage, die jährlich etwa 1 600 000 KWH. abzugeben vermag, so ist es als Versuchsobjekt dennoch von allergrösster Bedeutung, weil es vollständig unabhängig von jeder menschlichen Arbeitskraft arbeitet. Die dem Flüsschen Kyll anhaftenden grossen Wasserschwan-

kungen werden durch ein Walzenwehr, das mit selbstregulierbarem Elektromotor verbunden ist, gestaut. Bei Störungen im Netz oder bei Warmlaufen der Lager an den Maschinen lösen selbstttätige Automaten die Steuer und Schalteinrichtungen aus, und die Anlage wird selbsttätig zum Stillstand gebracht. Die Störung zeigt sich durch Fernmeldesignale an der Schalttafel des Hauptwerkes, mit welchem das Kyllwerk parallel geschaltet ist, an, und dann werden von dort aus Arbeiter zur Behebung der Störung abbeordert. Bedeutende Vorstufen zu solchen technischen Wunderwerken sind uns auch schon in der Schweiz bekannt; die endgültige Lösung der Aufgabe ist nur eine Frage der Zeit. Was die Maschinentechnik hier fertig bringt, lässt darauf schliessen, dass ihr auch in ihrem eigenen und in weitern Gebieten noch ungeahnte Möglichkeiten offen stehen.

Wo die Mechanisierung nicht ausreicht, oder menschliche Arbeit nicht zu umgehen ist, bieten sich ebenfalls Rationalisierungsmöglichkeiten. Dieselben beginnen bei der Auswahl der benötigten Arbeitskräfte, die durch psychotechnische Prüfung vorgenommen wird. Dazu wird sich die rationelle Anlernung gesellen, welche bezweckt, die Arbeitskräfte schon von Beginn ihrer Tätigkeit an so auszubilden, dass jede unproduktive Bewegung wo möglich vermieden wird, damit die Zeit und die Kräfte restlos für die produktive Leistung konzentriert und reserviert bleiben.

Ferner wird es möglich, durch kleine, scheinbar nebensächliche Umstellungen weitere Produktionssteigerungen zu erzielen. So ist am internationalen Kurs vom Juli 1927 vom Betriebsingenieur einer grossen Maschinenfabrik der Schweiz bestätigt worden, dass durch solche Massnahmen die Leistung in zwei Abteilungen pro Arbeiter um ca. 80 % gesteigert werden konnte. Es gibt nun Betriebe und vor allem Menschen, welchen das alles noch nicht genügt und die bestrebt sind, durch weitere Hilfsmittel weitere Produktionssteigerungen zu erzielen. So hat am internationalen Kurs Prof. Sachsenberg berichtet, dass es ihm möglich war, durch rythmische Toneinwirkungen das Verpacken von Zigarettenschachteln auf die halbe Zeit, das heisst von 6 auf 3 Sekunden zu reduzieren. Auch die Anordnung des Arbeitsplatzes und die Zuführung der notwendigen Materialien sind nicht belanglos. War in frühern Jahren das Sitzen bei der Arbeit verpönt, so hat die Technik herausgefunden, dass durch zweckmässige Sitzgelegenheit die Arbeitsleistung vermehrt wird. Wenn an den Sitzen Arm- und Rückenlehnen angebracht werden, so geschieht das nicht aus Liebe und Fürsorge für die Arbeiterin, sondern um damit noch weitere Steigerungen zu erzielen.

Aus der Pneufabrik Michelin erhalten wir sogar Berichte über Versuche, die zu einer d r e i f a c h e n T a g e s l e i s t u n g geführt

haben. Eine Arbeiterin hatte Bestandteile eines Verschlusshahns für Druckluftzylinder zu montieren. Der Hahn besteht aus 12 Teilen. Die frühere Tagesleistung betrug 280 Stück, die jetzige Leistung 750 Stück. Hier wurde der Arbeitsplatz so angeordnet, dass die Arbeiterin gleichzeitig zwei Hahnen montieren konnte, den einen mit der rechten, den andern mit der linken Hand.

Was bei einer solchen Beanspruchung aus der Arbeiterin wird, wie bald deren Arbeitskraft erschöpft sein muss, darüber machen sich weder Techniker, noch Unternehmer ein Gewissen, oder auch nur Gedanken. Für sie bestehen nur die Zahlen 280 und 750 und der feste Wille, das, was hier an einer einzelnen Arbeiterin ausprobiert worden ist, auf die Gesamtarbeiterschaft auszudehnen. Wie die Verhältnisse sich gestalten müssen, wenn eine so ersehnte Verallgemeinerung eintreten kann, lässt sich kaum ausdenken; auf alle Fälle wird jedem klar werden, dass dadurch ungeheure Massen der Arbeitslosigkeit und die in Arbeit Stehenden einer brutalen Rücksichtslosigkeit und Willkür seitens der Unternehmer ausgeliefert werden. Denn der Bedarf wird und kann nicht mit der Produktionsleistung steigen, dagegen wird die Ausschaltung grosser Arbeitermassen die Kauf- und Konsumptionskraft schwächen, und so dürfte eher ein Rückgang des Umsatzes zu befürchten sein. Das ist auch von Unternehmern ernsthaft nicht bestritten worden, und auf diesbezügliche Anfragen, was mit den arbeitslos Werdenden geschehen solle, hat man noch keine andere Antwort gefunden als, das sei dann Sache des Staates. Für diese Opfer hat bei uns in der Schweiz vermutlich das eidgenössische Arbeitsamt plötzlich das Bedürfnis nach kantonalen Arbeiterkolonien entdeckt, welchem Projekt mit merkwürdig raschem Verständnis alle Kantonsregierungen ihre Sympathie und Bereitwilligkeit zur Ausführung bekunden. Wie man die Abfallstoffe in den Städten beseitigt, so wird man sich bemühen, auch die ausgepressten Arbeitskräfte aus dem Gesichtsfeld zu entfernen, sei es zur Beruhigung des eigenen Gewissens, sei es, was wahrscheinlich noch mehr der Fall sein wird, damit die noch zur Arbeit notwendigen Kräfte nicht rebellisch werden, wenn sie ihr Zukunftsschicksal tagtäglich in solcher Form vor Augen haben müssen. Dass diese ausrangierten Arbeitskräfte zahlreich sein werden, geht aus einigen Berichten, die wir hier wiedergeben, hervor.

Es ist festgestellt, dass in der amerikanischen Automobilindustrie heute in einem Betrieb 5775 Mann die gleiche Produktion hervorbringen, wie vordem 12 000 Mann. Dass sich solche Resultate nicht auf Amerika beschränken, konnten wir einem Bericht aus der Frankfurter Zeitung entnehmen, wo ein Betriebsleiter einer deutschen Maschinenfabrik folgende Resultate der Rationalisierung bekannt gab. Bei genau gleichen Produktionsleistungen haben sich folgende Aenderungen ergeben:

	Vor der Rationalisierung	Nach erfolgter Rationalisierung
Benötigte Meister	97	26
Beamte	72	36
Arbeiter	1135	590
Produktionsminuten pro Einheit	1300	500
Leerlauf	62 %	15 %
Transportarbeiter	87	6
Laufzeit einer Einheit	90 Tage	16 Tage

Hier zeigt sich doch einwandfrei, dass mehr als die Hälfte der Arbeiter und Angestellten bei Aufrechterhaltung der gleichen Produktionsleistung als überzählig entlassen werden konnten. Sie wurden wegrationalisiert. Kein Mensch wird im Ernst glauben, dass unsere schweizerischen Unternehmer einen einzigen Moment zaudern werden, zur Erzielung des gleichen Erfolges gleiche Wege zu beschreiten. Daran wird heute fieberhaft gearbeitet; darum legt man heute auch weniger Gewicht auf die Arbeitszeitverlängerung; man leistet nicht einmal grossen Widerstand gegen Lohnerhöhungsforderungen, weiss man doch, dass durch die schon erzielten und noch viel mehr durch die noch zu erwartenden Resultate aus der Rationalisierung Lohn und Arbeitszeitfragen sekundäre Bedeutung erhalten gegenüber dem zu erhoffenden Erfolg aus der Umstellung.

Es kommt diesen Herren auch nicht ungelegen, dass die grosse Masse der Arbeiter sich so leicht ablenken lässt durch seichte Unterhaltung, durch Spiel, Kino etc., und dass bei der Arbeiterschaft bis heute man weder Zeit noch Interesse findet zum Studium, zur Beobachtung und Erfassung der ganzen Tragweite dieser Probleme, welche eine technische und wirtschaftliche Umwälzung bedeuten, wie sie bisher noch nie gesehen worden ist, und welche an Bedeutung dem hinter uns liegenden Weltkrieg nicht nachsteht. Liegen einmal grosse Massen als Rationalisierungsopfer auf der Strasse, dann dürfte es zu spät sein zur Einsicht, weil durch die Menge der Arbeitslosen die noch in Arbeit Stehenden so eingeschüchtert werden können, dass die Angst, welche heute schon so tief eingefressen ist, und die so in gar keinem Verhältnis steht zu dem Auftreten und dem Gebahren vieler jugendlicher Arbeiter und Arbeiterinnen, noch verdoppelt und verdreifacht wird, und schliesslich die Arbeiter sich vollständig widerstandslos dem Schicksal ergeben. Wer mit offenen Augen die Entwicklung verfolgt, den muss die Sorglosigkeit und Gedankenlosigkeit solcher Arbeiter und Arbeiterinnen schmerzen. Was heute schon vorliegt, ist deutlich genug, um den Ernst der Situation darzutun.

Zum bessern Verständnis möchte ich mir erlauben, zwei Berichte über die Auswirkung der Rationalisierung bekannt zu geben, die zeigen, wie die bürgerliche Tagespresse und wie die Ar-

beiterpresse sie beurteilen. Die Zählerfabrik der A. E. G. in Berlin (Ackerstrasse) hatte am 19. Oktober 1927 Gäste, denen die Direktion den Betrieb zeigte und in lauten Tönen die Wunder des technischen Fortschrittes pries.

In einem Bericht der bürgerlichen Presse heisst es darüber: „Vor 30 Jahren, im Jahre 1897, wurden im ganzen J a h r e 1000 Zähler hergestellt; heute werden t ä g l i c h 5000—6000 Zähler fertig. Von dem Augenblick an, da das Rohmaterial in die Fabrik kommt, bis zum Abgang des fertig verpackten Zählers vergehen heute nur wenige Stunden. Wodurch ist dieses gewaltige Ergebnis erreicht worden? Hauptsächlich durch „die fliessende Fertigung“. (Woraus ersichtlich ist, dass erst die allerletzten Jahre den grössten Fortschritt gebracht haben.) Besonders hervorragend ist der Zubringerverkehr zu den maschinellen Stanzen ausgebaut. Durch geschickte Verwertung von Magneten wird hier j e d e M i t w i r k u n g m e n s c h l i c h e r A r b e i t beim Anlegen der Bleche an die Stanzen vermieden. Weiter ist die Rede von den umfangreichen Aichstationen, wo ebenfalls das Fliessystem, wenn auch nicht durch Wanderung des Arbeitsstückes, so durch Wanderung der Aicherinnen, in Funktion ist. Ueberhaupt ist in dem ganzen Betrieb „Muskelarbeit“ auf das geringste Mass eingeschränkt. S o g a r d i e V e r w a l t u n g u n d d i e B u c h h a l t u n g s i n d l ü c k e n l o s m e c h a n i s i e r t, werden mit Maschinen betrieben, sodass es tatsächlich und buchstäblich in dieser Buchhaltung k e i n e B ü c h e r m e h r g i b t. So sieht heutzutage eine moderne Fabrik aus, und trotz der völligen Durchführung der Fliessarbeit macht das Werk an keinem Platz den Eindruck einer übersteigerten Arbeitshetze. Im Gegenteil, gerade die völlige Durchführung der Fliessarbeit gestattet ein völlig ruhiges und sachgemässes Arbeiten jedes einzelnen Beschäftigten.“

Jedoch nach ein paar Tagen melden sich die Arbeiter selbst und berichten in ihrer Presse, wie es um die Freude an der Arbeit in der Zählerfabrik an der Ackerstrasse bestellt ist. Da heisst es:

„D a s l a u f e n d e B a n d h a t u n s a n n ä h e r n d 2000 A r b e i t s l o s e g e s c h a f f e n. Die Belegschaft beträgt heute noch rund 2500. (Sie ist also um 44,5 % reduziert worden.) Von den Verbleibenden sind fast zwei Drittel Frauen. Die immer weiter fortschreitende Teilung der Arbeit brachte immer mehr die Verdrängung von gelernten durch ungelernte Arbeitskräfte, s o d a s s d i e U n t e r n e h m e r n i c h t n u r a n A r b e i t e r z a h l, s o n d e r n a u c h n o c h a n L o h n h ö h e s p a r e n. So sind heute Frauen als Bohrer- und Dreherinnen u. s. w. tätig. Man kann sich vorstellen, was für Freude die 2000 Entlassenen und die darüber hinaus durch Ungelernte verdrängten Metallarbeiter empfinden. Aber weiter: die als Bohrer- und Dreherinnen tätigen Frauen leben

in einer ungeheuren Anspannung und Hetze; Krankheiten, Schwächeanfälle, Nervenzusammenbrüche werden immer häufiger. Die Stoppuhr ist der Feind, der von allen gehasst wird. Dabei ist die Arbeit durchaus nicht so einfach; man verlangt von einer Arbeitskraft so viel verschiedene Arten von Arbeiten, dass diese Vielseitigkeit eine ungeheure Aufmerksamkeit erfordert. Zweimal eine Viertelstunde während der achtstündigen Arbeitszeit und nach je zwei Stunden zehn Minuten Pause ist bei dieser Anspannung unbedingt zu wenig. Ausserdem ist man im Betrieb seines Lebens kaum sicher. Der Bahnbetrieb in den Sälen, die Elektrokarren, die hin und her laufen, erfordern genauestes Aufpassen. So sieht es bei der Arbeit aus. Ausserdem gibt es noch mancherlei Bedürfnisse, die schliesslich zum Leben gehören. Wie das Kapital darauf Rücksicht nimmt, zeigen folgende Tatsachen: Die Garderoben und die Toiletten liegen im Keller, weil das Werk zum Zweck der Fliessarbeit umgebaut werden musste, sodass man jetzt bei Wind und Wetter in der dünnen Arbeitskleidung über die Höfe gehen muss und sich so leicht Krankheiten zuziehen kann. Mit Recht frägt die deutsche Metallarbeiterzeitung, ob wohl der Herr Generaldirektor Garderoben und Toiletten für seinen Gebrauch auch so anlegen lässt, dass er erst über den Hof laufen muss. Diese Art der Jagd nach Profit entkleidet die Arbeit jeglichen Inhaltes und vernichtet jede Freude an ihr."

Wie solche Erfolge den Herren der Technik in die Köpfe steigen und *sie sich als Etwas fühlen*, schliessen wir aus einem Bericht, den wir der schweiz. Technischen Zeitschrift vom 1. September 1927 entnehmen. Dort lesen wir unter dem Titel: „*Der Ingenieur im Kulturbild der Zukunft.*"

„Ueber dieses Thema hat in letzter Zeit ein österreichischer Ingenieur, Herr Emil *Jung* aus Wien, Vorsitzender des Vereins deutschösterreichischer Ingenieure, in verschiedenen Städten seines Landes Vorträge gehalten, welche es verdienen, auch der Oeffentlichkeit in der Schweiz bekannt zu werden. Jung erklärt, dass die Erfindung der Lokomotive einen Trennungsstrich in der Kultur der Menschheit bedeute. Die Jahrtausende vorher bilden die statische Kulturepoche. Die Lokomotive hat die dynamische Epoche eröffnet. Sie hat die Völkerwanderung zur ständigen Erscheinung gemacht. „*Alles fliesst*" seither, und das Fliessen hat eine solche Schnelligkeit erreicht, dass wir nicht mehr nachkommen.

Wir sind überspannt, und diese Ueberspannung muss zu einer Katastrophe, zum Maschinensturm führen, wenn die Potentialdifferenz zwischen unserer Aufnahmefähigkeit und dem Fortschritt der Maschinentechnik unerträglich geworden ist. Er belegt die heute schon herrschende Spannungsdifferenz mit dem Beispiel einer Panik im Kino. Eine kleine Störung genügt, um in einem dicht-

gefüllten Saale aus vernunftbegabten Menschen eine Herde vernunftloser Wesen zu machen.

Nach Jung ist nur der Ingenieur berufen und imstande, Rettung aus dieser Gefahr zu bringen. Er muss die heutige Umwelt so leiten, dass die noch mit den Einrichtungen und Auffassungen der statischen Zeiten belasteten Menschen auch wirklich dynamisch denken und handeln lernen. An Stelle des philosophisch-historisch orientierten bisherigen Humanismus, welcher seine Lebensweisheit aus der Vergangenheit schöpft, muss der „technische Humanismus" treten. An Stelle der gleichfalls nur aus geschichtlicher Ueberlieferung lebenden Bureaukratie die Technokratie. Anstatt Philosophie der Technik mit ihren ganz untauglichen Versuchen muss die Technosophie kommen. Jung hat für die Definition des Begriffes „Technik" den stolzen, aber allein alle Wesenszüge und Aufgaben derselben umfassenden Ausdruck geprägt: T e c h n i k i s t d i e p l a n m ä s s i g e F o r t s e t z u n g d e s S c h ö p f u n g s w e r k e s. Das schönste und vollständigste Kraftwerk der Schöpfung, der Mensch, muss technisch, das heisst schöpferisch, denken und arbeiten lernen. Allerdings darf dieses Schaffen nicht nur das Herstellen von Bauwerken der Technik umfassen, sondern es muss auch alle metatechnischen Fragen, wie zum Beispiel die Psychotechnik einbeziehen."

Dass dieser Herr mit seiner Auffassung nicht allein steht, ward uns ebenfalls anlässlich des internationalen Kurses in Zürich im Juli kund, als ein amerikanischer Kursteilnehmer in der Diskussion den Gedanken äusserte: „Nachdem wir im Material, in den Werkzeugen, wie in den Produkten der Industrie mit Hilfe der Normung so glänzende Erfolge erzielten, muss das nächstliegende Ziel die N o r m u n g der M e n s c h e n sein." Selbstverständlich würde die Normenbestimmung auch hier der Technik überantwortet.

Um unsere Augen von diesen hypertechnisierten Menschen abzulenken und jenen, welche da glauben, es wäre vielleicht doch möglich, auf dieser Bahn der Menschheit ein Paradies zu schaffen, gestatten wir uns einen Bericht folgen zu lassen, den uns ein Freund aus einer deutschen Wochenzeitschrift [1]) zukommen liess und welcher als Notschrei eines Arbeiters unsere ungeteilte Beachtung verdient.

Dieser Arbeiter schreibt: „Die Firma, bei der ich meine letzten elf Jahre beschäftigt war, ist eine Aktiengesellschaft. Ihre Besitzer sind 25 Aktionäre. Mehr als die Hälfte der Aktien sind in der Hand einer Berliner Bank, die dadurch den ganzen Betrieb beherrscht. Wenn der Herr Kommerzienrat aus Berlin zur Hauptversammlung der Aktionäre kommt, das ist, wie wenn ein König sein Reich be-

[1]) Der „Christlichen Welt". Die Red.

sucht. Vor ihm beugen sich alle Angestellten, die Direktoren und auch die andern Aktionäre. Er kommt allerdings nur ein einziges Mal im Jahr, nämlich zur Hauptversammlung der Gesellschaft; er leitet sie. Der Generaldirektor gibt seinen Jahresbericht, dabei ist die Hauptsache: „Wie hoch ist der Gewinn?“ Die Hauptversammlung beschliesst, wie viel Gewinn als Dividende verteilt werden soll, wie viel der Generaldirektor als Tantieme erhält, und wie viel für neue Einrichtungen und für unvorhergesehene Fälle zurückgestellt wird.

Die meisten unserer Aktionäre haben unsern Betrieb niemals gesehen. Sie fahren einmal im Jahr vor dem Verwaltungsgebäude vor, beraten zwei bis drei Stunden lang, verteilen den Gewinn und fahren wieder davon. Sie kümmern sich nicht um das Werk. Sie schaffen keinen lumpigen Pfennig von dem Gewinn, den sie unter sich verteilen. Wer aber schafft den Gewinn, den die Aktionäre einstecken? Das sind wir, die Arbeiter und Angestellten der Firma. Wir erhalten für unsere harte Arbeit 60, 65, höchstens 70 Pfennig pro Stunde. Im letzten Jahr hat die Gesellschaft 2,5 Millionen Gewinn verteilt. Davon hat allein die Berlinerbank 1,3 Millionen eingesteckt. Die übrigen 1,2 Millionen verteilen sich auf 24 Aktionäre, im Durchschnitt erhält also jeder 50,000 Mark, aber gearbeitet hat keiner daran. Ist das recht?

Die vorletzte Hauptversammlung beschloss die Rationalisierung unseres Werkes. Zu diesem Zwecke wurde ein technischer Direktor eingestellt. Er entliess zuerst 100 Arbeiter, von den übrigen 450 verlangte er, dass sie dasselbe leisten sollten, wie vorher die 550. Als das nicht erreicht wurde, setzte er die Akkorde um 10 % herab. Jetzt begann eine fürchterliche Schinderei. Die Gesamtleistung der Belegschaft stieg sogar über die Leistung der 550 Mann. Darauf kamen wieder 50 Mann zur Entlassung. In einer Abteilung wurden Frauen angestellt, weil sie billiger arbeiteten und gefügiger waren, als die Arbeiter. Der neue Direktor stellte sich stundenlang hinter den einzelnen Arbeiter und zwang ihn zu leisten, was nur irgend die Muskeln und Nerven hergaben. Dann wurden abermals die Akkorde herabgesetzt. Manche kamen trotz aller Quälerei nicht mehr auf ihren Durchschnitt, besonders wir Aeltern. Aber die Andern schufteten, als ob der Teufel hinter ihnen sässe. Dadurch wurde die alte Leistung wieder überboten, und wieder kamen 30 Mann zur Entlassung, darunter waren alle älteren, auch ich.

Unsere Aktionäre sind, wie die Zeitungen berichten, mit dem Ergebnis des letzten Jahres zufrieden gewesen. Sie haben dem Generaldirektor zur Anerkennung eine doppelt so hohe Tantieme gegeben, weil er die Gesamtleistung des Werkes um 75 % gesteigert habe. Dann sind sie wieder in ihren Autos in alle Welt hinausgefahren; um uns hat sich keiner gekümmert. Keiner hat sich Ge-

danken gemacht, was aus uns wird, die wir alt und verbraucht ins Erwerbslosenelend gestürzt wurden. Keiner hat sich Gedanken gemacht, was aus den noch beschäftigten Arbeitern und Arbeiterinnen wird, die durch das mörderische Hetztempo, die lange Arbeitszeit und Ueberstunden zugrunde gerichtet wurden. Ich bin überzeugt, dass die meisten von unsern Aktionären sich Christen nennen, aber für mich sind sie Teufel, die den Arbeiter plagen, aussaugen, ins Elend und in den Tod treiben, die selber nichts tun, sondern von der Arbeit und dem Elend der Andern reich werden, schlemmen und prassen. Die kostbaren Pelzmäntel, die schwer goldenen Uhren, die sie tragen, das Auto, in welchem sie fahren, die Villa, in der sie wohnen, die herrlichen Speisen, die sie verzehren, die Weine, die sie trinken, das alles bezahlen sie mit dem Gelde, das unsere Arbeit ihnen gebracht hat. Wir aber hungern; wir wissen nicht, was wir morgen essen werden; uns zerfallen die Kleider am Leibe. Wir müssen fürchten, obdachlos auf die Strasse geworfen zu werden von dem Hauswirt, dem wir die Miete nicht bezahlen können.

Es gibt wohl an die drei Millionen Erwerbslose in Deutschland. Es sind Männer und Frauen, die nach Arbeit schreien und doch keinen Arbeitsplatz finden können. Ich erhalte eine Wochenunterstützung von 16 Mark 20 Pfennig, wovon ich meine lungenkranke Frau erhalten soll. Ich will nicht beschreiben, wie wir davon „l e b e n“; es geht ja Millionen Arbeitern ebenso schlimm, oder noch schlimmer. Worauf sollen wir hoffen? Auf den Staat?

Ich will es offen aussprechen, so wie ich haben viele Tausende von Arbeitern jede Hoffnung auf den Staat und seine Hilfe verloren. Warum duldet der Staat solche Zustände? Warum lässt der Staat zu, dass Menschen ohne zu arbeiten, sich den Gewinn aneignen, den die Arbeitskraft Anderer ihnen bringt? Warum billigt er diesen fortgesetzten Diebstahl? Warum verbietet der Staat nicht, dass die Firma ihre Arbeiter auf die Strasse werfen kann, wann sie will? Warum erlaubt es der Staat den Kapitalisten, ihre Arbeiter und Arbeiterinnen zu zwingen, bis zu zehn Stunden und mehr zu arbeiten, und sie körperlich und geistig zu ruinieren? Warum hilft der Staat durch seinen Schlichter, den Unternehmern die Löhne niedrig zu halten und die Arbeitszeit zu verlängern? Warum steht in allen Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Unternehmern der Staat mit seiner Polizei immer auf der Seite der Unternehmer? Alle diese und viele ähnliche Fragen gehen mir immer und immer wieder durch den Kopf, und ich kann keine Ruhe finden. Warum muss meine Frau in unserer Dachstube an der Tuberkulose dahinsiechen, wo es doch so viele Sanatorien gibt, wo sie hätte gesunden können? Warum tut man nichts, damit die drei skrophulösen Kinder meines Nachbars L. irgendwo sich satt essen können? Warum

durfte Kollege S. von seinem Hausbesitzer mitsamt seiner Familie auf die Strasse gesetzt werden? bloss weil er als Erwerbsloser die Miete nicht bezahlen konnte. Warum? Warum? Warum?“

Diesem Bericht eines deutschen Arbeiters ist nichts beizufügen; es sind leider keine Uebertreibungen, sondern schreckliche Wirklichkeiten. Es sind Tatsachen, welche heute auch bei uns erlebt werden und die mit dem Fortschreiten der Rationalisierung sich häufen, die man nur nicht sehen will und an welchen die denkfaule Menge gefühllos vorübergeht in Vergnügung und sinnbetörende Genüsse, und die vom Sportlärm übertönt werden.

Aus diesen Berichten lernen wir das Verhältnis des Arbeiters zur Maschine kennen; wir stellen fest, wie die Maschine und die Mechanisierung das bisherige Verhältnis umwandelt und immer deutlicher sichtbar den Arbeiter unter ihre seelen- und gefühlslose Herrschaft zwingt. Anhand dieser Erkenntnisse müssen wir auch den Weg und die Mittel erforschen, um diesen Bann zu brechen.

Das Furchtbarste scheint uns am ganzen Problem die Blindheit, welche so grosse Teile des werktätigen Volkes an der Wahrnehmung der Gefahr verhindert, und die Leichtigkeit, womit sich die Massen ablenken und beirren lassen. Hier und dort ein Aufschrei getroffener Maschinenopfer zeigt das unerbittliche Fortschreiten der Mechanisierung an. Die Nächststehenden verschliessen Augen und Ohr, um nichts sehen und hören zu müssen, und schätzen sich glücklich, vorläufig noch verschont geblieben zu sein.

Ein schlechter Trost ist es, wenn man sich damit abfindet, gewisse Arbeiten seien ohnedies nervenzerstörend, und es sei ein Glück, wenn Menschen von solcher Arbeit befreit werden könnten. Vergessen wir nicht: jede Arbeit bedeutet Verdienst, und mit der Arbeit ist auch der Verdienst und die Existenzmöglichkeit vieler Tausender verloren. Ein Uebergang in andere Arbeitsgebiete, wie beim Eingehen früherer Berufe, ist darum erschwert, weil die Mechanisierung auf allen Gebieten menschlicher Betätigung um sich greift und die Opfer auf allen Seiten fallen. Damit glauben wir den Ernst der Situation allen verständlich gemacht zu haben. Einsicht und Hoffnung auf Rettung ist weder von den staatlichen Behörden, noch von den Unternehmern zu erwarten. Die Technik selbst ist vollständig gefühllos, wie wir uns ebenfalls an jenem Kurs in Zürich überzeugen konnten, wo Prof. Sachsenberg über die Ermüdungsversuche sprach. Er hat seine Versuche, nachdem sich wahrscheinlich weder Arbeiter noch Arbeiterinnen mehr dazu bereit fanden, an weiblichen Insassen einer deutschen Strafanstalt fortgesetzt und zwar so, dass dieselben nach jedem Versuch zwei Tage ruhen mussten, zur Erholung. Als Resultat dieser Forschung ergab sich für ihn dann: „Muskulöse Ermüdung ist beim Menschen ausgeschlossen. Was das Pferd zu

leisten imstande ist, das vermag auch der Mensch auszuhalten." Die logischen Folgerungen aus diesen wissenschaftlichen Ergebnissen lassen verschiedenartige Möglichkeiten ahnen. Gewiss sind sie wenig glückverheissend, aber noch schmerzlicher als die Ausführungen dieses „Wissenschafters" hat uns der frenetische Beifall berührt, der ihm für eine Ausführungen von seinem Auditorium zuteil geworden ist, das sich in der überwiegenden Mehrheit aus aktiven Betriebsleitern und Direktoren oder höhern Verwaltungsbeamten zusammensetzte. Aus diesem Beifall konnten wir die menschlichen Gefühle und Anwandlungen ermessen, welchen die Arbeiter und Untergebenen dieser Menschen sich zu erfreuen haben.

Eine sinn- und vernunftgemässe Anwendung der Maschine und eine rationelle Arbeitsmethode wäre ja zu begrüssen. Dadurch wäre es möglich, alle zum Leben notwendigen Produkte in einer Zeit herzustellen, die es gestattete, die Arbeitszeiten so zu verkürzen, dass allen Menschen reichlich Zeit verbliebe, sich ihres Menschentums bewusst zu werden. Die vorherrschende Tendenz ist aber nicht auf dieses Ziel, sondern restlos auf Erhöhung der Gewinne gerichtet, wodurch sich die Gefahren für die Arbeiterschaft von der Maschine her ganz bedeutend vergrössern. Ob der Mensch in seinem Menschenwert je wieder zu seiner wahren Geltung zu kommen vermag, ob die Maschine aus einem Werkzeug unerhörter Versklavung der Masse des Volkes zu einem Organ ihrer Erlösung zu Freiheit, Würde und Freude werden kann, das hängt u. E. ab von dem Kommen eines richtig verstandenen Sozialismus, an dem mitzuhelfen alle guten Kräfte berufen sind.

Werner Lässer.

Die Begründung des Sozialismus.[1]

Was ist Sozialismus? fragte der Redner zuerst und antwortete zunächst, dass eigentlich die Geschichte des Sozialismus seine einzige richtige Definition sei. Sie in Worten zu geben, gleicht immer ein wenig dem Bestreben, ein Gas mit einem Schmetterlingsnetz einzufangen.

Geschichtlich gesehen ist der Sozialismus nicht nur die heutige Arbeiterbewegung, sondern auch schon eine Reihe von Bewegungen von alters her, wie die Gemeinschaft der ersten Christen, der mittel-

[1]) Das Folgende ist ein Bericht über das Referat, das Hendrik de Man am 25. März an der Jahresversammlung der Freunde der „Neuen Wege" gehalten hat. (Vgl. „Berichte" S. 217). Dieser Bericht, von A. Bietenholz-Gerhard verfasst, ist im „Aufbau" (Nr. 16) erschienen und vom Referenten selbst als musterhaft bezeichnet worden. Dass er trotzdem den Reichtum und die Spannung des zweistündigen freien Vortrages nur andeuten kann, ist ja selbstverständlich. Die Redaktion.

alterliche Kommunismus usw., die bei aller Verschiedenheit ein geistiges Band miteinander verknüpft und deren aller Augenmerk auf eine Aenderung der gesellschaftlichen Zustände gerichtet ist.

Der Ethik als sittliche Forderung an den Einzelnen entspricht der Sozialismus als Forderung an die Gesellschaft; er verlangt die Verwirklichung einer bessern, das heisst sittlich gerechteren Gesellschaftsordnung.

Der Marxismus hat das, was nur eine Ursache des Sozialismus ist, mit seinem eigentlichen Grund verwechselt, indem er in der kapitalistischen Wirtschaft die Voraussetzung des Sozialismus sah. Er wollte den Sozialismus wissenchaftlich begründen, indem er das Sollende nur aus dem Seienden, das Werdende, zu Erschaffende nur aus der bestehenden Wirklichkeit herleitete.

Damit ergab sich der Sozialismus als Folge des Industrialismus; er ging hervor aus dem von der kapitalistischen Wirtschaft erzeugten Klassenkampf. Der Sozialismus war somit das Kind des Klassenkampfes und dieser Kausalreihe: Klassenkampf-Sozialismus wurde fast die Bedeutung eines naturgesetzlichen Vorganges beigemessen. „Führt nur den Klassenkampf," hiess es demnach, „der Sozialismus kommt dann von selbst."

Man meinte, man könne das geringste Getreide in die Mühle schütten, es werde doch alleredelstes Mehl herauskommen. Seither haben wir tatsächlich eine solche Transsubstantiation erlebt — aber in umgekehrtem Sinne. Die Entfesselung der Macht- und Interessen-Motive durch die Klassenkampfmethode hat nicht zu sozialistischer Gesinnung geführt, sondern im Gegenteil vielen alten sozialistischen Idealismus getötet.

Damit ist aber der Versuch, an die Stelle von Gründen nur Ursachen, an Stelle eines Sollens ein Sein zu setzen, gescheitert.

Wo das Sollen — losgelöst von ethischen Wertungen — nur aus dem Sein abgeleitet werden soll, da unterliegt es dem Seienden immer wieder. Wer die Antriebe des Handelns nur vom Schicksal bestimmt werden lassen will, der wird immer wieder vom Schicksal besiegt.

Marx selbst allerdings war besser als die Marxistische Theorie, er war nicht so „wertfrei", sondern handelte auch nach ethischen Wertungen, die er der Kulturatmosphäre entnahm, die ihn umgab.

Wäre es so, dass das Werdende nur einzig und allein aus dem Seienden mit Notwendigkeit hervorginge, so müsste dieses Gesetz ja auch für beide Parteien im Klassenkampf gelten.

Wie dann auf der einen Seite die Auflehnung des Arbeiters naturnotwendig ist, so auch auf der andern Seite der Widerstand des Arbeitgebers. In der Tat hat diese Auffassung vielfach, zum Beispiel in Deutschland, die Arbeiter dazu gebracht, den Wider-

stand der Arbeitgeber als ganz natürlich hinzunehmen und damit die moralische Entrüstung der Arbeiter über unwürdige Verhältnisse zu schwächen. Aus dieser Auffassung heraus ist es auch zu erklären, wenn das Martyrium von Sacco und Vanzetti gerade bei den marxistischen deutschen Arbeitern weniger Entrüstung erweckte als anderweitig; über Naturnotwendigkeiten entrüstet man sich nicht.

Dann sind auch zum Beispiel solche spontane Aufwallungen wie in Wien im Sommer 1927 aus Anlass der Schattendorfer Urteile nicht mehr möglich — man ist ja an „Klassenjustiz" gewöhnt und nimmt alles hin, so lange man der Schwächere ist. Man geht alle paar Jahre zur Wahlurne und stimmt, vertagt die Verwirklichung des Sozialismus um ein paar Jahrzehnte und lässt sich inzwischen wie die Hunde behandeln. So wirkt sich diese marxistische Theorie in der Praxis aus.

Die Anwendung des Kausalitätsbegriffes im Marxismus ist auch erstaunlich unlogisch. Geht der Sozialismus nur aus dem Klassenkampf hervor, so müsste letzterer ja zuerst dagewesen sein. Aber wie könnte der Klassenkampf sein, wenn nicht vorher schon eine ethische Entrüstung über soziales Unrecht, das heisst Sozialismus bestanden hätte?

Wie man die Sache auch ansieht, so scheitert also jeder Versuch, das was werden soll, nur aus dem zu erklären, was ist, ohne auch sittliche Motive anzuerkennen.

Wäre es wahr, dass der Klassenkampf als reiner Interessenkampf der Arbeiter zum Sozialismus führen muss, so müsste letzterer da sein. Die Klassen- und Interessengegensätze der wirtschaftlichen Parteien haben sich sehr verschärft — aus verstärkten Ursachen müsste dann auch eine verstärkte Wirkung, ein stärkerer, gefestigterer Sozialismus entstehen. Gerade in den marxistischen Ländern zeigt es sich aber, dass der Sozialismus heute ferner und unsicherer erscheint als früher.

Die reinen Interessen- und Machtmotive, denen der Marxismus ein Recht gegeben hat, das sie nicht verdienen, haben die sittliche Begründung des Sozialismus in den Hintergrund gedrängt.

Die sittliche Begründung bedingt eine persönliche Verantwortung des Einzelnen. Diese aber wird durch eine Massenentscheidung verdrängt; das persönliche Verhalten wird gleichgültig, wenn es nur nicht gegen die Solidarität im Klassenkampf verstösst.

Daher ist weniger persönliche Opferbereitschaft da als früher, der Einzelne stellt grössere Ansprüche und Begehren für sich selbst.

Die grosse Frage an den Marxismus ist nicht, ob er eine taugliche, eine wissenschaftliche Erklärung des Seienden, des Bestehenden gibt, sondern was er für das Werden-Sollende tut.

Und weil er da versagt, brauchen wir einen anders begründeten

Sozialismus, dessen Grundlage nicht nur das konkrete Bestehende ist, sondern der auf einem absoluten Masstab, an den man g l a u b t, beruht. Nur so jedenfalls kann es einen konstruktiven, aufbauenden Sozialismus geben.

Mit andern Worten: es gibt keinen Sozialismus ohne e i n e Religion. —

Dieses: e i n e Religion unterstrich de Man und er fügte ausdrücklich bei, er sage e i n e Religion, nicht die oder jene bestimmte Religion, denn hier habe er für seinen Teil die Linie erreicht, über die hinaus er vorläufig nicht gehen könne.

Gerade auch die schlichte Ehrlichkeit dieses Bekenntnisses, dass er zur Erkenntnis der Notwendigkeit e i n e r religiösen Fundamentierung des Sozialismus gelangt, aber noch nicht über diese allgemeine Erkenntnis hinaus zu bestimmten Formen der erkannten Wahrheit vorgedrungen sei, hatte eine Kraft, die von der Echtheit und Wahrheit dieser Erkenntnis zeugte. Als dann nachher in der Diskussion versucht wurde, de Man weiterzudrängen, ihn zu einem bestimmten Glaubensbekenntnis, einem christlichen besonders, zu bringen, wehrte er sich nochmals dagegen, sich über die Linie hinaustreiben zu lassen, die seiner Ueberzeugung und Erkenntnis bis jetzt gezogen sei. Vielleicht wäre es da auch von den Hörern richtiger gewesen, sich vor der Grenze einer ehrlichen Ueberzeugung zu verneigen und sich nur zu freuen, wenn einem selbst ein bestimmterer Glaube geschenkt wurde.

Aus der Notwendigkeit eines absoluten, religiösen Glaubens als Grundlage des Sozialismus kam de Man nun dazu, der marxistischen Kausalreihe K l a s s e n k a m p f - S o z i a l i s m u s die neue Kausalreihe R e l i g i o n - S o z i a l i s m u s - K l a s s e n k a m p f entgegenzustellen. Sozialismus bedeutet hierbei eine Gesinnung und Klassenkampf den Kampf um die Verwirklichung der praktischen Forderungen, die sich aus der sozialistischen Gesinnung ergeben.

Ist es nicht verstecktes Pfaffentum, den Sozialismus als tatsächlich religiös fundamentiert anzusehen? fragte de Man nun — er antwortete, dass er selbst um so „kirchen"feindlicher werde, je tiefer er von der Notwendigkeit einer religiösen Begründung des Sozialismus durchdrungen werde. Religion in seinem Sinne und Kirche seien eben zweierlei.

Oder ist das nicht Rückkehr hinter Marx, zu den Utopisten und Moralpredigern zurück? — Nein, im Gegenteil, von einer sittlichen und religiösen Begründung des Sozialismus ist eine Verstärkung des Kampfes um die praktische Verwirklichung zu erwarten.

Der Sozialismus soll ethisch und religiös begründet, aber um keinen Preis selbst eine Ethik oder Religion sein. Er muss vielmehr deren praktische Anwendung auf dem Gebiet des gesellschaftlichen Lebens sein.

Während der Marxismus durch seinen Glauben an die Naturnotwendigkeit der sozialen Unterdrückung die Empörung darüber, den Klassenkampf lähmte, wird umgekehrt der Sozialismus als sittlich und religiös begründete Gesinnung den Klassenkampf, die Anstrengungen um die praktische Verwirklichung stärken.

Ganz zweifellos ist diese praktische Anwendung, die Befreiung der Arbeiterschaft aus ihrer wirtschaftlichen Not und ihrer Unterdrücktheit stets noch die allervorderste Aufgabe des Sozialismus. Wer da nicht mitmacht, ist kein Sozialist. Hier handelt es sich um die Befreiung des Menschen im Arbeiter. Jede andere, flachere Auffassung des Klassenkampfes ist eine Abschwächung und jene tiefste Auffassung bedingt keine schwächere, sondern eine energischere Führung des Kampfes.

Die erste und letzte Triebkraft dafür kann nur sittlich wachsen, kommt nur aus dem Glauben.

Und die Stosskraft dieses Glaubens wird um so stärker, je mehr er Sache vieler Menschen ist und je mehr er im Lager seiner Gegner den besten Verbündeten gewinnt, den es dort gibt, ihr schlechtes Gewissen.

Wir sollen radikal sein, ja, aber radikal heisst wurzelhaft, nicht extremistisch. Wir wollen nicht zu viel vom Zukunftsstaat reden und die praktischen Aufgaben vergessen, nicht Forderungen für morgen und übermorgen aufstellen, für heute aber nach Kompromissen schielen. Viel energischer als bisher sollten wir Wirtschafts- und Betriebsdemokratie fordern und die Erhöhung des Lebensstandes der Arbeiterschaft, die auch zur Befruchtung der Wirtschaft dienen wird. Auch der Kampf gegen den Krieg muss vom Sozialismus viel energischer geführt werden.

Eine „Ueberbietung des Marxismus" forderte de Man somit, sich eines Ausdruckes von Leonhard Ragaz bedienend, und schloss mit den Worten: „Der Sozialismus der kommenden Zeit wird religiös begründet sein oder er wird nicht sein."

In der sich anschliessenden Diskussion wurde an de Man hauptsächlich noch die Fragen gerichtet, wie man andere für die sozialistische Ueberzeugung gewinnen könne und welche Aufgabe den Intellektuellen in der sozialistischen Bewegung zufalle. Seine Antwort auf beide Fragen stand in innerem Zusammenhang mit dem Sinn des ganzen Vortrages. Der rote Faden, der durch diesen hindurchging, war, dass wir nicht einen Sozialismus der Theorien, der Dialektik und Polemik brauchen, sondern einen Sozialismus tiefgewurzelter sittlicher Ueberzeugung und praktischer, konkreter Auswirkung. So sah de Man die Aufgabe der sogenannten „Intellektuellen" im allgemeinen nicht darin, politische Führerrollen zu übernehmen, sondern an ihrem Platz, in ihrem Beruf, in ihrem persönlichen Leben ihre sozialistische Ueberzeugung zu betätigen. Und

gerade dieses letztere, persönliche Lebensführung und praktisches Verhalten und Handeln in sozialistischem Sinn und Geist, das bezeichnete er auch als das Mittel, andere Menschen für den Sozialismus zu gewinnen.

Da helf' uns Gott, nicht nur beifallnickende Hörer zu sein.

Hendrik de Man (nach A. Bietenholz).



Berichte

Jahresversammlung der Vereinigung „Freunde der Neuen Wege".

Im Heim an der Gartenhofstrasse in Zürich, das auch uns bereits wirklich zum Heim geworden ist, fand am 25. März die Jahresversammlung unserer Vereinigung statt, zu welcher zahlreiche Freunde von nah und fern erschienen waren. In der Vormittagssitzung, die den geschäftlichen Verhandlungen gewidmet war, legte zunächst der Präsident die Jahresrechnung vor und gab ein Bild von der finanziellen Lage der Vereinigung und der „Neuen Wege". Dabei wies die Jahresrechnung der „Neuen Wege" gegenüber dem Vorjahr trotz erfreulichem Abonnentenbestand einen erheblichen Rückschlag auf, der seinerseits auch in der Rechnung der Vereinigung zu einer Vermögensverminderung führte. Dieses etwas ungünstige Resultat hat seinen Grund in einer erheblichen Erweiterung des Umfangs der Zeitschrift, die seinerzeit von der Kommission beschlossen wurde, um dem Redaktor etwas grössere Bewegungsfreiheit zu verschaffen und dem stets starken Stoffandrang besser entsprechen zu können. Schon bei jener Beschlussfassung wurde eine entsprechende Erhöhung des Abonnementspreises sehr erwogen, doch wollte man damit lieber noch zuwarten und eine solche wichtige Entschliessung der Jahresversammlung vorbehalten, die ja nun auch das Jahresergebnis vor sich hatte. In der vielseitig benutzten Diskussion über die Frage der Abonnementserhöhung kam nun aber doch sehr stark die Ansicht zum Ausdruck, dass man lieber durch eigene Opfer, d. h. vor allem durch Vermehrung der Mitgliederbeiträge und Werbung neuer Mitglieder der Vereinigung die notwendigen Mittel verschaffen wolle, um ja nicht etwa den „Neuen Wegen" das Eindringen in weitere Kreise zu erschweren. Eine weitere Diskussion über diese Frage erübrigte sich, als von einem Mitglied eine Schenkung von 1000 Franken angekündigt wurde, womit der Ausfall in der Jahresrechnung zum grössten Teil gedeckt war. Auch die erfreuliche Tatsache, dass sich unserer Vereinigung stetszu aus dem Leserkreise neue Freunde anschliessen und uns die Nachmittagssitzung allein über 20 neue Mitglieder zuführte, lässt uns der weiteren Entwicklung mit guter Zuversicht entgegensehen.

Nach Genehmigung der Jahresrechnung gab der Präsident einen Rückblick auf die Tätigkeit im vergangenen Jahre. Er gedachte dabei vor allem der grossen, vielseitigen und bedeutungsvollen Arbeit des Redaktors und sprach ihm sowohl im Namen der Vereinigung, wie auch jener weiten Kreise, die in den „Neuen Wegen" immer wieder eine geistige Stärkung und eine Orientierung in den Geschehnissen und Strömungen unserer Zeit finden, den wärmsten Dank aus. Neben anderem sehr Bedeutsamen, das die „Neuen Wege" im vergangenen Jahr boten, hob er insbesondere die Hefte hervor, die der Konferenz in Lauterbach, welche die Studienkommission für soziale Arbeit für die schweizerische Predigergesellschaft veranstaltet hatte, gewidmet waren. Obschon diese Konferenz eine solche von lauter Pfarrern gewesen war, hatte sie doch gerade für sie eine besondere Bedeutung. Das starke In-

teresse für die soziale Frage, das hier — fast unerwartet — zütage trat, mochte einen an die Jugendzeit unserer Bewegung erinnern; aber gerade die fruchtbare Auseinandersetzung zwischen Ragaz und Thurneysen, die im Mittelpunkt jener Konferenz stand und zu einer weitgehenden Verständigung führte, zeigte, wie die Bewegung seitdem innerlich gewachsen und gereift ist, und wies verheissungsvoll vorwärts. Bezeichnenderweise haben auch gerade jene Hefte — weit über den Kreis der festen Abonnenten hinaus — grosse Beachtung gefunden. Erwähnt wurde auch die engere Fühlungnahme mit den religiösen Sozialisten Deutschlands, die in der wertvollen Mitarbeit deutscher Freunde einen Ausdruck gefunden hat und der die „Neuen Wege" auch künftig gerne dienen wollen. Auch die Vorgänge innerhalb der Sozialdemokratischen Partei, das stärkere Hervortreten jenes von den „Neuen Wegen" vertretenen Sozialismus in der schweizerischen Partei wie in der internationalen sozialistischen Bewegung — man denke etwa an den schweizerischen Parteitag 1926 mit seiner überraschend starken Minderheit oder an das Werk Hendrik de Mans und sein starkes Echo — verleihen den „Neuen Wegen" erhöhte Bedeutung und stellen ihnen bedeutsame und verheissungsvolle Aufgaben.

Zur Tätigkeit im vergangenen Jahr gehörte auch eine Konferenz in kleinerem Kreise in Lostorf, die vor allem dem alten Problem des Verhältnisses des „Religiösen" zum „Sozialen" gewidmet war und einer tieferen Verbindung der religiösen und politischen Strömung in unserer Bewegung dienen wollte. Auch für das neue Jahr 1928 ist eine Konferenz in Aussicht genommen, die vermutlich im Herbst in Basel stattfinden wird. — Im vergangenen Jahr hat die Vereinigung auch zwei kleine Broschüren — die Vorträge von Ragaz und Trautvetter an der Romanshorner Konferenz — herausgegeben und empfiehlt diese den Freunden angelegentlich zur Verbreitung.

Im Anschluss an den Jahresbericht fand noch eine ausgiebige Diskussion statt; vor allem entwarf Herr Ragaz ein Bild der heutigen geistigen Situation und zeigte, welche Bedeutung und welche Aufgaben unserer Bewegung in derselben zukämen.

Nach dem gemeinsamen Mittagessen fand sich zur Nachmittagssitzung ein solch grosser Zuhörerkreis ein, dass das Heim die Teilnehmerzahl leider nicht einmal fassen konnte und viele sich mit einem Stehplatz im Vorraum begnügen oder überhaupt auf die Teilnahme an der Veranstaltung verzichten mussten. Schon dieser starke Besuch zeigte, welch grosses Interesse in unseren Kreisen Hendrik de Man und seinen Ausführungen entgegengebracht wird. Schon sein Buch „Zur Psychologie des Sozialismus" und die Vorträge, die er vor zwei Jahren in der schweizerischen Partei gehalten hat, wurden von uns als ein eigentliches Zeichen der Zeit gewertet, und wir freuten uns dankbar dieses Bundesgenossen, der so unerwartet und von ganz anderer Seite herstammend, in der sozialistischen Bewegung unserer Zeit auf den Plan trat. Dass nun aber Hendrik de Man gar persönliche Fühlung mit uns genommen hat und in unserem Kreise auftrat, ist uns eine besondere Freude, — ja, dieses Zusammenkommen zwischen Männern wie Ragaz und de Man wird manchem von uns zur Verheissung auf einen neuen, ethisch und religiös begründeten Sozialismus und lässt uns hoffen, dass es auch im Grossen der sozialistischen Bewegung zu einer Besinnung und Neuorientierung kommen wird, und dass damit die Vorbedingungen für einen neuen Durchbruch des Sozialismus in unserer Welt geschaffen werden.

In überaus klarer und scharfer Weise sprach Hendrik de Man zu uns über die Begründung des Sozialismus. Er setzte sich dabei insbesondere mit dem Marxismus, den er selber jahrelang vertreten hatte, auseinander und stellte dem in wirtschaftlichen Notwendigkeiten begründeten und am blossen Interesse des Arbeiters orientierten Sozialismus einen sittlich und religiös begründeten Sozialismus gegenüber, der in echtem Radikalismus,

d. h. in wirklicher Wurzelhaftigkeit und mit neuer Stosskraft den Kampf um die Befreiung der Menschen vom Drucke unserer unmenschlichen Ordnungen aufnimmt. Wir verzichten hier auf eine eigene Wiedergabe der Ausführungen de Mans, da inzwischen eine solche von unserem Freund Bietenholz im „Aufbau“ gegeben wurde. Für diejenigen unserer Leser, die nicht zugleich den „Aufbau“ halten, möchten wir aber jene Skizzierung des Vortrages zum Abdruck bringen. (Vgl. S. 212 ff.)

Nicht weniger interessant als der Vortrag selbst war die Diskussion und zwar besonders wieder die Erläuterungen seines Standpunktes, zu denen der Referent durch Fragen aus dem Zuhörerkreis veranlasst wurde. Deren Reichtum und persönliche Lebendigkeit kann natürlich in einem kurzen Berichte erst recht nicht wiedergegeben werden.

Es war ein bedeutungsvoller Nachmittag, den wohl kein Teilnehmer vergessen wird. Wir hoffen, dass Hendrik de Man und die Seinigen, die ja seit einiger Zeit in der Schweiz wohnen, in aller selbstverständlichen Freiheit immer mehr die Unsrigen werden mögen. Der ganze Tag aber war geeignet, den Glauben an die Sache, der auch die „Neuen Wege“ dienen, gar sehr zu stärken. R. Lejeune.

Es sei bei diesem Anlass wieder bemerkt, dass die „Vereinigung der Freunde der Neuen Wege“ jedermann offen steht. Wir möchten gerne, dass möglichst viele Leser der „Neuen Wege“ sich anschlössen. Der Minimalbeitrag pro Jahr beträgt Fr. 5.—. Präsident ist Pfarrer Robert Lejeune am Neumünster in Zürich, Kassierin Frau R. Küenzler-Giger in Flawil (St. Gallen).

Zur Weltlage

Die Auseinandersetzung zwischen Orient und Okzident.[1]

(Zu dem Internationalen Osterkongress der Missionäre.)

Am Ostersonntag fand der Kongress des Internationalen Missionärausschusses sein Ende. Durch vierzehn Tage hatten 250 Vertreter aller protestantischen Kirchen und Sekten aus fünfzig Ländern die Probleme besprochen, die heute vor der Ausbreitung der christlichen Lehren über den Erdkreis stehen. Jerusalem war wohl wie kaum ein anderer Ort für eine solche Tagung geeignet. Die Zusammenkünfte fanden in dem deutschen Kaiserin Augusta Viktoria-Hospiz auf dem Oelberge statt, das lange Jahre hindurch als Residenz des britischen Hochkommissärs gedient hatte und von wo sich ein einzigartiger Ausblick über Jerusalem mit seinen heiligen

[1]) Dieser auch in der „Frankfurter Zeitung“ erschienene und nun mit deren Erlaubnis auch in den „Neuen Wegen“ veröffentlichte Bericht eines Mitarbeiters und Gesinnungsgenossen wirft ein sehr deutliches und vielsagendes Licht nicht nur auf das grosse Problem des Verhältnisses von Osten und Westen, sondern auch auf die ganze religiös-soziale Problemstellung der heutigen Welt und sei der Beachtung besonders empfohlen. Vgl. dazu den Aufsatz: „Die Welt von Jerusalem aus gesehen“. Neue Wege 1925. Die Red.

Stätten, über das judäische Bergland mit Mizpah, wo Samuel das Volk gerichtet hat, und mit Anathoth, der Geburtsstätte des Propheten Jeremias, über das Tote Meer und die Berge von Moab bietet. Jerusalem, heute Mittelpunkt, von dem die Erneuerungsbewegung des Judentums ausgeht, ist für seine Tochterreligionen Christentum und Islam ebenso heiliger Mittelpunkt. Diese Erwägungen veranlassten den Internationalen Missionärausschuss, der im Jahre 1910 nach der Weltkonferenz evangelischer Missionäre in Edinburgh (im Juni 1910) begründet worden war und seine Tätigkeit nach dem Weltkriege auf zwei Konferenzen, in Amerika im Oktober 1921 und in Oxford im Juli 1923, wieder aufgenommen und neu geordnet hatte, die erste grössere Zusammenkunft nach dem Kriege nach Jerusalem einzuberufen. Nach englischer und amerikanischer Sitte lebten die Teilnehmer während der vierzehn Tage in einer völligen Arbeits- und Lebensgemeinschaft in gemeinsamen Baracken und Zelten. Die weitaus vorherrschende Sprache war Englisch. Aber die Delegierten gehörten beinahe allen Völkern und Rassen der Erde an. Gerade diese Zusammensetzung wies auf die neuen Probleme hin, vor die sich die Mission gestellt sieht.

Denn wie in den allgemeinen Beziehungen zwischen dem Orient und dem Okzident die Menschheit heute an einem entscheidenden Wendepunkt gelangt ist, so hat sich auch innerhalb der Mission eine Wendung vollzogen, die das Verhältnis zwischen den Völkern und Kirchen, die bisher die Missionäre entsandt haben, und den jungen Kirchen im Oriente und den eingeborenen Völkern von Grund auf verändert und den Begriff des Missionärs neu bestimmt hat. Auf dem Kongress zu Edinburgh vor achtzehn Jahren waren unter etwa dreitausend Delegierten nur zwanzig Vertreter der farbigen Rassen gewesen. Diesmal haben die farbigen Rassen mehr als ein Drittel der Teilnehmer gestellt, und es verdient hervorgehoben zu werden, dass die asiatischen Vertreter in den theologischen Fragen wie in den Auseinandersetzungen, die den politischen und sozialen Problemen gewidmet waren, die geistige Führung an sich gerissen haben. Früher hatte der weisse Missionär in den Erdteilen farbiger Rassen bedenkenlos seine eigene Kultur, die er ihnen überbrachte, als die höhere empfunden und sie als eine Wohltat der zu bekehrenden Bevölkerung aufzuzwingen gesucht. Dies hat sich in den letzten Jahren völlig geändert. Die Missionäre haben begonnen zu erkennen, dass ihnen in Indien und China, aber selbst in Afrika eigene alte Kulturen gegenübertraten, deren Schwächung oder Zerstörung gleichzeitig eine Untergrabung des sozialen und moralischen Lebensstandards der farbigen Rasse bedeutete. Die Aufgabe konnte nun nicht mehr heissen, europäische Kultur, die früher oft naiv mit Christentum gleichgesetzt wurde, an Stelle der einheimischen Kultur treten zu lassen, die Aufgabe konnte nur darin erblickt wer-

den, eine Synthese beider Kulturen herbeizuführen, die wertvollen und tragenden Elemente der einheimischen Kulturen zu bewahren und sie noch tragfähiger zu gestalten. Mit dem erwachenden Selbstbewusstsein der farbigen Rassen prüften diese das ihnen gepredigte Christentum an den Völkern und Menschen, die es bekannten und es vorleben sollten. Sie fanden bald, dass das in dieser Zeit gelebte Christentum einen Abfall von der gepredigten Lehre darstellt und dass es häufig mit ihm völlig entgegengesetzten Ideen, mit Nationalismus, Rassenhochmut, Imperialismus und Gutheissung von Kriegen, eine Einheit eingegangen war. Vor der christlichen Mission stand die Gefahr, ihren Einfluss auf die erwachenden Rassen des Orientes völlig zu verlieren, insbesondere angesichts der in Afrika vordringenden Propaganda des Islam, der keinen Unterschied zwischen Rassen und Völkern kennt. Ihr gegenüber konnte es nur eine Antwort geben, die zugleich die christliche war: die Prinzipien des Evangeliums zu betonen und sie auf die Probleme des Nationalismus, der Rassenkonflikte, des Kapitalismus anzuwenden. Nur ein Christentum, das sich selbst ernst nahm, konnte gegenüber dem erwachenden kulturellen Selbtbewusstsein der orientalischen Völker und gegenüber der Renaissance und neuen Lebenskraft, die der Islam und die Religionen Indiens und Ostasiens in den letzten Jahren aufgezeigt haben, bestehen. Die Jerusalemer Konferenz war von diesem Gedanken durchdrungen, wenn sie auch bei den verschiedenen Vertretern, je nach der Stärke ihres eigenen Christentums oder ihres eigenen Staatsnationalismus, verschiedenen Ausdruck fanden. Darin liegt die weit über den Kreis der Mission hinausragende allgemeine Bedeutung dieser Konferenz für das Verhältnis von Ost und West.

Der Internationale Missionsausschuss, der zusammenfassende Körperschaften der protestantischen Missionsunternehmungen jedes Landes umschliesst, stellt selbst ein interessantes Beispiel der Zusammenarbeit dar. In ihm sind an zweihundert protestantische Kirchen und Sekten vereinigt. Ihre Vertretung erfolgt aber nicht nach den einzelnen religiösen Gruppierungen, sondern nach Ländern. Unbeschadet aller Gegensätze und Abweichungen auf dem Gebiete der theologischen Doktrinen sollen doch alle diese Missionsgesellschaften zu einer internationalen Zusammenarbeit zusammenkommen und ihre Erfahrungen miteinander teilen und gemeinsam die Lösung der Fragen in Angriff nehmen, die vor allen stehen.

Darüber hinaus hat die Jerusalemer Konferenz einen Schritt weiter auf dem Gebiete internationaler Kooperation bedeutet. Nicht mehr sollen wie bisher bloss die Vertreter der verschiedenen Gesellschaften der europäischen und amerikanischen Kirchen, die Missionäre entsenden, miteinander beraten und arbeiten, sondern sie sollen als Gleichberechtigte gemeinsam mit den jungen Kirchen ar-

beiten, die unter den Eingeborenen der orientalischen und afrikanischen Länder entstanden sind. In Japan, Korea, China, Indien, in allen Ländern Süd- und Mittelafrikas sind in den letzten Jahren nationale christliche Kirchen entstanden, die oft in der Vereinigung christlicher Bekenntnisse weiter gegangen sind als die Mutterkirchen und so auf dem Gebiete der Vereinigung der christlichen Kirchen vorbildlich gewirkt haben. So umfasst die South India United Church[1]) Presbyterianer, Methodisten, Lutheraner und Anglikaner. Die indischen Christen können die oft nur historisch zu verstehenden Trennungen der protestantischen Bekenntnisse nicht begreifen, sie werden daher leicht Führer in der Bewegung zur Wiedervereinigung der christlichen Kirchen. Aber diese Tendenzen führen zu Schwierigkeiten in dem Verhältnis der jungen Tochterkirchen, die sich vereinigen, zu den Mutterkirchen, die getrennt bleiben, von denen aber die Tochterkirchen finanziell und auch kulturell noch vielfach abhängig sind.

Die Missionen konnten mit Recht darauf hinweisen, dass sie in dem Umformungsprozess des Orientes, der in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts eingesetzt hat und heute zu einer völligen Umgestaltung des kulturellen und sozialen Lebens des Morgenlandes führt, eine entscheidende Rolle gespielt haben. Die besten unter den Missionären brachten, vor allem in ihren höheren Lehranstalten in China, im mittleren Orient und unter der schwarzen Rasse, den aussereuropäischen Völkern nicht so sehr das Christentum wie eine Einführung in den Gedankenkreis der politischen und sozialen Ideen Europas. Sie vermittelten ihnen Vorstellungen von Demokratie, sie weckten in ihnen den Geist kritischer Einstellung gegenüber der bisherigen geistigen und staatlichen Ordnung, sie standen an der Wiege des modernen Nationalbewusstseins im Orient und in Afrika. Die einheimischen Christen in Indien oder in China stehen unterschiedslos mit ihren nichtchristlichen Volksgenossen in den vordersten Reihen der nationalen Bewegung dieser Länder. Sie unterscheiden sich weder in der Aufstellung des Endzieles noch in der Frage der Methoden von den nichtchristlichen Orientalen in ihrem Kampfe um die volle nationale Freiheit. Aber die westliche Erziehung, die sie genossen haben und die vor allem auf Charakterbildung und auf Weckung der Initiative und der Persönlichkeit ausgegangen war, lässt sie auf dem Gebiete sozialer Arbeit und Wohlfahrtspflege und auf dem Gebiete der Erziehung, insbesondere der Erziehung der Mädchen, oft beispielgebend vorangehen. Der Gestaltwandel des Orients vollzieht sich nicht nur auf sozialem und kulturellem Gebiete, er wirkt sich auch in einem wirtschaftlichen Umformungsprozess aus, der in den Orient und

---

[1]) Vereinigte südindische Kirche. D. Red.

in die europäischen Kolonialgebiete das kapitalistische System mit all den Uebeln einführt, die dem Frühkapitalismus und seiner rücksichtslosen Ausbeutung der menschlichen Arbeitskräfte eigen sind. Der neue Industrialismus zerstört im Orient die bisherigen wirtschaftlichen Lebensgrundlagen der einheimischen, beinahe ausschliesslich ackerbautreibenden Bevölkerung und ihres bodenständigen Gewerbefleisses. Das Christentum hat sich nicht nur auf dem Gebiete des Zusammenlebens von Völkern und Rassen, sondern auch auf dem der Beeinflussung der Wirtschaft in lebendiger Kraft zu äussern, wenn es seine werbende Kraft nicht verlieren will.

Vor diesen Problemen stand der Jerusalemer Missionskongress. Die wachsende Einheit in der Menschheit hat dazu geführt, dass dieser Kongress sich nicht nur um die Angelegenheiten der zu bekehrenden Völker kümmern konnte. Ein Bischof der bischöflichen methodistischen Kirche in Amerika hat darauf hingewiesen, dass die Amerikaner in vieler Beziehung Heiden seien, die der Lehre des Militarismus, dem Götzen des Nationalismus und der Anbetung des Reichtums verfallen sind. Das Heidentum müsse bekämpft werden, wo immer es sich finde. Harold Grimshaw vom Internationalen Arbeitsamt, der der Konferenz als Experte beiwohnte, führte in einer eindrucksvollen Rede den Zwiespalt zwischen Christentum und weltlicher Kultur darauf zurück, dass die Kirche nicht mit der nötigen Schärfe Krieg und soziale Ungerechtigkeit verdamme. Die Missionäre müssten auf diesem Gebiete führen, denn die Menschheit habe kein Interesse an einer langsamen und allmählichen Besserung. Die ausgebeuteten einheimischen Arbeiter Afrikas könnten nicht warten. Der anglikanische Bischof von Manchester wies darauf hin, dass es nicht die Aufgabe sein könne, die westliche Zivilisation anzuklagen oder hinter sie zurückgehen zu wollen, sondern sie zu vergeistigen und sie zu beseelen.

Manche der Sitzungen entbehrten nicht eines auch äusserlich interessanten und beachtenswerten Anblickes. So sprachen in einer Sitzung eine Chinesin, eine Dame aus Korea und eine aus Japan über die Stellung der Frau in Ostasien. Chinesen und Inder sprachen über die Nationalbewegung ihrer Länder. Ein afrikanischer Negerhäuptling aus Uganda sprach, gekleidet in die Landestracht einer dunkelgrünen und roten Toga über einem hellgelben Untergewand, in seiner Sprache, dem Luganda, und führte aus, dass in der Synode von Uganda zehn Neger gegenüber einem Weissen vertreten sind. Der anglikanische Bischof von Nigeria, Dr. Howells, ein Vollblutneger, sprach sich gemeinsam mit einem japanischen Bischof für die engste Zusammenarbeit zwischen Ost und West aus. Professor R. H. Tawney von der Londoner School of Economics[1]) wies darauf hin, welchen unheilvollen Einfluss die schnelle Indu-

[1]) Volkswirtschaftsschule. D. Red.

strialisierung in Afrika hervorbringe. Es dürfe nicht zweierlei Moral geben, weder für das Staatsleben und das individuelle Leben, noch für das religiöse Leben und das wirtschaftliche. Der afrikanische Arbeiter ist heute Kanonenfutter der Industrie. Dass dies in Indien nicht anders sei, wurde daran gezeigt, dass in Indien die Erhaltung eines Gefangenen im Zuchthause 3,4 Annas im Tag kostet, dagegen das Durchschnittseinkommen einer mehrköpfigen Familie in Bombay 3,3 und in Bengal 2,3 Annas täglich betrage.

Den Beschlüssen, die der Kongress gefasst hat, kann, wenn sie wirklich in dem Geiste fortschrittlichen Liberalismus[1]) durchgeführt werden, in dem sie gefasst wurden, eine grosse Bedeutung zufallen. Zu Ende gedacht und durchgeführt, beinhalten sie eine scharfe Opposition gegen den Geist aller Kolonialpolitik, aller Ausbeutung und jedes Krieges. Die bisherigen Unzulänglichkeiten der Kirche auf allen diesen Gebieten wurden offen anerkannt. In allen Resolutionen und Beschlüssen kehren diese Gedanken wieder. In der Resolution über die Botschaft des Christentums, die Dr. Temple, der Bischof von Manchester und ein führender englischer Kirchenfürst, eingebracht hat, heisst es: „Wir weisen jeden Versuch des Handelskapitals oder der Regierungen zurück, offen oder heimlich die Mission für ihre Zwecke zu benützen. Unser Evangelium steht durch seine Erklärung der Heiligkeit der menschlichen Person gegen alle Ausbeutung des Menschen durch den Menschen in jeder Form, sodass wir kein bewusstes oder unbewusstes Begehren dulden können, die Missionsbewegung zum Zwecke einer wirtschaftlichen, politischen oder sozialen Bedrückung eines Volkes zu benützen. Die Bringer der christlichen Botschaft müssen von ihr in ihrem eigenen Leben und in den sozialen Institutionen zeugen, für welche sie stehen. Alle Christen müssen in mehr heroischer Weise das Evangelium in Tat umsetzen. Es ist ein ernstes Hindernis für die Mission, wenn das nichtchristliche Land erkennt, dass seine Beziehungen zu den sogenannten christlichen Nationen moralisch ungerecht und unchristlich sind.“ Die Resolution forderte die jungen Kirchen des Orientes auf, nach Europa und Amerika Missionen zu entsenden, um von dem Reichtum ihres geistigen Lebens den Völkern des Abendlandes mitzuteilen.

In der Resolution über die wirtschaftlichen Fragen werden ebenfalls „mit Scham und Bedauern“ die bisherigen Unzulänglichkeiten der Kirche auf diesem Gebiete anerkannt. Wichtig ist, dass in dieser Resolution gefordert wird, dass öffentliche Darlehen und Kapitalsanlagen keinesfalls zu einer politischen Kontrolle oder Einmengung führen dürfen und dass die Entwicklung wirtschaftlich zurückgebliebener Länder durch öffentliche internationale Körperschaften

[1]) D. h. einem Geiste der Weitherzigkeit. D. Red.

gemeinnützigen Charakters unternommen werden solle. Die Einkünfte aus solchen Ländern sollen für die Entwicklung von Erziehung, Gesundheitswesen und Wohlfahrtspflege in diesen Ländern verwandt werden.

Von noch grösserer Bedeutung sind die Resolutionen über die Rassenfrage. Sie wurden einstimmig angenommen, ebenso wie die Resolutionen gegen den Krieg. Die Regelung der Fragen der Wanderung, der Exterritorialität und der Kapitulationen, der kolonialen Herrschaft und der Rassengegensätze werden vom christlichen Standpunkt aus beleuchtet und die Lösung gezeigt. Aber es ist zu bedauern, dass die Resolutionen allgemein gehalten sind und dass sie nirgendwo mit der wünschenswerten Deutlichkeit auf konkrete Fälle hinweisen und ihre Abschaffung fordern. Diesen Schritt tut nur die vielleicht wichtigste Resolution auf diesem Gebiete. Einer der häufigsten Vorwände für die diplomatische oder bewaffnete Einmischung europäischer Mächte oder der Vereinigten Staaten von Nordamerika in die Angelegenheiten der orientalischen Völker ist bekanntlich der Schutz der Fremden, vor allem der Missionäre. Nun erklären die Missionäre mit aller Deutlichkeit, dass sie sich mit dem Volke des Landes, in dem sie tätig sind, zu identifizieren wünschen und dass sie daher erklären, dass „der Schutz der Missionäre nur durch solche Methoden erfolgen soll, die die guten persönlichen und offiziellen Beziehungen fördern können und dass sie alle Missionsgesellschaften nachdrücklichst auffordern, von ihren Regierungen in keinem Falle eine bewaffnete Verteidigung der Missionäre und ihres Eigentums zu verlangen.“

Die der Konferenz zugrunde liegende Idee sah nicht in der Lehre von Dogmen, sondern in der Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit die Aufgabe der Mission. Sie hat neue Horizonte zu geben und den Gedanken der Einheit des Menschengeschlechtes und seiner einheitlichen Arbeit für das Kommen des Reiches Gottes in die Herzen zu senken. Sie hat nicht zu trennen, sondern zu vereinigen, nicht Negatives bei den anderen hervorzuheben, sondern Positives zu betonen. Diese neuen Gedanken mögen für manchen der dort versammelten Vertreter der europäischen Kirchen noch zu neu und noch zu kühn gewesen sein, als dass diese Beschlüsse unmittelbar und überall sich im Leben auswirken könnten. Aber bei den veränderten und sich täglich immer mehr ändernden Beziehungen zwischen dem Orient und dem Okzident gibt es für die christliche Mission im Oriente keine Zukunft, wenn sie nicht auf dem in Jerusalem eingeschlagenen Wege mit dem grössten Ernste und mit der Bereitschaft zu voller Verwirklichung weiter schreitet. Denn der erwachende Osten stellt an den Westen höhere Ansprüche, die auch den Westen zwingen werden, an sich selber höhere Ansprüche zu stellen, sodass dieses Zusammentreffen zwischen Orient und Okzi-

dent auf einer einheitlichen geistigen Grundlage zu einem erspriesslichen geistigen Wettbewerb zwischen den beiden Menschheitskreisen führen kann. Das wachsende Einheitsbewusstsein der Menschheit kann zur Zusammenarbeit, es kann aber auch zu grossen Katastrophen von unvorsehbarem Ausmasse führen. Welchen Weg es gehen wird, kann auch davon abhängen, ob es den Missionen gelingen wird, mit ihren eigenen Grundsätzen ernst zu machen und vor allem die Regierungen zu bewegen, dass auch sie diese Grundsätze nicht nur bekennen, sondern ausüben.

Hans Kohn (Jerusalem).

Erstlinge.

Ein Hügelrain; daran ein einz'ger Baum,
der blütenübersät, wie wartend steht,
indes der Abend leis und kühldurchweht
mit blassen Schleiern füllt den weiten Raum.
Noch einmal goldet sich der Hügelsaum,
und wie ein Märchen, das durch Träume geht,
wie eine Flamme, wie ein Lichtgebet
ragt über Dämmerland der Blütentraum.
So stehst — ein Erstling — du in uns'rer Zeit,
die tastend schwer um ihren Frühlig ringt
und grauen, nebelhaften Reigen schlingt.
Du stehst und kündest deine Botschaft weit,
dass sie zum ärmsten deiner Brüder dringt, —
dir aber dräut der Frost der Einsamkeit! —

Carolina Lutz.

Rundschau

Zur Chronik.

Man wird nicht versucht sein, von einem Pfingsthauch zu reden, der durch die heutige Menschenwelt ginge und den wir doch so heiss ersehnen, den wir doch so bitter nötig hätten. Aber vielleicht dürfen wir wenigstens sagen: „Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern." Diesen Eindruck kann wohl der Bericht über die Missionskonferenz in Jerusalem erwecken, den dieses Heft bringt. Die Bewegung auf eine Einheit der Menschheit hin schreitet sichtbar genug fort, und aus dieser Bewegung tauchen die grossen Fragen dieser Weltperiode, ja in der Ferne sogar als leuchtende Gipfel die letzten Ziele der Menschheitsgeschichte auf.

In

China

hat die zeitweilig zum Stillstand gekommene Bewegung neu eingesetzt. Die Südlichen marschieren auf Peking, das ihnen offen zu stehen scheint. Ob sie es diesmal erreichen? Und was dann? Wenn doch die „christlichen" Gross-

mächte diesem unglücklichen grossen Volke, das eine neue Einheit und eine neue Lebensform sucht, zu Hilfe kämen, statt es — wie wir annehmen müssen — offen oder versteckt daran zu verhindern. Sie werden es einst schwer büssen müssen — und wir alle mit ihnen — wenn sie diese Gelegenheit, die vielleicht die letzte dieser Art ist, nicht benützen, sie vielmehr missbrauchen. Was Japan mit seinem Eingreifen will, lässt sich aus der Ferne schwer beurteilen. Vielleicht ist es bei der Abfassung der nächsten Chronik klar. Es ist jedenfalls eine elende Sache, dass wir wieder einmal zusehen müssen, wie ein Mitglied des Völkerbundes ein anderes, statt bessere Mittel zu benützen, sofort mit Kriegsschiffen, Maschinengewehren und Fliegerbomben anfällt und das Völkerbundssekretariat im Angesicht solcher gewaltiger Aufgaben erklärt, mit dem Gesuch der chinesischen Südregierung um Intervention sei „juristisch nichts anzufangen". Das ist also für diese Völkerbundsbürokraten die Hauptsache, ob mit einer Sache „juristisch etwas anzufangen ist"?

Inzwischen versinkt jenes ungeheure Volk, das ein Viertel aller Menschen zu seinen Gliedern zählt, immer tiefer in entsetzliche Not. Millionen flüchten aus ihren Wohnsitzen, um dem Hungertod zu entgehen. Sie lassen sich wie Heringe in überfüllte Schiffe stopfen, versinken mit überfüllten Booten, frieren und erfrieren ohne Obdach in der Winterkälte. Und wir regen uns bei unserem sicheren Mittagessen und warmen Bett nicht darüber auf! Vielleicht werden sich unsere Kinder und Enkel desto mehr aufregen müssen, falls sie dann nicht zu elend sind, um sich noch aufzuregen. Denn das Schicksal Europas wird dort im „fernen Osten" mitenschieden.[1])

In

Indien

scheint England auch die ihm noch gegebene Frist nicht zu verstehen. Es sendet zur Verhandlung aktueller Reformen eine Kommission hin (die Simon-Kommission), die nur aus Engländern besteht und von den Indiern darum boykottiert wird. Inzwischen — wer weiss? — naht sich vielleicht rasch der Tag des grossen Abfalls. Ebenso vielleicht in

Aegypten.

England zeigt diesem die starke Faust, und für eine Weile mag die es schon tun, aber ob auf die Länge? Ueberall in Afrika, so gut wie in Asien, ist die Gärung gross.

Die ganze Negerwelt

erhebt sich nach und nach gegen die Weissen.

Gewiss, diese Probleme sind schwierig und man kann sie nicht über Nacht und mit doktrinärem Radikalismus lösen, aber ob das konservative England, ob auch nur das liberale und das sozialistische England, sich bewusst sind, wie weit der Zeiger der Uhr vorgerückt ist? [2])

---

[1]) Statt zu helfen, tragen wir zum Verderben Chinas und der östlichen Völker überhaupt besonders auch auf zwei Wegen bei: durch gewaltige Waffenlieferungen und ebenso gewaltige Einfuhr von Opium, Morphium, Heroin und andern Betäubungsmitteln, deren physische und moralische Folgen ganz verheerend sind. Davon ein andermal mehr.

Nicht verschwiegen werden darf besonders das gewaltige Mass amerikanischer Hilfe für die chinesische Not, wie auch Amerikas Politik gegenüber China die beste ist, sei's nun aus idealen oder andern Motiven.

[2]) Anfangs November des letzten Jahres fand in Shanghai die zweite Panasiatische Konferenz statt. Sie bot nicht gerade das Bild vollendeter asiatischer Eintracht. Die Chinesen forderten von den Japanern als Zeichen panasiatischer Gesinnung den Rückzug ihrer Truppen aus der Mandschurei und die Aenderung ihrer agressiven Haltung gegen China. Mit den Chinesen gingen die Indier. Diese Forderungen wurden später noch weiter ausgestaltet.

Der Gegensatz von

England und Russland,

der eine Zeitlang zurückgetreten war, taucht wieder auf. Lord Birkenhead reist nach Berlin und man munkelt sofort, dass er dabei hauptsächlich das Ziel im Auge habe, Deutschland für den antirussischen Block zu gewinnen. In Russland scheint man immerfort von der Furcht vor einem solchen Angriff der ganzen kapitalistischen Welt auf Sowiet-Russland beherrscht zu sein. Daher gewisse kriegerische Töne, die dort etwa angeschlagen werden und die also bloss ein Produkt der Angst vor uns sind. Diese Furcht ist wohl übertrieben. Die kapitalistische Welt ist nicht so einheitlich, dass man sie leicht zu einem solchen Block zusammenbringen könnte. Gegen einen solchen Angriff auf Russland würden sich im Innern der „kapitalistischen" Völker Widerstände regen, die herauszufordern man nicht so schnell wagen wird. Aber dass es in gewissen Kreisen einen solchen Plan gibt, ist wohl kaum zu bezweifeln.

Im

Osten Europas

ist die Gärung auch immer gross. Es brodelt in dem berüchtigten „Hexenkessel". Durch Rumänien gehen revolutionäre Zuckungen. Ungarn brütet über seine Revanche und wird darin von Lord Rothermere und Mussolini unterstützt. Die Tatsache, dass ein erfolgreicher Zeitungsmann wie jener heutzutage als eine selbständige politische Macht auftritt, ist für die Signatur der Zeit charakteristisch. — Auf dem Balkan und in Kleinasien werden Minen und Gegenminen gelegt. Betrüger versuchen einander zu benützen. Die Völker aber kommen nirgends wirklich zum Wort, sind zu unwissend oder zu apathisch oder zu dumm dazu.

Mussolini

sucht die Lage für seine Zwecke auszubeuten. Nach der jetzt geläufigen Annahme ist seine ganze äussere Politik auf die Auseinandersetzung mit Frankreich zugespitzt. Vom Mailänder Attentat ist es still geworden. Der Umstand, dass die Gerichtsverhandlungen darüber unter Ausschluss der Oeffentlichkeit stattfinden sollen (wogegen die zweite Internationale protestiert), spricht wie andere Zeichen für die Annahme, dass jenes Attentat vom Faschismus selbst ausgegangen sei. Dessen Geist illustriert folgende Aeusserung einer faschistischen Agentur unmittelbar nach jenem Ereignis: „Eine unvermeidliche standrechtliche Massenerschiessung wird die Seele der Nation wieder freier aufatmen lassen." Ganz Mussolini: eine Massenerschiessung (die vielleicht das Ziel jenes Attentates war?) lässt die Seele einer Nation freier aufatmen! Dabei soll Mussolini fromm geworden sein! Aus den faschistischen Gefängnissen werden Greuel gemeldet, die hinter denen der rumänischen und bulgarischen nicht zurückstehen. Vieles davon, wenn nicht alles, ist wahrscheinlich richtig. Die Oppostion gegen das Regime scheint sich kräftiger zu regen — ein Symptom! Im übrigen: der Faschismus wäre eine nicht nur hochbedeutsame, sondern auch nicht unerfreuliche Erscheinung, wenn er nicht als Tyrannei und Terror aufträte. So aber kann das Ende nur ein Grauen sein.

Der

Autonomistenprozess

im Elsass, der sich in dem schönen Kolmar abspielt, wäre an sich geeignet,

---

Einig war man dagegen in bezug auf folgende Thesen: 1. alle Massnahmen, die auf eine ungleiche Behandlung der Rassen hinauslaufen, sind aufzuheben; 2. zur Sicherung des Friedens im Osten sind die Marinestationen in Singapur und Pearl Harbour auf Honolulu aufzugeben; 3. der Völkerbund scheint sein Augenmerk hauptsächlich auf den Schutz der Interessen der mächtigen Nationen zu richten.

Wenn die Asiaten unter sich noch nicht einig sind, so sind sie doch einig gegen die „Weissen".

auch im Westen wieder das Feuer der Zwietracht höher aufflammen zu lassen, weil er in gewissen alldeutschen Kreisen die Hoffnung auf eine Wiedergewinnung des Elsass für das deutsche Reich neu beleben könnte. Er ist die Frucht törichter französischer Politik. Warum in aller Welt z. B. den Elsässern nicht ihre deutsche Sprache unangetastet lassen! Sind Völker und Regierungen wirklich ganz unfähig, von den Erfahrungen der Geschichte zu lernen? Der Chronist ist der Meinung, dass, um die übliche Formel anzuwenden, eine weitgehende Autonomie des Elsass im Rahmen des französischen Staates die beste Lösung des Problems wäre. Caeterum censeo: die staatlichen Grenzpfähle müssen ihre Wichtigkeit verlieren. Eine andere Lösung des Minderheitenproblems gibt es nicht. Möglichste Trennung von Kultur und Staatlichkeit! Das Elsass eine „Brücke" zwischen Deutschland und Frankreich, vielleicht, fügen wir hinzu, doch auch ein Stück der Strasse, die von der Schweiz bis nach Holland und von dort nach dem Norden hinauf die „kleinen Völker" verbände. Eine engere kulturelle Verbindung zwischen der Schweiz und dem Elsass entspräche ihrer Vergangenheit. (Bündnis zwischen Zürich, Mülhausen und Strassburg, die Fahrt mit dem Zürcher Hirsebrei nach Strassburg und so sort!) wie der gegenwärtigen Lage und wäre gewiss keine Gefahr für Frankreich.[1]) Eine Trennung des Elsass von Frankreich ist wohl ausgeschlossen, wird von der grossen Mehrheit der Elsässer nicht gewünscht und brächte niemandem Nutzen. Versailles muss vorwärts revidiert werden und nicht rückwärts.

Die Wahlen

gehen vorwärts. In Frankreich haben sie keine wesentliche Aenderung der Lage gebracht. Ein „Ruck nach links", den sie sonst vielleicht ausgedrückt hätten, ist durch das Wahlsystem und die Taktik der Kommunisten verhindert worden. Für diese können ja alle Reaktionäre nicht genug dankbar sein. Ueber Poincarés Stellung schreibt Förster in der „Menschheit" (Nr. 18) interessant als von einer neuen, sozusagen demokratischen oder „legalen" Diktatur. Man könnte auch von der Diktatur des Vertrauensmannes reden.

Die Wahl des Kleinen Stadtrates und des Stadtpräsidenten von Zürich kann sich an weltpolitischer Bedeutung damit natürlich nicht vergleichen. Aber sie hat symptomatische Wichtigkeit. Der deutliche sozialistische Sieg zeigt, wie schon im letzten Heft bemerkt worden ist, dass übel berichtet ist, wer von einem Stillstand des Sozialismus träumt. Im übrigen haben diese Wahlen zwei Seiten: unserem schweizerischen Bürgertum tun sie gut, indem sie es aus seiner Sicherheit ein wenig aufrütteln und ihm ein Eppur si muove zu Gemüte führen, die Sozialdemokratie aber muss sich davor in Acht nehmen, solche Erfolge zu überschätzen. Direkt verhängnisvoll würden sie, einmal, wenn sie das Strebertum vermehrten, das sich der neuen Konjunktur zuwendete, sodann wenn sie die Notwendigkeit einer gründlichen Erneuerung sozialistischer Theorie und Praxis verdunkelten und als Erfolg einer gewissen Taktik verstanden würden. Dieser Irrtum würde sich ziemlich bald und gründlich rächen. Jene Taktik hat den Erfolg aufgehalten, er ist trotz ihr gekommen, weil so Vieles zum Sozialismus drängt. Aber eine solche Kon-

[1]) Solche Gesichtspunkte haben natürlich nichts zu tun mit alldeutschen Spekulationen, die bei gewissen Schweizern ihre Stellung zum elsässischen Problem beeinflussen. Im Kolmarer Prozess spielt die Schweiz in dieser Beziehung eine schlechte Rolle. Ausgerechnet Schweizer mussten diesen politisch zweifelhaften elsässischen „Autonomisten" Geld liefern, so wie andere es Hitler und Ehrhardt lieferten. Warum schweigt unsere Presse dazu? Was hilft uns diese dumme Bauernschlauheit? Sie hindert andere nicht am Sehen und Urteilen.

Vergleiche im übrigen die Aufsätze von Ragaz und Schultz über das elsässische Problem, Neue Wege 1923 und 1927.

stellation kann auch wieder anders werden. Jedenfalls sind es nicht Wahlen, die uns den Sozialismus bringen.

Die deutschen Reichstagswahlen sind in dem Augenblick, da dies geschrieben wird, erst im Stadium der Vorbereitung. Unser katholischer Freund Nikolaus Ehlen, der sich für die christlich-soziale Reichspartei als Kandidat aufstellen lässt, richtet an die Wähler folgenden Aufruf, der uns nach Stil und Inhalt so bedeutsam und vorbildlich erscheint, dass wir ihn wörtlich wiedergeben möchten:

„Für das deutsche Volk. Für die Aermsten zuerst!

Ich will kämpfen in Wahrhaftigkeit — mit der Wahrheit — gegen das Lügen in Politik und Leben.

Ich will kämpfen, dass dem verarmten und entwurzelten Volk wieder der Heimatboden zurückgegeben werde.

In dem Eigenheim auf eigener Scholle liegt die sicherste natürliche Voraussetzung für wirtschaftliche Selbständigkeit, für körperliche Freiheit und sittliche Gesundung.

Kämpfen werde ich für eine gerechte Entlohnung jeglicher Arbeit gegen jegliche Ausbeutung.

Ich will kämpfen für die Versöhnung der Menschen und Völker, gegen jede Verhetzung und den kommenden Giftgaskrieg.

Ich will kämpfen insbesondere in der Schulfrage, für die Ehrfurcht vor der Majestät des persönlichen Gewissens.

Unser Grundsatz ist das, was der grosse Bischof Ketteler in den Worten ausdrückt:

> „Ich habe den Bischofseid geleistet, den Waisen und Witwen Vater zu sein. Den Armen zum Recht zu helfen. Ich kann der Grosstadt das Evangelium nur künden, wenn ich seine Beobachtung möglich mache, wenn ich den Boden der Natur schaffe, auf dem der Tempel der Uebernatur aufwächst.“

So werden auch die Verzweifelten wieder Hoffnung finden.

Wer dafür unerschütterlich und ohne an sich zu denken jetzt und immer mitkämpfen will, der kann mir bei der Wahl seine Stimme geben.“

(Inzwischen haben die Wahlen stattgefunden. Sie haben den erwarteten Ruck nach links nun wirklich und in aller Deutlichkeit gebracht. Trotz allen notwendigen Vorbehalten darf man davon wohl einen günstigen Einfluss auf die Weltpolitik erwarten. Im übrigen gelten auch hier die Bemerkungen über die Zürcher Wahlen, bloss ins Grosse übersetzt. — Nikolaus Ehlen freilich ist nicht unter den Gewählten. 21. Mai.)

Militarismus und Antimilitarismus.

Ein betrübendes Ereignis war für viele von uns die Versammlung der Schweizerischen Völkerbundsvereinigungen in Vevey. Davon besonders! — Vom Fall Schwemmer wird auch anderwärts berichtet. Er schlägt doch ziemlich Wellen. Auch einige nicht sozialistische Zeitungen sprechen darüber ein kräftiges Wort (z. B. die neue zürcherische Zeitung die „Peripherie“ und der „Landschäftler“). Interessant ist das Staunen gewisser Blätter darüber, dass ein Pfarrer einen Dienstverweigerer verteidige. Als ob das nicht ganz natürlich wäre! Es geschah übrigens bei diesem Anlass nicht zum ersten Mal. Pfr. Gerber hat schon dreimal und auch Pfr. Trautwetter einmal diese Aufgabe erfüllt. — Eine ganz feine Antwort auf das Urteil im Fall Schwemmer ist die Zustimmungsadresse der Zürcher Lehrer zu dem Vorgehen der Genfer mit ihren nun wohl mindestens 220 Unterschriften. Auch davon anderwärts mehr! — Bei Anlass der Jahrhundertfeier des Geburtstages von Henri Dunant, dem Gründer des Roten Kreuzes, haben die beiden Motta, der Bundesrat und der Pazifist (die zufällig in einem Körper hausen), folgendes gesprochen:

Der Pazifist: „Der Krieg ist verflucht."
Der Bundesrat: „Wenn er nicht Notwehrkrieg ist."
Der Pazifist: „Man muss, ohne je in seiner Zuversicht zu wanken, dafür arbeiten, dass der Krieg eines Tages abgeschafft wird."
Der Bundesrat: „Unsere Armee soll stark sein, um ihrer Aufgabe genügen zu können."
Pazifist und Bundesrat in einer Phrase verbunden: „Wen der Hauch der Liebe berührt hat, der überwindet Zeit und Tod." (Vgl. „Nat.-Zeitg." 7. V. 28.)
Inzwischen kündet Scheurer, der Kollege Mottas, des Bundesrates, eine kommende Ausgabe von 30 Millionen für die Verbesserung unserer Militärfliegerei an. Da wird Motta, der Bundesrat, wieder eifrig dabei sein. „Der Hauch der Liebe, der von Giftgasbomben ausgeht, überwindet Zeit und Tod." Die 30 Millionen werden natürlich nur ein Anfang sein. Und alles im Dienst eines Truges, während man für die Alten kein Geld hat! Nun, für uns Antimilitaristen ist das ja gute Propaganda.[1])
England hat, ohne vom „Hauch der Liebe" zu rednern, zum Zeichen eines gewissen Friedenswillens ein Programm für den Bau von Kreuzern von 6 auf 3 Schiffe herabgesetzt. Das ist wenigstens etwas.
Die Kelloggsche Bewegung auf die Aechtung des Krieges hin schreitet fort. Die Annahme seiner Vorschläge durch die Grossmächte scheint nun gesichert. Aber die Kleinen, warum sollen sie nicht dabei sein? Und wer verhindert, dass die Sache nicht zu einer neuen grossen Heuchelei wird? (Amerika in Nicaragua, England in Aegypten, Japan in China und so fort!) Jedenfalls dürfte die Nobelstiftung mit der Erteilung des Friedenspreises an Kellogg noch warten. Das alles unbeschadet des Wertes, den die Bewegung hat oder doch haben kann.

---

[1]) Eine antimilitaristische Propaganda furchtbarster Art bildet folgender Bericht:
„Giftgaskatastrophe in Hamburg. Hamburg, 21. Mai. Einige Hundert Gasbehälter, in denen Phosgengas, ein während des Krieges viel angewendetes Giftgas, transportiert wurde, sind im Hafenviertel explodiert.
Eine dichte Gaswolke treibt über dem Erdboden in der Hofestrasse, die im Hafengebiet liegt. In den nahegelegenen Kanälen wurden mehrere Fischer in ihren Booten bewusstlos, ebenso fielen zahlreiche Passanten auf den Quaistrassen zu Boden. Eine furchtbare Panik herrscht in Hamburg und in den Vororten, weil der Wind jeden Augenblick umschlagen und das Giftgas in irgend eine nicht vorherzusehende Richtung treiben kann. Die Bevölkerung der Stadtviertel von Veddel (in dem die Hofestrasse liegt) und Wilhelmsburg ist auf der Flucht. Alle verfügbaren Krankenwagen werden auf den Schauplatz des Unglücks gesandt; die Krankenhäuser sind belagert und von allen Seiten erfolgen Bitten um Hilfeleistung. Die Lüneburger Reichswehr hat die Räumung der am meisten gefährdeten Stadtviertel eingeleitet, während Reichswehr, Polizei und Feuerwehr das eigentliche Katastrophengebiet mit einem Kordon umgeben.
Die Milch, die in Hamburg zur Verfügung steht, ist für die Opfer requiriert worden. Nach den letzten Meldungen sind 60 Personen in Krankenhäusern in Behandlung genommen worden. Die Zahl der durch die Katastrophe vorübergehend obdachlos Gewordenen wird auf 30,000 geschätzt. Die Gefahr weiterer Gasexplosionen ist noch nicht behoben. Von den an Phosgen Erkrankten sind bereits elf Personen gestorben."
Dies ist nur die erste Nachricht. Die Katastrophe wird mit jedem neuen Bericht furchtbarer. Und nun bedenke man, dass dies nur eine kleine Probe von dem ist, was im Kriege der Welt bevorstünde! 21. Mai.

Kulturelles.

In Mecklenburg-Strelitz haben sie einen russischen Kriegsgefangenen Jakubowsky hingerichtet, um einige Zeit nachher seine Unschuld zu entdecken. (Argument für die Todesstrafe!)

Die Engländer haben nun endgiltig das dem männlichen völlig gleiche Frauenstimmrecht eingeführt. Das ist ein Fortschritt. Ob die verschiedenen Ozean- und Nordpolüberfliegungen einer sind, ist zweifelhaft. Was hat die Welt davon? — Die Urner haben ihre uralte Landsgemeinde, das Einzige, was an ihrem politischen Leben originell und bedeutsam war, abgeschafft. Rationalisierung der Politik. Sic transit gloria mundi!

Wir haben irgendwo eine von einem Kenner der Sache aufgestellte Berechnung gelesen, wonach in der Stadt Zürich allein jährlich etwa acht Millionen Franken ins Kino getragen werden. Acht Millionen im Jahr — was wäre damit nicht zu machen!

„Kulturpropaganda!" Widerspruch in sich selbst. Für eine „Kultur" Propaganda machen, ist schlimmer als jede Barbarei.

Religiös-Soziales.

Eine Führertagung der deutschen religiösen Sozialisten (d. h. des „Bundes religiöser Sozialisten"), die in der Osterwoche in Eisenach stattfand, beschäftigte sich mit dem Zusammenstoss zweier verschiedener Auffassungen, die besonders durch Pfarrer Eckert auf der einen und Professor Hans Müller auf der andern vertreten sind. Eckert vertritt, wie unsere Leser wissen, eine Taktik, die den Marxismus billigt und einen Kampf gegen ihn vermieden sehen will, während Prof. Müller den Marxismus im Namen des Evangeliums aufs schärfste bekämpft, und zwar weniger dessen rein ökonomischen Theorien, als seine Taktik und Weltanschauung, die sich in der Lehre vom Geschichtsmaterialismus und der Forderung des Klassenkampfes konzentrieren.[1]) Es wäre erfreulich, wenn die deutsche Bruderbewegung von Zwist und Spaltung verschont bliebe, doch wird niemand die folgende Resolution, die in Eisenach einstimmig angenommen wurde, für eine wirkliche Lösung des Problems halten:

„1. Die religiösen Sozialisten kämpfen in bewusster Verantwortung vor Gott und den Menschen in und mit dem revolutionären Proletariat um die sozialistische Neuordnung; sie haben erkannt, dass die Religion beim Aufbau der sozialistischen Gemeinschaft eine entscheidende Rolle spielt.

2. Das privatkapitalistische System bedingt den Klassenkampf in der Wirtschaft, im Staate und in allen Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens. Die besitzende und darum herrschende Klasse sucht das Bestehende zu sichern, die abhängige und besitzlose Klasse zu unterdrücken und zu ihrem Vorteil auszunützen.

Die unterdrückten Massen aber suchen sich zu befreien und eine bessere Art des Lebens der Menschen untereinander zu erzwingen.

Das Proletariat führt diesen Klassenkampf gemäss den Erkenntnissen, die es Karl Marx verdankt.

Jede Propaganda gegen diesen Kampf der Arbeiterschaft um die Neugestaltung der Wirtschaft und Gesellschaft ist vom Bund der religiösen Sozialisten aus unmöglich.

Das schliesst nicht aus, dass die religiösen Sozialisten wie alle anderen Sozialisten die fundamentalen Erkenntnisse der marxistischen Forschungs- und Arbeitsmethode studieren, kritisieren und an ihrer Ergänzung und Vertiefung arbeiten.

3. Die besondere Aufgabe der religiösen Sozialisten ist es, die Kräfte des

---

[1]) Eine Diskussion darüber findet man im „Neuwerk" (Märzheft).

Evangeliums für das Leben des einzelnen Menschen und für den Aufbau der sozialistischen Gemeinschaft wirksam zu machen.

Sie führen darum einen entschlossenen Kampf gegen die antisozialistische Grundhaltung und Agitation der bestehenden Kirchen, der sich christlich nennenden Verbände und Zeitschriften.

Um dieses Ziel zu erreichen, sehen die religiösen Sozialisten keine andere Möglichkeit, als die Macht in den Kirchen zu erkämpfen.

4. Die religiösen Sozialisten sind überzeugt, dass der Sieg des Proletariats nicht aufgehalten werden kann, wenn der aus Not und Elend geborene Kampf der Mühseligen und Beladenen, der Unterdrückten und Ausgebeuteten von der Gewissheit durchdrungen wird:

Gott will es, dass wir alle Kräfte einsetzen für die neue, die kommende Ordnung, eine Ordnung der Gerechtigkeit, des Friedens und der brüderlichen Gemeinschaft.“

Veni, creator spiritus. Komm, Schöpfergeist!

16. Mai 1928. L. R.

Der Fall Schwemmer. 1. Militärjustiz. Am 20. April wurde unser Freund Wolfgang Schwemmer vom Militärgericht in Zürich zur siebenten Haft verurteilt. Nachdem er seit 1917 wegen Dienstverweigerung aus Gewissensgründen vier und später nochmals acht Monate im Gefängnis gesessen und seit 1923 wegen Verweigerung von Schiesspflicht und Inspektion jedes Jahr mit Disziplinarstrafen von je zehn Tagen Haft gebüsst worden war, diktierte ihm dieses Mal das Militärgericht für Nichterscheinen zur Inspektion und Nichterfüllen der Schiesspflicht für 1927 zwei Monate Gefängnis und zwei Jahre Einstellung im Aktivbürgerrecht. (!)

Der Angeklagte hatte klar und bestimmt erklärt, dass er an keinen Kriegsvorbereitungen teilnehme, weil der Krieg unchristlich sei und Gott von ihm Gehorsam gegen das Gewissen verlange. Trotzdem der Verteidiger, Pfarrer Lejeune, in eindringlicher Rede das Verständnis der Richter für die Handlung des Angeklagten zu wecken gesucht und namentlich auch nachgewiesen hatte, dass dessen Auffassung schon durch alttestamentliche Propheten, vor allem aber durch Christus, begründet sei, dass er nur das konsequent befolgt habe, was man jeden Sonntag von der Kanzel verkündige, und trotzdem selbst der Auditor die Ehrlichkeit seiner Gesinnung und die Ehrenhaftigkeit seines Charakters anerkannt hatte, wurde für das verhältnismässig kleine Vergehen die unbegreiflich harte Strafe verfügt.

Dabei stützte sich das Gericht auf den in diesem Falle direkt widersinnigen Grund der Rückfälligkeit; denn die Standhaftigkeit des Angeklagten ist doch gerade ein Beweis, dass wirklich Gewissensgründe vorliegen, die sich nicht beseitigen lassen, selbst wenn die Strafe hundertmal wiederholt würde. — Ebenso empörend ist die Einstellung im Aktivbürgerrecht mit der Begründung, dass die Verweigerung der „schwersten Pflicht“ auch den Entzug der bürgerlichen Rechte bedinge. Dabei war die absolute Ehrenhaftigkeit des Angeklagten von allen Richtern anerkannt und sogar durch vorzügliche Zeugnisse seiner früheren Truppenführer und Richter bekräftigt worden. Wolfgang Schwemmer hatte sich stets jeder Arbeit im Dienste seiner Mitmenschen unterzogen, im Zivildienst von Almens mitgearbeitet, sich auch wieder zur Verfügung gestellt für die Hilfsarbeiten im Ueberschwemmungsgebiet im Rheintal; er hat acht Jahre lang in einem Heim für arme verlassene Kinder in aufopfernder Hingabe mitgearbeitet für fünf Franken Taschengeld pro Monat (!), also wahrlich keine fehlende Bereitwilligkeit für den Dienst an der Volksgemeinschaft.

Das Gericht lehnte die Berechtigung des Handelns aus ethischen und religiösen Motiven strikte ab und fühlte sich durch die Aussage des Angeklagten, dass er einem Befehl Gottes zu gehorchen habe, veranlasst, an seiner

Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln. Gibt es unsern Kirchen und religiösen Gemeinschaften nicht zu denken, wenn die höchsten und massgebendsten Stellen diejenigen, die mit der Realität Gottes rechnen, als geistig nicht normal erklären? Was sagen alle jene Synoden und religiösen Vereinigungen, welche sich bei der Besprechung der Zivildienstpetition mit der Versicherung beschwichtigen liessen, man übe gegen Verweigerer aus Gewissensgründen die grösste Milde und Rücksicht, zu dieser unerhört harten Strafe gegenüber einem ausgesprochen religiösen Verweigerer? Dürfen sie jetzt schweigen? — Nichts kann übrigens die absolute Verständnislosigkeit und Unkenntnis dieser Kreise einer ethisch-religiösen Bewegung gegenüber besser dokumentieren, als die unglaubliche Behauptung des Auditors, Lenin sei ein Schüler von Ragaz gewesen, die er bei einem Seitenhieb auf letzteren aussprach. — Das Gericht hatte auch sonst gegen alle sachlichen, rechtlichen und moralischen Erwägungen, die sich namentlich auch aus dem Vergleich mit andern, weit milder beurteilten Fällen konsequenterweise aufdrängten, völlig taube Ohren. Eines zeigte sich offensichtlich: je stärker alle geistigen und vernünftigen Gründe gegen seinen Standpunkt sprachen, desto mehr bestrebte es sich, die Gewalt, in deren Besitz es war, den Angeklagten fühlen zu lassen.

Das Gericht ahnt wohl nicht, wie sehr es durch die rigorose Anwendung seiner Gewaltmittel im Grunde öffentlich zeigt, dass sich das militärische System durch die ihm entgegentretenden geistigen Mächte bedroht fühlt, und wie wenig dessen Verteidiger darauf vertrauen, dass sein geistiges Fundament stark genug ist, um sochen „Anstürmen“ standzuhalten. So gern wir dem Angeklagten das Opfer, das er aufs neue zu bringen hat, erspart gesehen hätten, so mag ihm und mag auch uns zum Trost und zur Beruhigung dienen, dass das Gericht mit seinem Vorgehen ungewollt der Friedensbewegung den grössten Dienst erwiesen hat. „Ideen reifen schnell, wenn sie mit dem Blut der Märtyrer gespeist werden.“ (Mazzini.) Die Wahrheit dieses Wortes gilt auch hier. Die Geschichte zeigt es immer wieder, dass geistige Bewegungen durch Gewalt nicht vernichtet, sondern gefördert werden. Vielleicht aber werden diejenigen, welche heute noch zu Gericht sitzen über einen solchen Menschen, eines Tages die Weisheit des Wortes von Gamaliel erkennen (Ap.-Gesch. 5, 38) — mit welchem der Verteidiger seine Ausführungen schloss —: „Stehet ab von diesen Menschen und lasset sie! Denn ist dieser Rat oder dieses Werk von Menschen, so wird es zerstört werden; ist es aber von Gott, so vermöget ihr es nicht zu zerstören. Dass ihr nicht etwa gar als solche erfunden werdet, die wider Gott streiten!“ O. H.

2. Der Fall Schwemmer, über welchen der obenstehende Bericht eines Augenzeugen der Gerichtsverhandlung Auskunft gibt, gehört zum Allerschlimmsten, was sich der in Rechtsformen gekleidete schweizerische Militarismus erlaubt hat. Wolfgang Schwemmer gehört zu denen, die am frühesten, ihrer „Seele“ folgend, dem Moloch Glauben und Tribut verweigert haben. Aus äusserst schweren Verhältnissen heraus hat er den Schritt getan; ein ganzes Jahr dafür gebüsst, mehr als, ausgenommen vielleicht die Freunde Liechti und Karrer, bisher irgend einer von unseren Dienstverweigerern. Und seit fünf Jahren hat er Jahr für Jahr wegen Verweigerung der Schiesspflicht, des Kultus, dem der Schweizer jeden Samstag und Sonntag und dazu noch an besonderen grossen Festen dem helvetischen Baal weiht, für eine Woche ins Gefängnis wandern müssen. Alles, was die Freunde unternommen haben, um dieser ewigen Quälerei einmal ein Ende zu bereiten, war umsonst. Dabei handelt es sich um einen Mann von aussergewöhnlicher moralischer und religiöser Statur. Nachdem er in den Jünglingsjahren, als halber Knabe schon, einer grossen Familie den frühverstorbenen Vater ersetzend, glänzende Aussichten auf eigenes Vorwärtskommen freiwillig und freudig geopfert, brachte er als Mann seine reichen Gaben und den geliebten besonderen Beruf des Architekten der demütigsten dienenden Liebe zum Tribut. Dass seine Dienstverweigerung nicht ohne schwere Seelenkämpfe vor sich gehen konnte, ist bei

einem Menschen von solchem Ernst und solcher Kraft der religiösen Gewissenhaftigkeit selbstverständlich. Man weiss wie schwer es gerade einer tiefen, positiven christlichen Frömmigkeit fällt, mit äussern weltlichen Ordnungen in Konflikt zu geraten. Desto grösser ist die Tat, die aus solchem Kampfe entspringt. Aber Wolfgang Schwemmer war nicht bloss Dienstverweigerer: wo etwas Gutes und Schweres für die Menschen zu tun war, durfte man auf ihn mit Sicherheit zählen. Auch im Zivildienst hat er nicht gefehlt.

Und einen solchen Menschen wagt unser Militarismus mehr als ein Jahrzehnt lang immer neu zu misshandeln! Die letzte Gerichtsverhandlung setzte diesem Verhalten die Krone auf. Nicht einmal das ganz offenkundige Recht, sich durch eine vorher aufgeschriebene Rede zu verteidigen, wurde ihm vom sog. Grossrichter, dem Rechtsanwalt Dr. Eugster, zugestanden. Es wurde ihm zum Vorwurf gemacht, dass eine grössere Anzahl seiner Freunde sich zur Gerichtsverhandlung eingefunden hätten — was doch ganz selbstverständlich war — und daraus abgeleitet, dass es mit seiner Gesinnung doch nicht ganz richtig bestellt sein müsse, da er nicht wage, damit allein zu stehen, wie denn dieser Umstand auch das Urteil beeinflusst zu haben scheint. Die prinzipielle Argumentation vollends sinkt unter das Minimum dessen, was man sogar von einem Militärgerichtsurteil erwarten dürfte. Man mag auf die geistige Höhe dieser Institution aus dem in dem Bericht unsres Freundes erwähnten Umstand schliessen, dass der Auditor, Staatsanwalt Dr. Pfenninger, Lenin zu meinem Schüler machte. Fast möchte ich sagen: „Zu viel der Ehre für mich, meine Herren Dummköpfe!“ Schade, dass Lenin das nicht mehr erfahren durfte. So also sieht es in den Köpfen von Männern aus, die über eine Angelegenheit von solcher geistiger Tragweite urteilen sollen! Wenn diese Herren sich im weiteren nicht entblöden, immer wieder mit dem Ammenmährlein aufzurücken, dass jede Aeusserung schweizerischen Antimilitarismus auf Verführung und direkte Anstiftung durch mich zurückgehe (ob aller Antimilitarismus überhaupt, auch der in England, Amerika, Neuseeland? Doch davon wissen ja diese Herren nichts, die lesen bloss die „Neue Zürcher Zeitung“ oder die „Zürcher Volkszeitung“!), so sei das nur nebenbei zur weiteren Charakteristik dieser Art erwähnt.

Endlich das Allermerkwürdigste: Die gleichen Leute, die einem Mann wie Wolfgang Schwemmer für zwei Jahre das Aktivbürgerrecht absprechen (was sonst nur geschieht, wo unehrenhafte Gesinnung angenommen wird) können sich nicht entschliessen, ihm das Recht abzusprechen, das „Ehrenkleid“ des Soldaten zu tragen. Das kann man also auch als unehrenhafter Mensch tragen! Dieses Aktivbürgerrecht hat man Wolfgang Schwemmer gelassen, wie man ja auch mit Andreas Martig und andern ähnlich verfährt. Es sei bei diesem Anlass erwähnt, dass eine Petition an den Bundesrat, die den Zweck hatte, endlich einmal wenigstens diese sinnloseste Form der Strafe — die Entziehung der bürgerlichen Rechte — von den Dienstverweigerern abzuwenden, völlig erfolglos geblieben ist. Ebenso erging es einer andern, die für diese Männer neuerdings wieder die Erlaubnis forderte, einen Zivildienst, statt des Militärdienstes, tun zu dürfen.[1])

Der Krug geht zum Brunnen bis er bricht. Der Fall Schwemmer mahnt

---

[1]) Das gleiche Gericht, das durch seinen Spruch Wolfgang Schwemmers Strafe auf über fünfzehn Monate Gefängnis und drei Jahre Einstellung im Aktivbürgerrecht brachte, hat laut Zeitungsbericht wegen unzüchtigen Handlungen und Missbrauch eines Mädchens unter sechszehn Jahren (!) einen Korporal zu acht Monaten Gefängnis, Degradation und drei Jahren Einstellung im Aktivbürgerrecht, und zwei Motorfahrer zu je einem Jahr Zuchthaus, Ausstossung aus dem Heere und drei Jahren Einstellung im Aktivbürgerrecht verurteilt. Der eine der Motorfahrer wurde dem Bundesrat zur Begnadigung empfohlen. Also der Mann, der nicht töten will, wird schwerer bestraft als der Schänder eines jungen Mädchens!

zu allgemeinem Aufsehen. So darf es einfach nicht weiter gehen! Vielleicht, dass unser Freund durch das Uebermass seiner Leiden den Stein ins Rollen zu bringen hilft, der endlich wenigstens dem helvetischen Militärgötzen die Füsse zerschlägt.

Die schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund und die Abrüstung. Eine seltsame Jahresversammlung haben die schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund kurz nach Ostern — 15. April — in Vevey abgehalten. Sie lief nämlich auf eine Demonstration für die Nicht-Abrüstung der Schweiz hinaus. Die ganze Veranstaltung sah denn auch von Anfang an genau so aus, als ob eine geschickte Regie es auf die Erreichung dieses Zieles angelegt hätte. Als der geschickteste Zug aber in dieser geschickten Regie erschiene unter diesem Gesichtspunkte die Berufung eines Sozialisten zum ersten Redner über das Abrüstungsthema. Ein Sozialist — das ist doch wohl das Radikalste, was man in Abrüstungssachen haben kann! Da können unsere „Extremen" doch nichts mehr einwenden. Ja, ein Sozialist — es fragt sich nur, was für einer! De Brouckère — er ist dieser Sozialist— gehört zu den ausgesprochensten Vertretern des echten „Sozialpatriotismus". Er ist ein Mann vom Schlage Paul Boncours. Nachdem er Schulter an Schulter mit Vandervelde an der Verteidigung Belgiens teilgenommen, fühlt er sich nun offenbar an diese Vergangenheit gebunden. Es liegt mir ganz fern, auf solche Männer einen Stein zu werfen. Aber ein Sozialist, ein Vertreter sozialistischer Stellung zu diesen Dingen? Nein, das vorzugeben ist eine Täuschung. Ein de Brouckère mag, wie ein Paul Boncour, in Genf, unter den dortigen Militaristen und Reaktionären, ganz am Platze sein, in dem Sinne, dass er dort, im Gegensatz zu diesen, ganz heilsam wirkt, aber wo es gälte, sich mit der radikalen Abrüstungsforderung auseinanderzusetzen — nein! Dieser bestellte Sozialist fungierte vielmehr genau nach Wunsch. Er war selbstverständlich für eine unbestimmte Abrüstung, schilderte aber besonders eindringlich ihre Schwierigkeiten. Vor allem aber pries er das Milizsystem und das schweizerische Heer, dessen vollkommenste Verkörperung, als die ideale Lösung des Militärproblems und als Vorbild der Völker.

Nun halte ich dies für einen gefährlichen Irrtum. Ich werde im nächsten Hefte zeigen, dass das Milizsystem, weit davon entfernt, den Militarismus zu verhindern, vielmehr die gefährlichste Brutstätte militärischen Patriotismus wird. Wir brauchen dabei nur an die Schweiz zu denken, müssen aber auch die Tatsache überlegen, dass der ganze europäische Militarismus, an dem wir im Begriffe sind zugrunde zu gehen, eng mit jener Einführung der mehr oder weniger vollständigen allgemeinen Wehrpflicht zusammenhängt, die uns die französische Revolution und dann die deutsche Erhebung gegen Napoleon gebracht haben, dass aber gerade diese allgemeine Wehrpflicht dem Milizsystem aufs engste verwandt ist. Wenn man heute die Abrüstung aufs schlaueste sabotieren will, so muss man also nur das Milizsystem, d. h. die gründliche Militarisierung des ganzen Volkes, als Rezept gegen den Militarismus ausgeben. Dessen Empfehlung ist denn auch oft so gemeint. Wir haben es hier wieder mit einem jener Wälle zu tun, die der angsterfüllte Militarismus gegen die steigende Flut der Abrüstungsforderung errichtet. Darüber müssen wir andern uns ganz klar sein.

Es ist nun möglich, dass de Brouckère ehrlich an das Milizsystem, das er nicht kennt, glaubt. Was man aber an seinem Verhalten aufs schärfste tadeln muss, ist die völlige Abwesenheit sozialistisch-internationalen Solidaritätsgefühls, die es ihm erlaubt, in die ihm doch wohl nicht ganz unbekannte Schweiz zu kommen und hier etwas zu vertreten, das dem, was alle schweizerischen Sozialisten ohne Unterschied anstreben, ins Gesicht schlägt. Ich brauche das Wort vom „In den Rücken fallen" nicht gern — es wird oft im

Sinne einer falschen „Disziplin“ missbraucht — aber hier ist es am Platze und zwar auf empörende Weise.

Natürlich ist man über einen solchen Sozialisten in unseren bürgerlich-militaristischen Kreisen aufs höchste erbaut. „Das ist was anderes, als was unsere roten Antimilitaristen behaupten, so einen Sozialisten liessen wir uns gefallen.“ Dass das kein wirklicher Sozialist ist, sondern ein sozialistisch gefirnister Regierungsmann, wissen diese Herrschaften natürlich nicht, oder sie tun doch, als ob sie's nicht wüssten. Das wäre also trefflich gelungen.

Auf De Broukère folgte ein Professor Eugen Borel von Genf und führte die schon begonnene Linie weiter, indem er zeigte, dass die Schweiz für den Frieden überhaupt nichts besseres tun könne, als ihr Heer zu erhalten und auszubauen. Ob der Aussicht auf solche Friedensarbeit erstrahlten — nach einem brieflichen Bericht, den ich bekommen — die Mehrheit dieser „wahren Pazifisten“ vor Wonne, während freilich einige von der Minderheit es nicht mehr aushielten, sondern hinausgingen. Und nun sagt man uns, dass ausgerechnet dieser „wahre Pazifist“ die Schweiz an jenem Friedenskongress im Haag vertreten habe, wo die Schweiz sich dadurch auszeichnete, dass sie mit der damaligen deutschen Sabotage des Friedenswerkes durch dick und dünn ging. Gelernt scheint er seither nichts zu haben. Offenbar ist ein solcher Mann vor allem berufen, über die Abrüstungsfrage vor den Vereinigungen für den Völkerbund zu reden!

Es sprach dann freilich noch der Generalsekretär Professor Bovet in einem immerhin etwas anderen Geist und Stil, ohne aber, nach den mir vorliegenden Berichten, den Thesen der andern Redner mit der Deutlichkeit und Schärfe entgegenzutreten, die unbedingt nötig gewesen wären. So blieb der Gesamteindruck der, dass die Schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund zu dem System Scheurer ihren Segen gegeben hätten. Auch sie hätten zwar nichts dagegen, wenn andere Völker abrüsteten, betrachten aber eine Abrüstung der Schweiz als Verkehrtheit, ja als eine Schädigung des Friedens — was alle andern Völker genau so sagen! Tableau!

Nun denken aber nicht alle Mitglieder dieser Vereinigungen so. Es gibt eine „getreueste Opposition ihrer Majestät“, der obersten Leitung. Diese Opposition meldete sich für Vevey zum Worte. Aber das Wort wurde ihr nicht gewährt! Und das ist nun das Schlimmste an dieser Sache. Man berief sich auf die Tradition diskussionsloser Versammlungen bei diesem Anlass. Natürlich mit Unrecht. Bei den früheren Demonstrationen handelte es sich um die Proklamation von Ansichten, die im wesentlichen alle Anhänger des Völkerbundes teilen, diesmal aber um eine Demonstration für Ansichten, die eine nicht kleine Minderheit aufs schärfste bekämpft. Ob man ein solches Verfahren noch loyal nennen kann, möge der Leser selbst beurteilen. Ich hoffe, es sei nicht dies etwa der Sinn des „wahren Pazifismus“, den man uns „Radikalen“ entgegenhält.

Ob dieser Verlauf der Versammlung wirklich geplant worden ist, bleibe dahingestellt. Sicher ist, dass man von vornherein keinem Vertreter der Minderheit das Wort geben wollte. Und sicher ist, dass ein nicht kleiner Teil der Mitglieder dieser Vereinigungen alles eher will, als eine Abrüstung der Schweiz. Was diese Kreise vor allem bewegt, ist nicht etwa die heisse Sehnsucht nach der Abrüstung, sondern die schwere Angst vor einer Abrüstung der Schweiz. Ihr Kampf geht nicht in erster Linie gegen den Militarismus, sondern gegen den Antimilitarismus. Der Völkerbund ist ja für unsere bürgerlich-militaristischen Kreise zu ihrer denkbaren Verwunderung der festeste und sicherste Hort des schweizerischen Militarismus geworden. Sie begeistern sich für die — missdeutete und missbrauchte! — sogenannte Londoner Erklärung von 1920 fast mehr als für den Rütlipakt von 1291.

Wenn das nicht anders wird, dann wird die Völkerbundssache in der

Schweiz in Bälde, von allen vorwärtsführenden Kräften verlassen, an Geistlosigkeit und Untreue gegen sich selbst sterben. Möchten wenigstens einige der heutigen Wortführer der Mehrheit noch rechtzeitig bedenken, dass die Periode der Reaktion, durch die sie sich so stark beeinflussen lassen, schneller als sie denken gründlich in eine andere umschlagen könnte.

Was aber sollen wir andern im Angesicht dieser Sachlage tun? Sollen wir aus diesen Vereinigungen austreten? Sollen wir gar den Völkerbund preisgeben?

Von dem Zweiten kann natürlich nicht die Rede sein. Beim Völkerbund handelt es sich bloss noch darum, wie er sei, nicht darum, dass er sei. Aber auch zum Austritt aus den schweizerischen Vereinigungen besteht vorläufig noch keine Notwendigkeit. Es ist, wie ich ja gezeigt habe, eine Opposition vorhanden. Ganze Sektionen denken in der Mehrheit anders, so z. B. die grösste und wichtigste von allen, die von Zürich, die auch in einem ganz andern Geist geleitet wird. Wir müssen bloss unsere Opposition noch kräftiger geltend machen. Und es müssen unsere Gesinnugnsgenossen trotz den freundlichen Andeutungen gewisser Herren der „Rechten“, dass sie nicht hinein gehörten, in diese Vereinigungen hinein. Diese werden nur durch einen ehrlichen und entschlosenen Abrüstungswillen, der auch für die Schweiz gilt, am Leben erhalten und zu frischem Leben erweckt werden.

216 Zürcher Lehrer fordern mit den Genfern die sofortige völlige Abrüstung der Schweiz.

Nach den Neuenburgern die Zürcher! Nicht weniger als 216 Zürcher Lehrer stimmen den Genfern in der Forderung der sofortigen und völligen Abrüstung der Schweiz zu. Sie haben an die Genfer Lehrer folgende Adresse gerichtet:

„Liebe Genfer Kollegen!

Ihr habt's gewagt! Ihr habt den Mut gefunden, offen zu sagen, was viele von uns denken und fühlen. Euer Beschluss ist uns daher grosse Freude, und diese Freude drängt uns, euch von ganzem Herzen zu danken.

Euer Beschluss ist eine Tat der Freiheit. Aus Treue zu euerm Beruf habt ihr nicht mehr länger schweigen können. Klar und deutlich verkündet ihr die Unvereinbarkeit von Krieg und Schule. Damit habt ihr die Fesseln gesprengt, die immer mehr die Arbeit aller Erzieher einengten.

Euer Beschluss ist der Ausfluss eurer Liebe zum Vaterland. Darum wirkt er wie ein Band, das uns mit euch vereint. Grenzen der Sprache und Grenzen der Kantone habt ihr durchbrochen und eine geistige Gemeinschaft aufgerichtet zwischen euch und uns.

Euer Beschluss ist eine pädagogische Tat. Aus euern Worten strömt die Liebe zum Kinde, das uns Erziehern anvertraut ist, die Ehrfurcht vor dem Leben des Menschen. Ihr schafft damit die Grundlage, auf der allein wahre Erziehung möglich ist.

Euer Beschluss ist ein Eckstein am Friedenswerk. Ihr zeigt uns die Wege, wie wir durch Taten des Friedens Garantien des Friedens schaffen können. Euer Beschluss ist schon selber eine Friedensgarantie. Ueber unsere Grenzen hinaus ist euer Ruf gedrungen und hat uns verbunden mit Menschen anderer Länder, die wie wir arbeiten für den Frieden.

Und wie viel grösser wird erst diese friedliche Verbundenheit der übrigen Völker mit unserem Lande sein, wenn eure Forderungen erfüllt sind! Dass sie in nicht allzu ferner Zeit Wirklichkeit werden mögen, das erhoffen wir mit euch. Wir wollen daher zusammen mit euch unsere ganze Kraft einsetzen zur Ueberwindung des Krieges

aus Treue zu unserm Erzieherberuf,
aus Liebe zu unserm Vaterland,
aus Ehrfurcht vor allem Leben.“

G. Früh.

Wir sprechen dieser wackeren Heerschar von Friedenskämpfern unter der zürcherischen Lehrerschaft unsern warmen Dank aus. Welcher Kanton wird der nächste sein? Man sieht es nun deutlich: La vérité est en marche!

Bern. Lichtbildervortrag: Der Hilfsdienst in Liechtenstein und Bergell. Referent: Oberst E. Ceresole, Arbeitsleiter. Freitag, den 25. Mai, 8¼ Uhr abends in der Aula des alten Gymnasiums (Waisenhausplatz).

Sonntag, den 10. Juni, gemeinsamer Nachmittagsspaziergang. Das Nähere wird noch bekannt gegeben.

Zu beiden Veranstaltungen ladet die „Neue Wege"-Leser herzlich ein

Der Ausschuss.

Aus der Arbeit

Mütterwoche im Bendeli.

Es sei hier noch einmal aufmerksam gemacht auf die Mütterwoche, die vom 3. bis 9. Juli im Bendeli im Toggenburg stattfindet, und auf die noch ein paar wenige Anmeldungen entgegengenommen werden können.

Das schon angekündigte Thema: Die Frau und die Jugend wird zunächst mehr allgemein eingeleitet werden von Frau Dr. med. R. Tschulok und Frau C. Ragaz. An einem Tag wird Frau Dr. med. Rorschach über das besondere Thema: „Mutter und Sohn" reden. Fräulein H. Brack, Sekundarlehrerin, wird die Berufswahl der Mädchen behandeln. Es handelt sich aber auch dies Jahr nicht um „Vorträge", sondern nur um Einleitungen zu Besprechungsstunden, in denen aus dem praktischen Leben heraus Erfahrungen und Beobachtungen ausgetauscht werden sollen, wie überhaupt das ganze Zusammenleben den Stempel der gegenseitigen Hilfe tragen soll.

Nähere Auskunft erteilen gerne: Frau C. Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich; Frau L. Wettler, Wonnebergstrasse 69, Zürich.

Ein Mütter-Ferienheim.

In Neu-St. Johann, einem reizend gelegenen Dörfchen am oberen Ende der Toggenburgerbahn, wurde ein Ferienheim eröffnet, das eigens für die Aufnahme von Müttern mit ihren Kindern (im Alter von 2—8 Jahren) eingerichtet ist.

Der Gründung des Heimes liegt die Erfahrung zu Grunde, dass sich müde, erholungsbedürftige Familienmütter oft nicht entschliessen können, in die Ferien zu gehen, da sie sich aus innern oder äussern Gründen nicht von ihren kleinen Kindern trennen wollen.

Das Ferienheim „Sonne" bietet den Müttern die Möglichkeit, ihre Kinder mit sich in die Ferien zu nehmen; damit sie sich trotzdem gut ausruhen können, werden ihnen die Kleinen tagsüber abgenommen und der Obhut einer Kindergärtnerin anvertraut.

Die Mütter haben Gelegenheit zu schönen Spaziergängen, sorgloser Liegekur im Freien und im Zimmer oder zu fröhlichem und anregendem Beisammensein bei Lektüre, Spiel und allerlei Handarbeiten.

Soweit Platz ist, steht das Heim auch alleinstehenden Frauen offen.

Der Pensionspreis für Erwachsene beträgt Fr. 5.— pro Tag, für Kinder Fr. 2.50.

Prospekte und nähere Auskunft erteilt die Leiterin

Inès Zürcher,

Ferienheim „Sonne", Neu-St. Johann, Toggenburg.

Sommerprogramm der Ferienkurse 1928 in Casoja, Volkshochschulheim, Valbella ob Chur.

8.—15. Juli: Frau Ragaz, Frauenprobleme anhand von Frauenbiographien.
15.—22. Juli: Frl. Dr. Georgi, Volkswirtschaftliches Thema.
22.—29. Juli: Frau Meli, Einführung in Tolstoi und Dostojewski.
29.—5. Aug.: Frl. E. Bloch, Frauenanteil am Familien- und Volksleben.
5.—12. Aug.: Herr Pfr. Gerber, Religion und Sozialismus.
12.—19. Aug.: Herr Prof. Ragaz, Der Sozialismus, sein Wesen und seine Geschichte.
19.—25. Aug.: Herr Böhny, Die Idee des Kommunismus.
25.—1. Sept.: Frl. Honegger, Freie Diskussion.

Der Pensionspreis beträgt Fr. 5.— bis 6.—; er kann aber teilweise oder ganz erlassen werden.

Die Wochen vom 19. August bis 1. September sind besonders für die ehemaligen Schülerinnen von Casoja reserviert, soweit Platz vorhanden ist, können aber auch andere Mädchen aufgenommen werden. Es ist in dieser Zeit eine dreitägige Tour ins Engadin geplant.

Die Wochen vom 5. bis 25. August bilden ein Ganzes. Es soll eine Auseinandersetzung sein mit den brennendsten sozialen Fragen der Gegenwart.

Anfragen sind zu richten an: Casoja, Valbella ob Chur.

Kurs
für Lehrerinnen, Haushaltungs- und Arbeitslehrerinnen und Fürsorgerinnen

in Casoja, Valbella, ob Chur, vom 8. bis 20. Oktober 1928.
Referentinnen: Frl. Emmy Bloch, Zürich: Moderne Frauenfragen. Frau Dr. Huber-Bindschedler, Glarus: Gute und schlechte Literatur.

Auf Wunsch der Teilnehmerinnen der letzten Kurse für Lehrerinnen und Fürsorgerinnen wollen wir auch diesen Herbst Ferienkurse veranstalten. Die Kurse haben den Zweck, dass die Teilnehmerinnen, die in der pädagogischen Arbeit stehen oder sich sonst für die Sache interessieren, unter einander Fühlung nehmen und mit dem Gedanken der Volksbildungsarbeit vertraut werden können.

Jeder Kurs dauert 8 Tage, beide Kurse zusammen bilden aber ein Ganzes. Die beiden Referentinnen werden, je von ihrem Erfahrungskreis aus, Fragen aus dem täglichen Leben behandeln.

Da wir in der Regel für vormittags nur Vortrags- und Diskussionsstunden haben, bleibt genügend Zeit für Ruhen und Wanderungen. Anregungen von Seiten der Teilnehmerinnen sind sehr erwünscht.

Die Kursteilnehmerinnen können in Casoja selbst oder in den nahegelegenen Pensionen oder Hotels Unterkunft finden. Der Pensionspreis beträgt für diejenigen, die in Casoja wohnen, Fr. 6.—.

Anfragen sind zu richten an: G. Ruegg, Casoja, Valbella ob Chur.

Wer hilft mit an der Friedensarbeit?

Wir besitzen wertvolle Flugschriften:

Van Embden Prof. Dr., Der Giftgaskrieg, 100 Stück Fr. 8.—, einzeln 10 Rappen. Giftgasschutz der Zivilbevölkerung im Krieg. 100 Stück Fr. 1.50, 2 Stück 5 Rappen. Friede auf Erden. Ein Aufruf. Gratis

Verteilt diese Schriften an Versammlungen, unter Arbeitsgenossen. Verschickt sie an Freunde und Bekannte!

Werbt zugleich für unsere „Zentralstelle". Wir haben noch viele unausgefüllte Beitrittsformulare. Wem dürfen wir sie schicken?

Schweizer. Zentralstelle für Friedensarbeit,
Gartenhofstr. 7, Zürich 4. Postcheckkonto VIII/9367.

Erholung.

Ein Wort für die Ferien.

Er erquicket meine Seele.
Psalm 23, 3.

Es nahen die Ferien. Dieser oder jener Leser wird vielleicht das vorliegende Heft irgendwo draussen am kühlen Waldrand oder an einer sonnigen Bergeshalde, vielleicht gar — wie herrlich — am Meeresstrande lesen. Wir wollen ihn ob seinen Ferien selig preisen, ihm gutes Wetter, gute Gesellschaft — wenigstens Abwesenheit von schlechter — gute Gedanken, gutes Schicksal wünschen. Und dass auch dieses und jenes Wort der „Neuen Wege" ein wenig zu seinem Feriensegen beitrage, keines aber sie im üblen Sinne störe! Schlimm gemeint ist ja auch keines.

Ferien sollen Erholung bringen. Und Erholung haben wir bitter nötig, besonders wir Stadtmenschen. Denn wir sind ein verhetztes und erschöpftes Geschlecht. So wünschen wir den Vielen, ja Allen Ferien, nur diejenigen ausgenommen, die — das ganze Jahr Ferien haben und diejenigen, deren Erholung darin besteht, die Erholung der Andern zu stören. Und deren sind viele! Wir wünschen Ferien namentlich allen wirklich Müden, von Arbeit und Not, nicht von „Erholung" Müden. Wir wünschen sie allen ewig geplagten Hausfrauen, allen in Büros und Fabrikräumen Eingesperrten, allen an einen Ladentisch Gebannten, allen Bewohnern von Mietskasernen und andern städtischen Wohnhöhlen und Wohnhöllen. Allen, allen diesen und denen, die dazu gehören. Wir wollen, wenn wir selbst Ferien haben, an die denken, die keine haben. Wir wollen, so viel wir können, mitwirken, dass diese alle Ferien bekommen, nicht unbezahlte Ferien, und nicht die unfreiwilligen Ferien der Arbeitslosigkeit, die meistens nicht Ferien Gottes, sondern des Teufels sind.

Wir wollen das — ja, aber da drängen sich sofort allerlei Gedanken auf, vor allem zwei.

Einmal: dieses ganze tiefe Bedürfnis nach Erholung und darum auch nach Ferien, ist es nicht ein Zeichen gänzlich verkehrter Zustände? Alles will aus der Arbeit heraus, aus der Stadt heraus, aus der Wohnung heraus, aus der Werkstatt heraus. Ist das nicht ein unnatürliches Wesen? Gab es nicht Zeiten, wo das anders war, ja, was kann der gegenwärtige Zustand anders sein als ein Intermezzo, eine Fieberkrankheit zwischen zwei Zeitaltern, in denen — das ganze Jahr Erholung war und wieder sein wird? Wenn unser Arbeiten, unser Wohnen, unser ganzes Leben so unerfreulich geworden ist, was helfen dann diese paar Wochen Ferien, die es den

Allermeisten im besten Falle trifft, wobei die Mehrheit der Menschen überhaupt keine hat? Was hilft dem gefangenen Vogel ein Entrinnen von ein paar Stunden, wenn er wieder in den Käfig zurück muss? Wird durch diese kurzen Ferientage nicht erst recht ein Kontrast zu den übrigen Tagen geschafft? Aber wie dem auch sei, die grosse Aufgabe ist, unser ganzes Leben so umzugestalten, dass es nicht mehr Ferien braucht, weil es ja ganz zu Ferien geworden ist, ich meine: unsere Arbeit, unser Wohnen, unser Lehren und Lernen, unsern Verkehr im Hause und auf der Strasse, unsere Gemeinschaft, unsere Dörfer und Städte so zu gestalten, dass sie, im tiefern Sinne, Erholung sind, dass sie Erquickung, Freude, Festglanz in sich tragen. Das ist's, dem wir zustreben müssen, das allein hilft. Unser Erholungsdurst, unser Ferienhunger, sie werden nur immer grösser, immer unstillbarer werden, wenn nicht diese grosse Wendung kommt, diese Wendung aus dem blossen Werktag in den ewigen Sonntag, aus dem Arbeiten ins Schaffen, aus dem Götzendienst in den Gottesdienst. Sie aber wird ein Geschlecht bringen, das den Brunnen der Freude aus unendlichen Tiefen stets mitten unter sich hat, in dessen Arbeit Ruhe, in dessen Werktag Sonntag ist, ein Geschlecht, das an Leib und Seele gesundet, in seinen Nerven beruhigt und geheilt, so viel Bergluft des Geistes und Ferienfreude des Alltags atmet, dass ihm das Ferienfieber vergangen ist. Und dann wird es eigentlich erst wieder Ferien geben!

Diese Paradoxie leitet uns zu dem zweiten Gedanken über, der sich uns ob dem Wort Erholung aufdrängt.

Erholung — herrlich — aber g i b t es heute überhaupt Erholung, wirkliche Erholung?

Das wird immer mehr zweifelhaft. Der erholungssüchtige heutige Mensch, besonders der Stadtmensch, trägt seine Sucht, seine Unruhe, seine Gier, seine geistige und körperliche Raffwut, all seine Unnatur und Unsitte auch in d i e Welt hinein, aus der ihm und uns Erholung quellen sollte. Er verstört durch sein ungeheiligtes, unerlöstes, wüstes Wesen den Tempel, worin der Festtag der Ferien gefeiert werden sollte. Er kann keine Ferien haben, weil er keinen Sonntag (im tieferen und weiteren Sinne) haben kann. Er kann selbst keine Ferien haben und darum zerstört er sie auch für die Andern. Er muss gierig raffen: Alpenblumen, Vergnügungen, Auto-Kilometer. Er muss lärmen und grosstun. Er muss sich selbst entfliehen. Er muss sich selbst betäuben. Es gibt für den heutigen Menschen keine Ferien, wenn er nicht aus seinem Aussersich-Geratensein, aus seiner Gottentfremdung und Selbstentfremdung und aus der daraus entstehenden Besessenheit durch die kleinen und grossen Dämonen umkehrt zu sich selbst, zu Gott, zum Bruder; es gibt für den heutigen Menschen keine Erholung, wenn er nicht sich er-holt!

Ich komme damit auf den tieferen Sinn des Wortes Erholung. Es ist wirklich ein gutes, tiefes Wort. Was für ein Hort von Weisheit und Wahrheit liegt doch in den Worten! Wenn wir noch Zeit hätten, darüber nachzusinnen, den Sinn des Wortes tief zu empfinden, in einer Zeit, wo man ja nicht einmal mehr Zeit hat, längere Worte auszusprechen und sie darum durch entseelte Rede-Stenographie ersetzt! Erholung — Sich erholen bedeutet offenbar, sich selbst einholen, sich wieder einholen, wenn man sich verloren hat, sich selbst immer mehr aus der Tiefe holen, immer mehr das hervorholen, was wir von Gott aus sein sollten, immer mehr uns selbst finden, uns selbst näher kommen. Uns erholen heisst, uns selbst suchend und findend immer mehr in die Unendlichkeit hinein gelangen, die unser tiefstes Wesen ist und zuletzt, — immer wieder! — am Meere Gottes stehend aufjubeln, an seinen Wassern gesunden, aus seinen Strömen Leben schöpfen. Denn die tiefste, die einzige Erholung des Menschen ist Gott. Und so ist offenbar die Meinung, dass, je mehr wir so täten, wir auch R u h e fänden. Denn das ist ja doch Ruhe: zu sich selbst kommen. Und so läge die Wahrheit dieser Sache umgekehrt als man gewöhnlich meint: wir kommen nicht durch Ruhe zur Erholung, sondern durch Erholung zur Ruhe.

In der Tat, so ist es wohl. Damit kommen wir noch einen Augenblick auf unseren ersten Gedanken zurück. Ruhe, Freude, Gesundheit, Kraft, Ferien im tieferen Sinne, werden wir erst wieder bekommen, wenn wir in unserem Arbeiten und Wohnen, im Werktag und Sonntag des g a n z e n Jahres, in Verkehr und in Einsamkeit uns erholen, und das heisst: zu uns kommen, statt von uns ab, immer tiefer in unsere Aufgabe, unser Werk und damit in den Sinn unseres Lebens und der Welt überhaupt hinein; wenn Arbeiten und Wohnen, Verkehr und Einsamkeit wieder ein Ausdruck, und zwar ein stets klarer, reiferer, unseres Wesens werden; wenn unser Zusammenleben wieder aus Aggregat Organismus, aus Massentum Gemeinschaft, aus Pöbeltum Menschentum wird; wenn unser Leben, von dem wilden und gehetzten Wettbewerb der Gier erlöst, wieder Gottesdienst atmet. Diese Erholung, diese Einholung unser selbst, Gottes, des Bruders, durch eine von Grund aus erneuerte, völlig anders orientierte Ordnung der Gesellschaft wird Ruhe, wird Festtag, wird Sonne, wird Ferien sein und dann auch wieder etwa besondere Ferien erst gesund und natürlich werden.

Inzwischen aber müssen wir trachten, in einer Zeit des Fiebers und der Hetze, des Lärmes und der Verwüstung des Lebens jeder für sich selbst und dann soviel als möglich auch für Andere das Geheimnis der Erholung zu finden. Es muss uns nach dem was wir vorhin von dem modernen Ferientreiben gesagt haben, klar sein, dass heute wenig Aussicht ist, i m A e u s s e r e n ohne

weiteres Ferien zu finden. Wohl ist auf den Bergen, in den Wäldern, am Meer ein Gotteshort der Erquickung verborgen, aber sein Zugang ist heute so arg verwüstet. Und jedenfalls genügt uns diese kurze Ferienspanne nicht. Wir müssen uns tiefer erholen. Ja, wir können auch diese Spanne nicht nützen, wenn die tiefere Erholung nicht Hand in Hand geht mit der äusserlichen, ja ihr sogar vorausgeht. Um es ganz kurz zu sagen: W i r e r h o l e n u n s, w e n n w i r z u G o t t k o m m e n. Dort finden wir auch uns selbst, holen uns ein. Wir erholen uns in dem Masse, als wir vom Dienst unser selbst und der Götzen der Welt zum Vergessen unser selbst und zum Dienst Gottes und des Bruders gelangen. Unsere tiefste Erholungsbedürftigkeit stammt aus dem verstörten Verhältnis zu Gott und damit zu uns selbst. Wenn hier Ordnung wird, so wird Ruhe. Unsere tiefste Verstörung aber ist die S c h u l d. Von dieser Verstörung des Verhältnisses zu Gott und uns selbst (wie zum Bruder) kommt auch die Erschöpfung und Zerrüttung der Nerven. Darum ist Erholung im letzten Grund Versöhnung mit Gott, richtige Ordnung des Verhältnisses zu ihm und von da aus zu uns und zur Welt. Darum heisst das letzte Wort aller Erholung: „Erquicke mich durch deine Gnade.“ (Psalm 119. 88.) Diese Erholung, diese tiefste Ruhe und Freude müssen wir finden. Dann brauchen wir zur Not nicht in die Berge oder ans Meer, wir können es aushalten; wir tragen tiefe Lebensquellen in uns selbst und hören mitten in der Arbeit die Sonntagsglocken. W e n n wir aber in die Ferien gehen, dann können wir sie auch nützen, wenigstens im Tiefsten und Innersten unverstört durch die ferienlosen Ferienmenschen der heutigen Welt.

Das ist das p o s i t i v e Geheimnis der Erholung für den Alltag wie für die besonderen Ferien. Das ist die Möglichkeit, dass wir uns wirklich erholen. Wir erholen uns aber, indem wir uns finden. Suchen wir also vor allem die S t i l l e. Sie, nicht Höhenluft und dergleichen, ist die eigentliche ä u s s e r e Feriengabe. Und halten wir uns offen für die B e g e g n u n g m i t G o t t. Dafür können Ferien wirklich eine Gelegenheit sein, dadurch, dass wir aus Alltag und Betäubung herauskommen. Dass wir ihn wieder finden, dass wir unser Werk wieder verstehen, dass wir unseren Weg wieder besser sehen, dass uns der Sinn der Welt und des Lebens wieder klarer wird, dass uns in Gericht und Gnade das Antlitz Gottes wieder leuchtet, das ist das eigentliche i n n e r e Feriengeschenk. Daran gesunden wir. Wenn wir das wieder zurücktragen, ja, das hält dann aus für ein langes Jahr. Das sind Ferien Gottes. Die wünsche ich dir, lieber Leser, draussen oder daheim.

Es gilt aber — glaube fest daran, lieber Leser, hier spricht viel Erfahrung! — einem jedem von uns die s i c h e r e Verheissung: „Ich will euch erquicken.“ L. R a g a z.

Maschine und Lebensauffassung.[1])

Wir haben uns immer noch auseinanderzusetzen mit dem Glauben an die welterlösende Kraft der Vernunft, der ratio. Es gibt Menschen, welche glauben, dass wir herrlichen Zeiten entgegengehen. Und die Kraft, welche das kommende Paradies gestalten wird, ist die Vernunft. Wohl hat die Menschheit einige Erfahrungen gemacht, welche die Kraft hätten, einen allzu sicheren Optimismus ins Wanken zu bringen. Es sind jene Erfahrungen mit der ratio, die etwa gekennzeichnet sind mit dem Worte: „Ihr nennts Vernunft und brauchts allein, nur tierischer als jedes Tier zu sein." Damit ist doch wohl angespielt auf die traurige Tatsache, dass bei dem Menschen so oft glänzendste Kulturleistungen und entsetzlichste Barbarei so zusammenfallen, dass man annehmen muss, dass irgend ein verborgenes tiefes geistiges Gesetz sie so zusammenbinde. Ein Beispiel, das nicht instruktiver sein könnte, ist die Eroberung der Luft unmittelbar vor dem Kriege, und dann die sofortige Verwendung der neuen Erfindung zu Taten, die zu den schlimmsten des Krieges gehören, ja insofern unbestreitbar die schlimmsten sind, als sie dem Krieg einen neuen, restlos barbarischen Sinn gegeben haben: nämlich: den der Ausrottung. Früher war sein Sinn: Niederringung der bewaffneten Macht, jetzt ist es Ausrottung der Bevölkerung.

Ein anderes, unsagbar trauriges Beispiel liefert die Industrialisierung. Eine ungeheure Menge von Intelligenz, von ratio, ergiesst sich in Form von Erfindungen in den Produktionsprozess hinein, wundersam durchdachte und berechnete Maschinen werden in den Arbeitsprozess einbezogen und bestimmen ihn. Und siehe da: alle vernünftigen Erwartungen, Erleichterung des Loses der Arbeitenden, höhere Lebenshaltung durch Verbilligung der rascher produzierten Waren — nichts geht in Erfüllung, das Gegenteil von allem tritt ein. Es entsteht eine Not und ein Elend, wie es kaum zuvor war, es bildet sich eine Klasse, die immer an der Grenze des Hungers lebt und schwerste Arbeit zu verrichten hat.

Diese Erfahrungen stellen den Optimismus in Frage. Aber der Optimismus wird mit ihnen fertig, indem er sagt, dass diese Dinge beseitigt werden können. Er glaubt nun einmal an die Macht der Vernunft. Dem Kapitalismus stellt er den Sozialismus gegenüber, der aus dem Produktionsprozess das Moment der Ausbeutung ausschalten wird, und dann erst werden die Segnungen der Technik in ihrer ganzen Schönheit offenbar werden. Das heisst, die Vernunft muss ihren technischen Schöpfungen noch gleich geniale organisatorische Schöpfungen an die Seite stellen; sie wird ein Wirtschafts-

---

[1]) Die folgenden Ausführungen bildeten ein einleitendes Votum zu einer Aussprache im Rahmen des von „Arbeit und Bildung" im Winter 1927/28 abgehaltenen Kurses „Mensch oder Maschine?" D. Red.

system schaffen, das mit der Präzision einer Maschine funktioniert; jede Funktion wird restlos rationalisiert sein. Man wird nicht bei der Rationalisierung des Arbeitsprozesses und der Arbeitsmittel stehen bleiben, sondern weiter schreiten müssen zur Rationalisierung des Menschen. Er wird vielleicht ein etwas schwieriges und widerstrebendes Objekt der Rationalisierung sein. Aber schliesslich muss es gelingen, auch ihn zu einer gewissen Präzision seiner Funktionen zu bringen, damit er nicht alles Errungene durch seine Unberechenbarkeit wieder in Frage stelle. Man wird seine seelischen Funktionen wirtschaftlich fruchtbar zu machen suchen, etwa so wie der amerikanische Geschäftsmann, der herausgefunden hat, dass das Lächeln seiner Verkäufer den Inhalt seiner Ladenkasse merklich beeinflusse und der deshalb überall die Inschrift anbringen liess: keep smiling[1]). Seelische Regungen, welche das ruhige Funktionieren des grossen Lebensmechanismus stören könnten, wird man wegrationalisieren. Man wird vor allem die dunklen Abgründe in der Seele noch-nicht-rationalisierter Menschen ausfüllen, zum mindesten zudecken. Selbstverständlich wird man dabei die Technik in ihren feinsten und fortgeschrittensten Formen zu Hilfe nehmen. Man wird Unterhaltungsmaschinen haben, welche einen systematischen Kampf gegen die Stille führen, weil die Stille von jeher den Menschen auf die selbstquälerische Beschäftigung gebracht hat, die Abgründe seines Wesens aufzudecken und in sie hineinzustarren. Man wird eine Kunst haben, die im Gegensatz zu dem, was man früher Kunst nannte, die Eigenschaft hat, den Menschen von sich selbst wegzuführen, seine Stimmungen zu temperieren, anstatt wie früher sie aufzuwühlen. Man wird dem lähmenden und hemmenden Gefühl seelischer Leere und Unbefriedigung mit allen Mitteln der Unterhaltungs-Technik begegnen. Wenn sie versagen, wird man stärkere Mittel zur Verfügung haben. Man wird von der Medizin lernen. Man wird leichtere Narkosen und Anästhesien anzuwenden verstehen. Man wird vor allem für die Uebergangszeit, bis die rationalisierte Generation herangezüchtet ist, eine grosse Auswahl von harmlosen und salonfähigen Betäubungsmitteln bereit stellen müssen. So wird man die Menschen endlich mit Hilfe der modernen Technik von dem Fluch seelischer Qualen und Nöte erlösen und man wird damit der Erfüllung jener alten Verheissung nahe gekommen sein: „Eritis sicut deus. Ihr werdet sein wie Gott“.

Doch wir möchten nicht durch Karikierung den Ernst der Sache verscherzen. Was nötig ist, ist die Erkenntnis, wohin wir kommen, wenn wir die Ratio als Erlöserin anrufen. Die Triumphe der Vernunft haben den Menschen immer wieder zur Selbstvergötterung verführt. Sie haben ihn glauben lassen an die Verheissung der Schlange „Eritis sicut deus“, aber es wäre dem Menschen dringend

[1]) Bitte lächeln! D. Red.

nötig gewesen, ausser dieser verführerischen Verheissung auch den Hohn zu vernehmen, den Mephisto dieser Verheissung seiner „Muhme“ beifügt: „Folg nur dem alten Spruch und meiner Muhme der Schlange, dir wird gewiss einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange.“

Diese „Gottähnlichkeit“ sieht seltsam aus, die auf den Triumphen der Vernunft beruht. Wir müssen nochmals Mephisto zitieren: „Er nennts Vernunft und brauchts allein nur tierischer als jedes Tier zu sein.“ Das Paradies, das die Vernunft zustande bringen wird, wird jedenfalls eine sehr klägliche Sache sein. Die Vernunft kann nun einmal unter einer erlösten Welt nichts anderes verstehen als eine Welt kleinlichen Behagens. Sie kann den Menschen nur in seiner Selbstbejahung, in seinem Egoismus verstehen. Die Ueberwindung des Egoismus, die Hingabe, das Opfer, das sind Paradoxien, die über das Begreifen der Vernunft hinausgehen. Sie wird in ihrem Paradies dem Individuum die Befriedigung seiner Triebe zu garantieren suchen; sie wird ihm den Schmerz und den Kampf möglichst ersparen wollen, und Sozialismus wird für sie nichts weiter sein als ein organisatorischer Kunstgriff, durch welchen Kollisionen zwischen den Egoismen der Individuen vermieden werden.

Dieser Glaube an die Vernunft wird keine Ahnung haben von der ganzen Tiefe des Verderbens und der Not, worin die Menschen stecken. Der Mensch wir über den Triumphen seiner intellektuellen Leistungen die ganze übrige Kläglichkeit seiner Existenz vergessen. Das Gefühl der Gottähnlichkeit, das er in seinem Wissen und der daraus fliessenden technischen Macht erlebt, wird ihn über die Tierähnlichkeit hinwegtäuschen. Er erlebt seine Freiheit über die Mächte der Natur und wird darob übersehen, wie sehr er Sklave ist. Ein Geschlecht, das die Schwere überwunden hat, wird so sein, wie wieder der teuflische Spötter über den Menschen sagt: „Der immer fliegt und fliegend springt und gleich im Gras sein altes Liedlein singt.“ Er wird an das Kleine und Gemeine verhaftet sein. Er hat mit seinen Techniken den Raum überwunden und sich die Ferne nahe gebracht, aber er wird in einer unglaublichen Enge leben. Er hat die tragenden Wellen erobert, um damit seine tötlichen Geistlosigkeiten um den Weltball und ins All hinaus zu senden. Aber wir fügen das als Zwischenbemerkung hinzu: Wir brauchen durch die Schilderung dieser so wenig verlockenden Utopie uns vielleicht nicht schrecken zu lassen, denn sie wird nicht bestehen; der Mensch wird sie nicht ertragen. Die Abgründe im Menschen sind da und daraus wird immer wieder das Irrationale hervorbrechen und die Schöpfungen der Vernunft zerstören. Der Mensch wird nach dem ersten, besten Götzen greifen, um die nicht wegrationalisierte Herzensleere auszufüllen. Diese Götzen aber werden das Idyll zerstören, denn ihr Wesen ist Menschenfeindlich-

keit. Das soziale Kunststück der harmonierenden Egoismen wird vielleicht durch ein neues leidenschaftliches Losbrechen des Mammonismus weggefegt werden. Es wird eine Gier erwachen, die sich nicht begnügen kann mit dem angewiesenen warmen Plätzchen, mit der garantierten Philisterecke. Der Götze verspricht Stillung des unendlichen Hungers, und darum wird man ihm zu Füssen fallen. Oder es wird mitten aus dem garantierten Behagen und der Sicherheit heraus ein Schrei nach dem Wagnis, nach der Gefahr, nach dem Abenteuer sich erheben und dann wird der Kriegsdämon seine neue Ernte halten. Die Vernunft wird ihm nicht widerstehen können, denn das mystische Verlangen des Menschen nach dem Opfer ist viel stärker.

Aber kehren wir zurück zu den aktuellen Fragen. Wir sagten, dass der, welcher die Erlösung des Menschen von der Vernunft erwartet, keine Ahnung habe von der ganzen Tiefe des Verderbens und der Not, in der die Menschen stecken. Man kann sie schliesslich mit keinem schwächeren Wort bezeichnen als mit Tod. Shakespeares König Lear sagt zu einem Menschen, der ihm die Hand küssen will, er solle es nicht tun, denn „sie riecht nach Sterblichkeit". Durch einen schwächeren Ausdruck wird die Tiefe der Krankheit des Menschen nicht begriffen. Dem Versprechen des Versuchers: Wenn ihr von dem Baum der Erkenntnis esset, werdet ihr sein wie Gott, steht gegenüber die Drohung Gottes: Ihr werdet des Todes sterben. Und diesem Zustand wollen wir durch technische Mittel beikommen, einzig mit technischen Mitteln.

Die technischen Mittel sind auch Mittel zur Ueberwindung dieser Not, aber nur wenn sie in der Gesamtheit der erlösenden Kräfte, die dem Menschen gegeben sind, ihre Stelle einnehmen. Es gibt eine Technik, die dem Leben dient. Es gibt auch eine Rationalisierung, die dem Leben dient. Sie tut es dann, wenn sie aus einer erlösenden, überwindenden, helfenden Einstellung heraus handelt, wenn sie dem Geiste dient, wenn sie Liebe ist.

Es gibt ein Problem, auf das ich in diesem Zusammenhang zu kommen habe, das besonders akut ist und die gegenwärtige Situation und Lebensauffassung des modernen Menschen besonders beleuchtet. Das Problem der Geburtenkontrolle, der Verhinderung der Zeugung und der Abtreibung. Ich kann es nur streifen und fragen, was für Gesichtspunkte aus dem Vorangegangenen sich dazu ergeben. Was ohne weiteres klar ist, ist das, dass dieses Problem aus einer Not herausgeboren ist. Wir wissen, wie sehr die soziale Not vor allem hier herein spielt. Wir wissen, was Wohnungsnot, Arbeitslosigkeit, Armut überhaupt bedeuten und wie sie das Wort vom Kindersegen zum Hohn zu machen scheinen. Wir wissen auch, dass Krankheitsnot brutal in diese Dinge eingreifen kann. Aber auch wenn wir das alles hervorheben und in seiner ganzen

drückenden Schwere verstehen, es umsomehr zu verstehen suchen, je weniger es uns drückt, so dürfen wir doch nicht dem Eingeständnis ausweichen, dass es sich hier nicht um eine soziale, sondern um eine persönlich-ethische, um die sexuelle Frage handelt. Diese einfache Tatsache wird uns oft verdunkelt durch die unheimlichen Worte, die der Mensch in diesem Zusammenhang in den Mund nimmt, Worte, in denen ganz besonders deutlich sein Wahn: sicut deus zum Ausdruck kommt. Der Mensch gebärdet sich da in einer Weise als Schöpfer, die aller Ehrfurcht entbehrt, und nirgends wie hier könnte einem das Wort in den Ohren klingen: Dir wird gewiss einmal bei deiner Gottähnlichkeit bange. Sei du froh, dass du nicht der Schöpfer deines Kindes bist, dass die Rassenhygiene und die Eugenetik nicht in deine Hand gelegt sind. Diese Verantwortung kannst du nicht tragen. Aber die Rationalisierung hat die Tendenz, dieser Dinge sich zu bemächtigen und den Menschen mit dem Wahn zu erfüllen, als handle es sich da um eine Art technisches Problem. Diese Anmassung des Menschen ist ungeheuerlich. Die hemmungslose, sogar stolze Bejahung der technischen Regelung der Kinderzeugung ist sicherlich ein Symptom dafür, dass der Mensch einen Gipfel erreicht hat, den Gipfel „Eritis sicut deus". Wir glauben, dass hier oben der Schwindel ihn ergreifen wird, der zum Sturze führen muss.

Die Wahrheit all der seltsamen, auch der verkehrtesten Versuche des Menschen, von der Not der jetzigen Lebensgestalt loszukommen, liegt darin, dass diese Welt wirklich, nach Gottes Willen, erlöst werden soll. Der westliche Mensch hat mit dem Fatalismus, mit der falschen Ergebung, gebrochen. Darin hat er etwas verstanden von dem Ruf Gottes, der an den Menschen ergangen ist. Aber er hat sich von dem kleinen Licht seiner Vernunft blenden lassen und darum seine wirkliche Situation vergessen. Er ist gross und ehrfurchtslos geworden. Die Wahrheit liegt nicht in dem „Eritis sicut deus" des Versuchers, sondern in einem Wort des Erlösers, das fast gleich lautet und doch das Gegenteil bedeutet und den Menschen nicht gross macht: „Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist".

Paul Trautvetter.

Aussprache

Vom sichern Port.[1])

Kesswil am Bodensee, im Juni 1928.

Herrn Dr. Fritz Sattig, Brieg (Oberschlesien).

Sehr geehrter Herr Doktor! In der Februarnummer der „Neuen Wege"

[1]) Eine Antwort speziell auf die Aeusserung von Dr. Sattig über För-

haben Sie über objektive Beurteilung deutscher Neuorientierung und über Friedrich Wilhelm Förster Dinge gesagt, die im ersten Moment von einleuchtendster Richtigkeit zu sein scheinen, bei näherer Betrachtung aber sich als jene bekannten, gefährlichen Trugschlüsse erweisen, die, ohne es zu wollen, letzten Endes doch so demagogisch sich auswirken.

Sie werfen Förster vor, er schreibe „vom sichern Port" aus, also so quasi aus geschütztem Hinterhalt, und was er schreibe, sei von keiner Kenntnis der wirklichen Lage beeinflusst, da er immer nur das Geschrei der Nationalisten höre und — wegen seines gemütlichen Auslandwohnsitzes, fern von den Kanonen — nichts merke von der geistigen Neuorientierung des biedern Nicht-Nationalisten. Ganz gewiss handelt es sich um Imponderabilien in der Beurteilung der geistigen Situation Deutschlands, und sicher ist, dass ein Schweizer und ein Deutscher aus ein und demselben Tatsachenmaterial die entgegengesetzten Schlüsse ziehen könnten. Aber dass der, der mitten im Schlamassel drin wohnt, objektiver urteile, als der draussen, das ist doch — mit Verlaub — ungefähr das Gegenteil aller psychologischen Erfahrung. Das ist doch genau dasselbe, wie wenn in einer Riesenschlacht eine Patrouille auf leere Gräben des Feindes stösst und daraus schliesst: der Feind ist auf der ganzen Linie zurückgegangen, derweilen links und rechts die feindlichen Gräben angefüllt sind von lebendem und totem Kriegsmaterial. Oder auch das ganze Beispiel umgekehrt.

Ich kann Sie zur Not verstehen, wenn Sie die Tatsache, dass General von Schönaich in Brieg nicht niedergebrüllt wurde, dass 150 Mitglieder der Friedensgesellschaft in Brieg zu zählen sind und dass Sie ungestört mit Ihren Oberprimanern die langweiligste aller Schriften über den ewigen Frieden, die von Kant[1]) lesen dürfen, — ich kann Sie verstehen, wenn Sie diese Tatsachen dahin deuten: in Deutschland geht es vorwärts mit dem Pazifismus; die Hurramenschen brüllen nur noch Rückzugsmärsche. Also davon soll Förster reden und nicht immer nur von dem geheimen Treiben unverantwortlicher Kriegshetzer. Ihre drei Haupttatsachen werten wir vielleicht nicht ganz so hoch ein, wie Sie es tun, besonders die dritte nicht. Denn wenn ich z. B. völkischer Unterrichtsminister wäre, würde ich die Lektüre von Kants Schrift obligatorisch erklären, in der Gewissheit, dass damit lebenshungrigen und tatendurstigen jungen Männern ein solider Abscheu vor allem Pazifismus eingeimpft würde.

Nun ist es ja wohl möglich, dass Sie so viel Trostloses der Nachrevolutionszeit erlebt haben, dass Sie schon beglückt sein müssen, wenn nur in Ihrem Städtchen Brieg mit seinen treu-deutschen Biertisch-Honorationen das Harmloseste an pazifistischer Bewegung sich zu entfalten beginnen darf. Keine Pöbeleien und kein Kampf mehr und um sich eine Leibgarde treuester Schönaichianer! Merken Sie nicht, verehrtester Herr Doktor, in was für einen sichern Port hinein Sie da geschwommen sind? Wie da das Nächstliegende, Herrliche um Sie her sich auftürmt zu jener bekannten Mauer, über die hinüber der Blick nicht reicht in die Totalität der Lebenswirklichkeit hinein! Glauben Sie da wirklich noch, der „sichere Port" liege ausserhalb des Lan-

---

sters Stellung (vgl. das Februarheft) habe ich erwartet und bin erstaunt gewesen, dass sie nicht kam. Sie kommt nun etwas spät, aber sie kommt. Ihr Ton ist freilich etwas schrill, aber ich betrachte es als Regel, dass in dieser Rubrik der „Neuen Wege" das Wort völlig frei ist, wenn es irgendwie zur Sache spricht. Die Gegenrede ist ebenso frei. Und es ist sehr an der Zeit, dass „unter Freien das leidenschaftlich freie Wort", und zwar in Dingen, die es wert sind, in geistigen Dingen, wieder aufkomme. Die Red.

[1]) Dass man über Kants Traktat „Zum ewigen Frieden" auch ganz anders urteilen kann, darf wohl gegen den verehrten Verfasser dieses Briefes geltend gemacht werden. Die Red.

des, dort, wo Förster im Exil lebt, dort, wo die Fäden aus allen Teilen des Reiches und von allen sich gegenseitig bekämpfenden deutschen Machtfaktoren zusammenlaufen?

Geistige Neuorientierung heisst nun nicht einfach, ein bischen pazifistisch denken, sondern da handelt es sich um einen sehr gründlichen Exodus aus der g a n z e n verhockten Gemütlichkeit bürgerlich-beschränkten Denkens. Und letztere Geistesart enthält als typisches Kennzeichen den Willen zur Schlaumeierei, genannt psychologisch-pädagogische Einstellung: von allem Guten und Schönen soll vorab zum Ausland geredet, das Vaterland geschont und nicht blossgestellt, die Fassade nach aussen rein gehalten werden. Damit, glauben Sie, sei dem Vaterland am besten gedient. Geistige Neuorientierung aber ist schonungslos. Da gilt kein „Gut Ding will Weile haben", keine Schonung glimmenden Dochtes und keine Pflege zarter Pflänzchen, sondern einzig radikaler Kampf gegen alles, was dem „treudeutschen" Denken entspringt. Es ist verhängnisvollster Irrtum, zu meinen, das Ausland sähe ohne Förster nur die schöne Fassade und liesse sich durch sie beruhigen. Nein, der Glaube an die saubere Fassade mit allen seinen Konsequenzen schafft eben grenzenloses Misstrauen, nicht zum mindesten bei uns Schweizern. Wer Förster bekämpft, bekennt sich zur Unwahrhaftigkeit im vermeintlichen Dienst am Staate.

Und nun zum Schluss der schmerzlichste Punkt Ihres Briefes „Ob Christus wohl auch vom sichern Auslande aus seine Reden gegen sein Volk und seine Führer verbreitet hätte? Nein, der ging nach Jerusalem, um dort zu leiden." Diese Stelle Ihres Briefes ist eine Schmähung, die Ihnen, der Sie vorgeben, Förster hoch zu achten, nicht aus der Feder hätte fliessen dürfen. In einer Zeit (1895), da Sie wahrscheinlich noch die Schulbank drückten, liess sich Förster wegen „Majestätsbeleidigung" ins Gefängnis werfen — schwere gesundheitliche Schädigungen und die Verunmöglichung der Universitätskarriere in Deutschland waren die Folge. In der Schweiz verschloss man ihm jede Professur und liess den geistig überragenden Mann jahrzehntelang als Privatdozent sein Leben fristen, weil er, ohne jede Rücksicht auf Karriere, in weitgehendem Masse katholische Erkenntnisse und Institutionen anerkannte. Dann kamen die paar kurzen Jahre der Hochschultätigkeit in Wien und München — und mit wieviel Anfechtungen waren auch diese wenigen Jahre angefüllt! Hernach die schweren Kampfjahre des Krieges und der Nachkriegszeit in München und in der Schweiz. Das Leben Försters seit 1917 war e i n fortgesetzter Opfergang! Alles hat er in dieser Zeit verloren: Stellung, Einkommen, die besten Freunde, sein Haus, alles, was man überhaupt verlieren kann. Geächtet, geschmäht, mit Dreck kübelweise übergossen, verleumdet in seinem privaten Leben sogar, von Ort zu Ort gehetzt, von seinen Verlegern finanziell gemeuchelt, heimatlos, monatelang hungernd und nicht wissend, wovon leben, jahrelang mit Vorschüssen auf zu schreibende Bücher sich durchschlagend, das ist der Mann — Herr Dr. Sattig — dem Sie „mit Recht" sagen zu dürfen meinen: „Vom sichern Port lässt sich's gemächlich raten, da ist der Kahn und dort der See! Versucht's!" Wüsste ich Sie nicht blind und unwissend, ich fände keinen Ausdruck, stark genug, solche Ungebührlichkeit eines Menschen, „der von Förster hoch denkt" (!) zu brandmarken.

Aber eben, er hat das Letzte doch nicht getan: Er ging nicht hin zu den Richtern Fechenbachs, um sie zu bitten, ihn in das dreckigste Loch eines bayrischen Zuchthauses zu stecken und ihn dort langsam und sicher dahinsiechen zu lassen. Er hatte die unerhörte Idee, er müsse seinem Vaterland aus der Heimatlosigkeit umso inniger dienen, je mehr dieses Vaterland ihn verleumde und seine reine Gesinnung beschmutze. Wehe all den tausend Märtyrern der Weltgeschichte, die aus ihrem Vaterland fliehen mussten und um des Vaterlandes willen nicht wie Schafe von den hohnlachenden Feinden

sich abschlachten lassen wollten, wehe ihnen, wenn sie vor den Richterstuhl des Herrn Dr. Sattig in Brieg treten und sich von ihm sagen lassen müssten: „Warum habt Ihr für euer Vaterland jahrzehntelang bloss gehungert und gelitten, bloss euch verleumden und bedrohen — warum habt ihr euch nicht abmurksen lassen? Vor meinen Augen findet ihr keine Gnade; denn ich bleibe wenigstens im Vaterland und — lese mit meinen Oberprimanern mit behördlicher Erlaubnis Kants philosophischen Entwurf ‚Zum ewigen Frieden'. Hier wilde See, dort sicherer Port!"

Verzeihen Sie, Herr Doktor, ich bin bitter und giftig geworden. Aber wenn ich's überlese, kann ich doch kein Wort davontun; denn Förster ist der Mann, dem ich alles verdanke und den ich wie einen Vater liebe, obwohl viele seiner Ideen heute von mir nicht mehr geteilt werden.

Ihr ergebener

Jakob Weidenmann.

Ist das Milizheer ein Schutz gegen den Militarismus.[1])

Es ist eine unter den Friedensfreunden weit verbreitete Meinung, dass die allgemeine Einführung des Milizsystems einen Schutzwall gegen Krieg und Militarismus bilden würde. Ich halte das für einen grossen Irrtum. Zunächst wäre wohl die Frage zu erörtern, ob die Technik des Zukunftskrieges ein Milizheer nicht völlig ausschliesse und nicht vielmehr hochausgebildetes, ganz besonders technisch geschultes Berufsmilitär verlange. Es gibt Fachmänner ersten Ranges, die erklären, dass in einem solchen Kriege ein Milizheer Schlachtvieh im furchtbarsten Stile bildete. Auch könnte man sich weiter fragen, ob nicht im Angesicht dieser Sachlage das Schlagwort von der Demokratisierung der Armeen ein Widerspruch in sich selbst wäre. Denn eine für den Zukunftskrieg taugliche Truppe müsste in bezug auf blinde Unterwerfung unter den Willen der Vorgesetzten alles bisher Geforderte noch bei weitem übertreffen.

---

[1]) Dieser kleine Aufsatz wurde vor längerer Zeit für eine internationale Friedensorganisation, den „Weltjugendbund für den Frieden" geschrieben. Er fand seinen Weg in eine grosse Anzahl von Zeitungen und Zeitschriften. Da nun unter uns neuerdings das Milizsystem als der nächste Schritt zum Frieden gepriesen wird, woraus natürlich gefolgert wird, dass wir Schweizer dem Frieden am besten dienten, wenn wir unser Milizheer möglichst ausbauten, so habe ich (besonders auch im Hinblick auf die Jahresversammlung der schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund in Vevey) schon im letzten Heft angekündigt, dass ich mich zu dieser Sache äussern werde. Der Artikel war schon für jenes Heft gesetzt, musste aber wegen Mangel an Raum zurückgestellt werden. Inzwischen hat die Abrüstungsversammlung in Zürich stattgefunden, in der dieser Artikel eine gewisse Rolle spielte. Umsomehr sehe ich mich veranlasst, ihn in den „Neuen Wegen" zu bringen. Natürlich wird er Staub aufwerfen, aber ich stehe zu jedem Wort. Es ist mir auch eine grosse Freude, feststellen zu dürfen, dass der Artikel im Ausland offenbar eine starke Wirkung gehabt hat. Es ist in der Tat wichtig, dass der Betrug, zu dem man nun das Milizsystem machen will, rechtzeitig enthüllt wird.

Unter diesen Gesichtspunkten erscheint mir die Forderung der Einführung des Milizsystems als vollkommen illusorisch. Aber gesetzt den Fall, sie hätte einen praktischen Sinn, bedeutete sie dann wirklich einen Schutz gegen Krieg und Militarismus?

Nein und abermals nein! Das ist bloss eine Illusion vieler demokratischer Friedensfreunde in allen Ländern, eine gefährliche Illusion, vor der man nicht genug warnen kann. Wir Schweizer haben in diesem Stück Erfahrungen gemacht und sind also berufene Warner. Wir sagen: Weit davon entfernt, ein Schutz gegen den Militarismus zu sein, ist das Milizsystem ein besonders günstiger Nährboden dafür.

Warum denn?

1. Das Milizsystem erweckt Vorstellungen, die dem militärischen Denken förderlich sind. Es beruht ja auf der Voraussetzung, dass die „Wehrhaftigkeit" das Zeichen des freien Mannes sei, der nicht nur Weib und Kind, sondern auch Hof und Gut verteidige. Man ist also stolz darauf, wenn man für den Waffendienst tauglich befunden, und betrübt, wenn man als „Militärkrüppel" erklärt wird. Mit Männerstolz tritt man im Waffenrock einher; das Heer wird zum Zeichen der Demokratie, zur Ehre des freien Mannes; wer es antastet, der tastet ein Heiligtum des Volkes an. Das Milizsystem macht mit alledem den Kampf gegen die Armee ganz besonders schwer.

Und doch ist das alles nur Illusion. Wir haben heute in der Schweiz nicht mehr politische und namentlich nicht mehr soziale Freiheit als anderswo[1]), bloss den Schein, dass dem so sei. Nur ein recht kleiner Teil der Schweizer hat „Haus und Hof", das heisst, ein Eigentum und eine wirtschaftliche Freiheit zu verteidigen. Umgekehrt ist's: die Armee gilt gerade bei uns bewusst oder unbewusst als Schutzwall gegen alle Versuche, die heutigen kapitalistischen und ausbeuterischen Ordnungen zu beseitigen und allem Volke Eigentum und wirtschaftliche Freiheit zu geben. Die Offiziere sind fast ausschliesslich Vertreter des herrschenden Wirtschaftssystems, sehr oft Söhne reicher Kaufleute und Fabrikanten, die auf diesem Wege sozial aufwärts kommen und ein wenig den Uebermenschen spielen wollen. Wohl nirgends hat man so oft und so unnötigerweise das Militär gegen die Arbeiter aufgeboten als im klassischen Lande des Milizsystems. Man bediente sich dabei gerne der Bauernbataillone gegen die Städter. Die Miliz ist also auch kein Schutz gegen den sozialen Bürgerkrieg. Und so ist auch Stil und Ton unseres Milizheeres alles andere eher als demokratisch und eine Schule der Demokratie; vielmehr ahmen unsere Offiziere (Ausnahmen abge-

---

[1]) Dass ich dabei nicht an das gegenwärtige Italien, Russland und so fort denke, sondern an Länder wie Frankreich, England, Deutschland, Belgien, Holland, Skandinavien und so fort, ist selbstverständlich.

rechnet) Geist und Allüren des Offizierskorps der stehenden Heere der grossen Staaten nach und verfallen dabei, wie das zu gehen pflegt, oft in Uebertreibung und Karikatur.

Eine andere Illusion wird dadurch erweckt, dass durch das Milizsystem die wahre Natur des Militärwesens verhüllt wird. In den paar Monaten der Rekrutenzeit und den paar Wochen der späteren Wiederholungskurse erscheint das Militärwesen in einem Glanz, den es nach seiner tiefern Wirklichkeit nicht hat. Die furchtbare Realität des heutigen Krieges wird durch die Romantik eines trotz einzelner Anstrengungen und vielfach sehr undemokratischer Behandlung doch im ganzen recht fröhlichen Intermezzos im zivilen Alltagsleben verdeckt. Der Kampf gegen den Krieg erscheint in dieser Atmosphäre leicht als Grille und Torheit. Das Wesen von Militär und Krieg enthüllt sich nicht; es ist aber deswegen doch Wirklichkeit.

2. Das Milizsystem, weit davon entfernt, das Leben zu entmilitarisieren, militarisiert es in Wirklichkeit erst recht, und dies auf mannigfaltige Weise.

Es dringt zunächst einmal das Offizierskorps viel tiefer in das ganze zivile Leben ein, als dies bei einem Korps von Berufsoffizieren der Fall sein kann. Unser Offizier ist — die paar Berufsoffiziere abgerechnet — im bürgerlichen Leben Kaufmann, Fabrikant, Landwirt, Politiker — vor allem Politiker — aber auch Arzt, Lehrer und sogar Pfarrer[1]). Er trägt damit militaristisches Denken in alle Gebiete des Volkslebens hinein. Unsere Behörden bestehen zum nicht kleinen Teil aus Militärs; in jedem Komitee für Liebestätigkeit sitzt ein Hauptmann und in jeder Kirchen- oder Schulpflege ein Major. Sie alle vertreten die Armee; sie tun es im Ratssaal, im Lehrerzimmer, in der Fabrik, überall, und mehr noch als die Männer tun es oft ihre Frauen. Dadurch entsteht ein gewaltiger Wall gegen allen Antimilitarismus. Auch die Unteroffiziere — und ihre Frauen — spielen, mutatis mutandis, die gleiche Rolle.

Dazu kommt noch ein anderes, nicht minder wichtiges Moment. Die Ausbildung des Milizsoldaten bedarf der Ergänzung. So entsteht der sogenannte militärische Vorunterricht, der die Jugend militarisiert. Dazu gesellt sich später ein halb freiwilliges, halb obligatorisches Schiesswesen, das ein Hauptelement des Volkslebens wird und besonders dem Sonntag sein Gepräge gibt. In Schützenfesten gipfelt diese Herrlichkeit. Aber auch die Turn- und Sängerfeste werden in den Dienst dieses militärischen Patriotismus gestellt. So verwurzelt das

[1]) Ich denke dabei an die Feldprediger.

Militärwesen auf jede Art mit dem ganzen Volksleben und sind diese Wurzeln sehr schwer auszugraben.

3. „Aber wenn dieses Militär ungefährlich ist, dann haben wir eben keinen Militarismus!"

Wer sagt, dass ein Milizheer ungefährlich sei? Ja wenn es ein kleines ist! Aber dann ist es ungefährlich nicht wegen dem Milizsystem, sondern wegen seiner Kleinheit. Mache man es sich doch klar: Je grösser ein Milizheer sein wird, desto grösser auch der Prozentsatz an Berufsoffizieren darin. Diese werden genau den gleichen militaristischen Geist pflegen wie in den stehenden Heeren und einen ebenso grossen Einfluss haben, ja sogar einen grössern.

Wir haben in der Schweiz einen ausgesprochenen Militarismus. Was ist denn Militarismus? Es ist, im weiteren Sinne, kriegerischer Geist; es ist, im engeren Sinne, Glauben an die Gewalt, und zwar die der Waffen, als ultima ratio; es ist, im engsten und eigentlichen Sinne, die Tendenz, das Militär zur beherrschenden Macht im Staate und zum Selbstzweck, ja zu einem Götzen zu machen. Das alles haben wir in der Schweiz in ganz ausgeprägter Form[1]. Wir haben es im Duodezformat, aber grössere Völker hätten es im Folioformat. Sie würden durch das Milizsystem kriegerischer, militärischer als zuvor. Es ist durchaus Wahrheit, was ein höherer, keineswegs antimilitaristischer Offizier vor einiger Zeit in einer öffentlichen Versammlung erklärte: „Wir Schweizer sind das am meisten militaristische Volk der Welt." Wir sind dies nicht zuletzt infolge unseres berühmten Milizsystems.

Summa: Es ist eine ganz gefährliche Illusion, zu meinen, mit der allgemeinen Einführung des Milizsystems wäre dem Pazifismus im geringsten gedient. Es bedeutete bloss eine Blutauffrischung des Militarismus, eine ungeheure Erschwerung des Kampfes gegen den Krieg. Nicht die Demokratisierung der Armee, sondern ihre Beseitigung muss jetzt das Ziel jedes klardenkenden Pazifisten und Antimilitaristen sein. Hat uns nicht gerade die Demokratisierung und Popularisierung der Armeen, wie die französische Revolution sie brachte, die ungeheuersten der Kriege eingetragen? Den Militarismus durch das Milizsystem bekämpfen, heisst den Teufel durch Beelzebub austreiben. L. Ragaz.

---

[1] Es sei dafür nur ein Beweis angeführt, der aber schlagend genug ist: wir haben es bisher noch zu keiner schweizerischen Altersversicherung gebracht. Warum nicht? Weil wir dafür nicht die Mittel hätten. Dabei geben wir, alles in allem gerechnet, jährlich etwa 100 Millionen für das Militär aus. Dafür hat man immer Geld. Denn, erklärt man, das ist die erste und wichtigste Aufgabe eines Volkes. Wenn das nicht Militarismus ist, dann weiss ich nicht, was man überhaupt so nennen soll!

Die sozialistische Konferenz in Heppenheim.

In Heppenheim, dem freundlichen Stadt-Dorf an der berühmten Bergstrasse, zwischen Heidelberg und Frankfurt gelegen, fand in der zweiten Hälfte der Pfingstwoche eine mehrtägige sozialistische Konferenz von ungewöhnlichem Charakter statt. Entsprungen war sie der starken Empfindung, dass im Angesicht sowohl der Verheissungen als auch der Gefahren, die vor dem heutigen Sozialismus stehen, wie auch im Interesse seines erobernden Vordringens in weite Kreise ausserhalb der sozialistischen Parteien, die Proklamation eines über dem Parteizaun und der marxistischen Dogmatik stehenden Sozialismus, die Mahnung zur Besinnung auf sich selbst, die Vorbereitung auf neue Situationen, die bald eintreten könnten, die Ermunterung zu neuem Glauben an sich selbst und neuem Angriffsmut dringend nötig seien. Die dadurch, nach der Meinung ihrer Urheber, geforderte Aktion war ursprünglich nicht eine Konferenz, sondern eher irgend eine Art von gemeinsamer Erklärung von Gesinnungsgenossen. Auch war die Tendenz durchaus praktisch, auf unmittelbare Wirkung für die heutige Lage gerichtet, dabei natürlich ganz ohne Nebenabsicht irgendwelcher Partei- oder Cliquenbildung. Daraus ist nun, gegen den Willen eines Teils der Initianten, zunächst eine Konferenz geworden. Konferenzluft — die nicht ganz mit Pfingstgeist zu verwechseln ist! — wehte einen an, wenn man in dem in einem schönen Park mit hohen alten Bäumen gelegenen Gasthaus „Zum halben Mond" eintraf, Konferenzluft, wenn man die vielen fremden Gesichter sah und — nicht ohne Staunen — das kalte Aneinandervorbeigehen dieser Menschen beobachtete, die doch „Genossen" sein wollen, wo nicht im Parteisinn, da doch nur in einem noch besseren. Konferenzluft wehte in dem Saale, wo statt der erwarteten und geplanten dreissig bis vierzig mindestens hundert Menschen sassen, sogar besondere Vertreter der Presse. (Es war eine sehr bunte Gesellschaft, viel Professoren und Pfarrer, dazu Redaktoren, Schriftsteller, Lehrer, auch einige Arbeiter und etwas mehr Vertreter der sozialistischen Jugend; neben den Männern auch eine grössere Anzahl Frauen; in der überwiegenden Mehrheit Deutsche, daneben nur fünf Schweizer und drei Holländer; Franzosen und Oesterreicher keine; die Nordländer hatte man seltsamerweise gar nicht eingeladen.) Kongressluft durchwehte auch die Verhandlungen. Das ursprüngliche, auf unmittelbar praktische Aktion gerichtete Programm war verschwunden, man verhandelte nun die beiden Themen: „Die Begründung des Sozialismus" und „Der Sozialismus und die Gestaltung des persönlichen Lebens". Ueber das erste referierten Hendrik de Man und Prof. Heymann aus Hamburg, ein Glied des sogenannten Tillichkreises, über das zweite Frau Henriette Roland-Holst, die holländische Dichterin und Sozialistin, und Pfarrer Emil Fuchs in Eisenach, den die Leser ja aus den „Neuen Wegen" kennen. An die Referate schlossen sich sehr lange Aussprachen.

Ich will auf das Einzelne nicht eingehen, da ein Bericht herauskommen soll, der die Referate vollständig und die Diskussion im Auszug enthält und darauf verwiesen werden kann, wer dafür ein besonderes Interesse hat, und will mich auf einige allgemeine Bemerkungen beschränken.

Die Referate (und auch die Schlussvoten der Referenten) waren grösstenteils äusserst wertvoll. Auch in der Diskussion wurde viel Gutes und Geistvolles gesagt. An Anregung hat es wirklich nicht gefehlt. Aber es zeigte sich doch bald das Verfehlte des Unternehmens in dieser Form. So wie die Dinge jetzt lagen, war man beieinander, um gewisse tiefgehende und schwierige geistige Probleme zu behandeln, mit denen zugleich das

verbunden war, was die einzelnen „Gruppen“ und „Richtungen“ dieses Sozialismus trennte. Aber für eine solche Verhandlung eignet sich nur ein kleinerer Kreis. Darum gab es denn bald Ungeduld; man klagte, dass zu wenig „konkrete“ Dinge verhandelt würden. Und doch schien mir, dass nun, nachdem die Dinge (ich darf wohl verraten: entgegen meinen dringenden Warnungen und andersartigen Vorschlägen) diesen Weg genommen hatten, diese geistigen, etwas „abstrakt“ anmutenden und doch sehr wesentlichen Differenzen des Denkens so gründlich als möglich ausgetragen werden müssten. Es musste den nicht gerade darauf Eingestellten etwas Geduld zugemutet werden. Um blosses akademisches Geschwätz handelte es sich wirklich nicht. In diesem Sinne habe auch ich gemeint, meinen Beitrag zur Aussprache geben zu müssen. Der Weg zur Aktion musste nun halt so gesucht werden; schliesslich konnte man ihn auch so finden. Statt dessen bekam eine Mehrheit bloss das Gefühl eines geistigen Chaos — was ja zu fürchten gewesen war — und alle diese doch sehr ernsthafte geistige Anstrengung erschien als weggeworfen. Zur Aktion aber kam man doch nicht.

Aber auch andere Schwierigkeiten stellten sich ein. Es bildeten sich nur zu rasch mehr oder weniger oppositionelle Gruppen heraus. Da war — um nur die wichtigste dieser Gruppierungen zu nennen — auf der einen Seite de Man nebst denen, die in der Hauptsache zu ihm hielten, auf der andern der sogenannte Tillichkreis, d. h. eine Gruppe von theologisch orientierten Intellektuellen, in deren Mittelpunkt der bekannte Professor der Theologie Paul Tillich steht. Der Unterschied zwischen diesen beiden Denkweisen lässt sich wohl im wesentlichen auf den einer Betonung des Seins auf der einen, der Tillichseite, und des Sollens auf der andern, der de Man-Seite, zurückführen. Man hat auch, nicht ohne Grund, vom Unterschied zwischen Hegel und Kant, deutscher und westlicher Geistesart, Evangelium und Gesetz gesprochen. Dieser Unterschied ist wohl schwerlich so unüberbrückbar, wie man zeitweilig meinen mochte, doch schien die Spannung zwischen den beiden Denkweisen ziemlich gross zu sein.

Was einem jedoch mehr zu denken geben musste, als dieser Unterschied der Denkweisen, war der ganze Stil und Ton der Verhandlungen und des Zusammenseins. Es war darin viel kalter Intellektualismus, viel Uebergescheitheit; vom sozialistischen Herzen spürte man gelegentlich nicht viel. Ich persönlich wenigstens habe nie einen Kongress mitgemacht, an dem zwischen den Teilnehmern so wenig einfache Herzlichkeit und Menschlichkeit, so wenig Kameradschaft geherrscht hätte. Dass aus einer solchen kalten Atmosphäre neues Leben hervorgehen könne, vermag ich nicht zu glauben. Dieser Ton, gelegentlich ans Gehässige und sehr Unfeine streifend (um vom Sozialistischen zu schweigen), blieb auch der Diskussion nicht ganz fremd. Jedenfalls hatte diese schon äusserlich etwas allzu Konferenzmässiges, wenig Vertrauliches und Familiäres, wenig auf freundliches Verstehen und Geltenlassen Eingestelltes.

Was aber am allerwenigsten eine grosse Hoffnung auf Fruchtbarkeit dieses Zusammentreffens aufkommen lässt, ist die Parteigebundenheit, die sich bei einem Teil der Versammelten zeigte. Gerade diese Schranke des Sozialismus sollte ja durch eine solche Aktion überwunden werden. Wenn man sozusagen zuerst den Parteiverstand fragen muss, was man sagen und tun dürfe oder nicht, so wird man schwerlich viel zur Aufrüttelung, Erweiterung und Vertiefung des Sozialismus beitragen.

Es wäre noch anderes dieser Art zu nennen. Ich will nur zwei Punkte noch hervorheben.

Einmal: das Internationale der Konferenz trat sehr wenig hervor. Es war eine deutsche Konferenz. Abgesehen von dem Referat von Frau Roland-Holst spielten die anderen Länder keine Rolle. Und es sieht darnach aus, dass das auch künftig nicht anders sein würde. Dann haben wir andern damit nichts zu schaffen.

Sodann die äussere Aufmachung. Mit Recht wurde nach der Konferenz

selbst getadelt, in welche „Verbürgerlichung" diese Versammlung, in der doch die Verbürgerlichung des Sozialismus bekämpft wurde, durch das Wohnen in einem behaglichen Hotel und durch ganz und gar „unproletarische" Mittag- und Abendessen verfalle. Aber ich meine, diese Aeusserlichkeit (die man an sich doch auch nicht allzu wichtig nehmen sollte) sei auch nur ein Zeichen des Gesamtcharakters der Konferenz gewesen.

Ich habe dieses negative Ergebnis der Versammlung zuerst hervorgehoben, weil es sich gerade denen aufdrängte, die auf sie am meisten Hoffnung gesetzt hatten. Doch fehlte es an Positivem durchaus nicht. Dreierlei möchte ich in dieser Beziehung feststellen.

Einmal zeigte sich, dass neues Leben innerhalb des Sozialismus vorhanden ist, ein Leben, das seine bisherigen Grenzen sprengt, und dass mancherlei, zum Teil höchst wertvolle Menschen es vertreten. Mag dieses neue Leben in Heppenheim auch noch keinen geeigneten Ausdruck gefunden haben, so ist es doch vorhanden und wird ihn anderswie finden.

Es zeigte sich sodann, dass gewisse neue Fragestellungen sich innerhalb des Sozialismus durchsetzen. Niemand versuchte, den Marxismus, den man im übrigen sehr schonend — allzu schonend, nach meiner Ansicht — behandelte, gleichsam als dogmatische Grundlage der sozialistischen Bewegung beizubehalten. Auch war bedeutsam, wie das Problem der Gestaltung des persönlichen Lebens durch den Sozialismus, nachdem man anfangs versucht hatte, es mehr marxistisch auf das rein gesellschaftliche Geleise zu schieben, sich doch als solches behauptete und seine grosse Wichtigkeit entfaltete. Daran hatten wohl die Referenten, Frau Roland-Holst und Pfarrer Fuchs, ein Hauptverdienst; aber es zeigte sich doch, dass eine starke geistige Notwendigkeit zu dieser neuen Problemstellung drängte. Es trat gerade in dieser Diskussion manches als lebendig hervor, vor dem wir fast geglaubt hatten, dass es in diesen bösen Jahren gestorben sei.

Endlich möchte ich als besonders kostbaren Gewinn der Zusammenarbeit das Auftreten und Hervortreten hervorragender und auch rein menschlich bedeutender Persönlichkeiten betonen. Martin Buber, der in Heppenheim wohnt, hat wiederholt mit sehr wertvollen Voten eingegriffen, die besonders auch religiös das sagten, was zu sagen war. Einigen von uns hat auch Frau Roland einen besonders tiefen Eindruck gemacht. Sie ist Hollands grösste und überhaupt eine grosse Dichterin. Mit der ganzen enthusiastischen Hingabe einer grossen Seele hat sie ihr Leben der Arbeiterbewegung gegeben und ist aus dieser im besten Sinn revolutionären Art heraus auch eine zeitlang mit dem politischen Kommunismus gegangen. Von dessen Parteiform hat sie sich nun abgewendet, nachdem sie alles getan, um ihn von falschen Wegen auf bessere zu leiten[1]). Aber sie fühlt kein Ressentiment gegen ihn und stellt die Aufgabe einer Wiedervereingung der beiden streitenden proletarischen Bewegungen als ernste Aufgabe vor die Versammlung hin. So sass sie unter uns als etwas ganz Besonderes: eine alte Frau nun, obschon jünger an Herz und Leben als die meisten andern, tief ernst, aber nicht düster, das Antlitz von vielem Gram gefurcht, etwas Heiliges und Grosses um sie. Und wenn sie redete, so liess sich darüber eigentlich nicht diskutieren, das konnte man nur in tiefer Andacht anhören und dann schweigen. Es ist eine Herzstärkung, gerade eine solche Frau im Dienst des Sozialismus zu sehen. Möge sie zugleich eine Verheissung sein! Hendrik de Man seinerseits glänzte durch Geist und Schlagfertigkeit und setzte sich durch. Und so mögen noch andere dagewesen sein, die einmal etwas bedeuten werden, es vielleicht jetzt schon tun.

Ich sage darum abschliessend: die Konferenz in Heppenheim erscheint

[1]) Ihr, bis jetzt nur in holländischer Sprache zu habendes, Buch: „Kommunismus und Moral", das auch philosophisch sehr gut orientiert ist, dient z. B. diesem Zwecke.

mir (und nicht nur mir) als Methode verfehlt, und ich erwarte davon nichts für die Zukunft, aber die Sache, der sie dienen wollte, hat trotzdem ihren Wert und ihre Lebenskraft deutlich enthüllt. Ihr gehört die Zukunft sicher.

L. R.

Arbeit und Bildung.

Winter 1927/28 und Sommer 1928.

Unsere Arbeit ist in diesen drei letzten „Semestern" still und normal verlaufen. Im letzten Winter haben wir wieder einen jener Kurse veranstaltet, die wir etwa „Zentralkurse" nennen, und die den Zweck haben, eine wichtige und brennende Frage des Volkslebens, überhaupt ein zentrales Problem unserer Zeit, zum Gegenstand einer gründlichen Gedankenarbeit und Aussprache zu machen. Ein solches Thema ist zweifellos die Frage: „Mensch oder Maschine?" Wir haben darüber an sieben Abenden verhandelt. Die Einzelthemen lauteten: Der Sinn der Maschine. Die Maschine und der Sozialismus. Die Maschine und der Arbeiter. Das Auto. Das Kino. Die Maschine und die Lebensauffassung. Das Rationalisierungsproblem nahm zwei Abende in Anspruch. Referenten waren (in der Reihenfolge der Themen): Dr. Max Kleiber, Dr. Max Weber, Arbeitersekretär Werner Lässer, Hans Schwarz, Kontrolleur des zürcherischen Motorwagenwesens, Adolph Neumann, Pfarrer Paul Trautvetter. Durchschnittlich etwa fünfzig Personen aus allen Volkskreisen nahmen an dem Kurs teil, besonders viel Jugend. Man sah, wie dieses Maschinen- und überhaupt Technikproblem die Menschen beschäftigt. Zwei Strömungen waren deutlich zu unterscheiden: eine der Technik eher freundlich gesinnte, optimistisch gestimmte, die mehr geneigt ist, in ihr eine Verheissung zu erblicken und eine mehr tragisch gestimmte, die darin mehr Gefahr und Fluch erblickt; wobei die erste durchaus die Möglichkeit anerkennt, dass die Technik Fluch, und die zweite die Möglichkeit, dass sie Segen werden kann, je nachdem eben die Menschen sind, die sie handhaben.

Durch drei ganze Semester zog sich der Kurs über „Sozialismus und Marxismus", dem das Buch von De Man: „Zur Psychologie des Sozialismus" zu Grunde lag und der von dem Schreibenden geleitet wurde. Auch er war zahlreich besucht, nur so, dass gegen Ende die Teilnehmerzahl abnahm, zum Teil, weil manche Besucher nicht mehr hier waren, zum Teil auch, weil einigen offenbar der Atem ausging. Doch hielt ein bedeutender Kern bis zum Schluss aus und zeigte sich das Interesse überhaupt als sehr lebendig. Gerade die Belebtheit der Aussprache bewirkte auch, dass der Kurs sich lange hinzog. Es kamen auch wirklich alle wesentlichen Probleme des Sozialismus dran und dazu auch viele der wesentlichen Menschenfragen überhaupt. Ein grosser Uebelstand war, dass das teure Buch nicht in der Hand aller Teilnehmer sein konnte. Doch hatte dieses Uebel eine gute Kehrseite, indem infolge davon über die einzelnen Kapitel referiert werden musste und so eine gemeinsame Arbeit entstand, die wir sonst oft vergeblich anstreben.

Etwa durchschnittlich hundert Personen folgten auch regelmässig den Besprechungen, die sich an biblische Bücher anschliessen. Im Winter kam der Römerbrief an die Reihe. Aus Gründen, die manche verstehen werden, hatte ich lange gezögert, daran zu gehen. Doch verlief der Kurs gottlob ohne viel Polemik gegen die „Barthsche" und verwandte Theologien. Wie wenig diese das Recht haben, den Römerbrief allzu ausschliesslich für sich in Anspruch zu nehmen, hat mir freilich gerade diese neue und intensive Durcharbeitung gezeigt. Luthers Kommentar ist mir dabei merkwürdig lieb geworden, trotz aller Einsicht in seine grossartige Einseitigkeit. Weniger — trotz seiner besonderen Vorzüge — der von Calvin. Aber es war merkwürdig, dass gerade das Prädestinationsproblem die Teilnehmer am stärksten

erregte. Ich erkläre mir dies aus den Beziehungen zwischen der alten Prädestinationslehre und den Problemen des alten und neuen, mehr weltlichen Determinismus und Fatalismus. Die spezifische Gnadenlehre des Paulus schien einem Teil der Besucher fremder zu bleiben. Viel alter, reaktionärer Irrtum in der Auslegung der Partie von Kap. 12 an konnte aufgehellt werden. — Im Sommer kam dann als eine Art Ergänzung noch der Jakobusbrief dazu. Auch er erregte starke Aufmerksamkeit; es mussten dann und wann auch die Saaltüren geöffnet werden. Einige Teilnehmer gaben wohl im stillen sogar dem Jakobus den Vorzug vor Paulus. Jedenfalls zeigte sich klar, welch eine unglaubliche Verkennung in Luthers Wort von der „strohernen Epistel" liegt und wie gut es ist, dass auch der Jakobusbrief im Neuen Testament steht.

Die Aussprache wurde an diesen Abenden nicht mehr, wie früher, mehr oder weniger forciert, was oft etwas Mühseliges oder Aergerliches ergab. Sie spielte denn auch keine grosse Rolle. Eine lebendige und starke Mitarbeit scheint gerade auf diesem Gebiete am wenigsten möglich zu sein. Wenigstens kommt sie in Form von Aussprache nicht zum Ausdruck. Dieses Stück unserer Arbeit bleibt darum ein starkes Problem.

Neben diesen schwereren, teilweise langen Kursen gingen leichtere und kürzere her. Wundervoll verstand es Frau Dr. Meli, uns in die russische Landschaft, Geschichte und Volksart einzuführen. Aus heisser Liebe zu ihrem in jeder Beziehung grossen Vaterland und tiefer Verwurzelung mit ihm redend, verstand sie es, uns etwas von ihrer Liebe einzuflössen und unser Verständnis für die weltgeschichtliche Sendung des Russentums zu vermehren. Ein Kurs von Dr. Kauffungen behandelte die Geschichte des Verhältnisses von Naturauffassung und allgemeiner Kultur, besonders in sozialer Beziehung, interessante Perspektiven eröffnend, während im Sommer einer von Max Zeltner uns wieder in die Sternenwelt führt und mit ausserordentlicher Klarheit und Anschaulichkeit, zum Teil anhand der Geschichte der Astronomie, deren Grundelemente entwickelt. — Einmal in der Woche aber setzt sich ein Kreis zusammen und verarbeitet miteinander „Paulus unter den Juden" (dies unter der kundigen Leitung von Pfarrer Trautvetter) und den „Helfer" von Adrian von Arx. (Weiter werden wir diesen Sommer wohl nicht kommen.)

Was die regelmässig wiederkehrenden Anlässe betrifft, so haben die Musikabende im Winter unter der begeisterten und hingebenden Leitung von Frl. Widmer vor allem Meister wie Schumann, Schubert, Chopin, Brahms dran genommen. Eine eher wachsende Zahl treuer und dankbarer Zuhörer stellte sich regelmässig ein. Für den Sommer meinten wir einmal zur Abwechslung die regelmässigen Musikabende (und gelegentlichen Singabende) durch grössere Abendfeiern ersetzen zu sollen. Leider ist im Gedränge all unserer Aufgaben nur eine zustande gekommen, aber diese ist sehr verheissungsvoll verlaufen. Lieder von Schubert, gesungen von Lehrer Frank, Gedichte von Eichendorf, Mörike und andere, vorgetragen von dem Gleichen, Musik von Schubert, ausgeführt von Frl. Widmer und Frl. Fischli, alles vortreffliche Leistungen, machten den Abend schön, reich und warm. Er war auch sehr gut besucht, besonders von einfachen Leuten. — Einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen haben auch die Frauenabende in der neuen Form, wo sie weniger sich auf proletarische Frauen einstellen, als eine Aussprache unter gesinnungsverwandten und im sozialen Kampf stehenden Frauen überhaupt sind. Besuch und Diskussion sind gleich lebhaft. Erziehungsfragen, im Sommer, anhand des Buches von Lindsay, das Problem der heutigen Jugend, standen im Vordergrund. Diese Abende werden von den Frauen Klara Ragaz und S. Tschulok geleitet. — Endlich haben uns die Monatsabende manches Gute gebracht. Höhepunkte waren wohl ein Vortrag von Frau Dr. Adler über Russland, eine Vorlesung

von Frl. Jowanowitsch aus südslavischer Poesie (wundervolle Poesie!), ein Vortrag von Dr. Brenner über China, dem einer von Pfarrer Hunziker über Japan folgen soll. — Auch eine Weihnachts- und Osterfeier sind gut verlaufen, obschon die erste, wie mir wenigstens schien, etwas weniger erwärmend als gewöhnlich.

Noch sehr in den Anfängen stecken wir mit der Benützung der Bibliothek, deren Grundstock uns ein Freund zur Verfügung gestellt hat. Doch muss sich das natürlich langsam einleben. Besonders für junge Leute ist das eine sehr gute Gelegenheit, umsomehr, als es an kundiger Beratung nicht fehlt.

So ganz nebenbei darf ich wohl auf die sehr grosse „Bildungsarbeit" im engeren und weiteren Sinne hinweisen, die wir seit vielen Jahren ausserhalb des „Heims", auch abgesehen von den „Neuen Wegen", das ganze Jahr tun. Sie besteht vor allem in Vorträgen im ganzen Land herum, besonders in Arbeiterkreisen, aber doch auch oft ausserhalb derselben. Diese Arbeit nimmt uns sehr stark in Anspruch (es kann bis fünfzig solche Vorträge im Jahr geben), aber sie ist vorläufig notwendig. Durch sie gelangen wir auch mehr zu der Masse der Arbeiter als durch die des „Heims". Diesen Winter haben einige Abrüstungsvorträge, die wir da und dort hielten (in Wallenstadt, Wetzikon, Affoltern, der Völkerbundsvereinigung in Zürich[1]), ziemlich Aufsehen erregt. Andere Themen diese Winters waren: „Was ist und will der Sozialismus?" „Was darf der Sozialismus vom persönlichen Leben seiner Anhänger verlangen?" „Sozialismus und Demokratie." „Religionsunterricht und religiöse Erziehung." „Neue Wege der Volksbildung." „Jugend und Politik." „Frau und Jugend." „Die Friedensarbeit der Frau." „Die Kameradschaft der Geschlechter." „Was will der religiöse Sozialismus?" Diese Vorträge stiessen fast überall auf starkes Interesse. Am wenigsten Wert hat solche Arbeit für Intellektuelle.

Wir haben auch an der Arbeit von Casoja wie immer teilgenommen, auch an der des Volkshochschulheimes in Neukirch und anderer befreundeter Werke. Wir geben im Winter auch regelmässige Kurse an der „Sozialen Frauenschule" in Zürich — auch eine wertvolle Arbeit. Von der sich so erfreulich entwickelnden Mütterwoche im Bendeli redet ein besonderer Bericht.

Ich habe in diesem Bericht überwiegend Erfreuliches gemeldet. Damit soll aber ja nicht der Schein erregt werden, als ob bei uns alles wie auf wohlgelegten Schienen laufe. Es wird von vornherein keiner, der von solcher Pionierarbeit eine Ahnung hat, annehmen, dass sie ohne Not und Mühsal, ohne Irrtümer, Enttäuschungen, schlimme Erfahrungen aller Art verlaufe.

Nur eines unserer vielen Probleme will ich diesmal streifen. Das ist die Art von Menschen, die unsere Zürcher Arbeit erreicht. Berechnet war sie ursprünglich in erster Linie auf sozialistische Arbeiter. Die Entwicklungen innerhalb des schweizerischen Sozialismus und besonders unserer Stellung zu einem gerade in unseren grossen Städten immer noch wichtigen Teil der Sozialdemokratie oder gar zum Kommunismus, die seit den Anfängen unserer Arbeit eingetreten sind, haben die Verwirklichung ihres ursprünglichen Zieles schwer gehemmt. Die Menschen, die an unsern Kursen teilnehmen, sind wohl zum weitaus grössten Teil Sozialisten, viele auch „Genossen", aber Arbeiter nur ein kleiner Teil. Das ist's denn auch, was man uns in gewissen Kreisen (ich meine jetzt aber nicht sozialistische) nicht ohne Schadenfreude vorwirft. Auch wenn man sonst nichts von uns weiss, das weiss man, das heisst, man übertreibt noch den wirklichen Sachverhalt. Dem gegenüber muss denn doch betont werden, dass unsere Arbeit ihren Wert hat, auch wenn sie die organisierte Arbeiterschaft vorläufig nicht in dem Masse erreicht, wie wir es ja wünschen. Dafür bewegt sich unsere sozialistische Arbeit

[1]) Hier über das Thema: „Was will der religiöse Antimilitarismus?"

in einer noch grösseren Freiheit von der Partei, als dies sonst der Fall wäre. Was wir in harter Not erarbeiten, das wird eines Tages auch zu den Arbeitern kommen, hat dies übrigens auch schon jetzt auf allerlei Weise getan. Und schliesslich geht das, was unsere Arbeit als Ganzes will, über alle blosse „Bildungsarbeit", auch alle Arbeiterbildung, noch weit hinaus. Dafür freilich hat das heutige Geschlecht von Schweizern keine Augen. Auch Freunde merken oft nicht, auf was es uns ankommt. Sie meinen wohl, was ich jetzt tue, sei nicht ganz ernst zu nehmen, verglichen mit der einstigen Arbeit an der Universität, die ich freiwillig aufgegeben. „Akademiker", das sei doch was anderes als Angestellte und Halbproletarier. Ich möchte ihnen aber sagen, dass in meinen Augen das, was ich jetzt tue, sehr viel mehr Bedeutung hat als das, was ich einst getan. Darüber wird ja die Zukunft entscheiden.

Aber auch abgesehen von diesem Problem ist dieses Werk schwer. Wir erfahren darin viel ergreifende Treue, aber wir werden auch im Stiche gelassen, werden auch verraten, werden schwer gehemmt, besonders durch eine offene oder versteckte Opposition des Parteisozialismus, aber auch durch anderes. Wir leiden unter der Zerfahrenheit und Zermürbung des heutigen Lebens, besonders der Grosstadt. Dieses und jenes, was uns vorschwebte, wollte uns nicht gelingen. Für einiges vom Besten unseres Wollens müssen wir warten, ob die Türen noch einmal aufgehen. Wenn eine gewisse conspiration de silence unsere ganze Arbeit bedeckt, während irgend eine Nebensache dann einen grossen Lärm erregt, so wollen wir dies doch eher als Glück betrachten, wenn es auch oft nicht leicht zu tragen ist und es die Wirkung unserer Arbeit stark zu hindern scheint. Wir fahren fort — umsonst wird es nicht sein und vielleicht um so weniger, je weniger wir die Reklame für uns haben. L. R.

Die Mütterwoche im Bendeli.

Vor langer Zeit hatte ich einmal den Wunsch, einen grossen internationalen Kongress zu besuchen. Ich glaubte damals, es müsse etwas Grosses sein, wenn sich Menschen aus allen Ländern zusammenfinden zum Aufbau einer neuen Welt. Ich erwartete, dass von diesen geistigen Zentren grosse, umwälzende Erneuerungen ausgehen werden. Viele Jahre sind vergangen, viele solcher Kongresse mit lautem Tun und grossartiger Gebärde sind abgehalten worden. Ich will nichts ungutes darüber sagen, ich weiss, wie lähmend es ist, wenn wir an wertvollen, aber erst im Werden begriffenen Neuerungen fortwährend beissende Kritik üben. Gewiss haben diese Kongresse unter den führenden Geistern bereits eine Atmosphäre der internationalen Verständigung geschaffen, die vieles möglich machen wird, das früher unmöglich war. Aber ich bin doch im Laufe des Erlebens zur Einsicht gekommen, dass die Zentren der geistigen Erneuerung anderswo liegen. Es waren seinerzeit auch nicht die Gelehrten, die die Genossenschaft gegründet haben, es waren die paar einfachen, opferwilligen Arbeiter von Rochedale! Von unten herauf muss gebaut werden.

Als ein solches Bauen „von unten herauf" betrachte ich die Mütterwoche, die jedes Jahr im Bendeli im Toggenburg abgehalten wird.

Davon möchte ich erzählen.

Es haben sich auch dieses Jahr wieder zirka 22 Frauen aus allen Gegenden und Gesellschaftskreisen im heimeligen Bendelihäuschen eingefunden, um sich zu erholen von der schweren Kleinarbeit des Alltags und um sich neu zu orientieren an den Aufgaben, die wir als Mütter zu erfüllen haben in der Welt.

Frau Dr. Tschulok hat uns am ersten Tag an Hand des Buches: „Das Seelenleben der Jugendlichen" von Charlotte Bühler die Schwierigkeiten der Erziehung aufgezeigt, in der Zeit, wo die geistige und geschlechtliche Reifung den jungen Menschen in allerlei Konflikte mit der Um-

welt bringt. In lebhafter Diskussion, an der sich auch die einfache Arbeitersfrau beteiligte, suchten wir gemeinsam nach Wegen und Mitteln, um unsern Kindern diese Zeit nach Möglichkeit zu erleichtern. Fast jede Mutter gab aus dem Schatz ihrer Erfahrungen, aus den Niederlagen und Fehlgriffen ihrer Hilfsversuche das Ihrige heraus.

Am zweiten Tag stand das Problem der sexuellen Aufklärung im Mittelpunkt. — Donner grollte über unsern Köpfen und Gewitterstürme erschütterten unser Schindelhäuschen, während wir zusammen diskutierten.

Frl. Brack, Sekundarlehrerin aus Frauenfeld, kam zu uns, um über die Berufswahl der Mädchen zu sprechen. Manch einer Mutter mögen da die Augen aufgegangen sein, auf wie manche Art und Weise wir unsern Töchtern die Berufswahl erleichtern könnten. Fräulein Brack geht mit den Schülerinnen der dritten Sekundarschulklasse zur Modistin, zur Glätterin, Schneiderin, Blumenbinderin, zum Bauer, zur Fabrikarbeiterin, in den Kindergarten und lässt so die Mädchen Einblicke tun in die verschiedenen Berufsarten. Sie zeigt ihnen die mannigfachen Nöte, Schwierigkeiten und Kämpfe ums tägliche Brot, zeigt ihnen aber auch die Freuden, die ein richtig gewählter Beruf bringen kann, wenn man ihn nicht nur vom Gesichtspunkt des Broterwerbes, sondern des Dienstes an der Menschheit auffasst. Dass die Schule nicht ein Ort sein muss, wo man die Kinder nur mit blossem Wissen füttert, sondern wirkliche Lebensschule sein kann, das zeigten uns viele Beispiele aus ihrer Praxis. Während diesen Schilderungen bekam unsere Phantasie Flügel und im Miterleben fühlten wir, welch tiefe Bedeutung eine solche Lebensschulung für unsere Kinder hat. Wenn wir Mütter uns mehr auf die inneren Bedürfnisse unserer Kinder besinnen würden und weniger Zeit verbrauchten für die äusseren Dinge der Erziehung (Nahrung, Kleidung u. s. w.), dann könnten auch wir viel bessere Mithelfer und Mitrater sein in der schwierigen Zeit der Berufswahl.

„Mutter und Sohn“, so hiess das Thema, über das Frau Dr. Rorschach aus Teufen zu uns sprach. Ich gebe einiges aus ihrem Vortrag wieder. „Mutter sein, heisst: selbstlos lieben, heisst Mütterlichkeit ausüben. Es heisst nicht nur ans Jetzt denken, sondern ans ferne Ziel, das der Mann, die Frau im Leben erstreben soll. Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Der Sohn soll nicht nur zu einem tüchtigen Berufsmann erzogen werden. Es kommt nicht so sehr darauf an, was wir tun, als wie wir es tun. Die Mutter muss etwas seelisch Grosses, Starkes in den Sohn hineinpflanzen, das ihm einmal Kraft geben wird, sich über die Nüchternheit des Broterwerbes hinaus zu heben. Bei der grossen Zerrissenheit unserer haltlosen Zeit ist die Erziehung zur geistigen Selbständigkeit von grosser Bedeutung. Der junge Mann muss sich im Chaos der Parteimeinungen einmal selbständig zurecht denken und kämpfen können, will er nicht ein Herdenmensch werden, der sich nach allen Seiten reissen lässt. Das weitaus beste Vermögen, das Eltern den Kindern hinterlassen können, ist die Hilfe zu einer klaren Einstellung zum Leben. Die Mutter soll, so weit es ihr möglich ist, das Kind erziehen zum Glauben an die hohen geistigen Mächte, die den Sieg über alles Niedere davontragen sollen. Sie soll ihn erziehen zur Fähigkeit, sich in keiner Lebenslage selbst zu verlieren.“

An einem andern Tag sprach Frau Ragaz zu uns über das Leben der Josephine Butler. Wir sassen im Sonnenschein vor dem Häuschen und hatten alle Sinne aufgetan für das, was sie uns aus diesem grossen Frauenleben erzählte. Jos. Butler führte einen zähen Kampf gegen die Reglementierung der Prostitution in England. Ihre grosse, selbstlose Liebe und ihr ausgeprägter Gerechtigkeitssinn gegenüber den Menschen der untersten Volksschicht, ihr unerschrockenes Vorangehen in der dienenden Liebe zu den in Schmutz und Verachtung geratenen Mädchen und Frauen hat in weiten Kreisen eine ganz neue Einstellung geschaffen zu diesen Menschen und den Boden vorbereitet

zur sozialen Abhilfe. Am grossen Beispiel Josephine Butlers erkannten wir wieder einmal, von welch grosser Bedeutung die opferwillige Tat des Einzelnen ist für die ganze soziale und sittliche Erneuerung der Welt. Im Kampf gegen die widergöttlichen Mächte dürfen wir nie träge werden und dürfen nie fragen: Ach, was nützt denn meine kleine Arbeit? — Unsere liebe Leiterin, Frau Ragaz, mag gewiss erfreut gewesen sein über die innere Aufgeschlossenheit der 22 Mütter, die gleich einem gepflügten Acker im Frühling die gute Saat in sich aufnahmen. Langsam wird sie in uns keimen, und allen Widerständen der harten Erde zum Trotz einmal Frucht bringen. Wir haben am letzten Mütterwochentag aus übervollem und dankbarem Herzen gesungen:

> Zyt isch do, lang scho do,
> d'Frau sett in erster Kampfreih stoh.
> Zyt isch do, lang scho do,
> s'Gueti muess zum Durchbruch cho.
> Eusri Chrätteli sind vo Liebi schwer,
> Mer bringet's für alli Mensche dether,
> d'Muetterwuche-saat
> tribt eus vom Wort zur Tat.

Sehr schön war auch ein Nachmittag in Neu-St. Johann, der ursprünglich nur der Besichtigung des neuen Mütter- und Kinderheims von Fräulein Zürcher hätte gewidmet sein sollen. Fräulein Zürcher hatte dann aber den glücklichen Gedanken, die Frauen des Ortes und der weiteren Umgebung gleichzeitig zu einem Vortrag von Frau Ragaz über Aufgaben der Frau in der Gegenwart einzuladen. Da war es sehr erfreulich, wie zahlreich die Frauen sich einfanden und wie lebhaft sie sich an der Diskussion beteiligten. Es zeigte sich wieder einmal, wie viel Gemeinsames die Frauen verbindet auch dort, wo die äusseren Lebensverhältnisse sehr von einander abweichen.

Zum Schluss möchte ich noch sagen, dass auch Körper und Gemüt reichlich zu ihrem Recht kamen. Am Morgen vor dem Frühstück haben wir unter der fröhlichen Leitung von Frl. E. Früh Gymnastik getrieben. Das war etwas anderes, als wenn wir im Garten beim Bohnenstecken „Tiefe Kniebeuge" machen müssen!

An den Abenden, wenn wir rund um den gemütlichen Ofen sassen, liessen wir manch fröhliches Lied in die stille, schlafende Nacht hinausklingen. Einmal erzählte uns Frau Dr. Rorschach russische Märchen und sang uns in russischer Sprache Volkslieder vor. An einem andern Abend durften wir den lebhaften Schilderungen von Frau Prof. De Quervain zuhören über ihre Reiseerlebnisse in Grönland. Mehr noch als von den interessanten Erlebnissen unter den Eskimos, wurden wir gepackt von der schlichten, tiefen Persönlichkeit dieser Frau.

Lieber Leser, hast du gemerkt, was die Mütterwoche im Bendeli für uns bedeutet hat und willst du nicht auch kommen nächstes Jahr?

L. Hardmeier-Baer.

Zur Weltlage

Von Sozialismus und Freidenkertum.

Wenn wir heute, aus einem besonderen Grunde, der später klar wird, auf das Problem des Freidenkertums zu sprechen kommen,

und zwar besonders des Verhältnisses, das zwischen ihm und dem Sozialismus besteht, so geht eine solche Erörterung gut in den Zusammenhang jener Beleuchtungen des sozialistischen Gesamtproblems, die wir in der letzten Zeit gebracht haben[1]). Und es ist in der Tat eine für den Sozialismus lebenswichtige Frage: „Sozialismus und Freidenkertum", durchaus wert, einmal gründlich zur Diskussion gestellt zu werden. Wenn es gar möglich wäre, sie einmal endgültig zu erledigen! Es wäre höchste Zeit.

1. Das Freidenkertum — wie steht es damit?

Aber ist es wirklich nötig, dieses Problem zu verhandeln? Ist es nicht schon erledigt? Ist die Zeit des Freidenkertums nicht vorüber?

Ich habe das lange Zeit geglaubt, habe wohl auch etwa in den „Neuen Wegen" erklärt: mit dem Freidenkertum ist es vorbei — mindestens vorläufig vorbei. Ist das richtig oder war es ein voreiliges Urteil?

Es wird, wenn wir darüber Klarheit gewinnen wollen, und auch für die weitere Erörterung, notwendig sein, dass wir uns gleich zu Anfang ein wenig darüber verständigen, was wir mit Freidenkertum meinen. Es ist nicht etwa jeder Zweifel und „Unglaube" gemeint, nicht etwa die titanische Auflehnung eines Friedrich Nietzsche gegen Gott. Noch weniger ist es jenes Ketzertum, das je und je gegen die offizielle Religion aufgestanden ist. Selbstverständlich auch nicht „freies Denkertum", sondern eher das Gegenteil: ein gewisser Dogmatismus, der Dogmatismus jener Religion, die man etwa, die Begriffe verwirrend, naturwissenschaftliche Weltanschauung nennt (als ob „Wissenschaft" je „Weltanschauung" und „Weltanschauung" „Wissenschaft" sein könnte!) und die sich in einer oberflächlichen und unfruchtbaren Bekämpfung des kirchlichen Dogmas erschöpft, dessen blosse Umkehrung sie im allergünstigsten Falle ist. Es ist jene „Aufklärung" zweiten und dritten Ranges, die im Namen Darwins gegen Moses zu Felde zieht; die die Bibel besonders dadurch entwerten will, dass sie ihre menschliche Seite hervorkehrt und verzerrt; die den Gottesglauben durch Philisterlogik und das Christentum durch Hersagung des Greuelkataloges seiner Geschichte bekämpft. Mit einem Wort: es handelt sich nicht um die Aufklärung eines Rousseau und Kant, sondern um die eines Strauss und Häckel; es handelt sich um jene Gegenreligion und Gegenkirche der Negation, die, als verborgene Seiten- und Unterströmung sich durch die ganze Geschichte ziehend, mit dem Zusammenbrechen der religiösen Zwangsautorität und doch als

[1]) „Sozialismus und Christentum". „Begründung des Sozialismus". „Glaube und Arbeit". „Sozialismus und Partei". „Sozialismus und Gewalt". „Sozialismus und Bauer". „Sozialismus und Rationalisierung" u. s. f.

Reaktion auf diese an die Oberfläche getreten und zu einem breiten, wenn auch seichten Fluss geworden ist.

Ist dieses Freidenkertum heute noch eine Macht? Ist es nicht erledigt? Haben wir nicht den grossen Umschwung des Denkens und der Stimmung erlebt, der mit dem naiven Glauben an die Dogmen der sogenannten naturwissenschaftlichen Weltanschauung und mit dem Glauben an die Wissenschaft als Offenbarerin letzter Wahrheit überhaupt aufgeräumt hat? Lacht man nicht heute über das Geschwätz solcher Freidenker-Apostel? Ist nicht die Wissenschaft selbst auf der ganzen Linie über sie hinaus? Und ist nicht auch die Stimmung der Masse anders? Ist nicht auch die Masse der blossen Negation satt? Ist nicht die materialistische Leere ganz allgemein, in den Tiefen der Gesellschaft wie in den Höhen, in einen gewissen Durst nach Mystik umgeschlagen?

Doch, das glaube ich. Und in diesem Sinne bleibt es für mich dabei: die Zeit der Freigeisterei ist vorüber. Sie ist, sofern sie noch ein Problem ist, dies nicht auf die gleiche Weise wie noch vor zwanzig Jahren.

Aber nun ist Folgendes zu bedenken: Wir haben wohl eine gewaltige Reaktion auf die Stimmung und Denkweise der Vorkriegszeit erlebt, aber wir erleben auch eine — Reaktion. Ich meine: jene Gegenbewegung, die in ihrer Richtung notwendig und heilsam war, ist, wie es zu gehen pflegt, weit über ihre eigene Wahrheit hinausgeschossen und ist eben Reaktion im prägnanten Sinn, und das heisst: Wiederherstellung, und zwar recht gewaltsame, vergangener, ihrerseits doch auch abgelebter Meinungen und Zustände geworden. Wie wir im Gefolge dieser Bewegung auf dem Felde der Politik die Diktatur in ihren verschiedenen Gestalten bekommen haben, so auf dem der Religion und Theologie eine neue Betonung der Autorität, die manchmal bis in die zweite Hälfte des sechszehnten und die erste des siebzehnten Jahrhunderts zurückgeht, eine neue Aufrichtung eines anmassenden Kirchentums und Pfaffentums. D a g e g e n regt sich dann natürlich das Freidenkertum auf, also gegen das wiederbelebte Alte in positiver das wiederbelebte Alte in negativer Form, gegen den gläubigen der ungläubige Dogmatismus, gegen die Kirche der religiösen Theologen und Pfaffen die der irreligiösen. Diese Frucht jener Reaktionsbewegung ist nur zu natürlich — sie war durchaus zu erwarten. Und sie wird nicht nur bei groben Formen bleiben, sondern auch feinere, aber desto gefährlichere annehmen.

Dazu gesellt sich ein zweiter Faktor. In Ländern, wo die katholische und allfällig auch die protestantische Kirche noch eine vielleicht recht grosse gesellschaftliche Macht besitzen, oder doch bis zum Krieg und Kriegsende besassen, ist auch der Gegenschlag darauf, das Freidenkertum, eine lebendige Macht geblieben, ja, viel-

leicht erst recht geworden. Hier findet der Zorn der gedrückten und betrogenen Volksgenossen gegen die soziale Haltung der Kirchen im Freidenkertum den Ausdruck, der ihm allein zugänglich ist. Es wird besonders der Sozialismus in seinen verschiedensten Ausprägungen diese Form annehmen. Zwei Zeichen dieser Sachlage seien bloss genannt: die gewaltige neue Austrittsbewegung innerhalb des deutschen Protestantismus, die seinen Kirchen über eine Million Mitglieder geraubt hat, und die Tatsache, dass nach den Wiener Julitagen daselbst zehntausende zum Protest gegen die Haltung der Geistlichkeit, besonders des Prälaten Seipel, die katholische Kirche verlassen haben.

Und endlich: Mag auch das Freidenkertum in einem tieferen Sinne überlebt sein, so ist es eben, wie vieles andere, noch vorhanden als Rückständigkeit. Es gibt immer genug Leute, die im üblen Sinne unzeitgemäss sind. Sie trotten halt ihren alten Weg weiter, mögen auch Himmel und Erde erbeben. Auf der „frommen" Seite haben wir diese Art ja mindestens ebenso häufig und wundern uns schon auch etwa darüber.

Aus all diesen Gründen ist die Freidenkerei, obschon wesentlich und grundsätzlich überwunden, doch tatsächlich und auf der Oberfläche der Zeit noch vorhanden und ein wirkliches Problem.

So ist sie auch innerhalb des Sozialismus noch vorhanden. Und zwar vor allem hier. Denn die bürgerliche Welt in ihrer Angst vor der kommenden Enttronung flüchtet sich in den Schutz alles dessen, was als konservierende Macht erscheint (und dazu zählt ja von altersher die Religion) oder wo sie die Freigeisterei innerlich festhält, hütet sie sich doch eher davor, sich offen zu ihr zu bekennen. Wir bekommen dort infolge davon die Religion der „Neuen Zürcher Zeitung", des „Hottinger Lesezirkels" und ähnlicher Kirchen-Mütter und -Väter. Aber aus dem gleichen Motiv, nur jenseits der Barrikade, hält ein Teil des Sozialismus am Freidenkertum fest. Er tut es schon aus Opposition gegen jene bürgerliche Frömmigkeit. Weil er andere geistige Waffen gegen diese meistens nicht kennt, holt er sie bei der irreligiösen Gegenkirche. Das Freidenkertum seinerseits wirft sich, diese Sachlage erkennend, mit Vorliebe auf das Proletariat und beutet dessen Opposition gegen die vorhandenen Ordnungen für seine kirchlichen, d. h. gegenkirchlichen Zwecke aus. In Deutschland ist ein gewisses revirement des Freidenkertums offenbar auch als Gegenschlag zum Auftreten des religiösen Sozialismus zu erklären, der ja freilich, wenn er durchdränge, und in richtiger Form durchdränge, diesem sozialistischen Freidenkertum die Wurzel abschnitte, und zwar gerade dadurch, dass er das, was in jenem Wahrheit ist, erfüllte, nur eben von ganz anderen Voraussetzungen aus. Bei uns in der Schweiz mag der Kampf gegen die „Religiös-Sozialen" hin und wieder eine

ähnliche Wirkung haben. Zwar ist das Freidenkertum in den sozialdemokratischen Parteiorganen immerhin etwas zurückgetreten. Aber es bleibt doch eine gewisse Allianz der beiden Bewegungen bestehen. Das Freidenkertum tritt immer wieder als die natürliche, offizielle Religion der Sozialdemokratie auf. Dabei mag der Marxismus eine gewisse Rolle spielen. Dieser hat zwar, wie später noch gezeigt werden soll, mit Freidenkertum ursprünglich nichts zu schaffen, aber auf einen Umweg mag er doch zu dessen Stütze werden. Denn weil ja der Marxismus selbst vielfach eine Religion geworden ist, ohne doch in jeder Beziehung die Fragen zu behandeln, auf die man in der Religion eine Antwort sucht, so können gerade eifrige Marxisten dazu gelangen, mit ihrem Marxismus noch die Religion des Freidenkertums zu verbinden. In Bolschewismus endlich laufen alle die Motive, die zu dieser Gegen-Religion führen, zusammen. Er ist vielleicht die gewaltigste und furchtbarste Erhebung dieser Gegen-Religion, die die Geschichte gesehen hat, er ist dies vielleicht gerade auch darum, weil der bolschewistische Marxismus selbst auch wieder, auf seine Weise und auf seinem Gebiete, Religion ist. So steht in dem Kampf dieser sozialistischen Freidenkerreligion gegen die Kirchenreligion noch auf eine ganz besondere, weltgeschichtlich und religions-geschichtlich ungeheuer bedeutsame Weise eine Religion gegen die andere. Das Problem: „Sozialismus und Freidenkertum“ wird zu einem Teil jener Tragödie, die „Sozialismus und Christentum“ heisst, an der das Abendland verbluten oder genesen wird und die so vielen unter uns persönlich zur tiefsten Lebensnot und Lebenshoffnung geworden ist.

2. Die zwei Arten des sozialistischen Kampfes gegen die Religion. Prophet und Schulmeister.

Aber gerade der Kampf des russischen Kommunismus gegen die Religion zeigt uns, dass dieser Kampf überhaupt in zwei an Wert recht verschiedenen Formen auftritt. Es scheint mir unzweifelhaft, dass schon dieser russische Kampf gegen die Religion etwas Grossartigeres hat, als das vulgäre westliche Freidenkertum. Wir kommen damit auf eine Unterscheidung von äusserster Wichtigkeit.

Der Kampf des Sozialismus gegen die Religion ist an sich durchaus berechtigt, ja notwendig. Er liegt ebenso sehr im Interesse der Religion als des Sozialismus selbst. Der Sozialismus muss gegen eine Religion auftreten, welche die Todfeindin und dazu die Hauptfeindin dessen ist, was er selbst glaubt und erstrebt. Er muss, wenn wir unsere Formulierung bis zu diesem höchsten Punkte treiben wollen, einen Gott bekämpfen, der bloss der oberste Schutz aller bestehenden gesellschaftlichen Ordnung und die stärkste Weihe ihres Unrechtes ist. Dieser Kampf, der für den Sozialismus die tiefste Lebensnotwendigkeit ist, bedeutet

für die Religion den grössten Segen. Denn sie wird dadurch aufgerüttelt, aufgeweckt, zu ihrer eigenen Wahrheit zurückgeführt. *Was man dem Sozialismus also vorwerfen muss, ist nicht, dass er diesen Kampf führt, sondern dass er ihn nicht recht führt, und das bedeutet: dass er ihn nicht mit genügendem Ernst und Nachdruck, nicht leidenschaftlich genug führt und dass er ihn nicht mit den rechten Waffen führt.*

Dieser Kampf gegen die Religion lässt sich ja auch im Namen der *Religion*, sagen wir lieber: im Namen *Gottes* führen. Die ganze Bibel ist ein grosser Kampf gegen die Religion. Es ist der Kampf aller *Propheten*. So haben, um nur einige Zeitgenossen (im weiteren Sinne) zu nennen, in unseren Tagen Kierkegaard, Tolstoi und Blumhardt den Kampf gegen die Religion geführt. Das ist dann etwas anderes als Freidenkertum, das ist dann wirkliche Freiheit und Befreiung, das ist dann wirkliches Denken. Das unterscheidet sich von der vulgären Freigeisterei wie eine Schlacht von einem Wirtshauszank. So könnte der Sozialismus seinen Kampf gegen die Religion vom Boden der Religion aus führen, besser gesagt: er könnte dem offiziellen Christentum den Spiegel vorhalten, indem er es einfach an seinen eigenen ursprünglichen Sinn erinnerte. Es bedürfte dazu noch keiner Propheten und prophetischen Bewegungen im engeren Sinne des Wortes, obschon solche freilich einem derartigen Angriff erst die rechte Tiefe und Leidenschaft verliehen; es genügte das Empfinden und Wissen des einfachen Volkes von dem krassen Gegensatz zwischen dem, was Kierkegaard das „Christentum des Neuen Testamentes“ nennt und was Tolstoi und Blumhardt als solches (jeder auf *seine* Art) darstellten und dem wirklichen Zustand unseres Christentums, um einem sozialistischen Kampf gegen die Religion sein ganzes grosses Recht zu geben. Und wenn es dabei, aus begreiflichem Missverständnis, zu einem leidenschaftlichen Kampf gegen den Gottesglauben selbst käme, so könnte das etwas Grosses, Gesegnetes sein, wie ich denn meine, dass in diesem Sinne auch die Art eines Bakunin mit seinem Gotteshass einen grossen Stil habe.

Wir werfen dem Sozialismus nicht vor, dass er die Religion zu viel, sondern dass er sie zu wenig bekämpft, dass er sie zu lau, mit zu wenig Leidenschaft bekämpft. Die Religion ist eine Macht, die man entweder mit der Leidenschaft des Absoluten bekämpft oder gar nicht.

Wie führt denn der Sozialismus, besonders der marxistisch-sozialdemokratische, diesen Kampf? Er erklärt die Religion als Privatsache. Dabei aber ist die Meinung, die Religion sei keine ernsthaft zu bekämpfende Macht. Die Religion sei ein Produkt un-

serer wirtschaftlichen Zustände. Sie wurzle in dem Umstande, dass wir heute von diesen beherrscht würden, statt sie zu beherrschen. Das daraus entstehende Mysterium nenne sie Gott. Wenn daher einmal der Mensch Herr auch des Wirtschaftslebens geworden und dessen scheinbares Geheimnis damit verschwunden sei, dann verschwinde auch die Religion von selbst. Darum sei es eine Torheit, sie direkt bekämpfen zu wollen und alle Freidenkerei im Grunde eine bürgerliche Erscheinung. Auf Grund dieser Auffassung zahlt der Durchschnitts-Sozialdemokrat seine Kirchensteuer, schickt seine Kinder in den Religionsunterricht der Kirche, lässt sich selbst kirchlich trauen und beerdigen. Dass sich daraus ein durchaus unwahrer und unwürdiger Zustand ergibt, liegt auf der Hand. Entweder ist die Religion Wahrheit, dann muss ihr zugestimmt werden, oder sie ist eine ungeheure Lüge, und dann muss sie mit äusserster Leidenschaft bekämpft werden. Die übliche Methode der Sozialdemokratie aber ist ein Spielen mit dem Gewissen, das zu tiefster Demoralisation führen muss.

Das sozialistische Freidenkertum ist aber gerade aus dieser Spannung zu erklären. Es ist ein Ventil für sie. Man fühlt, dass etwas geschehen muss und macht nun in einer Bekämpfung der Religion mit falschen Waffen. Man befehdet diese nicht bloss vom Boden des Sozialismus aus (um von einem noch höheren Standpunkt zu schweigen), sondern schwingt gegen sie die verrosteten Waffen einer rein negativen und pseudowissenschaftlich orientierten Kritik, wie man sie im alten Arsenal der vulgären Aufklärung antrifft. Man stürzt sich auch mit Gier auf neue Waffen oder solche, die neu scheinen. Ernst Häckels „Welträtsel“ und Arthur Drew's „Christusmythe“, beides gerade wissenschaftlich betrachtet höchst bedenkliche Bücher, werden nacheinander zum Evangelium. An jedem christlichen Festtag muss sozusagen eine Konkurrenzpredigt dieser sozialistischen Freidenkerreligion in den Blättern stehen, die dieser Richtung dienen. Darin tritt an Stelle Gottes der Mensch und an Stelle seines Reiches der Sozialismus, oft unter berechtigter Kritik offiziellen Religionswesens, oft auch unter flacher und unverständiger Verhöhnung christlicher Heiligtümer. Innerlich unwahr sind diese Predigten der freidenkerisch-sozialistischen ungefähr im gleichen Masse wie die der „christlichen“ Kirche.[1]) Freidenkerliteratur wird bevorzugt, andere ignoriert. Die Apostel dieser Religion ziehen im Land herum und zeigen dem Proletarier, dass die Erde nicht in sieben Tagen entstanden und darum die Religion Schwindel sei. Es sind fast immer Leute ohne jede tiefere wissenschaftliche oder gar philosophische Bildung, auch wenn sie sich

[1]) Was etwa im Zürcher „Volksrecht“ bei solchen Anlässen ein sonst sehr verdienter Mann an wahrhaft kindischer Verhimmelung des Messias Sozialismus leistet, ist unglaublich.

sogar einen Doktortitel geholt haben. Je weniger sie aber wissen, desto grösser ist ihr Drang, ihre Aufklärung den Massen zu vermitteln.

So wird im Sozialismus aus dem prophetischen Kampf gegen die Religion der Kampf des Schulmeistertums. In dieser freidenkerischen Form ist er nichts anderes als eine der Formen der Verbürgerlichung, und zwar der Verspiessbürgerlichung, des Sozialismus.

3. Die Folgen des sozialistischen Freidenkertums.

Die Folgen dieses *falschen* Kampfes gegen die Religion sind bekannt. Sie sind ein schweres Verhängnis.

Einmal gerät dadurch der Sozialismus in eine schlimme *geistige Rückständigkeit* hinein. Er nimmt für neueste Wissenschaft, was weder Wissenschaft noch neu ist. Er gerät, in der Meinung, an der Spitze zu stehen, in den Nachtrab der geistigen Entwicklung. Damit kompromittiert er sich nicht nur vor dieser, sondern beraubt sich auch der vorwärtstreibenden Kräfte, die ihm aus ihr zuströmen könnten.

Aber viel schlimmer noch ist eine andere Folge: *Durch diesen falsch orientierten Kampf gegen die Religion stärkt er diese, statt sie zu überwinden* — er stärkt eine *falsche* Religion. Darum macht dieser falsche Kampf niemandem mehr Freude, als seinen heftigsten Gegnern: der katholischen Kirche und gewissen frommen Kreisen des Protestantismus. Diese leben förmlich von der Freidenkerei der Sozialdemokratie. Sie wären totunglücklich, wenn diese einmal aufhörte. Sie legen sich ganze Sammlungen freidenkerischer Aussprüche sozialistischer Führer und Zeitungen an. Ihre Mühlen ständen still, wenn sie nicht mehr diese Wasser darauf leiten könnten.

Aber der Schaden ist noch viel grösser: *Der Sozialismus beraubt sich durch diese Torheit eines grossen Teils seiner besten Werbekraft.* Wenn er bloss täte, was sein Auftrag ist: den Sozialismus verkündigte, als Botschaft neuer Gerechtigkeit für alles Volk, was für eine hinreissende Wirkung müsste das haben! Dann dränge er unaufhaltsam in alle Volkskreise ein, auch in das Lager der Bauern, ja, in die katholische Arbeiterschaft, überhaupt das katholische Volk. Das wissen am besten die Führer dieser gegnerischen Kreise. Nichts regt sie mehr auf, als wenn ein religiös orientierter Sozialismus auf der Szene erscheint. Sofort versuchen sie mit aller Kraft ihn schlecht zu machen oder ihm alle Bedeutung abzusprechen. Denn nur eines „atheistischen“ Sozialismus werden sie Meister. Der ganze Fluch der konfessionellen und überhaupt religiösen Zerrissenheit der Arbeiterbewegung stammt aus dieser Quelle. Und im Angesicht dieser Tatsache wagen Unverantwortliche immer wieder ihr Freidenkertum

für das Bekenntnis des ganzen Sozialismus auszugeben! Ein jeder dieser verkehrten Ergüsse der Freidenker-Religion, eine jede wirkliche Verletzung des religiösen Heiligtums, ist ein neuer Wall gegen den Sieg des Sozialismus, errichtet von Sozialisten selbst, die nicht wissen, was sie tun.

Fügen wir endlich noch hinzu, dass diese Haltung eine innere Schwächung des Sozialismus bedeutet, die man wohl einen Krebsschaden nennen könnte. Denn der Sozialismus lebt von der Wahrheit, die Unwahrheit vergiftet seine Wurzeln. Der Sozialismus lebt nicht von der Negation, er lebt von einem Glauben. Dieser Glaube aber muss seinerseits Wurzeln haben dort, wo allein Glaube entspringen kann: im Heiligen. Wenn der Sozialismus eines Tages, vielleicht mitten im äusseren Siege, doch sittlich und damit auch politisch und wirtschaftlich versagen sollte, so trüge daran eine Hauptschuld seine Verbindung mit der Religion der Freidenkerei.

Im Angesicht dieser Tatsachen und Erwägungen muss mit grossem Nachdruck die Frage gestellt werden: Sollen wir diese Verbindung noch länger dulden? Sollen wir noch länger zusehen, dass diese grosse, heilige, umfassende Sache, die uns der Sozialismus ist, von einigen Pfaffen dieser Freidenkerei missbraucht werde?

Machen wir uns den Sachverhalt endgültig klar.

Diese Erhebung des Freidenkertums zur offiziellen Religion der Sozialdemokratie ist durchaus illoyal und illegitim. Nicht nur verstösst sie gegen das Programm, das die Religion als Privatsache erklärt (sei nun diese Erklärung geschickt oder nicht), sondern sie widerspricht auch der Meinung des Marxismus. Wie ich schon angedeutet habe, sind Karl Marx und Friedrich Engels von ferne keine Freidenker. Sie verachten und verhöhnen die Freidenkerei und lehnen auch einen David Friedrich Strauss durchaus ab. Wenn sie selbst das Christentum ebenfalls ablehnen, so geschieht es, trotz starker Irrtümer, aus einer viel grösseren Tiefe heraus. Es steht fest: dieses Freidenkertum ist innerhalb der Partei durchaus illegitim.

Es ist aber auch im höchsten Grade illoyal. Es ist eine Vergewaltigung der vielen Andersdenkenden in der Partei. Denn es ist hinzuzufügen, dass zu dieser Partei heute sehr viele gehören, die sich durchaus zu Christus bekennen. Und da ist es nun schon eine starke Anmassung und eine, die mit sozialistischer Gesinnung nichts mehr gemein hat, wenn ein paar Adepten dieser bürgerlichen Freidenkerreligion, die zufällig Redaktoren von Parteiblättern sind, also von Blättern, die auch die Andern lesen müssen, sich erlauben, ihre sehr unmassgebliche Privatmeinung über diese Dinge der Partei aufzudrängen und dem Sozialismus damit den schwersten Scha-

den zufügen. Das ist ein Unfug schlimmster Art, der nicht länger geduldet werden darf. Die Freidenkerkirche soll nicht länger mit dem Sozialismus verbunden werden. Redaktoren, Parteiführer und gewöhnliche Genossen, die jener angehören, sollen in deren Organen ihre Meinung kund tun. Das wird ihnen niemand verwehren. Unsere Organe aber sollen sie damit verschonen. Das muss einmal deutlich gesagt werden. Und wir sind, wenn es nötig ist, durchaus entschlossen, diesem frevelhaften Unfug, der die Sache des Sozialismus so ungeheuer geschädigt hat, ein Ende zu machen. Damit ist's nun vorbei und soll's vorbei sein. Weg mit euch, ihr habt's nun lange genug getrieben![1])

4. Die Ueberwindung des Freidenkertums.

Es handelt sich aber selbstverständlich nicht bloss darum, dass die freche Anmassung einiger Halbintellektuellen, als Redaktoren oder in anderer Stellung ihre freidenkerische Unwissenheit einer grossen Partei, entgegen ihrem Sinn und zu ihrem Verhängnis, als offizielles Bekenntnis aufzudrängen, endlich einmal in ihre Schranken gewiesen, sondern, dass dieses Freidenkertum, besonders das sozialistische, innerlich überwunden werde.

Welches ist der Weg dazu? Welches sind die Waffen, die dieser Kampf erfordert?

Einmal: Man wird dieser falschen Aufklärung, die in Wirklichkeit eine Verdunkelung ist, die rechte entgegenstellen müssen. Es ist eine dringliche Aufgabe, den Sozialismus von dem Wahn zu befreien, dass diese Verbindung mit der Freidenkerkirche ihm heilsam und angemessen sei, ihm die Rückständigkeit und Flachheit dieser ganzen freidenkerischen Dogmatik, das Ungenügende, wissenschaftlich und philosophisch gleich Verkehrte einer sogenannten naturwissenschaftlichen Weltanschauung klar zu machen. Das ist gewiss auch eine der Aufgaben einer echten sozialistischen Bildungsarbeit. Zweifellos ist auf diesem Wege vieles zu erreichen.

Aber dieser Weg wird uns doch nur ein Stück weit führen können. Denn wir müssen nun die eigentliche Wurzel dieses sozialistischen Freidenkertums suchen. Diese Wurzel ist nicht in erster Linie eine rein intellektuelle Opposition gegen das kirchliche Dogma oder die Lehren des Christentums überhaupt, sondern die Entrüstung über die praktische Haltung des offiziellen Christentums, besonders seine Stellung zum Sozialismus und zu den sozialen Auf-

[1]) Auch dieses Uebel lebt, wie so manches andere, von unserer Feigheit. Wenn die nicht wenigen Leser solcher Blätter, die anders denken, sich die Propaganda der Freidenkerkirche in den sozialistischen Blättern energisch verböten und allfällig, wenn alles nichts hülfe, zur Kündigung des Abonnements schritten, würde diese Sache rasch besser.

gaben überhaupt. Ich verweise zur Begründung dieser Annahme nur auf zwei Tatsachen: die Stellung der englischen Arbeiterbewegung zur Religion auf der einen Seite und die fünfhundert Zeugnisse deutscher Arbeiter, die Piechowsky in seinem Buch vom „Proletarischen Glauben" gesammelt hat, auf der andern Seite. In England spielt das Freidenkertum innerhalb der sozialistischen Bewegung keine nennenswerte Rolle. Warum? Weil hier die christlichen Kräfte und Institutionen niemals so wie auf dem Festland für das Bestehende engagiert waren, sogar in besonders edlen und grossen Menschen und Bewegungen früh schon auf Seiten des Volkes standen. Jene deutschen Zeugnisse aber (denen diejenigen anderer kontinentaler Länder im wesentlichen entsprechen würden) zeigen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, dass die Ablehnung der Kirche und ihrer Lehre durch die Arbeiter in allererster Linie jenen praktischen Ursprung hat. Wir haben denn ja auch selbst stark betont, dass der Kampf des Sozialismus gegen die Religion (so verstanden) durchaus notwendig gewesen sei und immer noch bleibe.

Damit ist uns der Weg zur Ueberwindung des sozialistischen Freidenkertums noch besser gezeigt. Wir überwinden es, indem wir ihm recht geben. Das bedeutet: indem wir jenen praktischen Anstoss beseitigen, von dem es ausgeht. Lasset das Christentum, zu sich selbst gekommen, zum leidenschaftlichen Vorkämpfer nicht der Reaktion, sondern alles guten Fortschrittes, besonders aber der sozialen Gerechtigkeit werden, und das Freidenkertum der Arbeiterschaft wird sich sofort ins Nichts auflösen. Mit andern Worten: Lasset uns den Kampf gegen die Religion, der stets notwendig ist, der aber besonders vom Sozialismus aus notwendig ist, selber kämpfen, lasset ihn uns kämpfen gerade im Namen der Religion, besser: im Namen Gottes, im Namen der Propheten, im Namen Christi, im Namen der Bibel, lasset ihn uns kämpfen mit all der Tiefe, all der Wucht und Leidenschaft, die nur die Religion (vielmehr das Grössere, das wir meinen) verleiht, und jener falsche Kampf wird rasch aufhören. Oder noch anders ausgedrückt: Lasset uns echte Aufklärung schaffen, und die falsche wird davor verblassen wie ein Irrlicht im Sonnenglanz.

Zu dieser echten Aufklärung wird neben jener praktischen Umstellung, ja Revolutionierung des Christentums auch eine theoretische, eine neue Orientierung seiner ganzen Verkündigung, eine neue Art, sich zu den Problemen der Wissenschaft und Kultur zu stellen, sich gesellen müssen. Eine solche ergibt sich übrigens aus der notwendigen Umwälzung vom Zentrum her von selbst; jedenfalls ist auf Grund davon eine theoretische Aufklärung bei der Arbeiterschaft leicht, während sie ohne jene sehr wenig Wert hätte. Was aber die praktische Revolutionierung betrifft, so müssen

wir sie wirklich ganz praktisch nehmen. Wir müssen bedenken, dass der Proletarier heute zum grossen Teil in eine Welt gestellt ist, die ihn zum Kampf gegen die Religion förmlich herausfordert oder ihm doch jeder religiösen Negation leicht zugänglich macht. Die Fabrik, die rationalisierte Arbeit, die Mietkaserne, die Grosstadt sind Lehrer des „Freidenkertums“, die viel beredter predigen als dessen Apostel alle zusammen, und die diesen erst den Boden im Herzen des Proletariates bereiten. Nehmt den Arbeiter aus diesen gottlosen und Gottlosigkeit predigenden Verhältnissen heraus, kämpfet ihn heraus, helft ihm, sich heraus zu kämpfen, lasst ihn wieder das Bewusstsein erfüllen, dass er selbst nicht eine Maschine, sondern eine Seele ist, lasst Gott über den Mammon triumphieren und ihr habt das Freidenkertum am höchsten Punkt besiegt. Wo das Heilige praktisch verhöhnt und verraten wird, kann es theoretisch leicht bekämpft werden, wo es aber praktisch als Wirklichkeit lebt und empfunden wird, da bezeugt es schweigend und doch mit unwiderstehlicher Beredsamkeit sich selbst. Lasset in unserer Gesellschaft an Stelle des Geldes, das jetzt allein heilig ist, das vereinigte Heilige Gottes und des Menschen aufleuchten und ihr habt keinen Kampf gegen das Freidenkertum nötig.

Es liegt in alledem auch schon beschlossen, was wir jetzt noch als Drittes hervorheben wollen: Wir überwinden das Freidenkertum nur dann, wenn wir es verstehen. Eine Erscheinung verstehen, heisst aber, ihre Wahrheit verstehen. Und das bedeutet unter Umständen, sie besser verstehen, als sie sich selbst versteht. Denn gerade solche Erscheinungen, die mehr von Massen getragen werden, als von grossen Einzelnen, sind in jener Lage, auf die Carlyle immer wieder hinweist: sie können nicht „artikuliert“ sprechen, das heisst, sie können sich nicht richtig ausdrücken, sie meinen etwas anderes und etwas besseres als sie sagen.

Fragen wir uns denn noch einmal, welches denn der tiefste Sinn des Freidenkertums, besonders des sozialistischen ist, was wir an ihm besonders beachten müssen? Damit komme ich zum Schluss auf den Anlass dieses Aufsatzes. Ich meine nämlich, das sei eines der schönsten Verdienste der geistigen Arbeit unseres Freundes Oskar Ewald, dass er uns den tieferen Sinn und das Recht des Freidenkertums aufzeigt und beides bis zu seiner letzten Wurzel zurückführt. In seinem vor einiger Zeit veröffentlichten Buch über „Freidenkertum und Religion“[1]) geht er nicht darauf aus, das Freidenkertum als eine rein intellektuelle Sache zu erfassen und zu bekämpfen, sondern sucht vor allem sein praktisches Grundmotiv auf. Dieses findet er in seinem Streben, gegenüber einer religiösen Zwangsautorität die Freiheit des Menschen, die sich in einem

[1]) Im Rotapfelverlag, Zürich und Leipzig, erschienen. Es ist eine Erweiterung der Aufsätze, die im Jahrgang 1923 der „Neuen Wege“ zu lesen waren.

freien Denken ausdrückt, und gegenüber einem Gott, der die Negation des Menschen ist, überhaupt den Menschen, gegenüber einer Religion, welche die Welt dem Teufel und der Obrigkeit überlässt, das Recht und die Pflicht der Weltgestaltung und Weltveränderung auf das Gute hin zur Geltung zu bringen. Es ist das eine überraschende Wendung. Die meisten von uns werden dieses Recht nicht hinter dem Freidenkertum gesucht haben. Und doch meine ich, trifft Ewald damit den Nagel auf den Kopf. Ewald erweitert und vertieft mit seiner Deutung ganz ausserordentlich das Verständnis für die Erscheinung des Freidenkertums, welche gering zu schätzen wir geneigt waren und die auch vom rein intellektuellen Gesichtspunkt aus betrachtet gering geschätzt werden muss. Wir werden sie nun anders beurteilen und die zu Beginn unserer Erörterung von ihr vorläufig gegebene Definition erweitern und vertiefen müssen. Wir werden in ihr einen Teil des ewigen Kampfes erkennen, denn das Recht des Menschen gegen ein falsch gedeutetes Recht Gottes, anders gesagt: den der Mensch gegen die Religion führt. Nachdem diese Wahrheit des Freidenkertums anerkannt worden ist, kann dann Ewald auch seinen Irrtum aufzeigen, kann namentlich dem sozialistischen Freidenkertum nachweisen, wie gerade auf seinem Boden der Sozialismus nicht gedeihen kann. Und endlich langt er an jenem Punkt an, wo ja alle diese Probleme einmünden und sich lösen: während in der Religion Mensch und Gott, menschliche Freiheit und göttliches Walten, Jenseitsstimmung und Weltgestaltung, Geist und Materie, Autorität und Autonomie in einem ewigen Konflikt liegen, sind sie im Reiche Gottes eins. Hier wird von Gott aus der Mensch geschaffen und erlöst. Hier strömt das Jenseits ins Diesseits, der Geist in die Materie, hier wird Gott des Menschen wahre Freiheit und Würde. Hier ist auch die letzte Begründung alles Sozialismus gegeben.

Das alles wird bei Ewald auf seine eigene, immer gerechte, tiefe, gütige Art ausgeführt. Seine philosophische Begabung, seine umfassende menschliche Bildung, wie sein weites Herz und seine religiöse Tiefe befähigen ihn gleichermassen dazu, über dieses Problem ein wegweisendes Wort zu sprechen. Das kleine, aber gewichtige Buch wird allen, die gerade diesen Kampf zu führen haben, sei's bloss für sich, sei's für andere, eine unentbehrliche Waffe sein.

So hängt denn auch das Problem: Sozialismus und Freidenkertum aufs engste mit dem Grundproblem des Abendlandes zusammen: wie die Religion besiegt werde durch Gott, wie die, welche an sein Reich glauben, zu Gott kommen und die, welche an Gott glauben, zu seinem Reiche kommen. Die jetzt schon diese Synthese in sich vollziehen und darstellen, gehen einen schweren Weg; sie sind von rechts und von links, von der Religion und vom

Freidenkertum gleichmässig angefochten, aber es ist der Weg, auf dem allein die Antwort auf Fragen kommen kann, an denen das Leben der Welt hängt, und die grosse Tragödie der Christenheit sich in Versöhnung auflöst.

13. Juni. L. Ragaz.

Es sei bei diesem Anlass auch auf die andern Bücher Ewalds hingewiesen, besonders auf sein letztes grösseres Werk: „Die Religion des Lebens". (Basel, Kobers Verlag.) Wir hätten gerade diesem, in den „Neuen Wegen" nur kurz besprochenen Werke längst schon gern eine grössere Aufmerksamkeit gewidmet. Es behandelt in grosser Einfachheit und Klarheit der Darstellung alle Grundthemen des geistigen Ringens der Gegenwart und führt immer wieder zu wahren Goldlagern der Wahrheit. Ausführlich besprochen worden ist seinerzeit das andere Hauptwerk: „Die Erweckung!". Ganz besonders schätze ich persönlich die kleinere Schrift: „Die Wiedergeburt des Geistes", die für mich tatsächlich zu einem Erlebnis geworden ist.



Rundschau

Zur Chronik.

Es hat in diesen Wochen nicht an Ereignissen von grosser und grösster Tragweite gefehlt. Zu ihnen gehört wohl ohne Zweifel

der Einzug der Südchinesen in Peking.

Dieses Ereignis besitzt wohl vor allem eine symbolische Bedeutung gewaltigster Art. Denn es mag zwar nicht allzuviele unmittelbare Folgen haben; die Neuordnung dieses Riesenreiches, die nun kommen muss, mag noch durch allerlei Phasen gehen und schwere Kämpfe, wenn vielleicht und hoffentlich auch nicht blutiger Art, erfordern, aber als Symbol bedeutet es die Einigung Chinas, die Abschüttelung der Herrschaft der Weissen (die auch ein auf die Einnahme von Peking folgendes Manifest der Kuomingtang ankündigt); das Einrücken des fernen Ostens in eine gemeinsame Geschichte mit dem Abendland auf dem Fusse der Ebenbürtigkeit und damit die Erhebung Asiens und Afrikas überhaupt. Europa, unser altes Europa, wird vor dieser Perspektive zunächst sehr klein. Nur ein „neues Europa" wird der neuen Weltlage gewachsen sein. Es ist schon zeitgemäss, wenn das Bureau der zweiten Internationale ein ausführliches und radikales Programm für eine neue „Kolonialpolitik", d. h. eine neue Stellung Europas und Amerikas zu den bisher von ihnen unterdrückten und ausgebeuteten Völkern aufstellt. Hoffentlich kommt es nicht, wie so vieles Gute im Leben der Völker und Einzelnen, zu spät. Dass in jenem Manifest, das eine chinesische Unabhängigkeitserklärung bedeutet, zwar die Herrschaft der Weissen abgelehnt, aber die Hilfe der grossen Mächte beim Neubau Chinas willkommen geheissen wird, ist wohl auch Symbol einer letzten Möglichkeit.

Der Hamburger Warnfinger

in Form einer aus einem Giftgastank aufsteigenden, Tod und Verderben verbreitenden Wolke, der Welt zeigend, was ihr bevorsteht, wenn sie nicht sofort auf ihrem vielgestaltigen Höllenweg umkehrt, ist von vielen verstanden worden. Aber der furchtbare Feind dieses Geschlechtes ist die Vergesslichkeit. Durch irgend eine neue Sportsensation — vielleicht die Luftschiffkatastrophe der Italiener — wird Hamburg verdrängt, bis es eines Tages vertausendfacht wiederkehrt. Vieles weist ja darauf hin, dass wir neuen Katastrophen entgegengehen. Die Atmosphäre ist von dämonischen Elementen erfüllt. Das

bedeutet kein Fatum und kein Hindernis, unsere Pflicht zu tun. Mögen unsere Freunde durch unermüdliche Verbreitung der Tatsachen des Giftgaskrieges (die Oberst Wildbolz umsonst als blosse „Zeitungsgerüchte" zu entwerten versuchte) mithelfen, Hamburg im Gedächtnis der Menschen festzuhalten. (Flugschrift von van Embden, Schriften von Fräulein Wocker!)

Die deutschen Wahlen

darf man inzwischen als etwas Gutes buchen. Ihr Wert wird, wie schon in der letzten Chronik bemerkt worden ist, vor allem in der Aufrüttelung der bürgerlichen Welt bestehen. Schon merkt man überall etwas einer solchen. Auch bei uns in der Schweiz. Hier besonders als Folge der Zürcher Wahlen. Auch eine Aufrüttelung der Arbeiterschaft aus dem Stadium einer gewissen Ermattung und dumpfen Resignation könnten sie bedeuten. Beides wird freilich nur dann Dauer haben, wenn nicht wieder ein sozialistisches Versagen eintritt. Und das ist nun die Kehrseite dieser Entwicklung. Welch eine herrliche Gelegenheit hätte nun die deutsche Sozialdemokratie, entscheidend in die Weltpolitik einzugreifen, dadurch, dass sie durch ein „Ost-Locarno" den Brandherd im Osten auslöschte, das Militärbudget um zwei Drittel verkürzte, einen General v. Schönaich zum „Friedensminister" (anstelle des „Kriegsministers") machte, die Macht des Landjunkertums und des neuen, noch schlimmeren Industrie- und Finanzfeudalismus bräche. Die Räumung der Rheinlande und anderes müssten dann unmittelbar folgen. Auch eine grosse Stärkung des Völkerbundes. Da aber von dem allem wahrscheinlich nichts geschehen wird,[1]) lauert im Hintergrund schwere Enttäuschung, ja Katastrophe. Das Tragische ist eben, dass hinter dieser politischen Macht des Sozialismus nicht nur keine entsprechende wirtschaftliche, sondern auch keine genügende sittliche Macht steht. Trotzdem ist Enttäuschung und katastrophaler Umschlag auch kein Fatum und es ist doch Hoffnung, dass die begonnene Wendung weiter gehe, allgemein, nicht nur in Deutschland und — Zürich (!), wenn sie auch noch durch allerlei Phasen führen wird. Vielleicht dass das starke Wachstum des Kommunismus die deutsche Sozialdemokratie vor endgiltigem Versinken in eine sozialistisch gefirniste Bürgerlichkeit bewahren hilft. Und was die Weltpolitik betrifft, so wird eine Besserung der Atmosphäre zunächst doch wohl ein Ergebnis dieser Wahlen sein.

Als ganz besonders bedeutsam muss bei diesen Wahlen der Misserfolg des Zentrums betrachtet werden. Er fällt mitten in einen scheinbaren Siegeszug des Katholizismus! Es meldet sich in diesem Symptom die Bedeutung der sozialen und sozialistischen Entwicklung für den Katholizismus. Davon soll einmal ausführlich die Rede sein. Offenkundig ist, dass in gewissen Gegenden die katholischen Arbeiter in Scharen sozialistisch gestimmt haben. Ich bin sicher, dass im Vatikan und in anderen Zentren des katholischen Gedankens diese Tatsachen die gescheitesten Köpfe und wärmsten Herzen tief beschäftigt. Sie hätte auch dem Sozialismus etwas zu sagen, wenn er ihre Sprache richtig verstünde! Es eröffnen sich hier gewaltige Zukunftsperspektiven.

Dass der Sozialismus sich im Angesicht solcher Erfolge vor Siegesdünkel hüten muss, ist schon früher bemerkt worden. Solche Konstellationen können über Nacht ins Gegenteil umschlagen, namentlich wenn schwere Fehler gemacht werden. Ganz besonders zu warnen ist vor dem Konjunktursozialismus, der sich nun wieder einstellen wird wie Insektenschwärme nach einem warmen Sommerregen.

Und schliesslich sei nicht vergessen, dass im Hintergrund dieser sozia-

[1]) Ich sehe natürlich wohl ein — und deute es nachher an, — dass dem Können auch der verstärkten Sozialdemokratie bestimmte Schranken gesetzt sind. Die Frage ist bloss, ob ihr Kampf nicht radikaler sein könnte.

listischen Erfolge die Entschlossenheit der abtretenden Klasse, sich um jeden Preis zu behaupten, als Faschismus sich stärker emporreckt.

Der Prozess in Kolmar

hat einen üblen, aber doch nicht allzu üblen Ausgang genommen. Die erfolgte Verurteilung von einigen Führern der Autonomisten war offenbar mehr formaler Natur. Sie sollte das Gesicht wahren. Soeben wird gemeldet, dass die zwei bedeutendsten unter ihnen, Dr. Ricklin und Lehrer Rossé, vorläufig in Freiheit gesetzt und am französischen Nationalfest begnadigt werden sollen. Auch sprechen allerlei Zeichen dafür, dass Frankreich aus der Sache etwas gelernt hat und gesonnen ist, das Eigenleben des Elsass nicht mehr so wie bisher anzutasten. Dem Regionalismus, der nur eine besondere Form des Föderalismus ist, gehört die Zukunft. Er wird gleichsam den notwendigen Gegenpol zu jener kosmopolitischen Zentralisation bilden, die auf ihrem Gebiet ebenfalls unumgänglich ist.

Dem Elsass müssen dabei seine Freunde raten, im Interesse seiner guten Sache, auch seines rechten Verhältnisses zu Deutschland, alle Verbindung mit alldeutschen Bestrebungen entschlossen zu vermeiden. Man hat doch den Eindruck bekommen müssen, dass gewisse Autonomisten in dieser Beziehung nicht ganz sauber gewesen seien. Der Schreibende hat öfters einzelne Nummern ihrer Organe gelesen und durchaus den Eindruck gehabt, hier rede alldeutscher Geist und jedenfalls eine recht unverständige Franzosenfeindschaft. Auf diesem Weg wird die Berufung des Elsass traurig verfehlt. Caeterum censeo: die politischen Grenzen müssen entwertet werden!

Der Völkerbund,

dessen Ansehen in den letzten Monaten nicht gerade gestiegen ist (was sich aber wieder ändern kann und soll), hat durch seinen „Rat“ die St. Gotthard-Affäre (die italienischen Waffenlieferungen an Ungarn) wieder mit einem Minimum von Charakter behandelt. Ein solches Verhalten ist eine Ermunterung aller Verhöhnungen seines Geistes und seiner Satzungen. Möge der neue Wind, der sich über der Welt zu erheben scheint, bald in die schlaffen Segel dieses Schiffes fahren!

Friedenszeichen

gibt es auch neben den Wahlen mancherlei. Die Bewegung auf Aechtung des Krieges geht weiter. Sie wird freilich nur Frucht tragen, wenn sie bloss als ein Anfang betrachtet wird, dem von Seiten Amerikas weiteres folgen wird. Sonst hätten wir nur einen Selbstbetrug mehr.

Aus Mexiko kommen Meldungen von einem Friedensschluss zwischen Staat und Kirche. A propos: Ein Protest gegen die von dem dortigen politischen Regime gegen die Kirche verübten Gewalttaten und Greuel, wie ihn katholische Kreise heftig verlangen, ist uns anderen deswegen unmöglich, weil wir Recht und Unrecht in dieser Sache nicht überschauen. Sicher hat die Regierung Calles allerlei Arges auf ihrem Schuldkonto, ob aber auf dem mexikanischen Katholizismus nicht auch solche Schuld liegt, vielleicht noch grössere, aus der vielleicht die andere zu erklären wäre? Einen dringend notwendigen sozialen Emanzipationskampf scheint Calles eben doch zu führen. Vielleicht ist ein ernstes Selbstgericht der mexikanischen Kirche heilsamer, als schlecht orientierte Proteste zu ihren Gunsten. Soweit Calles im Unrecht ist, wird er der Nemesis nicht entgehen.

Als gutes Zeichen muss man doch wohl auch Mussolinis neueste grosse Rede einschätzen. Zum mindesten scheint er gemerkt zu haben, dass er mit wildem Bramarbisieren der Welt nur wenig imponiert. Für sehr wichtig halte ich seine Erklärung in Bezug auf die Schweiz: „Die Beziehungen zur Schweiz sind wirklich sehr herzlich und freundschaftlich. Der Freundschaftsvertrag von 1924, der formell nur für zehn Jahre gelten soll, ist von

uns für ewig erklärt worden. Diese Linie der italienischen Politik bleibt fortwährend gleich. Die Tätigkeit einiger unverantwortlicher Kreise, die diese Beziehungen stören könnte, ist schon lange beendet. Italien hat ein fundamentales Interesse am Bestehen einer freien, unabhängigen und neutralen Schweiz. Was seinen in Bezug auf die Rasse und Sitten des italienischen Kantons Tessin betrifft, so ist es für Italien sehr wichtig, dass er ein integrierendes Element der helvetischen Eidgenossenschaft bildet. Mögen die Individuen, welche die Gewohnheit haben, einem Schatten einen Körper zu verleihen, Kenntnis nehmen von dieser klaren, feierlichen und unumstösslichen Erklärung."

Ich glaube in der Tat, dass diese Worte Mussolinis ernst zu nehmen sind. Er hat ja gewiss „realpolitische" Gründe genug, so zu sprechen. Nun sollten aber unsere bürgerlichen und sozialistischen Abrüstungsgegner wirklich aufhören, uns immer wieder die Mussolinische Gefahr als Popanz vorzuhalten. Freilich, wenn Lenin und Mussolini nicht mehr schrecken — an welchen Nothelfer sollen sie sich dann wenden?

Eine Konferenz des deutschen Zweiges des Freundschaftsbundes der Kirchen in Heidelberg (26. bis 29. April) hat einige erfreuliche und radikale Aeusserungen aus kirchlichen Kreisen (die man sich leider noch als klein denken muss) zum Problem: „Christentum und Krieg" gebracht.

Das deutsche Friedenskartell hat (am 30. April) einer Resolution über die Aechtung des Krieges durch die Reichsverfassung zugestimmt, worin der Satz steht: „Kein Deutscher darf zu militärischen Dienstleistungen gezwungen werden."

Die schweizerische Offiziersgesellschaft hat am 17. Juni beschlossen, Massnahmen gegen das Umsichgreifen des Antimilitarismus zu treffen und schon eine Broschüre herausgegeben. Diese ist schlecht, aber das Zeichen, das in diesem Vorgehen liegt, ist gut. Wir heissen diese Konkurrenz in der Propaganda für den Antimilitarismus herzlich willkommen.

Der aus dem Weltkrieg berühmte deutsche Jagdflieger Hauptmann Boelke erklärt in der „Frankfurterzeitung" angesichts der Hamburger Katastrophe allen Krieg für Wahnsinn.

Schlechte Zeichen

gibt es auch. Ein solches ist die Ankündigung der erwarteten Vorlage für die Verstärkung unserer Militärfliegerei im Ständerat. Immerhin nur zu, das Volk wird seinen Spruch dazu sagen.

Der Prozess wegen der behaupteten Machinationen im Donetzbecken gegen die Sowiet-Republik lässt in allerlei ungute Hintergründe blicken. Gibt es wirklich die Konspiration gegen Russland auch in dieser Form?

Viktor Basch, der Präsident der tapferen, wenn auch nicht unfehlbaren französischen Ligue pour les droits de l'homme, hat in Deutschland einen aufrichtigen, aber der wirklichen Verständigung dienenden Vortrag gehalten und ist von der nationalistischen Presse schwer beschimpft worden.

Soziales.

Professor Schmalenbach von der Universität Köln, eine Autorität in der „Betriebskunde", erklärte, dass die industrielle Entwicklung das Element der privaten Leitung und Initiative immer mehr ausschliesse und darum bald der Staat dazu kommen müsse, die Wirtschaft unter seine Kontrolle zu bringen! Wo bleibt da die gegen den Sozialismus immer wieder geltend gemachte „Wirtschaftsfreiheit"?

Aus einem Bericht über die Jerusalemer Missionskonferenz: „Bedenklich erschien uns Deutschen die starke Betonung der sozialen Seite der christ-

lichen Botschaft." Ja, das ist schon sehr bedenklich. Welche Gefahr für das Evangelium, wenn Kapitalismus und Krieg nicht mehr wären!

„Italia" und so fort!

Das Hamburger Memento ist vor allem durch die Affäre des italienischen Luftschiffes verdrängt worden. Beides gehört aber im Grunde zusammen. Die italienische Nordpol-Expedition war ein echtes Kind der technischen Besessenheit unserer Zeit. Sie sollte dem Imperium Romanum Mussolinis einen neuen Glanz verleihen. (Auf dem „Nordpol" wurde übrigens neben der italienischen Fahne auch das Kreuz abgeworfen!) Und nun muss alle Welt sich aufmachen, um die armen Gescheiterten wenn möglich aus dem Eistod zu retten. Sollte das nicht auch eine Warnung sein? Sollte es nicht ein Symbol dessen sein, was der Menschheit bevorsteht, wenn sie auf dem Weg des technischen Götzendienstes weiter geht? Werden wir dann eines Tages nicht alle in der geistigen Eis- oder Sandwüste anlangen?

Die Warnungszeichen häufen sich. Das Raketen-Auto, das 200 Kilometer in der Minute fährt und das zu einem Raketen-Flugzeug werden soll, das in ein paar Stunden, über der Erdatmosphäre dahinschiessend, von Europa nach Amerika gelangen soll, ist auch ein solches Memento. Es zeigt uns, was für furchtbare Kräfte heute in die Hand eines Menschen gegeben sind, der weniger als je eine Generation die sittlichen Voraussetzungen erfüllt, an die ein richtiger Gebrauch dieser Kräfte gebunden wäre. Solche Werkzeuge, oder analoge, können ja auch als Kriegs- und Zerstörungsmittel unausdenklich furchtbarer Art gebraucht werden. Aber die Menge staunt, tief vom Götzendienst befangen, solche „Wunder des Antichrist" an, und vor allem tut dies die Jugend, zum Beweis dafür, wie töricht es ist, zu meinen, die Jugend als solche sei im Besitz der rettenden Zukunftswahrheit. Sie dient vielmehr — Ausnahmen abgerechnet — mit besonderem Eifer den neuesten Götzen.

Einiges Schweizerisches.

Die zürcherischen und wohl auch die deutschen Wahlen haben schon Früchte gezeitigt. Und zwar besonders unter dem Einfluss der Tatsache, dass wir im Herbst Wahlen in die Bundesversammlung haben. Die Wahlen, ja die Wahlen, wenn die nicht wären! Plötzlich taucht die Altersversicherung aus ihrem Grabe auf. Es ist allzu nahe liegend, diese Auferstehung der Angst vor der Kritik der Wähler an den sozialen Taten des Freisinns zuzuschreiben. Auch wollen wir abwarten, ob etwas Rechtes dabei herauskommt.

Aus einem andern Geist stammt eine Aktion von Adrian von Arx, dem Dichter des „Helfer". Er hat im Nationalrat eine Motion eingereicht, welche gesetzlichen Schutz für die Koalitionsfreiheit der Gewerkschaften gegen die Unterdrückung durch die Unternehmer fordert, etwas, was es bei uns noch nicht gibt. (Nur für eine Lex Häberlin fand man im Bundeshaus den Elan!)

„Es sind die Unternehmer nicht gut beraten, welche glauben, den gewerkschaftlichen Zusammenschluss der Arbeiter aufhalten zu müssen. Die Gewerkschaften sind aus der Industriewirtschaft herausgewachsen, wie die mächtigen Fabrikräume, die weiten Maschinenhallen, die hohen Kamine. In den Gewerkschaften wirken nicht die Mächte der Zerstörung, sondern der Erhaltung und des Aufbaues. Sie verhindern, dass die Seele, die Person des Arbeiters in dem Riesenmechanismus der Industrie untergeht. Sie befestigen den Boden der Industriewirtschaft, indem sie Uebelstände beseitigen. Sie sind bestimmt, auf ihren Schultern die Industriewirtschaft der neuen Zeit tragen zu helfen. Man muss sich die Augen verschliessen, um die schöpferische Tätigkeit der Gewerkschaften nicht heute schon wahrzunehmen. Aus der Dumpfheit des Daseins haben sie die Massen erweckt und zu denkenden, strebenden Menschen erzogen. Sie werden auch bei dem weitern Teil der Aufgabe nicht versagen, der darin besteht, die Verantwortung für das Schick-

sal der Industrie mit zu übernehmen. Die Mitbestimmung muss zur Mitverantwortung führen.

Es ist nicht zu verkennen, dass in der Gewerkschaftsbewegung ein Teil Kulturgeschichte, ein Teil Menschheitsgeschichte sich vollzieht. Der Staat darf nicht länger säumen, die Bedeutung der Gewerkschaft auch in der Gesetzgebung zum Ausdruck gelangen zu lassen. Die gesetzliche Gewährleistung der Koalitionsfreiheit wird bewirken, dass die Arbeiter das Vertrauen gewinnen, von dem Koalitionsrechte Gebrauch zu machen. Sie wird auch die Unternehmer davon abhalten, Arbeiter, die sich für die Gewerkschaft einsetzen, zu verfolgen und zu ächten."

Solche Worte sind in unserer Bundesversammlung aus nichtsozialistischem Munde schon lange nicht mehr gehört worden. Wenn sie mehr gehört würden, und nicht nur in Bern, würde sich das Bild unseres Volkslebens bald ändern. Der „Helfer" ist offenbar nicht „bloss" ein Gedicht!

Weniger erfreulich war die Debatte über die dem Genfer Institut International des Hautes Etudes zu gewährende Subvention von jährlich 35,000 bis 60,000 Franken. Dieses Institut ist eine mit dem Völkerbund in engster Beziehung stehenden Akademie, an der ausgezeichnete Gelehrte aus allen Ländern internationale Probleme des Rechts und des Wirtschaftslebens behandeln. Eine eidgenössische Subvention dieser Einrichtung, die unserem Lande zur Zierde gereicht, versteht sich für jedes anständige schweizerische Denken von selbst, und dies um so mehr bei einer Versammlung, die für den Schwindel einer Olympiade 120 000 Franken bewilligt hatte. Aber wenn man so dächte, hätte man nicht mit der Tatsache gerechnet, dass der heutige Schweizer in geistigen Dingen keine einzige so zähe und ausdauernde Leidenschaft besitzt, als Hass und Liebe — besonders Hass! —, die mit der Parteinahme für ein fremdes Volk zusammenhängen. So waren es, neben einigen neidischen Kantonsmagnaten, einige verbissene Feinde des Völkerbundes, die diesen aus Liebe zu „Potsdam" hassen — darunter auch „Sozialisten"! — an deren Opposition diese Selbstverständlichkeit beinahe gescheitert wäre. Diesmal hatte Motta recht, wenn er sich über eine solche Gesellschaft entrüstete, die aus kantonaler Herzverengerung oder aus verbissener Leidenschaft für das, was sie als das Interesse eines fremden Volkes betrachten, die Schweiz verraten. Es ist unser Fluch, dass die Leute dieser Art unter den Intellektuellen so zahlreich sind. Gottlob hat der Rat mit einer kleinen Mehrheit diese drohende Schande abgewendet; dass zu diesem Endergebnis einige welsche Sozialisten wirksam beigetragen haben, ist ein gutes Zeichen.

Nekrolog.

In Dänemark ist Nina Bang gestorben, eine sozialistische Führerin von grosser Tüchtigkeit und bedeutenden menschlichen Eigenschaften. Der Schreibende erinnert sich dankbar daran, wie sie ihm unmittelbar nach der „Eroberung" Kopenhagens durch den Sozialismus, dessen stolzes Rathaus, worin sie als Delegierte und Beamtin waltete, gezeigt hat.— Der frühe Tod Max Scheelers musste auf solche, die am Geisteskampf der Gegenwart teilnehmen, einen tiefen Eindruck machen. Er war ein rechter Spiegel der Unrast unserer Tage. Von Geburt Jude, dem Sozialismus zeitweilig nahe stehend, hat er sich dann stark dem Katholizismus zugewendet, um zuletzt wieder auf andere Bahnen einzuschwenken. Im Denken wie im Leben eines tiefsten Haltes entbehrend, hat er doch viele wahre und wichtige Dinge gesagt und eine Leidenschaft des Geistes gezeigt, die immer zu ehren ist. — Wie ganz anderer Art wieder war unser väterlicher Freund Louis Ferrière, der vor kurzem, im Patriarchenalter stehend, sein Seherauge geschlossen hat. Denn ein Seher war er, das war offenbar sein tiefstes Wesen. Mit diesem Seherauge hat er in die apokalyptische Welt unserer Tage geschaut, die freilich ein solches Auge verlangt, und hat es getan mit all der innern Spannung, die eine solche Begabung und Berufung mit sich

bringt. Die religiös-soziale Bewegung hat er zeitweilig — ob bis zum Ende, weiss ich nicht — mit grosser Sympathie betrachtet und dem Schreibenden viel persönliches Wohlwollen zugewendet, wofür dieser in der Arbeits- und Kampfesnot dieser schweren Zeiten seine Dankbarkeit nicht so zeigen konnte, wie er es gern gewollt hätte. Desto unzerstörbarer wird sie sein. Möge eine monumentale Biographie den Sinn und Wert diese Lebens für kommende Zeiten festhalten und herausarbeiten! 14. Juni.

Sozialismus und Marxismus. Wie sehr ein Sozialismus, der als lebendiger erscheint, das heisst: aus der toten Systems-Phraseologie heraustritt, die Geister in Bewegung bringt, zeigt das Schicksal meines Aufsatzes über „Bauer und Sozialismus". Er hat mir, neben viel Zustimmung, auch allerlei Entgegnungen von bürgerlicher und sozialistischer Seite eingetragen. Was die bürgerlichen Entgegnungen anbetrifft (ich denke an die der Presse), so sind sie selbstverständlich gehässig und voll Entstellung meiner Auffassung. Darüber kann man sich ja leider nicht verwundern. Es geht aber aus diesen Entgegnungen vor allem Eins hervor: die schwere Angst, dass es wirklich einen Sozialismus geben könnte, der auch das Bauerntum ergriffe. Und das ist nun sehr interessant, dass ausgerechnet auch die „Berner Tagwacht", die sich ja sozialistisch nennt, auch eine Entgegnung bringt. Hier polemisiert ein wirklicher oder fiktiver „Bergbauer" gegen mich vom — marxistischen Standpunkt aus und bringt allerlei vor, was mit meinem Aufsatz grösstenteils nichts zu tun hat und was eher zu Ernst Laur als zu Karl Marx führt. Interessant an diesem Erguss ist, dass diesen Sozialisten der „Tagwacht" offenbar mein Sozialismus ebenso wenig behagt, wie den Bürgerlichen. Und beide Gegner gehen ja Hand in Hand, hier wie überall. Dass der „Tagwacht"-Sozialismus nicht das Bauerntum erobert, ist freilich sicher.

Dies führt mich zu der zweiten Beobachtung, die ich auch bei diesem Anlass wieder mache. Es zeigt sich bei all unsern bürgerlichen Gegnern (die darin wieder mit den sozialistischen Hand in Hand gehen) das krampfhafte Bestreben, den Sozialismus mit dem Marxismus und gleichzeitig mit Atheismus, Materialismus, Gewaltpoltik zu identifizieren. Offenbar haben sie das starke Gefühl, dass sie nur einem derartigen Sozialismus gegenüber Aussicht auf Sieg haben. Und einige der sogenannten führenden Genossen tun ihnen auch wirklich den Gefallen, einen solchen zu vertreten. Sie sind die weitaus wirksamsten Bekämpfer des Sozialismus und Bundesgenossen seiner Gegner.

Diese Identifizierung von Sozialismus und marxistischer Dogmatik hat man besonders auch im Kampf gegen die Tscharnersche Schrift über „Bauernsozialismus" angewendet. Man tut dabei, als ob es weiss nicht was für ein Betrug, wenn nicht eine soziologische Unwissenheit wäre, wenn man gewisse alte bäuerliche Einrichtungen oder auch das moderne Genossenschaftswesen, seinem Prinzip nach, „Sozialismus" nennt. Aber ich wiederhole: die Unwissenheit und Unklarheit ist auf der andern Seite. Es muss einer von der ganzen Geschichte des Sozialismus auch keine Ahnung haben, oder er muss mit Absicht und Bewusstsein seine Leser irreführen, wenn er zu behaupten wagt, der Sozialismus sei mit dem Marxismus identisch. Einer solchen Unwissenheit oder Unehrlichkeit gegenüber wäre jedes Wort verloren. Aber es ist für die Taktik des Sozialismus ausserordentlich wichtig, dies einzusehen: mit der marxistischen Parteidogmatik getrauen sich die Gegner des Sozialismus fertig zu werden, einem lebendigen, ethisch oder gar religiös begründeten Sozialismus gegenüber fühlten sie sich verloren. Man kann nicht genug auf diese Tatsache hinweisen.

Was gilt nun? 1. Robert Grimm hat an der Pfingsttagung der sozialistischen Jugend nach offenbar korrekten Zeitungsberichten u. a. folgendes gesagt:

„In dieser Zeit, wo der junge Mensch werden und blühen soll, kommt noch das Vaterland und fordert sein Opfer von der Jugend. Nicht genug des Unrechts und der Gewalt, soll die Jugend noch zum Menschenmord gedrillt werden, weil es der Profithunger einiger hundert Mörder in Frack und Zylinder so haben will. Und der Allgott Völkerbund in Genf gibt seinen Segen darein. Die jüngste furchtbare Giftgaskatastrophe in Hamburg, bei der nur eine ganz geringe Menge Gas durch eine technische Unvollkommenheit entweichen konnte und über die friedlich arbeitende Stadt hinschlich, einige Menschen tötete und mehr als 50 mit dem Tode bedrohte, zeigte, wohin der Wahnsinn eines neuen Krieges führt. Das grauenhafte Verbrechen des Mordes von Millionen blühender Menschenleben innert wenigen Stunden ist das letzte Wort der bürgerlichen Kultur und Wissenschaft!“

Das sagt der Jugend der gleiche Mann, der im Namen seines „Marxismus“ mehr als irgend ein anderer die Friedens- und Abrüstungsbewegung der Schweiz gehemmt hat! Was soll nun gelten?

2. Von Ernst Nobs wird anlässlich einer Debatte über den Kampf gegen den Faschismus in der Schweiz im Nationalrat berichtet: „Nobs hält am unbedingten Recht der freien Meinungsäusserung in der sozialdemokratischen Presse fest.“ („Volksrecht“, 6. Juni). Gilt dies auch für die Genossen? Und was versteht Nobs unter „freier Meinungsäusserung?“

Zur Lage in China. 1. Die internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit hat den sehr guten Gedanken gehabt, eine kleine Delegation nach China zu senden. die mit den dortigen Kreisen geistig erwachter Frauen anknüpfen, ihnen die herzliche Sympathie ihrer Schwestern in Europa und Amerika aussprechen und sich an Ort und Stelle über den Stand der Dinge unterrichten sollte. Sie wurden am Anfang mit einigem Misstrauen aufgenommen, sobald aber ihre edle und lautere Absicht deutlich wurde, fand sie an den meisten Orten dankbares Entgegenkommen. Es zeigte sich wieder, wie empfänglich diese Menschen immer noch sind, wenn ihnen bei uns ehrliches Wohlmeinen auf Grundlage der Anerkennung ihrer Ebenbürtigkeit und Gleichberechtigung entgegentritt. Gross ist das Elend überall. Die blutige Gewalt herrscht schrankenlos. Kommunisten und bürgerliche Nationalisten unterscheiden sich darin auf keine Weise. Die Köpfe sitzen lose, Männer und Frauen werden ohne irgend einen Grund und ohne irgend ein Urteil auf den Wink oder Befehl dieses oder jenes Machthabers zu Tausenden hingeschlachtet. Die Soldaten treiben den stets rückständigen Sold durch Plünderung der Zivilbevölkerung ein, die ihrerseits zur bewaffneten Notwehr greift. Die Anarchie ist vollständig. Mit dem Kommunismus scheint es vorläufig aus zu sein, dagegen ist die nationalistische Bewegung entschlossen, ihr Werk zu Ende zu führen.

Inmitten dieses Chaos von Blut und Elend regen sich doch überall die neuen Kräfte: in der Erziehung, der Industrie, der Hygiene, der sozialen Fürsorge. Wenn einmal Frieden sein wird, dann wird auch diese Aufbauarbeit erst ihr Werk tun können. Was die klarsehenden chinesischen Frauen von ihren westlichen Schwestern verlangen, ist Folgendes:

1. Sie sollen zur Unterdrückung des Handels mit Waffen und Opium mithelfen; 2. sie sollen helfen, den westlichen Ländern die Lage Chinas und die Nöte, an denen es leidet, zu verstehen; 3. sie sollen helfen, die Verträge, die auf dem Grundsatz der Ungleichheit von Chinesen und Fremden beruhen und überhaupt alle Privilegien der Fremden zu beseitigen. Man sieht, dass diese Forderungen mit denen der Panasiatischen Konferenz stark übereinstimmen. Dabei ist man vernünftig genug, einzusehen, dass dies nicht auf einmal, sondern nur nach und nach geschehen kann, was natürlich besonders von der Rückkehr der sogenannten Konzessionen unter chinesischer Staatshoheit gilt.

Das Vorgehen der Frauenliga ist vorbildlich. Warum versucht der nichtkommunistische Sozialismus nicht Aehnliches?

2. Die sehr tapfere und aktive deutsche Sektion der Frauenliga stellt bei der Exekutive folgenden Antrag:

1. Beim Völkerbundsrate sofort dringenden Protest einzulegen gegen den Einmarsch japanischer und eventuell anderer Truppen in China und die Besetzung chinesischer Gebietsteile;

2. den Völkerbundsrat zu ersuchen, Vorkehrungen zu treffen, dass kein Mitglied des Völkerbundes mit Waffengewalt in innere Angelegenheiten eines anderen Mitgliedstaates des Völkerbundes eingreift oder unter irgend welchen Vorwänden über Gebietsteile desselben Besitz- oder Nutzungsrechte ausübt;

3. den Völkerbundsrat zu ersuchen, darauf hinzuwirken, dass die Mitglieder des Völkerbundes etwaige Konflikte mit oder Ansprüche an China vor dem Internationalen Gerichtshof geltend machen und sich dessen Entscheidung unterwerfen.

Zu den französischen Wahlen. Bei Anlass der französischen Wahlen gewinnt ein Artikel, den Förster unlängst in der „Menschheit“ veröffentlicht, ein besonderes Interesse. Er hat aber auch eine allgemeinere Bedeutung. Förster schreibt unter dem Titel: „Die innere Krise in Frankreich“:

Seit einer Reihe von Monaten bringen fast alle Zeitungen Artikel über „die kommunistische Gefahr“ in Frankreich. Gibt es eine solche Gefahr? Was ist das Wesen und die Grösse ihrer Drohung?

Kürzlich sollte in der Bretagne ein Kriegerdenkmal enthüllt werden. Der Lehrerverein der Gegend teilte dem Präfekten mit, er werde sich an der Feier nicht beteiligen, wenn nicht alles „Patriotische“ ferngehalten werde. Statt „für das Vaterland gestorben“ müsse es heissen: „Opfer des grossen Krieges“. Der Präfekt musste nachgeben. Ueber 12 000 Lehrer sind heute eingeschriebene Mitglieder der kommunistischen Partei. Der Kommunismus arbeitet mit jakobinischen Traditionen und mit Moskauer Methoden. Er unterwühlt die Armee und die untere Beamtenschaft. Er bemächtigt sich gewisser Kreise der Intellektuellen und leuchtet plötzlich wie ein St. Elmsfeuer auf dieser oder jener Spitze der künstlerischen Elite Frankreichs. Duhamels Bericht über die Eindrücke seiner Reise nach Moskau ist ein charakteristisches Zeichen dieser Sympathien.

Um dies alles zu verstehen, muss man wissen: Der französische Kommunismus ist trotz des äusseren Zusammenhangs mit Russland weit mehr französisch als russisch und gerade darin liegt seine Stärke. Die deutschen Kommunisten sind keine Gefahr, weil sie russischen Import bedeuten; in Deutschland ist kein Boden weder für die Moskauer Theorie noch für die Moskauer Methode. Hätte sich die Sozialdemokratie nicht gänzlich verbürgerlicht, so gäbe es überhaupt keine kommunistische Partei in Deutschland.

Der französische Kommunismus ist ebensosehr ein Wiederaufleben der französischen Revolution wie der italienische Faschismus die Renaissance des Römertums ist. Das neuere Frankreich hat ja doch seine ganze politische, moralische, wirtschaftliche, geistige Existenz von jener Revolution her datiert; die Lava des Vulkans ist erstarrt, man hat Häuser und Gärten und bürgerliche Ordnungen darauf erbaut; aber das politische und ethische Bekenntnis zum grossen Vulkan wirkt fort, und es brauchen nur grosse nationale und soziale Krisen zu entstehen und sofort wird sich der alte Krater von neuem öffnen: die grosse Revolution wurde niemals innerlich überwunden und durch etwas Reiferes und Tieferes ersetzt, sie wurde nur durch Cäsarismus, Reaktion und bürgerliches Behagen zugedeckt — in den Tiefen der neufranzösischen Seele aber lebt sie fort — und im Kommunismus beginnt ihre alte Lava aufs neue zu kochen.

Es kommt noch eine andere Kraft und Tradition der französischen Seele hinzu, die älter ist als die grosse Revolution und ohne die auch die grosse Revolution selber nicht ihre weltgeschichtliche Kraft gehabt hätte: Es ist der radikale Grossmut und der grossmütige Radikalismus im Franzosen, die leidenschaftliche Ungeduld, mit der seine Idee sich die Wirklichkeit zu unterwerfen drängt, die Zerstörungswut gegenüber der Unwahrheit und Ungerechtigkeit. was heute viele Träger des echtesten „esprit gaulois“ sich in den Kommunismus verirren lässt. Sie haben den Krieg mitgemacht und sind in eine teils kleinbürgerliche, teils plutokratische Demokratie zurückgekehrt: da rennt ihr Bedürfnis nach radikaler Erneuerung aller Dinge, ihr Abscheu vor allen Empfindungen und Ueberlieferungen, die auch nur von ferne an diesem Massenmord und Brudermord mitschuldig sind, immer gereizter gegen die Wände der Wirklichkeit und wünscht alles zu zerstören, um gänzlich neu aufzubauen. Ist es doch kein Zufall, dass alle grossen französischen Künstler sich irgend eines krassen Falles von Ungerechtigkeit angenommen haben. (Voltaire, Balzac, Zola, Anatole France.) Diese Art von Leidenschaft fehlt dem Deutschen: er verträumt sich in der Welt der Idee, aber er ist kein Revolutionär, der den Geist in die Welt der Materie tragen will; er denkt darüber sehr tragisch, vor allem seit dem dreissigjährigen Kriege; sein Obrigkeitsstaat ist nicht zum wenigsten ein Ausdruck seiner tiefen und melancholischen Abneigung vor dem Versuch, das Ideal ins Leben zu tragen; er zieht Schillers Rat vor: „Flüchtet aus dem engen dumpfen Leben in des Ideales Reich“ und überlässt die Welt dem Teufel und der Obrigkeit.

Es ist vorauszusehen, dass im Gefolge einer neuen Verschärfung der finanziellen und wirtschaftlichen Krisis des Landes das revolutionäre Element des französischen Kommunismus vorübergehend schwere Orgien der Anarchie über das Land bringen wird. Eine Lösung der Probleme Frankreichs und Europas aber wird von dieser Seite her nicht kommen. Der Kommunismus ist mit Hass und Gewalt geladen und kann darum nichts aufbauen, was wirklich Dauer hat. Es ist eine Bruderschaft ohne Bruderliebe und eine Gemeinsamkeit ohne die Seele der Gemeinschaft. Dante zeigt in seiner „Divina Commedia“, dass der Weg ins irdische Paradies über den Berg der Läuterung und am Bache der Tränen vorbeiführt — unsere Modernen meinen, es genüge der Totschlag der Vertreter der alten Ordnung, — dann baut man das Paradies auf wie eine neue amerikanische Stadt im wilden Westen, mit Cowboys, Pistolenschüssen, Kindergärten und Reformschulen.... Nein, das alles gehört noch zu einer Welt, die unrettbar versinken wird.

Frankreich muss durch diese schwere Krisis hindurchgehen, um zu seinem wahren Leben neu erweckt zu werden. Weder die Revolution noch die „Action française“, in der selber noch ein gut Teil revolutionärer und selbstsicherern Gewaltsamkeit steckt, wird das Heil bringen. Nein, aus der grössten Not wird ein christliches Frankreich wiedererstehen, das den Zerfall der Nation in die „zwei Frankreich“ aufheben wird, weil es nicht nur die Revolution, sondern auch die Sünde und Einseitigkeit des ancien régime geistig-sittlich überwunden haben wird. Nur ein solches geistig erneuertes Frankreich wird seine eigenen inneren Probleme lösen können, sich das Elsass wahrhaft verbinden, wird der deutschen Frage gewachsen sein und dem Chaos, das von Osten droht, die ganze Würde und ordnende Kraft der alten Mittelmeerkultur, verbunden mit einem wirklich universalen Christentum, entgegenzustellen wissen.

F.

Ein katholischer Würdenträger über die Kriegsdienstverweigerung. Der schweizerische römische Katholizismus, soweit wir ihn bisher durch die Presse und andere Organe kennen lernten, die „Republikanischen Blätter“ natürlich ausgenommen, ist die festeste Stütze unseres Militarismus und bildet sich darauf etwas ein, in dieser Art „staatserhaltend“ zu sein, unter starker Verleugnung des Besten am Katholizismus. Dass aber nicht der

ganze römische Katholizismus so denkt, ist längst klar. Gerade die oberste Leitung der Kirche hat sich wiederholt scharf antimilitaristisch ausgesprochen. Wir selbst haben gelegentlich Dokumente gebracht, die einen Geist atmen, der von dem unseres offiziellen Katholizismus himmelweit verschieden ist. Und nun vergleiche man damit die folgende Aeusserung, die wir aus dem „Friedenskämpfer"[1] (Nr. 33) abdrucken. Man beachte, dass sie vom Dekan einer römisch-katholischen Fakultät stammt. Wo ist heute auf dem europäischen Festland der Dekan einer evangelisch-theologischen Fakultät, der mit dieser Deutlichkeit dem individuellen Gewissen sein Recht gibt? Wo ist dort heute eigentlich, im Grossen gesehen, also abgesehen von grösseren und kleineren Ketzerkreisen, der Protestantismus?

„Die christliche Moral kann abstrakt nur den gerechten Krieg als Notwehr gelten lassen. Es ist nun ein beliebtes Manöver, das immer wieder mit Erfolg durchgeführt wird, irgend welchen beliebigen Krieg als Notwehrakt zu kennzeichnen. Jeder, auch der ungerechteste Angriffskrieg, kann mit einigem dialektischen Geschick als Notwehrakt frisiert werden. Die Kriegsgeschichte bietet hiefür genügend Belege. Und doch folgt gerade aus der sinngemässen Anwendung jenes abstrakten Moralgrundsatzes von der Notwehr, dass das Mittel des Krieges heute völlig unsittlich ist. Denn unter den heutigen Verhältnissen wird der Krieg der Zukunft nicht mehr in den erlaubten Grenzen der Notwehr bleiben, sondern alle sittlichen Schranken zwangsläufig niedertreten. Die entfesselten Naturkräfte liessen sich in ihrer Auswirkung schon in dem jüngst vergangenen Weltkrieg nicht mehr übersehen und beherrschen, trotzdem dieser Krieg noch wesentlich im Zeichen der Mechanik stand. Der Zukunftskrieg aber wird im Zeichen der Chemie stehen, wie Coudenhove-Kalergi ausführt. Der Zukunftskrieg wird mit Gift geführt werden und sein Ziel wird nicht Kapitulation oder Niederkämpfung der feindlichen Front sein, sondern Ausrottung der feindlichen Nation. Er wird über die Front hinweg durch Giftbomben die Frauen und Kinder der Soldaten töten, um einen künftigen Rachekrieg zu verhindern. Jeder erreichbare Feind wird getötet werden. Auf Ausrottungspolitik würde jeder Krieg hinauslaufen und einen Kulturzusammenbruch grössten Ausmasses zur Folge haben.

Einen solchen Krieg auch nur als Abwehrmassregel für erlaubt oder berechtigt zu halten, kann nur noch eine rein formalistisch-abstrakte Moral lehren, die von jedem guten Geist verlassen ist. Denn schon die Kriegsrüstung, wenn auch nur zum Zweck der Abwehr, ist deshalb eine unsittliche Handlung, weil sie durch das Gesetz der Konkurrenz den Gegner zu überbieten sucht in Kriegsmitteln, die das Gesetz der Notwehr automatisch über den Haufen werfen.

Die Unsittlichkeit der modernen Kriegsrüstung und Kriegsbereitschaft kommt erst recht dadurch zum Ausdruck, dass sie die internationale bewaffnete Anarchie nur verstärkt und fördert statt beendet. Kriegsrüstung ist daher das denkbar schlechteste Mittel für den Ausbau der Kultur und für den Frieden.

Unsere Moral, und vor allem die christliche, darf nicht weiterhin als Machtmittel in der Hand einiger weniger Machthaber zur Knechtung der Gewissen benutzt werden. Kriegsdienstverweigerung darf fürderhin nicht mehr zu einer Sünde der Empörung gestempelt und im Namen der Gerechtigkeit als ein Verbrechen gegen Staat und Nation bestraft werden. Kriegsdienstverweigerung ist nicht Verletzung der allgemeinen Wehrpflicht jeden Staatsbürgers, da Wehrpflicht sich nicht deckt mit Kriegsdienst[2]). Kriegsdienstverweige-

---

[1]) Der „Friedenskämpfer" ist das Organ des „Friedensbundes deutscher Katholiken" und erscheint in Frankfurt a. M. (Liebfrauenberg 37).

[2]) Es kann sich also bei „Wehrpflicht" nicht um Militärdienst handeln.

rung muss vielmehr unter den heutigen Verhältnissen als eine heilige Pflicht angesehen und gewertet werden als Kampf gegen die internationale bewaffnete Anarchie, an der Europa und die europäische Kultur vernichtet zu werden droht.

Kriegsdienstverweigerung als heilige Christen- und Menschenpflicht darf aber nicht rein negativ eingestellt sein, sondern muss erfüllt werden mit dem positiven Ziel einer Friedenspolitik der gegenseitigen interkontinentalen Verständigung.

Die modernen Kulturvölker müssen sich frei machen von der alten Kriegspsychose und Erbfeindeinstellung, mit deren Hilfe sie sich durch einige wenige Rädelsführer in den Abgrund locken liessen.

Die Hausmachtpolitik alter Dynastien wie die imperialistische Interessenpolitik des internationalen Grosskapitals muss in seiner völkermordenden Grundtendenz immer mehr entlarvt werden. Und hier hat insbesondere die christliche Politik, d. h. die Politik, insofern sie vom Christenmenschen angestrebt und gemacht wird, eine grosse Zeitaufgabe zu erfüllen. Als eine der wichtigsten christlichen Bürgerpflichten muss nicht nur negativ die Kriegsdienstverweigerung angesehen werden, sondern auch die positive politische Arbeit für die Ausschaltung der Kriegsgefahr aus dem internationalen Völkerleben durch zeitgemässe Weiterbildung der politischen Zusammenarbeit der Völker vor allem in Europa. Noch träumen wir auf dem Faulbett der „Memoirenliteratur“ von romantischen Kriegsabenteuern mit dem Erbfeind. Aber schon jetzt dämmert in weiten Kreisen des Volkes auf, dass nicht jene seine wahren Führer und Freunde sind, die den nationalen Chauvinismus aufpeitschen, sondern jene, die an der gegenseitigen Völkerverständigung und Versöhnung arbeiten. Noch stehen im Kampfe für den Frieden Europas und der Welt Menschen in verschiedenen Richtungen gespalten da. Vergessen wir über den abstrakten Richtungen nicht die konkrete Gegenwart.

Es ist Platz für alle Richtungen auf das eine politische Nahziel hin, die Volksseele zu gewinnen für die Vereinigten Staaten von Europa. Wer hieran mitarbeitet, arbeitet nicht gegen, sondern für Christus und sein Reich.

Dr. Franz Keller (Univers.-Prof., Dekan der kathol. Fakultät Freiburg im Breisgau).

Auch ein Dienstverweigerer. Niemals hat ein Soldat grösseren Mut bewiesen als G e o r g e s C h e v é, der ehemalige Soldat und jetzige Kriegsdienstverweigerer, der nach Verbüssung seiner sechsmonatigen Gefängnisstrafe wieder der französischen Armee zugewiesen wurde. Die weltweite Sympathie, die in Hunderten von Briefen an ihn zum Ausdruck kam, die ihm bei seiner Entlassung ausgehändigt wurden, schien die Gefängniswärter zu veranlassen, ihn mit besonderer Achtung zu behandeln.

Bei seiner Entlassung hat Chevé folgendes Schreiben an den französischen Kriegsminister gerichtet:

„Nach Verbüssung meiner sechsmonatigen Gefängnisstrafe, zu der mich das Kriegsgericht in Rouen am 7. Oktober 1927 verurteilte, habe ich die Ehre, hierdurch meine Erklärung für meine Kriegsdienstverweigerung zu wiederholen, die ich den Richtern vorgelegt habe, und Ihnen meinen Entschluss mitzuteilen, dass ich nicht Soldat sein werde.

Als Gewissensverweigerer[1]) lehne ich es in aller Form ab, direkt oder indirekt an irgend etwas teilzunehmen, das mit der Pflicht, das Töten zu lernen, in Zusammenhang steht.

In einem Augenblick, in dem der französische Minister des Aeusseren und die zivilisierte Menschheit im Begriff stehen, den Krieg zu ächten und ihn nach allgemeinem Recht zum Verbrechen zu erklären, werden Sie es nur logisch finden, dass ich mich weigere, militärische Pflichten zu erfüllen, d. h.

---

[1]) D. h. Dienstverweigerer aus Gewissensgründen, conscientious objector.

an einem Mordwesen teilzunehmen, das von den Gesetzen aller zivilisierten Länder bestraft und von der menschlichen Moral verurteilt wird.

Ich bitte Sie, Herr Minister, mir zu glauben, dass es starker Gründe bedurfte, um mich zu veranlassen, mit allem zu brechen, was mir im Leben teuer war, mit alten Eltern, mit Freunden — jene Existenz eines Geächteten zu führen, wie sie das Los aller derer ist, die sich den Militärgesetzen entgegenzustellen wagen. Ich zog aber alle diese Trennungen und dieses ungewisse Leben einem Zustande der Unwahrhaftigkeit gegen mich selber vor, und der Notwendigkeit, meinen wahren Lebensinhalt, mein Ideal von Güte, Brüderlichkeit und Kameradschaft zu verleugnen.

Als junger Mensch durchlebte ich alle Schrecken, alles Elend des letzten Krieges. Ich litt entsetzlich darunter und die Tatsache, dass er kein Problem zu lösen vermochte und die Völker aufs Neue dazu zwingt, sich auf weitere Kriege vorzubereiten, hat mich zu meinem jetzigen Entschluss gebracht. . . . .

Ich schicke Ihnen meine Papiere und die Summe von 43 Franken zurück, die mir bei meiner Entlassung ausgehändigt wurden, damit ich mich zu meinem Regiment begeben könne.

In der Erwartung Ihrer Entscheidung über mein weiteres Schicksal begebe ich mich jetzt zu meiner kleinen Tochter, um für ihre Zukunft zu sorgen. Mit der Versicherung meiner pazifistischen Ueberzeugung

Georges Chevé."

Unser Kampf um die Abrüstung. Er schreitet vorwärts. Er zieht immer grössere Kreise. Die Befürworter der Abrüstung finden besser Gehör als vor wenigen Jahren. Aber der Kampf wird nicht nur weiter, sondern auch schwerer. Wie viel liegt gerade jetzt daran, dass er nicht verflacht, sich nicht veräusserlicht!

Ein schöner äusserer Erfolg unserer Sache war ohne Zweifel auch die überaus zahlreich besuchte „kontradiktorische Versammlung" auf „Zimmerleuten" in Zürich, veranstaltet von der zürcherischen Bezirksvereinigung für den Völkerbund, am 4. Juni a. c. Das Thema war: „Unsere Stellung zur Abrüstung" und die Referenten Pfarrer Gerber aus Langenthal und Oberstkorpskommandant Wildbolz.

Es sei hier nur auf einige Punkte hingewiesen, welche u. E. wichtig waren an diesen Verhandlungen und die einerseits in andern Besprechungen wenig zur Geltung kamen, andererseits hinsichtlich Ziel und Führung des Kampfes von Interesse sind.

Die Frage der Abrüstung wird für uns Schweizer zu einer Frage des guten Gewissens. Dieses sei unsere stärkste Waffe, erklärte Herr Oberst Wildbolz. Nur meint er, es sei nach wie vor unsere Pflicht — auch gegenüber den Nachbarvölkern — eine allfällige Verletzung unserer Neutralität mit Waffengewalt zu verhindern. Unser Milizsystem biete Gewähr genug, dass wir niemals angreifen werden.[1]) Das wäre der Schritt, den vorerst die andern Staaten tun sollten; dazu seien sie aber noch nicht willig oder nicht fähig. Der Völkerbund sei zwar eine Notwendigkeit, an die er auch glaube, aber die Ueberwindung des Krieges sei erst möglich, wenn Materialismus und Egoismus beseitigt seien.

Dem gegenüber wies Herr Pfarrer Gerber hin auf die Notwendigkeit gewisser Entscheidungen, an die sich erst wieder eine Entwicklung anschliessen kann (im Einzelnen wie im Gesamtleben). Ja, das Abstellen auf einen naturhaften Werdeprozess bedeute oft eine Flucht vor Entscheidungen. Will man aber schöne Früchte sehen, so muss man mit seiner

---

[1]) Uebergang zum Milizsystem, ...

Pflanzung aus dem Schattenloch heraus und sie an die Sonnenhalde verlegen. Ist nicht die jetzige Schweiz darum „alt“ geworden, weil sie greisenhaft vorsichtig sein will in ihren Schritten? Und die Schweiz Pestalozzis war „jung“, weil sie mutig ihre eigenen Wege ging (kühnes Beharren auf dem Asylrecht). Freiheit und Unabhängigkeit gibt es nur da, wo etwas gewagt wird. Uns dünkt, gerade die Forderung der Tapferkeit bedürfe noch ganz besonders der Klärung. Wenn von der Schweiz im Auslande nach Dr. Häberlins Votum auch in Zukunft eine führende Stellung erwartet wird, dann besteht die Tapferkeit des Einzelnen doch sicher darin, dass er wagt, mit einer neuen Idee, welche seinem Geist und Gewissen entsprungen ist, allein zu stehen, bis der neue Gedanke in andern Seelen Wurzel schlägt. Es kann einer aus seinem Innersten heraus der neuen Schweiz und der neuen Völkergemeinschaft dienen; er kann in grosser Stille und Verborgenheit mit der ganzen Glut seines Herzens an der Erneuerung unseres Landes arbeiten, aber er braucht nicht Kriegsdienst zu tun, um sein Leben für das Vaterland einzusetzen oder um kein Schwächling zu sein. Gewiss, es ist richtig „tapfer sein heisst gut sein“. Jedoch sehe ich nicht ein, dass wir nur dann als tapfere Zeugen einer Wahrheit dastehen können, wenn wir selber die teuflischen Kriegswerkzeuge handhaben.

Man kann auch zu feige sein, vor der Welt seine Schwachheit zu gestehen. Mir will es vorkommen, das sei die Versuchung für die Kleinen und Schwachen! Als die alten Schweizer als Weltmacht keinen Ruhm mehr erwarten konnten, da suchten sie ihren Namen als Söldner zu behalten. Nachdem es ziemlich aussichtslos geworden ist, unser Land mit Waffen zu schützen, erklärt man: „Lieber kämpfend untergehen, denn als Feiglinge untergehen“ (Dr. Hegetschweiler). Wäre es nicht tapferer, zu sagen: „Wir haben eingesehen, die Situation hat sich völlig geändert, Frieden sichert uns nur das Recht und das geschulte Weltgewissen? Es ist richtig, ein Feigling ist, wer nicht wagt zu einer schwierigen Sache zu stehen. Was sollen wir nun denken, wenn man die schweizerische Mitschuld am Krieg bestreitet? Geben wir sie doch tapfer zu und tun dann etwas für den Frieden, rüsten wir ab!

Es wäre aber auch eine prächtige Tat der Tapferkeit, wenn eine Reihe unserer militärischen Führer bald eines Tages die Erklärung abgäbe: „Angesichts der erwiesenen Unmöglichkeit, mit einer Armee unser Land vor den furchtbaren Folgen eines künftigen Krieges in Europa zu schützen, legen wir unser Amt nieder, um das Volk nicht weiter in falschem Vertrauen zu lassen.“ Denn der Gasschutz ist, wie die Katastrophe in Hamburg gezeigt hat, mehr als problematisch und die Vertröstung, in zehn bis zwanzig Jahren (!) werde die Chemie das Passende entdeckt haben, sollte nicht aus Offiziersmunde gehen!

Ueberdies handelt es sich für uns letztlich nicht nur darum, wie wir mit heiler Haut davon kommen, sondern dass ein Zustand des Rechts in die Welt komme. Wenn wir zu diesem Zwecke die Abrüstung fordern, bleiben wir offenbar der Wirklichkeit doch näher als jene, welche die Ueberwindung des Materialismus zur Voraussetzung der Abrüstung machen. Es ist jedenfalls leichter zu sagen: „So viel ich auch an irdischem Gut und Besitz noch hangen mag, mit brutaler Gewalt will ich es keinesfalls verteidigen,“ als sich zu entschliessen, auf allen Privatbesitz und jede persönliche Annehmlichkeit zu verzichten, was der vollen Beseitigung von Materialismus und Egoismus gleichkäme.

Weil wir der Gotteswelt entgegen gehen möchten, können wir uns nicht zu Teufeln machen. Was bedeutet die Gefahr vorübergehender Meinungsverschiedenheit oder eines zeitweiligen Missverständnisses unserer Haltung im Ausland, falls wir abrüsten, gegenüber der Gefahr, das Gebot der Stunde zu verpassen?!

Es ist wie Herr Professor Ragaz in der Diskussion ausführte: „Wenn wir Gasmasken anschaffen für alles Volk (also wettrüsten), dann heisst das: „Wir wollen eine teuflische Welt sein"; dann bricht aber die sittliche Rechtsordnung zusammen. Es gibt nur Untergang oder eine gewaltige Erhebung, jetzt, in diesen Jahren, solange wir noch Zeit haben. Zahlen wir die Dankesschuld nicht ab für unsere Bewahrung im letzten Krieg, so werden wir durchgestrichen. Wenn in dieser Beziehung unser Gewissen rein ist, dann sind wir geschützt, dann gibt es auch eine rechte Reformation unseres Wesens. Nun aber sagt das Gewissen, das zu diesem oder jenem ruft, immer: jetzt ist die rechte Zeit!"

Für unser weiteres ernstes und der Begeisterung bedürftiges Ringen um die Abrüstung möchte ich zu Wegleitung und Stärkung noch an ein Wort Gandhis erinnern: „So hart ein Mensch immer sein möge, im Feuer der Liebe wird er schmelzen. Schmilzt er nicht, so ist das Feuer nicht heiss genug." Möge uns darum dreifache Zähigkeit und zehnfache Liebe gegeben werden, dass wir unsere Sache voran bringen!

H. Boller.

Zur Jahresversammlung der Schweizerischen Völkerbunds-Vereinigungen in Vevey. Meine Bemerkungen zu der Jahresversammlung der schweizerischen Völkerbunds-Vereinigungen in Vevey haben scheints da und dort böses Blut gemacht. Darauf kann ich im allgemeinen nur erwidern: die Jahresversammlung selbst hat eben bei vielen von uns auch böses Blut gemacht und mit Grund.

Nur an einem Punkt sehe ich mich veranlasst, eine gewisse Berichtigung anzubringen. Es wurde angedeutet, dass besonders das Auftreten eines Sozialisten, der aber eine ganz und gar nicht die allgemeine Auffassung der Sozialisten repräsentierende These verfocht (die vom schweizerischen Milizsystem als etwas Vorbildlichem und einem ersten Schritt zum Frieden), fast wie eine „kluge Regie" aussehe. So wurde es eben vielfach gedeutet. Es sah wirklich so aus, als ob man einen solchen Sozialisten habe auftreten lassen, um der radikalen Abrüstungsforderung gleichzeitig scheinbar entgegenzukommen, in Wirklichkeit aber die Spitze abzubrechen. Nun, nachdem ich den genauen Hergang der Berufung De Brouckères zum Referenten kenne, sehe ich, dass jene Hypothese (mehr war es ja nicht) nicht begründet ist. Das soll loyaler Weise festgestellt werden. Damit kommt auch die Ablehnung einer Diskussion an der Demonstrationsversammlung doch in ein etwas anderes Licht. Auch besteht offenbar in den leitenden Kreisen der Wille, der Jahresversammlung künftig einen Charakter zu geben, der unsern Wünschen mehr entspricht.

Ich bedauere, dass es an diesem Punkte zu einem solchen Missverstehen gekommen ist. Das Uebrige aber, was ich zur Sache gesagt, muss stehen bleiben. Nur das darf ich ja schon noch sagen, dass es unter dem Eindruck geschrieben wurde, den mir die Berichte über jene Tagung machten, welche die Zeitungen brachten, wozu noch die betrübten und empörten Briefe von Freunden aus der welschen Schweiz kamen, die mein Artikel eher beruhigen sollte. Diese Tagung schien uns die Sache des Völkerbundes in der Schweiz stark geschädigt zu haben. Jetzt, nach zwei Monaten, schriebe ich natürlich ruhiger, aber der Tag hat auch sein Recht, und auch eine Zeitschrift wie die „Neuen Wege" kann nicht umhin, den Versuch zu machen, der Ewigkeit im Tage zu dienen, so mangelhaft das immer ausfallen muss.

Eine Bitte. Ich wohne in einem grossen Dorf der Innerschweiz mit teils bäuerlicher und gewerbetreibender, teils die Fabrik besuchender Bevölkerung. Soziale, wissenschaftliche und künstlerische Probleme stehen hinter den wirtschaftlichen Interessen weit zurück. Darunter leidet eine kleine (hoffentlich wachsende) Anzahl Jugendlicher, die Verlangen nach wertvollem Lebensinhalt

haben und jeglicher anregenden Bildungsstätte entbehren. Für diese und den durch sie zu gewinnenden grösseren Kreis wünsche ich eine Bibliothek einzurichten (in der möglichst die modernen sozialen, religiösen, politischen Fragen zur Sprache kommen sollen!), in der Ueberzeugung, dass ein gutes Buch unmittelbar bildet, bereichert, anspornt wie ein guter Mensch. Leider fehlen mir die Mittel zum Ankauf wertvoller Schriften (Bücher, Zeitungen) in grösserem Umfange. Nachdem ich im engsten Freundeskreis um Beiträge in Form von einzelnen Büchern gebeten habe, erlaube ich mir im weitern Kreise der Leserinnen der „Neuen Wege", die für jegliches Hilfswerk Interesse und Raum haben, die herzliche Anfrage: ob da oder dort in einem Bücherschrank ein entbehrliches Buch bester Herkunft (am liebsten im Geist von Ebner-Eschenbach, Anna Schieber, Gertrud Bäumer, Pestalozzi) für unsere Bibliothek zu haben wäre? In der Hoffnung, dass meine Bitte willige Herzen findet, teile ich die Adresse meiner Freundin mit, die bereit ist, meine Sammelarbeit zu unterstützen und eventuelle Sendungen für mich in Empfang zu nehmen: Frau Grete Muggli-Kaufmann, Winterholzweg, Bümpliz-Bern. Für jegliches Interesse herzlichen Dank.

G. St.

Aus der Arbeit

Religiös-sozialistische Kongresse.

1. Der diesjährige Kongress der deutschen religiösen Sozialisten findet vom 1. bis 5. August in Mannheim (nicht mehr in Meersburg) statt. Er weitet sich zu einem internationalen aus. Es nehmen an ihm, neben den Deutschen, besonders auch Franzosen, Holländer, Oesterreicher und Schweizer teil. Das Programm, das wir leider erst nach Torschluss bekommen haben und daher nicht vollständig abdrucken können, umfasst neben Organisationsfragen Berichte über den Stand der religiös-sozialistischen Bewegung in den genannten Ländern, Verhandlungen über „Christliche Sittlichkeit und sozialistische Wirtschaft"; „Das Manifest der religiösen Sozialisten"; „Die religiösen Sozialisten und der Pazifismus, die Alkoholbewegung und Lebensreform".

Zu diesem wichtigen Kongress sollten auch aus der Schweiz so viele Freunde als möglich kommen. Ein gewisser Zusammenschluss tut uns allen gut.

Anmeldungen sind bis spätestens zum 20. Juli zu richten an Herrn Pfarrer E. Eckert in Mannheim (Jungbuschstrasse 9).

2. Am 24. und 25. August dieses Jahres soll in Le Locle ein anderer Internationaler Kongress religiöser Sozialisten stattfinden. Sein Programm ist:

1. Darstellung der religiös-sozialistischen Bewegungen in den verschiedenen Ländern.
2. Bericht über Versuche in Sachen des Jugendunterrichtes.
3. Die Arbeit gegen den Krieg.
4. Mittel zur Herstellung und Erhaltung des internationalen Kontakts.
5. Die durch den Kampf für den Sozialismus gestellten Probleme des Gewissens

Im Zusammenhang damit findet am 26. August in Le Locle eine Versammlung der Fédération des Socialistes-Chrétiens de langue française statt. Paul Passy wird sprechen über den Wert des moralischen Gesichtspunktes bei der Propaganda für den Sozialismus.

Auch zu diesem Kongress werden Gesinnungsgenossen aus allen Ländern erwartet. Doch wird er mehr den Charakter einer vertraulichen Aussprache innerhalb der internationalen Familie der religiösen Sozialisten haben. Es werden natürlich besonders auch Gesinnungsgenossen aus der deutschen Schweiz gewünscht. Wer hinzugehen gedenkt, möge sich bei Fräulein Elisabeth Blaser, Temple 11, Le Locle, anmelden und angeben, ob er Privatlogis oder Unterkunft in einem Hotel wünscht.

Interkonfessioneller Friedenskongress im Haag.

Vom 31. Juli bis 2. August findet im Haag ein interkonfessioneller Friedenskongress statt. Es werden von Vertretern verschiedener Religionen Vorträge gehalten über: „Der Mut des Opfers." „Entwaffnung als Christenpflicht." „Der Friede durch das Gebet." „Der Buchstabe und der Geist." „Der prinzipielle Kampf gegen den Krieg." u. s. f. Von den Rednern seien genannt: Edmont Privat, Frank Thomas, Lodegar van Mierop. Vielleicht wird Gandhi anwesend sein.

Man melde sich bei Frau J. C. Isbrucker, Oostduinlaan 32, Im Haag.

Antimilitaristische Kongresse.

Folgende zwei Hinweise seien noch in aller Kürze gemacht:

1. Der internationale Kongress antimilitaristisher Pfarrer tagt vom 13. bis 15. August in Amsterdam. Er verhandelt das Verhältnis von Kirche und Antimilitarismus. Auskunft erteilt J. B. Th. Hugenholt, Ammerstol (Holland).

2. Die Internationale der Kriegsdienstverweigerer tagt vom 27. bis 31. Juli auf dem Sonntagsberg in Oesterreich. Sehr wichtige Verhandlungen über die Organisation des Widerstandes gegen den Krieg. Vielleicht nimmt Gandhi teil. Auskunft erteilt der Generalsekretär H. Runham Brown, 11 Abbey Road, Enfield, Middelsex, England; für die Schweiz die Zentralstelle für Friedensarbeit, Zürich, Gartenhofstrasse 7.

Ferienkurs Davos-Flüelatal vom 1. bis 8. Juli.

Allen, die bereits eine Ferienwoche unter der Leitung von Fritz Wartenweiler mitgemacht haben, wird es eine Freude sein, zu vernehmen, dass dieses Jahr in Davos-Flüelatal eine solche abgehalten wird. Fritz Wartenweiler wird über die Bestrebungen der Schweizer im 19. Jahrhundert für das Gute und ihr Suchen und Forschen nach Wahrheit reden. In diesem Zusammenhang wird es sich von selbst ergeben, dass wir auf die offenen und verborgenen Aufgaben, die die Gegenwart stellt, zu sprechen kommen und nach den Wegen suchen, wie wir dieselben lösen können. Wir glauben, dass ein Sichvertiefen in diese Fragen jedem Ehrlichwollenden Anregung zu weiterem Arbeiten geben wird und ihm von Neuem die Freudigkeit stählt, an seinem Platz sein Bestes zu tun.

So hoffen wir, dass sich viele aufmachen werden, zu uns ins schöne Flüelatal, Pischahütte, eine kleine Stunde Wegs vom Bahnhof Davos-Dorf, zu pilgern. Vergesst nicht Decken mitzubringen. Als Kursgeld ist 4 Franken täglich vorgesehen, wem mehr locker in der Tasche sitzt, der möge es ohne Bedenken in der Pischahütte lassen, und wer 4 Franken nicht aufbringen kann, wage auch sonst die Fahrt. Meldet Euch bald an bei Schwester Paula Weidig, Davos-Dorf, Falknis, die gerne zu jeder weiteren Auskunft bereit ist.

P. W.

Die Erstlinge.

Oh meine Brüder, wer ein Erstling ist, der wird immer geopfert. Nun aber sind wir Erstlinge.

Wir bluten alle an geheimen Opfertischen, wir brennen und braten alle zu Ehren alter Götzenbilder.

Unser Bestes ist noch jung: das reizt alte Gaumen. Unser Fleisch ist zart, unser Fell ist nur ein Lamm-Fell: — wie sollten wir nicht alte Götzenpriester reizen!

In uns selber wohnt er noch, der alte Götzenpriester, der unser Bestes sich zum Schmause brät. Ach, meine Brüder, wie sollten Erstlinge nicht Opfer sein!

Aber so will es unsere Art; und ich liebe die, welche sich nicht bewahren wollen. Die Untergehenden liebe ich mit meiner ganzen Liebe: denn sie gehn hinüber. Nietzsche.

In der Minderheit.

Wem es nicht Genuss ist, einer Minderheit anzugehören, welche die Wahrheit verficht und für die Wahrheit leidet, der verdient nie zu siegen. Lagarde.

Nicht verschieben!

Es ist uns nicht erlaubt, die Erfüllung einer Pflicht auf eine Zeit zu verschieben, wo die ganze Gesellschaft geneigt sein wird, sie zu erfüllen. Und wenn wir die Einzigen wären, die die Wahrheit verträten, so wären wir verpflichtet, es zu tun. Vinet.

Redaktionelle Bemerkungen.

In dieser Nummer sind die in Petit gedruckten Beiträge im Verhältnis zum andern Satz etwas zu stark vertreten. Es liess sich das nicht gut vermeiden, wird aber eine Ausnahme bleiben.

Das Juli- und Augustheft wird wieder zusammengezogen werden und etwa Ende Juli erscheinen.

Wir bitten die Freunde, während der Ferien für die „Neuen Wege" wacker Propaganda zu machen. Probehefte stellt die Expedition gern zur Verfügung. Gute Ferien denen, die sie haben können!

Aufruf

an alle, denen es mit dem „Nie wieder Krieg" bitter ernst ist.

Dass die Bekämpfung und Besiegung des Krieges heute die grösste aller sozialen Aufgaben ist, sehen sehr viele ein. Aber dann

müssen sie auch einsehen, dass wir für diesen Krieg gegen den Krieg Waffen nötig haben — geistige Waffen für diesen geistigen Krieg. Zu den Waffen gehört die Waffenschmiede, gehört das Arsenal, und zu dem Feldzug gegen den Krieg mit diesen Waffen ein Hauptquartier. Das alles will, soll und kann

die Zentralstelle für Friedensarbeit

sein.

Sie ist im Jahre 1924 gegründet worden und hat ihren Sitz in Zürich. Sie zählt Mitglieder aus der ganzen Schweiz. An ihrer Spitze steht ein schweizerisches Komitee, in dem nach Möglichkeit die verschiedenen Arten und Organisationen des Friedenskampfes vertreten sind. Die Arbeit der Zentralstelle besorgt ein Sekretär. Die Zentralstelle will, wie ihr Name sagt, ein Zentrum der Friedensarbeit der Schweiz sein. Sie wünscht dieser die nötige Einheit zu verleihen. Sie steht ihr mit ihrem Wirken zu Diensten. Sie gibt Flugschriften und Flugblätter heraus, sammelt Literatur und statistisches Material, hält Lichtbilder auf Lager und studiert die Probleme des Militarismus und des Friedenskampfes. Sie ist ein Arsenal, aus dem Waffen haben kann, wer irgendwie diesen Kampf führt. Sie ist auch ein Hauptquartier: sie verfolgt die Entwicklungen und Wendungen des Kampfes bei uns und anderwärts und leitet die notwendigen Aktionen ein. Sie tritt mit Vorträgen und Artikeln auch unmittelbar in den Kampf ein. Sie gibt Fragenden Auskunft. Sie nimmt sich der Dienstverweigerer an. Sie organisiert (durch eine besondere Abteilung) den Zivildienst. Sie stellt wertvolle Verbindungen mit entsprechenden Bewegungen und Organisationen im Ausland her. Kurz: sie hat eine grosse und dringliche Aufgabe und tut eine reiche und wertvolle Arbeit.

Aber diese Aufgabe kann sie nur lösen — und immer besser lösen — und diese Arbeit nur tun — und immer besser tun — wenn sie über genügend Mittel verfügt. Gerade jetzt hat sie solche besonders nötig. Nachdem das Sekretariat jahrelang verwaist gewesen, da sein erster, ausgezeichneter Inhaber, Pierre Ceresole, zum Lehramt übergegangen ist, hat sich nun in Georg Früh ein Nachfolger gefunden, der aus dem Lehramt herkommt. Er wird mit seiner Jugendkraft und seinem flammenden Eifer für die grosse Sache dieser gewiss ebenfalls die grössten Dienste leisten. Zugleich stehen neue Aufgaben vor uns, vor allem die Aufgabe der Aufgaben: der Entscheidungskampf für die Abrüstung der Schweiz. Dieser rückt mit jeder neuen Verurteilung eines Dienstverweigerers, jeder neuen Vielmillionenforderung zu unserm verhältnismässig schon so grossen Militärbudget, mit jeder neuen Mordtechnik, die die Völker noch furchtbarer mit dem Untergang

bedroht, näher. Diese eine gewaltige Aufgabe aber schliesst eine Fülle von andern in sich. Sie gibt allen andern neuen Ernst und neue Dringlichkeit.

Für diese Aufgabe der Aufgaben: den Kampf gegen den Krieg, der in der völligen Abrüstung gipfelt, bitten wir jeden Leser dieses Aufrufes um alle Hilfe, die er gewähren kann. Wir wissen, was alles von den Kreisen, an die unsere Bitte zuerst ergeht, gefordert wird, und dass manche von unsern Freunden nicht mehr können, als sie jetzt schon leisten. Aber wir wissen auch, dass im Hintergrund noch Menschen und Mittel stehen, die für diesen Kampf einrücken können. Wir denken dabei nicht bloss an die Männer, sondern namentlich auch an die Frauen. Sie geht diese Sache sogar in allererster Linie an. Sie, die bei uns die politischen Rechte nicht besitzen, haben hier Gelegenheit, eine politische Tat im schönsten und edelsten Sinne zu tun. Ganz sicher finden sie sich. Ganz sicher finden sich auch Männer, die gerade für diese Sache, gerade für diesen Kreuzzug der Menschheit gegen den uralten Verderber Grosses und Grösstes einzusetzen bereit sind. Und ganz sicher finden sich viele, die, wenn sie nicht grössere Summen geben können, doch mit kleinen dabei sein wollen in diesem heiligen Krieg gegen den Krieg. An Alle wenden wir uns in dringendem Ernst und sind sicher, es nicht umsonst zu tun.

Zürich, Juni 1928.

Das Komitee der Schweizerischen Zentralstelle für Friedensarbeit:

Alfred Bietenholz, Basel; Elisabeth Blaser, Le Locle; Pierre Ceresole, La Chaux-de-Fonds; Alice Descoeudres, Genf; Karl v. Greyerz, Bern; Klara Honegger, Zürich; Marie Lanz, Bern; Eduard Liechti, La Chaux-de-Fonds; Hélène Monastir, Lausanne; Leonhard und Clara Ragaz, Zürich; Alfred Rusterholz, Zürich; Annamarie Sauter, Zürich.

Die Zentralstelle für Friedensarbeit hat ihren Sitz in Zürich 4, Gartenhofstrasse 7. (Postcheck VIII 93.67)

Berichtigung:

Auf Seite 281, Zeile 16 von oben, ist statt „Minute“ **Stunde** zu lesen.

LEONHARD RAGAZ

ZUM SECHZIGSTEN GEBURTSTAG

28. JULI 1928

Geleitwort.

Wenn wir es unternommen haben, unserem verehrten Führer und Freund Ragaz zu seinem 60. Geburtstag in einem Sonderheft der „Neuen Wege“ unsern Gruss zu entbieten, so ist das nicht ohne Zagen geschehen. Wir wissen ja, wie ablehnend Ragaz allem Feiern und Gefeiertwerden gegenübersteht, zumal wenn solches Feiern einem wirklich zur Führerschaft Berufenen gilt. Immer wieder, wenn unser Geschlecht aus irgendwelchem äusseren Anlass einem unserer Grossen in geräuschvollen Jubiläen seine Huldigung darbrachte, hat gerade er seine Stimme gegen solche Feiern erhoben und sie als die bequemste Art, um das Ernstnehmen wirklicher Führerschaft herumzukommen, hingestellt. Wird er es da nicht erst recht ablehnen, wenn wir ihn selber, den Sechzigjährigen, feiern wollten, und wird ihm nicht jede Ehrung als eine Verkennung dessen, was er für uns bedeutet, erscheinen? Ja, ich kann mir denken, dass ihm, der wie ganz Wenige unserer Tage geschmäht und bekämpft wird um deswillen, was er in unserer Zeit und Welt vertritt, bei all solcher Schmähung und Bekämpfung immerhin wohler zumute ist, als wenn er sich bei seinem 60. Geburtstag auf einmal geehrt und gefeiert sehen sollte.

Doch, es kann sich für uns ja gar nicht um solch ein Feiern des Sechzigjährigen handeln. Wie Ragaz selber zu wiederholten Malen mitten im geschäftigen und selbstgefälligen Gräberschmücken unserer Zeit auftrat und zeigte, dass wirkliche Führer der Menschen sich nicht durch derartige Feierlichkeiten erledigen lassen; wie er selber dann solche Führer — ich denke etwa an Dante, an Pestalozzi, an Kierkegaard, an die Reformation — aus dem Grabe der Vergangenheit zu lebendigem und gegenwärtigem Dasein erweckte und in jener gefährlichen Gleichzeitigkeit, in jener ärgerniserregenden

Lebendigkeit, die kein blosses Feiern erträgt, vor unser Geschlecht hinstellte, so möchten wir alle, die jetzt des Freundes und Führers an seinem Geburtstag gedenken, ihn als den unter uns lebenden und wirkenden Arbeiter und Kämpfer grüssen und zu ihm stehen. Wir wissen, wie einsam Ragaz je und je in unserer Welt stand, — einsam als Prediger in unserer Kirche, einsam als Zeuge des lebendigen Gottes unter den Theologen, einsam als Schweizer unter seinem Volke, einsam als Friedenskämpfer unter den streitenden Völkern, einsam auch als Sozialist unter den Genossen, und sicher gar oft auch einsam als Führer unter seinen Anhängern — könnte da unser Gruss in all seiner Anspruchslosigkeit nicht vielleicht zu einem Zeichen werden, dass die Stimme dieses Rufers in der Wüste doch nicht ungehört verhallte, dass gar Viele ihm ausgesprochen oder unausgesprochen danken für das, was ihnen durch ihn gegeben worden ist, und dass auch fernher unerwartete Mitarbeiter und Mitkämpfer zu ihm stossen? Jedenfalls möchte unser Gruss in aller Bescheidenheit für ihn und andere zum Zeugnis dafür werden, dass durch die Arbeit und den Kampf seines Lebens unter uns etwas lebendig geworden ist, dass die Sache, der er in seinem Leben und durch sein Leben diente, mehr denn je eine lebendige ist, voll Verheissung für die Zeiten, denen wir entgegengehen. Es sollte durch die in diesem Heft vereinigten Aeusserungen vor allem deutlich werden, wie auf allen jenen Lebensgebieten, in denen unser verehrter Freund und Führer arbeitend und kämpfend stand, etwas lebt und vorwärtsdrängt — vielfach als direkte Wirkung seines Wirkens; wo sich mit solchem Zeugnis aber noch ein persönliches verband, da wird auch Ragaz es verstehen können, dass manches sich gedrängt fühlte, es bei diesem Anlass offen auszusprechen, wie ihm gerade durch die Begegnung mit ihm neue Wege mit einem neuen Ziele gewiesen wurden, so dass es nun anders im Leben und in dieser Welt stehen darf. Sollte auf diese und jene Art der eigentliche Sinn dieses Grusses hervortreten, dann darf derselbe vielleicht doch dem Sechzigjährigen mitten in seiner Arbeit und seinem Kampf zu einer Stärkung werden!

Es gehört zum Wesen des Wirkens von Leonhard Ragaz, dass sich dasselbe nicht in einem besondern, mehr oder weniger abgeschlossenen Lebensgebiet entfaltete, sondern dass es in höchst bedeutungsvoller Weise auf den verschiedensten Gebieten hervortrat. Gewiss, Ragaz ist Theologe, sogar derjenige Theologe unserer Zeit, der auch den Theologen das Wesentlichste und Gewichtigste zu sagen hätte; jahrzehntelang hat er als Pfarrer, Religionslehrer, Theologieprofessor gewirkt und in all diesem Wirken lebendige Spuren zurückgelassen, und heute noch hält er allwöchentlich in Aussersihl, dem Zürcher Arbeiterquartier, Bibelstunden, die den sehr zahlreichen Hörern allertiefste Eindrücke vermitteln, — könnten wir ihn

aber deswegen ohne weiteres unter die Theologen einreihen? Ist nicht gerade das für diesen Theologen bezeichnend, dass er auch als Theologe eben nicht — „Theologe“ ist, wie er denn auch nach grossem innerem Kampf sich gedrängt sah, sein theologisches Amt niederzulegen, und wie er übrigens auch von den eigentlichen Theologen — verschwindende Ausnahmen abgerechnet — nie anerkannt, ja überhaupt nicht ertragen wurde. — Gewiss, Ragaz steht mitten drin im politischen Leben, schaut mit selten weitem und durchdringendem Blick auf die politischen Ereignisse und Entwicklungen in der ganzen Welt wie auch in unserm Volke, ist in Schmerz und Hoffnung innerlichst beteiligt an allem, was sich aus dem Geschehen unserer Tage zur Weltgeschichte gestaltet und greift selber durch gewichtige Entscheidungen in dasselbe ein, wo es die Stunde erfordert, — wer möchte ihn aber deswegen einen „Politiker“ nennen, abgesehen vielleicht von einigen Theologen, denen kein anderer Ausdruck für das ihnen so fremd und unverständlich erscheinende Wesen des merkwürdigen Berufsgenossen, zumal für solch leidenschaftliche Hinwendung zu der uns umgebenden Wirklichkeit, ihren Nöten und Kämpfen, zur Verfügung steht? Ist er denn nicht den eigentlichen Politikern in seiner Art, Politik zu treiben und zu beurteilen, genau so unverständlich und unerträglich, wie er es als Theologe für die Theologen ist? Ragaz ist wie wenige Schweizer tief verwurzelt im Schweizerboden und tief verbunden mit dem Schweizervolk; gerade auch als Schweizer am ehesten Zwingli und Pestalozzi vergleichbar, hat er in entscheidungsvollen Zeiten das klärende Wort zur geistigen und politischen Lage in unserem Lande gesprochen und unserm Volke — zuletzt besonders eindringlich in der Friedens- und Abrüstungsfrage — seine hohe Mission aufgezeigt, wie er ja auch, ringend um eine „neue Schweiz“, ein eigentliches Programm „für Schweizer und solche, die es werden wollen,“ aufgestellt hat. Ihn nun aber etwa einfach als „Schweizer“ verstehen zu wollen, das wehrt uns — auch wenn wir ganz davon absehen, dass er wie kein anderer gerade unsern Patrioten verdächtig und gefährlich erscheint und von den Verteidigern und Nutzniessern der „alten Schweiz“ gefürchtet und gehasst wird — schon die andere, ihn ebenso wie sein Schweizertum charakterisierende Tatsache, dass er, wiederum wie vielleicht kein anderer Schweizer, sich verbunden weiss mit den andern Völkern, voll Verständnis und Liebe für das, was ein jedes bedeutet und noch bedeuten soll, und stets in gespannter Aufmerksamkeit auf das gerichtet, was unter ihnen werden will auf jenes Ziel eines allumfassenden echten Völkerbundes, auf die Erfüllung der alten Verheissung des Friedens auf Erden hin. — Gewiss, Ragaz ist Sozialist, er ist jeweils gerade in den schlimmsten Stunden für den Sozialismus und seinen heutigen Träger, die sozialdemokratische Arbeiterschaft, eingetreten, so schon als Basler Pfar-

rer anlässlich eines Maurerstreikes, ganz besonders aber als Theologieprofessor während des Zürcher Generalstreikes im Jahre 1912 und in den bewegten Zeiten von 1918/19, wo seine kühne, von unbeirrbarer Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit getragene Haltung ungeheures Aufsehen erregte und ihm das grosse Vertrauen der Arbeiterschaft, zugleich aber auch den Hass und die Aechtung des Bürgertums eintrug; er hat seine klar umrissene, weithin beachtete Stellung innerhalb der schweizerischen und internationalen Sozialdemokratie und ist für Viele der geistige Führer des Sozialismus geworden, — und doch lässt er sich nicht einfach als Sozialist charakterisieren und damit nach der Meinung Vieler erledigen, so wenig wie man seinerzeit einen Blumhardt, der unter ganz ähnlichen Umständen und Auswirkungen anlässlich der sogenannten „Zuchthausvorlage“, die das Koalitionsrecht der Arbeiter aufheben sollte, für die Arbeiterschaft eintrat und von da aus zum Eintritt in die Sozialdemokratie geführt wurde, einfach als „Sozialdemokraten“ charakterisieren und erledigen konnte. Es ist ja auch für den Sozialisten Ragaz wiederum bezeichnend, dass er nicht nur im Gegensatz zu dem blinden, verständnislosen Bürgertum für den Sozialismus eingetreten ist, sondern den Sozialismus mitunter auch gegenüber der irregeleiteten, verblendeten Sozialdemokratie vertreten musste, wie er ja überhaupt von den offiziellen Führern der Partei stets mit Scheu und Argwohn betrachtet wird und wie mehrmals schon die Frage seines Ausschlusses aus der Partei erwogen wurde. — Gewiss, Ragaz ist auch — um nur noch dieses Gebiet seines Wirkens zu streifen — Pädagoge; jahrzehntelang hat er auf allen Stufen als Lehrer gewirkt und schliesslich in seiner „pädagogischen Revolution“ das pädagogische Problem, wie es sich unserem Geschlecht stellt, in seiner ganzen Tiefe und Dringlichkeit aufgerollt und Wege zu seiner Lösung gewiesen; theoretisch und praktisch ist er zu einem Bahnbrecher der „Volkshochschule“ unter uns geworden, wie denn auch von dieser Seite ein Licht auf seinen Rücktritt als Universitätsprofessor und auf sein seitheriges Wirken in dem von ihm geschaffenen Heim „Arbeit und Bildung“ in Aussersihl fällt, — und doch würden wir dem Wesen und Wirken dieses Mannes in keiner Weise gerecht, wenn wir es versuchen wollten, ihn auf diese Weise einer bereitstehenden Kategorie einzuordnen. — Auf allen diesen Gebieten wirkte und wirkt Ragaz in höchst bedeutungsvoller Weise, und es soll dies in dem vorliegenden Hefte gerade dadurch zu etwelchem Ausdruck kommen, dass sich zu diesem Geburtstagsgruss Männer und Frauen verschiedener Länder zusammengefunden haben, die in der theologischen, sozialen, politischen, pädagogischen Arbeit stehen, sich in dieser ihrer Arbeit mit Ragaz verbunden wissen und vielfach durch ihn wertvollste Bereicherung erfahren haben. Für ihn selber aber, dem dieser Gruss aus all den Lebens-, Arbeits- und Kampf-

gebieten gilt, ist gerade das bezeichnend, dass er in keinem derselben aufgeht, vielmehr von einem innersten Zentrum aus immer wieder in sie hineingeführt wird. Ragaz steht, von jenem Zentrum aus vorgestossen, einfach drin in der ganzen Wirklichkeit unseres Lebens, das Wort zugleich in seinem tiefsten und umfassendsten Sinne verstanden; er ist hineingestellt in die Not und Verheissung unserer Zeit und Welt, er trägt diese Not auf seinem Herzen und lebt in dieser Verheissung.

Fragen wir aber nach jenem geheimen Mittelpunkt, der ihn unsere Welt in ihrer Not wie in ihrer Verheissung erkennen lässt und von dem aus er selber immer wieder in alle diese Lebensgebiete hineinschreitet, so ist es sein Glaube an das kommende Reich Gottes. Man mag Ragaz begegnen, wo man will — immer wird dieser Glaube es sein, der seine Haltung bestimmt. „Dein Reich komme!" — diese Bitte des Unser-Vaters setzte er schon über das erste grössere Buch, das er einst als Pfarrer in Basel herausgab, — „der Kampf um das Reich Gottes" ist der Titel seines letzten grösseren Werkes, in dem er — in engem Anschluss an die Botschaft Blumhardts — seine eigensten, tiefsten Gedanken ausgesprochen hat.[1]) In solchem Glauben an das Reich Gottes erkannte Ragaz, was „diese Welt" bedeutet in all ihrer Gebundenheit und Verderbnis, was für dämonische Mächte und Gewalten beispielsweise hinter den Gebilden des heutigen Kapitalismus, Imperialismus, Militarismus stehen und sich in all den Formen des heutigen Genusslebens auswirken, aber eben dieser Glaube liess solche Erkenntnis der Welt nicht zu einem dogmatischen Begriff erstarren, mit dem man sich

---

[1]) Damit, dass Ragaz seine letzten und tiefsten Erkenntnisse, die ihm als Frucht seiner glaubenden und kämpfenden Hingabe an das Reich Gottes zuteil wurden und die er mit vollem Rechte auch in seinem eigenen Namen hätte aussprechen dürfen, im Anschluss an eine Darstellung der Botschaft Blumhardts ausgesprochen hat, deutet er selber an, wie sehr er sich Blumhardt verpflichtet weiss. Derselbe Mann, der so aufrecht und stolz vor allen gegenwärtigen und vergangenen Menschengrössen dasteht, hat sich in kindlicher Demut vor diesem einen Menschen unserer Zeit als seinem Meister gebeugt, um deswillen, was ihm in diesem einen an lebendiger Wahrheit des Reiches Gottes entgegentrat. Diese bedeutsame Verbundenheit wollte ich andeuten, indem ich in dieses Heft auch ein — dem Sinn dieses Heftes besonders entsprechendes — Dokument aus dem Leben Blumhardts aufnahm. Ich durfte dies umso eher, als Blumhardt Ragaz gerade auf seinem einsamsten und umstrittensten Wege während des Weltkrieges segnete, und weil Blumhardts Vermächtnis in besonderer Weise Ragaz anvertraut worden ist. Dieser Beitrag fügt sich diesem Hefte aber auch dadurch ein, dass nicht nur die Begegnung mit Blumhardt für Ragaz von allergrösster Bedeutung geworden ist, sondern dass auch Ragaz für Blumhardt eine Bedeutung erlangen durfte, darf man es doch — soweit man hier überhaupt auf menschliche Vermittlungen hinweisen will — nicht zuletzt auch als eine Frucht des Wirkens Ragaz' bezeichnen, wenn Blumhardt mit seiner Botschaft in unserer Zeit immer stärker hervortritt.

schliesslich doch wieder über alle Verderbnis und Not der Welt beruhigt, sondern führte ihn zugleich hinein in diese Welt und hiess ihn dort ringen und kämpfen um die einstige und künftige Schöpfung Gottes. Umgekehrt ist aber auch gerade dem der Welt und ihren Nöten zugewandten Kämpfer Gott erst recht als der lebendige offenbar geworden, der das Licht seiner Verheissung über dieser Welt erstrahlen lässt und auch heute in dieser Welt am Werke ist. So durfte Ragaz dort, wo andere nur „diese Welt" sahen und sich resigniert mit ihr abfanden oder richtend und verdammend von ihr schieden, immer wieder dem begegnen, der mitten in aller Weltgeschichte seine eigene Geschichte hat und mitten im Sein und Vergehen dieser Welt sein Reich werden lässt. Er wurde uns zum Deuter der Gegenwart, der mit prophetischem Blick schaute, was in Gnade und Gericht über unserer wirren und dunklen Zeit aufleuchtete, der erkannte, was in der Zeit sich erfüllte und reif wurde, und der drum auch aus solcher Erkenntnis des wahrhaft Zeitgemässen Parolen ausgeben durfte, die, fern von aller Eigenmächtigkeit, vielmehr das verständnisvolle und gehorsame Erfassen dessen bedeuteten, was von Gott her unserem Geschlecht als Gebot der Stunde entgegentrat. Und weil Ragaz im Glauben an das kommende Reich Gottes sich derart dieser Welt und Zeit zuwandte, drum erschloss sich ihm auch die Vergangenheit, das in der Vergangenheit Lebendige und aus der Vergangenheit Gegenwärtige. So öffnete sich ihm und durch ihn auch uns zumal die Bibel in neuer Lebendigkeit, denn in der Vergangenheit offenbarte sie ihm denselben lebendigen Gott, den er auch in der Gegenwart am Werke sah. Die alttestamentlichen Propheten traten uns durch ihn über die Jahrtausende hinweg nahe, und die Offenbarung Johannis, dieses Buch mit den sieben Siegeln, enthüllte er uns als das aktuellste Buch, das gerade auf unsere Zeit ein helles Licht zu werfen vermag. Vor allem aber ist Ragaz gerade in seinem Kampf um die Wahrheit des Reiches Gottes inmitten unserer Welt Christus lebendig geworden; er, der selber aus dem theologischen Liberalismus hervorgegangen ist, aber im Kampf um das Reich Christi dem lebendigen Christus begegnete, er hat uns in einer Weise vor Christus gestellt, wie es dem Liberalismus unmöglich wäre, wie es aber auch kein orthodoxes Glaubenssystem vermöchte. Von diesem Zentrum der Menschengeschichte aus ist auf alle Menschengeschichte ein neues Licht gefallen, — Ragaz, der uns die Gegenwart verstehen lehrte, ist uns auch zum Deuter der Vergangenheit geworden. Ich darf es wohl aussprechen, dass Ragaz gerade auf geschichtsphilosophischem Gebiete Grösstes und Bedeutsamstes hätte bieten können, wenn er sich überhaupt wissenschaftlicher Arbeit hätte hingeben dürfen, — es gehört aber zum Wesen und zur Bedeutung dieses Mannes, dass er nie dazu kam, eine Geschichtsphilosophie zu entwerfen, weil er selber hineinge-

stellt wurde in das Geschehen unserer Zeit und berufen ward, als Werkzeug eines Höheren selber geschichtsbildend zu wirken. Drum treten wir ja an diesem Tage mit diesem Grusse hervor, weil wir bezeugen möchten, dass durch ihn in unserer Zeit etwas lebendig geworden ist, und wir tun es nicht, um den Menschen zu feiern und zu ehren, der unter uns zum Lebensträger und Lebenswecker werden durfte, sondern um d e m zu danken, der auch in unsere Zeit seine Boten schickt, die mitten in dieser Welt glaubend und hoffend sein Reich festhalten und diesem Reiche arbeitend, kämpfend und leidend einen Weg bahnen.

R. L e j e u n e.

Das Wort Gottes und die Wirklichkeit.

Der Inhalt der Verkündigung ist die Botschaft, die uns in Christus gegeben ist: Gnade Gottes für den Sünder und Hoffnung für die verlorene Welt. Ueber der kurzen und bündigen Art einer solchen Formulierung sollten wir nie vergessen, dass es etwas Unerhörtes ist, was wir da sagen. Das Gefühl sicheren Besitzes, das die Kirche überkommt, wenn sie von ihrer Verkündigung spricht, ist nicht gerade ein Beweis dafür, dass ihr diese Unerhörtheit vor Augen steht, dass sie die Gnade begreift als das, was sie ist: als das Un-Selbstverständlichste, was es gibt, als das absolute Wunder. Wenn uns z. B. gegenüber unserem heutigen Thema das Verhältnis von evangelischer Verkündigung und Betätigung das Gefühl überkommt, dass die Verkündigung d e r Teil des Themas sei, bei dem wir uns sicher und daheim fühlen, während die Betätigung das Schwierige, Unheimliche, Fremde sei, dann verraten wir die grosse Krankheit des Kirchentums und der Theologie: das allzu gewandte In-Besitz- und -Betriebnehmen der Geheimnisse Gottes. Wir haben etwas zu viel verloren von jener Ehrfurcht des Hohepriesters, der nur einmal im Jahr das Allerheiligste betrat und nur einmal den Namen Gottes auf die Lippen nahm.

Aber nicht diesem Thema gilt vorerst unsere Aufmerksamkeit, sondern der Tatsache, die kaum jemand bestreiten wird, dass im Bewusstsein der Christenheit die beiden Teile der Gnadenbotschaft, die Gnade für den Sünder und das Erbarmen über die verlorene Welt, nicht gleichwertig und nicht in unlöslicher Verbindung neben einander stehen. Die Christenheit hat gerechnet damit, dass es möglich sein könnte, die individuelle Gnade zu besitzen o h n e g l e i c h z e i t i g j e n e H o f f n u n g f ü r d i e W e l t z u h a b e n.

Vielleicht müssen wir sogar sagen, dass diese Hoffnung v e r l o r e n ging. Wir können nicht darauf eintreten w i e das kam. Wir können es nur konstatieren: In dem Ringen mit der heidnischen Welt

ist Israel an diesem Punkte unterlegen. Der heidnische Individualismus ist siegreich in die Kirche eingezogen. Aber damit ist ein guter Teil der Bibel verloren gegangen. Es gab nun kein Gottesvolk mehr, dass auf Erlösung wartet; es gab nur Einzelne, die nach Gnade verlangten. Auch im gesellschaftlichen Sinn war der Begriff des Volkes eigentlich nicht mehr da. Auf dem Boden des Heidentums gibt es nur Staaten, aber nicht Volk. Im eigentlichen Sinne war nur Israel Volk, denn es kannte jene Verbundenheit, die allein unter Menschen wirklich Verbundenheit ist, die Verbundenheit in der gleichen Not und der gleichen Sehnsucht, — der dann eine Verheissung und Hoffnung für alle geantwortet hat. Das war Israels Wirklichkeit, Israels Geheimnis, Israels konstitutives Prinzip. Das war eine Realität, die über alle Klassenunterschiede ging, realer war als sie. Das Heidentum hatte die Individuen, zum Teil hochgezüchtete Individuen, aber sie standen alle für sich allein, und als Surrogat für das fehlende Volksein hatten sie den Staat, an Stelle des Geistes die Organisation und die Gewalt. Wir wollen nicht von der Linie unserer Gedanken abkommen. Aber weil diese Tatsache das ganze Christentum in Frage gestellt hat, müssen wir deutlich darauf hinzeigen. Die Tatsache des Volkseins, des religiösen Volkseins ist das Geheimnis seiner Hoffnung, jener Hoffnung, deren Verlust das schmerzliche Problem des Christentums ist. Um diese Tatsache noch deutlicher zu machen, weisen wir hin auf den Unterschied der israelitischen und der römischen Rechtsbildung. Wir vergleichen zwischen einem Recht, das aus dem Volksgedanken und einem Recht, das aus der bitteren Notwendigkeit der Einschränkung, des im Grunde als souverän anerkannten Individuums geboren ist. Das heilige Recht in Israel, das wahrlich den Charakter der Heiligkeit nicht nur durch die äusserliche Berufung, „so spricht der Herr", erwirbt, sondern ihm in grossartigster Weise in seinen von Gerechtigkeit erfüllten Normen, seinem alles durchströmenden Gefühl für das Volkssein offenbart. Und das profane Recht des Heidentums, das mit nichts rechnet als mit dem Willen des Individuums, Dinge zu tun, die das Chaos hervorbrächten, und das auch inhaltlich nichts anderes ist, als die Formulierung der bestehenden Machtverhältnisse. Und auch wenn es wahr ist, dass Israels Recht unverwirklichte Ideologie blieb, so widerlegt das nicht die Behauptung, dass in Israel der Gedanke eines Volkes da war. Auch wenn er nur die Spannung vermehrte und Israel noch tieferen Grund gab, zu warten auf die Erlösung! Um dieses Volkseins willen hat sich an Israel — das allerdings oft genug ein fast oder ganz unsichtbares Zion war — das Wunder ereignet: es hat aus aller Verderbnis der Zeit, aus allem Elend und aus aller eigenen Unkraft heraus sich hoffend nach vorwärts gestreckt. Wir haben Mühe, diese Hoffnung zu begreifen, denn sie ist so wenig wie die Gnade ein Stück Dogma-

tik. Die Gnade existiert nur für den Sünder und ausser im akuten Fall lässt sich gar nicht von ihr reden. Die Hoffnung ist die Antwort auf den Aufschrei eines Volkes, eines „Zion“, wie Blumhardt diese wartende Gemeinde nennt, eines Volkes, das allerdings auch nur aus Zweien oder Dreien, ja aus einem Einzelnen bestehen kann. Was das Volksein ausmacht, ist das Tragen des Elendes und der Not der Welt, die Solidarität mit allen. Wenn jenes Hoffen nicht da ist in unserer Welt, dann müssen wir der Vermutung Raum geben, dass kein Volk da ist, welches die Not der Welt auf seiner Seele trägt. Wir wollen uns keinen Täuschungen hingeben über die Ursache unserer Hoffnungsarmut; wir wollen vor allem nicht aus unserer Not eine Tugend machen, indem wir uns einreden, wir hätten diese Hoffnung nicht, weil wir eine besonders tiefe Einsicht haben in die Korruption alles Menschlichen. Wenn wir diese Einsicht wirklich hätten, wenn wir sie nicht nur hätten mit dem Kopf, sondern mit unserm ganzen Wesen, wenn wir darunter *leiden* würden — dann, gerade dann könnte das Wunder der Hoffnung sich an uns ereignen. Aber was wir haben, ist ein spannungsloser Skeptizismus, ein müde sich beruhigender Pessimismus. Ein Skeptiker, der, seinen eigenen Tiefsinn geniessend, das menschliche Elend konstatiert, ist kein Leidender. Es wird trostlos still bleiben um seinen Tiefsinn. Es kann ihm ja nicht eine Antwort gegeben werden, hat er doch gar nicht gefragt, sondern nur selbstgefällig sich und seine Hörer unterhalten; wie sollte ihm aufgetan werden, wenn er doch gar nicht angeklopft hat. — Hingegen glauben wir, dass pessimistische Dogmatiken, die mit *wehem Herzen* geschrieben wären, mit einem Lobpreis Gottes, mit überschwänglicher Hoffnung, ja mit Dingen endigten, die wir Utopien nennen, denn Gott *antwortet* so sicher auf den Schrei der Menschen, — so sicher er unerschütterlich stumm bleibt gegenüber den Gescheitheiten der Menschen. Wenn das Wunder der Gnade nur für den Sünder erscheint, dann sollen wir nicht erstaunt sein, dass das Wunder der Reichs-Hoffnung uns nur dann erscheint, wenn ein Volk, ein Zion, eine Gemeinde da ist, die die Not der Brüder trägt und aus ihr heraus nach Gott fragt. Um es noch anschaulicher zu machen, was für eine Einbusse wir da erlitten haben, weisen wir darauf hin, wie mit dieser Hoffnung der Christenheit der ganze biblische Realismus verloren gegangen ist. Auch die neu-testamentlichen Wunder hat sie nicht mehr festhalten können. Wenn sie es aus Orthodoxie tat, so war es im besten Fall eine dunkle Ahnung, dass sie damit etwas Grosses preisgeben würde; aber eigentlich kannte sie das nicht mehr, worin diese „massiven“ (wie Zündel sie nannte) Erlösungen *verankert* waren: die Reichs-Hoffnung. Nicht nur, dass es ihr unendliche Mühe und Verlegenheit bereitete, diese realistischen Einbrüche des Göttlichen vor dem modernen Denken zu verteidigen, sondern das war das

Peinliche an dieser Stellung zum Neuen Testament, dass der Christ dieser Handgreiflichkeiten gar nicht bedurfte und im Grunde für überflüssig hielt. Warum denn Krankenheilungen, wenn doch nur die Seele gerettet werden sollte, wozu doch auch die Krankheit mitzuhelfen imstande war. Oder waren dann nicht Toten-Auferweckungen das Ueberflüssigste, was getan werden konnte, wenn das Ziel des Lebens ein seliges Ende war. War nicht auch die Auferstehung Christi ein zu umständlicher Apparat der Beweisführung für die Bewährung einer neuplatonischen Unsterblichkeitshoffnung? Kurz — wie sehr musste man sich Mühe geben, um die rein geistigen, ethischen und individuell-persönlichen Ideale aus diesem seltsamen Realismus des Neuen Testamentes herauszuschälen. Die Reichs-Hoffnung ging verloren.

Die Gottesreichshoffnung ging verloren — das Evangelium von Sünde und Gnade blieb bestehen. Aber — nun können wir über diese kirchengeschichtliche Feststellung nicht mehr leichthin weggleiten. Wir müssen unter dem Eindruck der Grösse jenes Verlustes hier stille stehen. Auch um der Grösse dessen willen, was mit den Worten Sünde und Gnade gemeint ist, müssen wir hier fragen, ja schliesslich sogar zweifeln. Zweifeln an diesem Heiligtum! Weil beides so gross ist, die Gottesreichshoffnung und die Botschaft der Gnade für den Sünder, können wir, nachdem wir vom Sterben der Reichshoffnung haben reden müssen, die Angst nicht los werden, die sterbende Reichshoffnung könnte auch das Wunder der Gnade in das Sterben hineingerissen haben. Es taucht eine wahrhaft furchtbare Möglichkeit auf — von der wir wünschen müssen, dass sie nur ein Produkt unserer Angst wäre — nämlich die, dass all dieses persönliche Getröstetwerden der Sünder nichts anderes wäre als das, was die religiösen Illusionen der Menschen von jeher zustande gebracht haben, dass wir durchaus keinen Grund hätten, vom Standpunkt des Evangeliums von der Vergebung auf irgendwelche Romantik hinunter zu schauen.

Man mag uns vorwerfen, dass wir nur darum imstande seien, dieses Heiligtum zu lästern, weil wir es nie betreten haben; dass wir offenbar selbst nie darauf angewiesen waren, von der Vergebung zu leben, weil wir noch imstande seien, von irgendwelchem Idealismus, d. h. von irgendwelchen Illusionen über uns selbst zu leben; dass wir ahnungslos das Brot wegwerfen, weil wir nicht wissen, was Hunger ist; dass wir über den Optimismus und Illusionsreichtum des Liberalismus verfügten und deshalb die grosse Reduktion des geistlichen Reichtums auf die eine, verzweifelte Wahrheit von der Vergebung der Sünden nicht begriffen. Diesem Vorwurf gegenüber können wir nichts tun, als versichern, dass wir *wissen*, dass wir mit diesen Zweifeln unsern einzigen Trost in Frage stellen. Was uns zu diesem Aeussersten nötigt, ist die verlorene, verachtete,

verstossene Gottesreichshoffnung. Um ihrer willen dürfen wir nicht mehr Pietisten sein, dürfen nicht mehr die Gnade in persönlicher Weise an uns reissen. Wir glauben, dass die bekannten Krankheitssymptome des Pietismus, die Sicherheit und der Egoimus des Gnadenbesitzes, verursacht sind durch den Verlust jener Hoffnung. Wenn wir von Heilsgewissheit reden, dürfen wir nicht von vorneherein die Möglichkeit ausschliessen, dass wir eine Heilsgewissheit hätten, die nichts anderes ist, als was die romantischen und mystischen, die kultischen und philosophischen Tröstungen auch sind, welche die Religionen je und je mit grösster Kunst und in feinster Sublimität den nach Trost und Betäubung schreienden Menschen zur Verfügung gestellt haben. Das heisst: wir müssen die Möglichkeit ins Auge fassen, dass unsere Heilsgewissheit nicht das Wort ist, das Gott in unser Herz hineingesprochen hat, sondern etwas, das aus uns selbst stammt, das in allen seinen Graden von Ueberzeugungskraft, theologischer Klarheit und Evidenz Menschenwort ist, woran auch alle Intensität und Wärme des begleitenden Gefühls nichts änderte. Der Gottesreichshoffnung sind wir es schuldig, dass wir ausnahmslos alle Formen des Christseins anzweifeln, die sich von ihr losgelöst haben.

Es gibt ein Kriterium, an dem man die Realität des Gnadenempfanges erkennen kann, ein Kriterium, das nicht wir erfunden haben: Wer Vergebung empfangen hat, der wird vergeben. Was sich in diesem Kriterium geltend macht, ist aber nichts anderes als die Reichshoffnung. Sie will sich darin Geltung verschaffen, sie will die letzte Entscheidung fällen, in dem Augenblick, in welchem der Mensch das grosse Wunder seiner persönlichen Begnadigung ergreifen will. Jenes Kriterium ist ein Kriterium im strengsten Sinne des Wortes, es ist ein Gericht. Ein Gericht über alle unsere Gnadenerfahrungen. Das mag paradox und unheimlich klingen, droht es doch, die tiefe Ruhe, mit der das Wort Gnade sich auf unsere Seele gelegt hat, mit einem Schlage zu zerstören. Darf denn die Gerichtsposaune auch noch in den Himmel hinein erschallen? Wird sie uns nie in Ruhe lassen! Ja — die Geschichte von dem Knecht, dem vergeben wurde, der aber nicht vergab, die Geschichte von der rückgängig gemachten Gnade steht im Neuen Testament. Und wenn sie nicht darin stünde — müssten wir nicht selbst darauf kommen? Weil es sich ja nicht darum handelt, dass wir Ruhe haben, sondern dass die Herrschaft Gottes kommt.

Diese Möglichkeit, dass die Gnade rückgängig gemacht werden kann, fährt wie ein Donnerschlag in die erschlaffende Atmosphäre unserer Gnadenschwüle hinein. Dann aber wird es kühler und frischer in unserem religiösen Denken, die Luft erhält wieder grosse Klarheit und Durchsichtigkeit. Und nun scheint mir, dass das erste, was in dieser neuen Klarheit sichtbar wird, die Reichsgotteshoff-

nung ist. Und wenn nicht die letzte Hoffnung selbst, so doch die Wahrheit, die zu ihr führt. Sichtbar wird der Bruder, dem ich vergeben soll, wie mir vergeben worden ist. Wir werden eins in dem, worin wir restlos gleich sind, wo alles Trennende dahinsinkt. Es entsteht Gemeinschaft zwischen uns. Wir, er und ich werden Volk. Das Sündenbewusstsein wird zum konstituierenden Prinzip der Gemeinschaft zwischen uns Menschen. Nicht auf unsere Tugenden wird die Gemeinschaft aufgebaut, und nicht auf unsere Schuld, aber auf das Bewusstsein von unser aller Schuld, auf das Bewusstsein meiner Schuld, das mich nun nie verlassen darf, wenn ich auf den Bruder und seine Schuld sehe. Daraus wächst Verbundenheit hervor, tiefe Solidarität, und daraus wird dann jene Sehnsucht, jenes Anklopfen und Rufen, — dem dann die Hoffnung antwortet. Darum wagen wir es, das Axiom aufzustellen: wo die Gnade erfahren worden ist, da wird Gottesreichshoffnung sein. Das ist der Sinn der Gnade. Sie ist nie gegeben, dass wir sie wie ein persönliches Gut verzehren, sondern dass wir zu unsern Brüdern gehen.

Wenn die erfahrene Gnade, die persönliche Sündenvergebung, nicht Gemeinschaft schafft, dann müssen wir an ihr zweifeln, dann liegt ein grosses Versagen vor. Nicht von dem gewöhnlichen, allem Menschlichen anhaftenden Versagen reden wir. Wir müssen ja doch wieder es wagen, zu sagen: Wenn es eine Vergebung gibt, dann muss auch das Nichtvergeben vergeben werden, unter den Bedingungen, unter denen überhaupt Sünde vergeben wird, unter der Bedingung der Reue. Was aber nicht vergeben wird, ist das Nichtvergeben, das nicht als Sünde sich fühlt, sondern in seinem Stolze kommt, das gewollte Nichtvergeben, das prinzipielle Zu-rechnen der Sünde, der Pharisäismus als System, der Pharisäismus als Frömmigkeit, als Religion. Wenn das Christentum der Christen wesentlich und eigentlich Pharisäismus ist, muss dann nicht seine individuelle Gnaden-Predigt und Gnaden-Erfahrung eine grosse Täuschung sein? Noch einmal wiederholen wir, nicht das stempeln wir zur unvergebbaren Sünde, dass wir Einzelne weder siebenzig mal sieben mal, noch auch nur sieben mal zu vergeben vermögen. Sondern die andere Tatsache möchten wir vor Augen haben, dass die Christenheit nicht eine Gemeinde von solchen ist, die durch das Bewusstsein ihrer Sünde und Schuld zu Brüdern werden, sondern dass die Christenheit prinzipiell eine richtende Haltung einnimmt. Darum ist keine Reichshoffnung da, weil die Welt erbarmungslos gerichtet wird. Es ist kein Rufen und Schreien nach Erlösung in der Christenheit, sondern nur selbstgerechtes Lamentieren, das heisst aber, es ist kein Volk da, denn ein Volk entsteht nur dadurch, dass der Sünder sich im Bewusstsein seiner eigenen Sündhaftigkeit dem andern brüderlich zuwendet. Wir aber wenden uns im Bewusstsein unserer

Gerechtigkeit und Frömmigkeit ab. Das grosse historische Beispiel dafür ist die Haltung der Kirche gegenüber dem Proletariat. Nicht die Klagen und Anklagen des Proletariats, nicht seine Forderungen, auch nicht seine revolutionäre Sprache haben die Kirche zu ihrer abwendenden Haltung geführt, sondern das, was die Kirche an Gottlosigkeit und Sündhaftigkeit bei dieser Klasse konstatierte, das liess sie sich abwenden mit demselben guten Gewissen, mit dem sich der Pharisäer vom Zöllner und Sünder abwandte. Es ist diese sich wegwendende Bewegung, die auch heute immer wiederholt wird, zu der jeder Pfarrer sich immer wieder berechtigt glaubt. Es sind die tausend Gründe, die die Pfarrer immer wieder angeben, wenn sie ihre Hinwendung zum Bürgertum begründen. Es ist in der Kirche viel Verständnis für die Klagen und Forderungen des Proletariats, aber für die Sündenvergebung ist kein Verständnis. Daran scheitert alles. Die Haltung der Kirche, der christlichen Gesellschaft, war und ist charakterisiert, nicht durch Uebelwollen, nicht durch den wirtschaftlichen Gegensatz. Man wäre bereit, über die wirtschaftlichen Klüfte hinüber die Hand zu reichen, aber über die Kluft, die den Frommen vom Gottlosen trennt, reicht der Bruderarm nicht. Immer wieder stossen wir auf die selbstgerechte Gebärde, wenn die Kirche, wenn der Christ vom Proletariat spricht. Darob ist die Reichshoffnung verloren gegangen.

Und nun noch einmal: Wir haben einen geringen Begriff von dem Ernst und der Gerechtigkeit Gottes, wenn wir glauben, dass der Verlust der Reichshoffnung an der trostreichen Möglichkeit persönlicher Sündenvergebung spurlos vorübergegangen sei. „Wer nicht hat, von dem wird auch noch genommen, was er hat.“ Freilich fährt die Kirche unbeirrt fort, die Gnade zu verkündigen, während ihre ganze Haltung die des Pharisäismus ist. Und das Furchtbare an diesem Fortfahren, das Hoffnungslose daran ist, dass sie glaubt, das Wort Gottes zu verkündigen, wenn sie diese Gnade verkündigt.

Dünkt es uns nun immer noch gänzlich frevelhaft, wenn wir fragen: Könnte es nicht sein, dass dieses Wort von der Gnade heute *nicht* das Wort Gottes wäre, auch wenn es das gestern war und morgen wieder sein wird? Es könnte heute Menschenwort, Menschentrost, Betäubungsmittel sein. Gott hat es uns heute genommen, denn wer da nicht hat, von dem wird noch genommen, was er hat. Weil wir mit dem zerrissenen Schuldschein in der Tasche hingegangen sind, den Bruder zu würgen um seiner Schuld willen, wird die Gnade rückgängig gemacht. Bevor wir das Wort von der Gnade wieder bekommen als das wunderbare Geschenk Gottes, muss das Bewusstsein unserer Sünde aufwachen in uns. So lange aber Christsein heisst: ein Gerechter sein, ein Frommer sein, der anständigen Gesellschaft angehören, so lange können wir nur theologischer Weise, nicht aber im Ernst, von einem Sünden-Bewusstsein

reden. Mit welch tiefem Recht ist die Erkenntnis der Sünde zum Kennzeichen rechtgläubigen Christentums gemacht worden, aber wie sehr ist die Unaufrichtigkeit als eine furchtbare Krankheit gerade über diese Gedankenreihe des christlichen Denkens gekommen! Entweder — oder. Wenn die Kirche aufrichtig wäre, würde sie ihren ungebrochenen Moralismus nicht nur betätigen, sondern auch predigen. Oder aber sie würde die Gnade und Vergebung, die sie predigt, auch betätigen, — sie würde vergeben. Das Armsünderbekenntnis würde nicht nur eine abstrakte Gebärde sein, sondern der Christ würde in aller Konkretheit wissen, dass alles Böse, was er an der Welt richtet, auch in ihm lebt, wuchert, und alle Schlupfwinkel seiner Seele ausfüllt. Wenn wir das Evangelium von Sünde und Gnade wieder in den Mittelpunkt des christlichen Denkens rücken wollen, müssen wir bedenken, dass wir nur religiösen Trost, religiöse Anästhesien und Narkosen liefern, wenn es uns nicht gelingt, dem Gerechten die Gnade anstössig erscheinen zu lassen. Anstössig aber ist sie dann, wenn wir konkret zum Sünder gehen, als Bruder, nur als Bruder, das heisst auch als Sünder. Wenn ich als Gerechter zu ihm gehe, bin ich nicht zu ihm gegangen, nicht zu ihm gekommen. Es steht kalte Fremdheit zwischen ihm und mir. Ob diese anstössige Gnade je ein populäres Kanzelwort sein wird, ist wohl nicht ganz sicher. Aber es muss betont werden, dass alles an der *Konkretheit* dieses Tuns hängt. Wir werden sehr um Erleuchtung bitten müssen, dass wir das Rechte tun. Wir müssen mit der Vergebung zu dem armen Volk gehen, nicht mit der göttlichen Vergebung, die *wir* ja nicht handhaben können (wie es vor allem die katholische Kirche von sich meint), sondern mit der *brüderlichen* Vergebung.

Aber wo sollen wir dieses Volk finden? Es ist überall — werden wir sofort sagen, doch hüten wir uns, dass wir nicht mit solchen Allgemeinheiten wieder aus der Konkretheit herausfallen. Vielleicht ist es immer wie zur Zeit Jesu Christi, dass der Ort, wo die Vergebung ausgegossen werden muss, konkret sichtbar wird, in einer *Klasse* von Sündern. Ist es nicht heute so, dass das Los der Armen darin seine grausamste Härte hat, dass ihm nicht vergeben wird, dass sie gerichtet werden, dass die Moral ihre Spitze immer gegen sie richtet. Man schaue einmal alle die moralischen Kundgebungen und Bussrufe der offiziellen Kirche, die Bettagsmandate, die Synodal-Resolutionen darauf hin an; man wird konstatieren können, dass der grösste Teil ihrer Inhalte in bornierter und grausamer Parteilichkeit auf die Armen gemünzt ist. Alles, was da über Vergnügungssucht, über Sportauswüchse, über Kino, über Fastnacht gewettert wird, trifft fast ausschliesslich die Armen. Jedenfalls müsste ganz anders konkret geredet werden, wenn es die Andern auch treffen sollte. „Hüll in Gold die Sünde, die harte Lanze der

Gerechtigkeit bricht harmlos ab, doch kleide sie in Lumpen und eines Zwergleins Strohhalm dringt hindurch," das hat schon Shakespeare gewusst. —

Diesen Geist zu überwinden, ist die von der christlichen Gesellschaft geforderte Tat, im Bewusstsein ihrer Schuld zu leben, ein konkretes Sündenbewusstsein in sich zu tragen, das immer wieder zu wecken und zu bekennen, ihre Schuld immer wieder anzuschauen, so dass es ihr innerlich ganz unmöglich wird, richtend zu den Armen zu gehen.

Was sollen wir tun? Die alte grosse Frage. Ist die Antwort darauf zu klein, wenn wir sagen: Wir sollen vergeben wie auch uns vergeben wird? Es muss eine ganz unmögliche Sache werden, dass an irgend einem Ort die Menschen den Eindruck haben, dass die Vertreter des Christentums auf die Seite derer treten, auf denen die Last des Lebens nicht so hart liegt, und dass sie ihre Parteinahme moralisch begründen. Nicht dass wir meinen, es handle sich gerade um eine politische Stellungnahme. Die politische Form der Stellungnahme ist nur eine unter andern Formen, eine, die aber durchaus in Betracht kommt, und gegen die moralische Einwände zu erheben, nun eben nicht mehr in Frage kommen sollte. Nur ein Einwand dürfte gemacht werden, falls sich die Dinge wirklich so verhielten, nämlich der, dass wir durch die Hinwendung zu den sozialistischen Gruppen gar nicht zu denen kommen, um die es sich handelt, dass wir da zu bereits satten und verbürgerlichten Menschen kommen. Dass dieser Einwand möglich wird, das ist eine Tatsache, die wohl aufzutauchen beginnt, die aber meines Erachtens noch nicht gilt. Und wenn sie gelten wird, dann haben wir natürlich nicht zur Solidarität mit der bürgerlichen Gesellschaft zurückzukehren, sondern wir haben wiederum die Armen, die Zöllner und Sünder zu suchen. Der Christ darf nie mehr von den Gottlosen zu den Frommen fliehen, von den Sündern zu den Gerechten, von den Kulturlosen zu den Verfeinerten. Mag er in sich selbst und um sich selbst so viel von Kultur und Feinheit und ästhetischer Lebensgestaltung verwirklichen als er kann, — das darf ihn niemals trennen von denen, die gerade das nicht haben. Wenn er es hat, soll er es auch um ihretwillen haben und ihnen mitzuteilen versuchen, — wenn es ihm wichtig genug erscheint. Vor allem aber soll es ihm nicht verdunkeln das, was ihn mit dem Aermsten und Elendesten verbindet: die Tatsache, dass ihn seine Kultur und Feinheit und Gerechtigkeit nicht über den demütigen Stand des Sünders hinaushebt, den Stand, dem auch sein unkultivierter Bruder angehört. Wenn die Kirche es nicht fertig bringt, an diesem Punkt eindeutig zu werden, sich in eindeutiger Weise auf die Seite der Armen und Elenden zu schlagen, wenn sie in Zweideutigkeit verharrt, oder gar eindeutig sich auf die Seite der

geistig und materiell Reichen stellt, dann hat sie keine Gemeinschaft mit Christus, dann ist sie das Reich der Pharisäer und Schriftgelehrten, und es wäre eine Forderung der Aufrichtigkeit, dass sie dann nichts anderes predigte, als Pharisäismus, Moral, Frömmigkeit, Fortschritt. Sie aber predigt Gnade und Vergebung. Aber welch ein deutliches Gericht: die Gnadenbotschaft wird ihr nicht geglaubt. Die Menschen hören aus allem, was die Kirche sagt, nur die Moral heraus, und zwar die bürgerliche Moral. Es ist nicht zu leugnen, dass dieser Vorwurf mehr ist als ein Schlagwort. Es ist eine Moral, die nicht hinausdrängt über die jetzige Form des Moralischen, eine Moral, die nicht lebendig ist, erstarrte Menschengerechtigkeit, nicht beunruhigendes, vorwärts treibendes göttliches Ethos. Für die Gnadenbotschaft aber, wie sie die Kirche verkündigt, sind die Ohren der Menschen einstweilen geschlossen. Es wird nichts helfen, dass sie stärker, tiefer, klarer von den Kanzeln ertönt. Wir müssen vorerst lernen, christusmässiger mit der Gnade umzugehen. Christus hat die Vergebung nicht *gepredigt*, sondern er hat vergeben. Er hat vergeben, indem er zu den Zöllnern und Sündern ging. Die Gnade gehört also jetzt einmal nicht in die Dogmatik, sondern in die praktische Theologie. Gerade sie ist nicht Sache der Verkündigung, sondern der Betätigung.

Diese negative Erfahrung mit der Verkündigung von der Gnade enthüllt uns wiederum nur die Art des Wortes Gottes. Das Wort Gottes gibt sich nicht in die Macht der Menschen. Es wird nie unser Besitz und nie unser Amt. In dem Sinne, den bei uns das Wort „Amt" hat, gibt es *kein Amt*, „das die Versöhnung predigt". Es gibt keine amtsmässige Vertretung des Wortes Gottes. Es gibt keine Institution, der das Wort anvertraut wäre, es wohnt nicht in Tempeln, von Menschenhänden gemacht. Es kann in den Kirchen sein und nicht in ihnen sein, es kann in der Bibel gefunden werden, und es wird immer wieder von uns *nicht* gefunden in ihr. Es kann zu uns zu reden beginnen aus der Bibel, aber es kann auch durch Jahrhunderte schweigen in ihr. Es kann sich dem Gelehrten entziehen und sich dem Kinde hingeben; viele werden kommen vom Morgen und vom Abend und werden es verstehen, die Kinder des Reiches aber werden ausgestossen sein. Priester werden es lästern und Gottlose werden es anbeten. Die Söhne Abrahams werden es zertreten, Gott aber kann dem Abraham aus den Steinen Kinder erwecken, die glauben wie er geglaubt hat.

Wir suchen, uns dieses rätselhaften Wortes zu bemächtigen. Wir sagen: hier ist es oder da, wir haschen es, wir binden es, wir formulieren es, wir erklären es, — und doch kann es geschehen, dass wir darob immer ärmer werden, dass unser Herz immer kälter wird, dass die Welt trotz all dieser Wort-Tempel und trotz all dieser Diener am Wort und ihrem Reden immer finsterer wird, dass die Führer

blind sind und die Geführten als eine Herde ohne Hirt in der Wüste zugrunde gehen.

Dann müssen wir erkennen, dass es längst nicht mehr das Gotteswort war, was wir hatten, was wir betrieben und verwalteten, denn mit dem Gotteswort wären wir nicht kalt und blind gewesen, mit dem Gotteswort wären wir wirkliche Führer gewesen. Das Wort Moses und der Propheten, das Wort Christi selbst, es verstummte unter unsern Händen. Und auch wenn es uns zu begeisterter Rede zu entflammen schien, auch wenn wir an ihm die beglükkendsten Erlebnisse schöpferischen Erkennens machten, auch wenn wir bei seiner Verkündigung Inspirationen erlebten, so war es doch nicht *das* Wort, das Gewalt hat, und das nicht ist wie das der Schriftgelehrten. Und ist nicht *das* unsere Erfahrung gewesen, dass es gerade dann beharrlich schwieg, wenn wir das Erlebnis *unserer* Kraft an ihm gemacht hatten?

Das Wort Gottes kommt nicht zu dem geistig Reichen, sondern zu dem Armen, dem nach Gerechtigkeit Hungernden. Wenn wir das verstünden, dann hätten wir alles verstanden, dann hätten wir auch begriffen, was wir tun sollen. Es ist seltsam; wenn wir über das Verhältnis von Verkündigung und Tun nachdenken, will es uns nicht gelingen, jedes für sich zu betrachten. Wenn wir vom Tun reden wollen, fangen wir unwillkürlich an, vom Wort Gottes zu reden, und wenn wir über das Wort nachdenken, gelangen wir schliesslich zu dem Resultat, dass wir zuerst ein Tun begreifen müssen, nämlich *die* Tat, die vielleicht überhaupt die einzige ist, von der wir schon zu allen deutlich reden können; sie heisst: hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Wäre es nicht möglich, dass dieses Nicht-auseinanderhalten-können der beiden Themen den tieferen Grund hat, dass sie nicht zwei sein sollten, sondern eins. Menschliches Wort und menschliche Tat sind zwei, *Gottes* Wort aber ist sowohl Tat als Wort. Es gibt z. B. nicht reformatorisches Wort ohne Reformation, reformatorische Theologie ohne Reformation. Wo keine Reformation ist, kein reformatorischer Kampf, da ist kein reformatorisches Wort und keine reformatorische Theologie. Ein Wort, das nicht irgend wie in Kampf gerät mit den Dämonen der Zeit, kann nicht Gottes Wort sein.

Darum scheint uns, wir müssen die Frage so stellen: was sollen wir tun, *damit wir das Wort hören*? Und die Antwort? Kann die Antwort irgend ein Rezept nennen, kann sie dies und das sagen, kann sie eine Methode angeben? Nein, die Antwort kann nur die sein: Zuwendung zu der Wirklichkeit, zu der Wirklichkeit unseres persönlichen und des uns umgebenden Lebens, *Ernstnehmen und Tragen dieser Wirklichkeit. Dann wird sich der Schrei erheben nach Gott.* Und nun wird vielleicht ein Wort Gottes vernehmbar werden.

Die Wirklichkeit ist wichtiger als alles andere. Wir dürfen arm sein an allem, arm auch an geistlichen Schätzen, arm an biblischem Wissen und biblischen Gedanken, aber wir müssen aufrichtig von ganzer Seele und mit allen Kräften unser Inneres erleben und die Welt um uns her. Wohl ist es restlose Wahrheit, dass die Bibel die tiefste Enthüllung der Wirklichkeit, der Wirklichkeit des menschlichen Herzens und alles menschlichen Wesens enthält und dass sie uns Licht um Licht geben kann über uns und die uns heute umgebende Welt; nur dürfen wir der Gefahr nicht erliegen, dass wir vergessen, dass es sich um uns und unsere Lage handelt. Darum sagen wir noch einmal: der Anfang alles Hörens des Wortes Gottes und alles Tuns ist: Zuwendung zur Wirklichkeit.

Auch in bezug auf die Bibel ist es eine ernste Frage, ob nicht alle, welche sie lebendig verstanden, herkamen von diesem stärksten Erleben der Wirklichkeit. Wenn dem so ist, müssen wir dann nicht so gewissenhaft werden, dass wir die Menschen nicht einfach schematisch auf die Bibel verweisen. Es gibt deren Viele, die man von der Bibel losreissen müsste, damit sie endlich Christus erblicken.

Wir müssen diese Zuwendung zur Wirklichkeit so sehr betonen, weil wir immer wieder fliehen vor ihr. Denn die Wirklichkeit macht uns verlegen, arm, verzweifelt, unwissend, töricht, — während uns die Theologie, so wie wir sie betreiben, reich, klug, sicher und getrost macht. Die Wirklichkeit ängstigt uns, schaut uns mit quälender Fremdheit an, in den theologischen Gedankengängen aber finden wir uns immer wieder zurecht, und wenn sie schwer und geheimnisvoll sind, so hat das nur um so grösseren Reiz. Aus den theologischen Diskussionen werden wir immer mit einem gewissen Selbstgefühl heimgehen, während wir aus dem Ringen mit der Wirklichkeit klein und gedemütigt davon gehen. Die theologischen Olympiaden sind, trotz allem, f r i e d l i c h e Veranstaltungen, die Kämpfe mit den Dämonen der Zeit aber schlagen schmerzende Wunden. Die Theologie hat eine m e r k w ü r d i g e Fähigkeit: sie entspannt die Spannungen, sie löst die Tragik, sie beschwichtigt den Ernst, sie betäubt den Schmerz, sie wühlt auf, um sofort zu beruhigen, sie belastet, um zu entlasten, hinter ihrem ernstesten Gesicht kann sie ein beschwichtigendes Lächeln nicht lange verbergen. In ganz sublimierter Form hat das Augenzwinkern der Auguren noch nicht aufgehört. Die Theologie ist darin die Schwester der Kunst, die alle Tragik durch die Form erlöst und befreit. Aber diese künstlerische Erlösung ist bekanntlich nur für den Zuschauer eine Erlösung. Die Tragödie hat ihr Schrecknis und ihre Verzweiflung doch nicht verloren für den, der sie auf der Bühne des Lebens erleidet.

Darum kann aus der Theologie (als solcher) heraus der Schrei nach Gott sich nicht erheben. Wir müssen zur Wirklichkeit gehen. Wir werden in ihr nicht nach dem religiösen Erlebnis suchen müs-

sen. Sie wird uns schon den Schrei auspressen, wenn wir ihr wirklich begegnet sind. Das religiöse Erlebnis ist das der eigenen Schuld und der Not der Welt. Eines andern bedarf es nicht. In der Wirklichkeit, in ihr allein, wird das gespannte Warten, das Hungern und Dürsten, das Sehnen und Seufzen geboren.

In die Wirklichkeit hinein, in sie allein, kann das Wort gesprochen werden, auf das wir warten, das Wort, das nicht Menschenwort ist, das Wort, das uns nicht mehr zurücklässt mit der verlegenen Frage: Was sollen wir nun tun? Denn es wird ein konkretes Wort sein. Es wird ein Wort zur Lage sein, ist es doch die Antwort auf den Schrei aus dieser Lage heraus.

Dieser Schrei ist heute da, — auch wenn ihm die Kirche noch nicht, immer noch nicht, — immer wieder nicht! — Ausdruck gegeben hat. Es steigt ein Schrei auf zu dem Vater der Waisen und dem Beschützer der Witwen — das ist immer noch sein Name. Er steigt auf aus dem Blute Abels, das den Boden dieser Erde tränkt. Aber — ist das nun nichts weiter als der erwartete religiös-soziale Schluss, wenn wir auf diese konkreten Dinge hinweisen? Ach ja, wir wissen davon, dass wir oft aus einer gewissen Dürftigkeit des Erlebens, wenn nicht gar aus stofflicher Verlegenheit heraus, immer zuletzt in etwas dürrer Weise auf die soziale Not und auf den Krieg hingewiesen haben. Oder, wenn wir es wohlwollender deuten wollen: das waren die einzigen Nöte des Lebens, zu deren wirklichem Begreifen wir Zugang hatten. So vieles andere war vor unseren noch jungen Augen verborgen. Wenn wir nun eine tiefere und umfassendere Vision der Menschennot haben, dann ist es gut — aber hüten wir uns! Wir sagen, wir seien es müde geworden, immer wieder vom Krieg und von der sozialen Not zu hören. Lasst uns einmal von etwas anderem hören, lasst uns von tieferen Dingen reden, sagen wir. Hüten wir uns! Hüten wir uns, dass das nicht der Uebergang vom Gotteswort zum Menschenwort werde. Vergessen wir nicht, dass das Gotteswort das Inkognito der Unscheinbarkeit liebt, während das Menschliche und das Satanische nach dem Glänzenden greift — um gottähnlich zu erscheinen. Wenn es oberflächlich ist, heute immer und immer wieder von so äusseren Dingen wie Krieg und sozialer Not zu reden, dagegen tiefsinnig, an diesen Dingen vorüberzugehen, dann wäre zu überlegen, ob es nicht Gott wohlgefallen könnte, einmal sich in das Inkognito der Oberflächlichkeit zu hüllen, um uns tiefsinnige Menschen daraufhin zu prüfen, ob wir Augen haben, zu sehen und Ohren, zu hören. Wird nicht das Kreuz immer ein Aergernis und eine Torheit sein, oder wird es je ein brillanter Tiefsinn sein? Wer unter uns kennt das Gelüsten nicht nach diesen Dingen. Ja, vielleicht haben wir Jüngere falsch, unecht, doktrinär, pharisäisch Sozialismus und Antimilitarismus getrieben im Gegensatz zu unsern Führern. Im Gegensatz zu Blum-

hardt, im Gegensatz zu Ragaz, die sich verzehrt haben und nie, wie wir Junge, aus der Leere des Herzens, sondern immer aus der Fülle ihrer Herzen geschrien haben. Wenn wir es falsch taten, dann war wohl Busse und Einkehr nötig für uns. Wenn wir aus dem Gotteswort, das soziale Frage heisst, als welches uns Kutter sie verstehen lehrte, ein Menschenwort gemacht haben, hat es deswegen aufgehört, ein Gotteswort zu sein? Haben wir aufgehört, dieses Gotteswort zu vernehmen? Begreifen wir nicht, dass ein tatsächliches Vorübergehen an der sozialen Frage und an dem Problem des Krieges, wie es uns heute gestellt ist, Sünde ist, hochmütige, eigenwillige Missachtung des Wortes Gottes. Wenn wir tatsächlich vorübergehen an diesen uns von Gott heute gestellten Aufgaben, können wir hingehen, wo wir wollen, wir werden Gott nirgends finden und seine Stimme nirgends hören, denn Er bestimmt, wo er sich finden und hören lassen will. Unser Reden von Sünde und Gnade wird dann Menschenwort sein, unsere glänzenden Ausführungen über das Kreuz Christi werden das Kreuz mit Schmach bedecken. Wir werden die furchtbare Verantwortung tragen, dass wir Beruhiger und Beschwichtiger aufwachender Gewissen, Löscher glimmenden Feuers, Zertreter keimenden Lebens geworden sind. Wir werden die Menschen von der Schädelstätte des Kreuzes und ihrem Entsetzen weggeführt haben in die feierlichen Hallen unserer Tempel, in den Glanz unserer Schulen, d. h. wir haben sie weggeführt von der Stätte, wo aus dem Tode das Leben geboren wird an Stätten, wo das Leben in den Tod verwandelt wird. Wir stellen keine Behauptung auf, aber wir möchten dazu auffordern, dass alle sich fragen, ob diejenigen sich getäuscht haben, welche in diesen grossen und konkreten Anliegen der Gegenwart das Wort Gottes gehört haben. Das Wort Gottes ist ein konkretes Wort. Wenn wir nur abstrakt von ihm reden, wenn wir eine abstrakte Theologie von Sünde und Gnade, Kreuz und Auferstehung abwandeln, dann besteht wenig Aussicht, dass wir durch solches Tun in Bereitschaft gesetzt werden zu hören auf das immer konkrete, immer in die Relativität des Wirklichen eingehende, immer zeitliche Wort Gottes. „Es wird dem konkret-prophetischen Kampf manche wertvolle Kraft geraubt und ungewollt der Schild vor die Dämonen der Zeit gehalten. — — Das abstrakte Nein profaniert alle Gegensätze und drückt sie damit auf ein Niveau herab, wo sie keine letzte Wichtigkeit mehr beanspruchen können, wo darum die Tiefe und die heilige Leidenschaft eines prophetischen Kampfes nicht mehr möglich ist." (Vgl. die tiefen und scharfsinnigen Ausführungen von Paul Tillich in dem Buche „Kairos", dem die zitierten Sätze entnommen sind.)

Aber — haben wir, wir jüngere Religiös-Soziale, irgendwie mehr getan als andere? Ich weiss, dass es solche gibt, die in Studierstuben sitzen, und doch dringt der Notschrei des unerlösten Lebens

stärker zu ihnen, als an das Ohr derer, die scheinbar mitten im Gewühl des Lebens stehen. Es gibt solche, die über die Bibel gebeugt sind, deren Augen sich in den Texten verloren zu haben scheinen, aber sie schauen unablässig auf die Welt und suchen nach dem Erbarmen für sie. Und sie vernehmen dann jubelnd das Wort vom Erbarmen Gottes.

Man kann den einen Weg auf verschiedene Weise gehen. Der eine Weg ist die Hinwendung zur Wirklichkeit des Lebens, damit wir hungern, bitten und anklopfen lernen.

Nachwort: Dieser Aufsatz ist ein Referat, das an einem Kurs, veranstaltet von der sozialen Studienkommission der Schweiz. Predigergesellschaft, am 19. Juni 1928 im Rütihubelbad gehalten wurde.

Der Inhalt des Aufsatzes ist in einem tieferen als bloss literarischen Sinne Leonhard Ragaz verpflichtet. Darum erlaube ich mir, ihm denselben zu widmen mit dem Ausdruck tiefster Dankbarkeit und Ehrerbietung. Paul Trautvetter.

Verkündigung des Evangeliums.

1.

Junge Menschen studieren Theologie, machen ihr Examen, werden etwas in kirchlicher Praxis geschult, machen ein zweites Examen und werden dann Verkündiger des Evangeliums. Sind sie vom Evangelium selbst zur Verkündigung gerufen? Oder ist es nur Brotstudium? — Haben sie eine theologische Kenntnis vom Evangelium oder ist das Evangelium ihnen selbst zu Lebensentscheidung, Auftrag und Erlösungskraft geworden?

Der Beruf zum Pfarramt der Kirche hängt vom theologischen Examen ab. Diese ganze Organisation stammt aus der Zeit, da man die Verkündigung des Evangeliums fasste als das Weitergeben der göttlich offenbarten Lehre, die nur korrekt begriffen, gelehrt und aufgenommen werden muss.

Seit wir wieder wissen, dass das Reich Gottes nicht in Worten, sondern in Kraft steht, ist das ein schlechthin unerträglicher Zustand. Träger der Reichgottesverkündigung kann nur der sein, der in das Kommen des Reiches irgendwie hineingerissen ist.

2.

Ist aber das Reich Gottes Kraft und Kommen, dann wird es am wenigsten zuerst in Wissenschaft, Theologie, Theorie zu fassen sein, sondern zuerst im Geschehen der lebendigen Wirklichkeit. Dort wo die Menschen mit den Gewalten der Wirklichkeit kämpfen: mit der Lüge um ihre Wahrheit, mit der Gewalt um Frieden, mit dem Hass um Güte und Liebe, mit der wilden Leidenschaft um Selbstbeherr-

schung und Verantwortung für das eigene Leben und das Leben der Andern, mit Ichsucht, Habgier und Machtgier um Gerechtigkeit, da wird man vom Kommen des Reiches Gottes, seinen Kräften und seinem Ruf in die Wirklichkeit mehr wissen als in Studierstuben ausserhalb dieser Kämpfe.

Und ist es nicht der Gegensatz zwischen der Studierstube und den harten Notwendigkeiten des Lebens, der unseres Volkes Frömmigkeit zerbrochen hat? So stark war die Studierstube mit Hilfe des Staates, so stark ist sie heute mit Hilfe der kirchlichen Organisation und Gewohnheit, dass immer noch die in der Studierstube destillierte Korrektheit, unendlich tiefe wissenschaftliche Erkenntnis und das dort unter Führung solcher theologischer Erkenntnis von einem einzelnen Individuum erfahrene Religiöse für alle Predigt der Kirche massgebend ist. Die Predigt steigt nicht auf aus den Härten, Wildheiten, Kämpfen und Nöten des Lebens, die den Massen Wirklichkeit sind. Der Erfolg war, dass die Massen die Predigt des Evangeliums als eine ferne und gefährliche Theorie ablehnten und sich ohne bewusste Führung aus dem Evangelium den Wirklichkeiten hingaben.

3.

Man nennt das Materialismus und es ist vielfach Materialismus. Wo der Mensch als Einzelmensch hilflos mit den Mächten der Wirklichkeit ringt, ringt er zunächst um sich, sein Glück, sein Leben, sein Fortkommen, seine Macht, seine Ehre, sein Haus, seine Familie. — Es ist das durchaus nicht anders bei Pfarrern und Führern der Kirche. Wie oft ist da die theoretische Verkündigung des Evangeliums verbunden mit einer Lebensführung, die ganz auf diese irdisch-menschlichen Ziele eingestellt ist. Man ist nicht weniger, sondern mehr Materialist, wenn man die Verkündigung des Evangeliums als Mittel seines Lebens, seiner Existenz und seines Fortkommens gebraucht. Wenn man heute erlebt, wie sehr die Kirchen um ihre materielle Existenz kämpfen und deren Erhaltung wichtiger nehmen als die Frage, wie sie zu Werkzeugen wirklicher Evangeliumsverkündigung werden können, weiss man, dass Theologie allerbester Art und religiöse Verkündigung allergewandtester Art nicht vor Materialismus schützen.

Aber mit dem Hinwenden zu den harten Wirklichkeiten und ihren Nöten wendeten sich die Massen von der Theorie ab zu der Wirklichkeit, in der und aus der das Kommen des Reiches Gottes geschieht.

Während die Studierstubenfrömmigkeit ganz zufrieden war mit einer Welt, in der der Pfarrer seinen Gehalt bezieht, die Massen in unerhörten Lebensnöten körperlich und seelisch zerbrochen werden, hörten die Massen nicht nur den Ruf ihrer Lebensnot. Ueber ihre eigene Lebensnot hinaus hörten sie den Ruf zu einer neuen Gerech-

tigkeit, neuen Verantwortung des Menschen für den Menschen, für die Gerechtigkeit in der Gesellschaft, die uns verbindet.

Während die vom Staate abhängige Kirche die ungeheure Sünde des Staates und der Gewalt nicht erkannte, lernten die Massen aus dem Gewaltgeist des Klassenkampfes und des Völkerkampfes, dass da Frieden werden müsse, klassenlose Gesellschaft, Völkerfriede, Menschheit.

4.

Es wurde jene urgewaltige, zugleich heilige und furchtbare Bewegung der proletarischen Massen, die Bewegung, die zugleich Ausdruck ihrer Gier, Lebensgier, Verzweiflung und bittern Not ist und zugleich das Werden eines neuen Gewissens, das Lauschen auf einen fernen, fernen Ruf, der durch die Massen und ihre Arbeit hindurch die Welt des Friedens und der Gerechtigkeit schaffen will.

Beides kämpft miteinander in der Massenbewegung. Und es kämpft miteinander der Geist der bestehenden Welt der Macht und Gewalt, deren Mittel die proletarische Bewegung immer wieder gebraucht, und der Geist des Werdenden, Kommenden. Beherrscht ist die Masse von dem Geldglauben und Machtglauben der bestehenden Welt. Immer wieder reisst das sie mit und sucht sie ihre Erlösung davon. Das ist die grosse Gefahr der Bewegung. Und immer wieder hört die Bewegung den Ruf des Kommenden, dessen, was sie schaffen soll.

Und da zeigt es sich, wie gross die Not ist, dass diese Massen Evangeliumsverkündigung nur als jene Studierstubentheorie kannten und kennen, die sie ablehnen müssen als etwas unbedingt Unwahrhaftiges.

Die aus der Wirklichkeit der Bewegung kommende Stimme zum Reiche Gottes kann ihren eigenen, klaren Ausdruck nicht finden. Es fehlt das, was die innerste Gewalt dessen, was kommen will und die Massen bewegt, ins Bewusstsein hebt und scheidet von dem, was wilde Verzweiflung, materielle Gier, Gegenwartsgeist hilfloser Abhängigkeit ist.

Hier aber liegt doch wohl für Gegenwart und Zukunft die Entscheidung, dass der Ruf zum Reiche Gottes als die treibende und gestaltende Kraft der Bewegung gegen alles Gegenwartsbedingte klar und deutlich ins Bewusstsein gehoben wird, dass er zur Gewissensentscheidung den Massen wird und in der Bewegung der völlig klare Kampf gegen das aufgenommen wird, was in ihr nur ein Stück dieser Welt der Ungerechtigkeit und des Machtglaubens ist.

5.

Ragaz ist einer der ersten, die das erkannten, die wussten, dass die Verkündigung des Evangeliums heute nur dem gegeben sein kann, der mit den Massen, in der harten Wirklichkeit ihres Kampfes

ringt um die Zukunft und um das unbedingte Sichbeugen vor dem, was kommen will, und uns als Werkzeug fordert. Er trat in die sozialistische Bewegung. Es rief ihn Stück um Stück, heraus aus dem Pfarramt, heraus aus der Professur, heraus aus der Theologie in die Wirklichkeit des Lebens und dessen, was dort in wirklichem Geschehen kommt. — Seine Lebensgestaltung rüttelt an der unerschütterten Sicherheit der Kirchen und er ist der Kämpfer um die klare Selbsterkenntnis der sozialistischen Bewegung von sich selbst, von dem Auftrag, der ihr für die Zukunft über das Heutige hinaus gegeben ist. — Hier ist die Frage an die Kirchen, ob sie ihren Weg weitergehen wollen, weitergehen können, ob sie weiter mit wissenschaftlichen Mitteln und menschlicher Organisation Verkündigung des Reiches Gottes schaffen wollen und damit ihrem eigenen Glauben widersprechen. Denn wenn das Evangelium aus der göttlichen Wirklichkeit stammt, dann muss man dem Glauben schenken, dass es sich seine Boten beruft und man muss auch endlich wieder lernen, auf diese von ihm selbst berufenen Boten zu lauschen, statt in theologischer Selbstsicherheit zu glauben, dass die Theologie die Verkündigung schaffe. So lange wir diese Selbstsicherheit haben, so lange haben wir die Krankheit der Kirche. Wann wird die Theologie einmal wissen, dass sie nur dann der Kirche wirklich dient, wenn sie selbst anfängt zu lauschen, zu lauschen auf die, denen die Verkündigung des Evangeliums aus dem harten Kampf der Wirklichkeit erwachsen und aufgetragen ist. Aber nicht nur Kirchenmänner, auch Theologen denken in der Sicherheit ihrer wissenschaftlichen und kirchlichen Praxis daran noch nicht.

6.

Nun bin ich ja selbst ein Stücklein Kirche und ein Stücklein Theologie. Ich bin es als ein Stücklein des Ringens, aus der falschen Tradition der Evangeliumsverkündigung zur Wirklichkeit zu kommen. So unmündig ja sind die Menschen geworden, dass sie nicht im Entferntesten den Mut haben, dem Ruf, der sie in dieser Wirklichkeit trifft, einfach Gehör zu geben, noch weniger haben sie den Mut, ihn weiterzugeben. Ja, in den Tausenden und Millionen ist Evangelium, Kirche und Religion und Theologie alles so eins geworden, dass sie gar nicht mehr zur Klarheit über alle diese Dinge kommen können. Da hat ja wohl der aus Theologie und Kirche Kommende eine ungeheure Arbeit zu tun, alle jene Fähigkeiten und innern Aufmerksamkeiten zu wecken, die das vorbereiten, dass die Menschen in der Wirklichkeit und aus der Wirklichkeit das Kommen dessen hören und schauen, das sie selbst mitnimmt und in dessen Kommen die göttliche Wirklichkeit liegt ohne Theologie und Kirche und vor aller Theologie und Kirche.

In dem Suchen, dieser Wirklichkeit zu gehorchen und zu dienen,

ist Sein und Lebensgestaltung von Ragaz uns allen eine ungeheure Hilfe. Und so fühlen wir, dass wir in einer Zeit stehen, wo die Wirklichkeit des Reiches Gottes sich ihre Boten selbst sucht und leben in der Hoffnung, dass sie diese Boten finden wird bis immer deutlicher und deutlicher die Bewegung des Proletariats ihre von dort gegebene Aufgabe bewusst erkennt und bewusst und klar das Beherrschtsein vom Gegenwärtigen abstreift und dem Kommenden dient. Dass nur dort, wo man in der Aufgabe steht, die Wirklichkeit zu gestalten, die Botschaft sein und werden kann, ist klar. Nur wo der Mensch gerufen wird zu seiner Verantwortung für die Menschheit, wird sein Gewissen zur Aufgabe des Menschseins geweckt. Nur wo das Einzelgewissen zur Aufgabe des Menschseins gerufen wird, entsteht neue Gemeinschaft, neue Grundlegung des Lebens, selbstüberwindende Kraft und Lebensgestaltung. Das Gerufensein zur Aufgabe ist die Erlösung von sich selbst, und die Erlösung von sich selbst ist das Werden der Lebensgestaltung im Einzelleben, im Gesamtleben, die aus der sich zersetzenden Gesellschaft eine neue schafft, weil Kommen des Reiches Gottes wieder ist, in dem allein Menschen zu innerm Halt, Klarheit und eine Gesellschaft zu Recht, Friede und Ordnung kommt. Emil Fuchs.

Message à L. Ragaz.

Très noble ami Ragaz,

A l'occasion de votre 60me anniversaire, je veux vous adresser le salut du Christianisme social français, vous dire notre admiration et notre reconnaissance pour tout ce que vous avez fait, pour tout ce que vous êtes, pour tout ce que nous vous devons, et enfin formuler des vœux, des prières, pour que Dieu nous assure longtemps encore votre précieuse pensée, votre apostolat hors cadre, votre ministère de prophète et de guide vers des „Chemins Nouveaux".

Vous permettrez à l'un de vos plus chauds amis de France, à celui peut-être qui vous doit le plus, — bien qu'il ne puisse pas toujours vous suivre jusqu'où vous voudriez! — de s'associer à la manifestation de sympathie qu'on organise en votre honneur, par ces quelques pages, qui vous prouveront notre respectueuse, profonde et admirative affection.

Nous vous devons beaucoup, nous vos amis de France, comme Français d'abord, pour votre généreuse et courageuse attitude pendant la guerre et en face des problèmes des responsabilités; et comme chrétiens-sociaux ensuite, pour vos suggestives études des „Neue Wege" et pour vos nombreux ouvrages dont je veux surtout signaler ici l'admirable recueil de sermons „Dein Reich komme".

Permettez-moi d'évoquer notre rencontre à Zurich lors des journées tragiques d'août 1914, au moment où l'on apprenait l'assassinat de Jaurès, puis la mobilisation. J'allais à Constance aider à fonder „l'Alliance Universelle" et, en route, chez vous, nous apprenions — la catastrophe universelle! Quoique saisies d'angoisse et saturées d'horreur, nos âmes restèrent calmes, confiantes en Celui qui a le dernier mot, et dont le jour du jugement était enfin arrivé! Oui, enfin! Tout, fût-ce l'orage effroyable qui allait dégager l'atmosphère, plutôt que la paix menteuse, chargée de haines concentrées et accumulées... On n'oublie pas de telles heures où l'amitié se scelle dans la communion des souffrances morales et sociales les plus tragiques, mais aussi dans celle des plus héroïques espoirs en notre Christ-Sauveur.

Quelques mois plus tard, l'aumônier militaire de la 29me division recevait dans les secteurs de Verdun, outre les „Neue Wege", d'admirables lettres où vous exprimiez vos convictions les plus intimes sur les graves problèmes de l'actualité: comme je dévorais ces précieuses lettres, pour les traduire à mes amis soldats qui s'émerveillaient que de nobles neutres pussent atteindre a ce degré de compréhension et de chaude sympathie solidariste. Vous ne saurez sans doute, ami Ragaz, que dans l'éternité ce que certaines de vos lettres, et ce que cette sympathie étaient pour nous!

▪

Et ce que nous aimons, plus encore peut-être que vos productions elles-mêmes, pas toujours pleinement accessibles à nos mentalités latines, c'est vous-même, votre pensée religieuse-sociale, votre loyauté, votre profondeur spirituelle, vos accents prophétiques qui vous apparentent aux Blumhardt et aux voyants hébreux; c'est votre socialisme chrétien, "protestant", libéral, ultra-individualiste, qui a devancé et certainement préparé le mouvement si plein de promesses des de Man et des André Philip vers un ordre social qui soit „au-delà du Marxisme", et le plus proche possible du Royaume de Dieu! Nous aimons aussi votre libéralisme, qui cherche toujours à s'enraciner dans l'histoire et dans l'expérience du Christ-vivant; votre individualisme, plus accentué, plus tranchant même que celui d'A. Vinet, capable de ruptures décisives avec les institutions et les organisations traditionnelles, mais qui ne se sépare jamais que pour des raisons solidaristes et idéalistes, et toujours en vue de synthèses supérieures du „religieux" et du „social"...

Car, ne croyant qu'à l'Esprit, vous ne voulez suivre que les chemins de l'Esprit. Votre socialisme, vous l'avez écrit, est „une cause pour tous" („Weltreich, Religion und Gottesherrschaft", II, p. 44 et 47), et pas seulement la cause du prolétariat; il vise et il inclut „tous les plus hauts intérêts de l'humanité".

C'est donc un socialisme d'envergure, de grand cœur, sans peur et sans reproche, chevaleresque, spirituellement libre, tout de confiance sinon toujours dans les hommes, du moins toujours dans Celui qui a créé les hommes, et qui, étant leur Père, veut qu'ils se traitent ici-bas comme des frères, non comme des loups.

Nous pouvons bien ajouter que les amis de France qui vous suivent aiment aussi les tendances, à la fois philosophiques et spirituelles, — qui sont à la base de votre pensée et de votre mouvement... Nous aussi, comme dans votre „Du sollst", nous avons commencé par le néo-kantisme et tout fondé sur l'obligation de conscience, sur l'infinie dignité de l'humanité „fin en soi"; et il nous est arrivé comme à vous, élargissant chaque jour nos horizons, et nous heurtant à tant de doctrines à la fois séduisantes et contraires, de chercher dans la ligne platonicienne, et surtout en ce qui nous concerne, dans la ligne secrétanienne, à opérer par l'Evangile du règne de Dieu les synthèses que la pensée et la vie imposent... Mais votre grand tact spirituel vous a gardé comme du feu de *l'esprit de système*. Vous auriez pu céder à la tendance si commune aux théologiens systématiques, et essayer par exemple de dégager des thèses et des antithèses dont notre théologie foisonne une synthèse doctrinale, et vous auriez pu réussir dans ce genre et faire école, plus que d'autres. Mais vous avez résisté à cette tentation, à tout doctrinarisme, sagement défiant des constructions purement intellectualistes qui sont le fléau de la théologie de droite comme de gauche.

Vous avez refusé de faire du mouvement „religieux-social" une Institution, un Parti, une Eglise, avec une Dogmatique nouvelle! Le sens profond de la vie, qui ne se sépare pas, chez un chrétien de race, du respect absolu de la liberté de Dieu et de la souveraineté de sa grâce, vous a gardé de toutes les aventures qui mènent au dogmatisme. Et ce bel exemple personnel nous a été souvent une leçon, à nous chrétiens-sociaux de France...

*

Enfin, nous vous remercions, non sans quelque tremblement, nous, vos amis de France, pour votre exemple, pour l'élan, le courage et le désintéressement que vous avez montrés quand la voix de l'absolu, quand la voix de Dieu vous a dit de suivre Jésus hors de l'Eglise, hors de l'Université, hors des établissements consacrés et officiels...

Ceci est émouvant, ceci est magnifique et ceci restera... A Celui qui vous disait: „Suis-moi", vous avez répondu silencieusement par un acte, comme le Lévi du péage de Capernaüm: vous vous êtes levé, vous avez quitté la chaire des Eglises et la chaire des Universités, et vous avez suivi...; et vous êtes allé au peuple, réellement, personnellement, tout entier, dangereusement, en vous installant, avec votre noble

compagne, dans un faubourg ouvrier, et en apportant à ce peuple votre enseignement supérieur, avec les trésors — fussent-ils incompris ! — de votre grande âme.

Ces gestes-là sont beaux et rares et il vaut la peine de les souligner. Ils portent la marque authentique de l'Esprit. Il y a beaucoup de gens qui se disent appelés par l'Esprit, en France et ailleurs, à aller à Paris ou dans les grandes églises et les places en vue... On peut mettre en doute l'authenticité de cette inspiration... Mais en ce qui concerne l'authenticité de la vôtre, il n'y a pas de doute, et nul ne s'y trompe, ni vous, ni le peuple, ni vos amis, ni vos ennemis, ni l'avenir, ni l'enfer, ni le ciel. Et même si nous ne pouvons vous imiter, nous vous admirons, et vous bénissons...

*

Il y aurait un intéressant parallèle à établir entre „Religieux-sociaux" de Suisse et „Chrétiens-Sociaux" de France. Nous sommes frères, malgré la barrière du Jura et celle, plus haute, des langues, et nous appartenons à la famille des Gesinnungsgenossen, en matière spirituelle, sociale, démocratique... Comme vous, nous allons du religieux au social, et du social au religieux, obéissant à la loi de ce rythme solidariste. Nous affirmons sans nous lasser, la primauté du spirituel; mais cette primauté du spirituelle ne nous empêche pas de voir la misère qui pose la question sociale, de voir dans cette multiple misère humaine, aux aspects toujours renouvelés, la condamnation et l'expiation parfois de notre culture et de notre Christianisme. En sorte que c'est la misère sociale qui a été et qui demeure la grande réveilleuse moderne de nos consciences chrétiennes.

Il est frappant de constater que, vous et nous, avons été l'objet des mêmes critiques, qu'on nous a accusés pareillement de pélagianisme, de confiance excessive dans les hommes, d'optimisme rousseauiste, etc. comme si nos enquêtes morales et économiques et notre action populaire ne nous avaient pas obligés à descendre dans les pires bas-fonds des âmes, autant et même plus que ne le font les Eglises traditionnelles; comme si nous n'avions pas dû mesurer dans les enfers sociaux la puissance terrifiante des ténèbres! Ni l'homme ne deviendra chrétien, ni le monde ne se transformera en Règne de Dieu par simple progrès naturel! Les dogmes faux du „progrès fatal" et continu, de „la bonté naturelle", de „l'évolution déterministe", n'appartiennent pas à notre vocabulaire. Individu et société doivent se convertir. Et l'Eglise aussi, et encore plus, et premièrement! Nous attendons tout de Dieu, de sa grâce, et nous ne séparons pas „la solution sociale de la venue du Royaume de Dieu"; ni le salut personnel et le salut social (qui n'est qu'un aspect secondaire auprès des autres aspects spirituels et éternels!) du salut total; ni le réveil spirituel de ses condi-

tions intellectuelles et de ses conséquences sociales, économiques, politiques et internationales. Comme vous, nous affirmons que le nœud, le centre de cette rédemption organique totale est l'affranchissement du péché, le renoncement au moi, et que l'ensemble de toutes les valeurs appelées à durer, qu'elles soient personnelles ou collectives, spirituelles ou sociales, n'est autre que le Royaume de Dieu lui-même.

Et enfin, toujours comme nous, quand vous faites la critique de votre mouvement, plus impitoyablement que vos adversaires eux-mêmes, nous reconnaissons avec vous nombre de périls et de travers identiques, que nous n'avons pas su éviter mieux que vous: péril des conventicules et des petites chapelles, péril d'un certain intellectualisme, péril d'un excessif individualisme qui n'est pas sans orgueil, péril d'un „cléricalisme chrétien-social"...

Par contre, si nous faisons l'inventaire des résultats obtenus dans le monde entier par le Christianisme social en ce dernier demi-siècle, on peut tout de même dire qu'ils ne sont pas négligeables, et chez vous comme chez nous: qu'il y a des critiques qui ont porté, et modifié bien des choses; qu'il y a des principes et des buts qui ont prévalu, ne fut-ce que la notion prophétique du Royaume de Dieu; qu'il y a „un nouveau ton" et „une nouvelle manière" dans notre presse religieuse, dans notre évangélisation par „Fraternités", dans notre prédication elle-même et surtout... Stockholm n'aurait jamais été possible, sans les mouvements nationaux de Christianisme social qui, partout, ont préparé les „Neue Wege"! —

▪

Dein Reich komme! — Laissez-moi vous remercier particulièrement, vous serrer la main avec émotion pour ce recueil de chefs-d'œuvre, qui est parmi les livres de chevet des chrétiens sociaux, au tout premier rang de ceux qui apprennent (qui m'ont en tous cas aidé à comprendre moi-même) comment il faudrait parler de Dieu à nos contemporains, et des contemporains à Dieu[1]).

Voilà une prédication biblique et moderne, psychologique et sociale; renseignée à fond sur les données sérieuses de la critique sacrée, mais plus encore sur les données infiniment plus sérieuses de l'expérience sacrée; aussi positive et précise que la vieille école du Réveil, quand il s'agit de dénoncer le péché et de fouiller avec le scalpel les plaies purulentes et les derniers replis des âmes contem-

---

[1]) J'exprime le voeu que ce volume des sermons soit traduit en français, en très bon français, donc par un prédicateur français si possible capable de rendre les nuances allemandes, mais aussi le mouvement de vie qui échapperait aux non-initiés (E. G.)

poraines, mais sans les superstitions littéralistes, ou théopneustiques, ou apocalyptiques...

Ni libérale, ni orthodoxe, au sens qu'ont pris ces vocables dans nos luttes doctrinales, cette prédication du type nouveau est pourtant en harmonie d'une part avec les méthodes scientifiques, historiques et exégétiques, sans lesquelles on ne saurait longtemps retenir l'attention ni obtenir l'adhésion des âmes, même populaires, en un siècle où la culture s'intensifie et se généralise; et d'autre part, avec les doctrines chrétiennes les plus positives, les plus essentielles, les plus profondes, telles que celles de l'incarnation, de la divinité de Jésus, des souffrances substitutives, de la résurrection, etc.... il est vrai débarrassées de certaines formes métaphysiques ou magiques et réinterprétées, assimilées et surtout vécues par une conscience chrétienne pour des consciences modernes. — Ce n'est pas assez dire que j'ai lu, j'ai savouré ces sermons... dont l'effort pédagogique et constructif est bien remarquable... — Que nous voilà loin de la prédication rationaliste et superficiellement optimiste du XVIIIme siècle et même du XIXme siècle, comme aussi du fondamentalisme massif, dont les sommations dogmatiques sont plus orageuses que fécondantes, et qui intellectualisent les consciences plus qu'elles ne les moralisent, plus qu'elles ne les sanctifient...

Elles agissent sur les cerveaux plus que sur les cœurs, sur les centres nerveux plus que sur les centres spirituels, où Dieu et l'âme se rencontrent et se parlent...

Car tout est là: nous devons viser la rencontre de l'âme et de son Dieu, la Menschwerdung de Dieu: „Nous avons appris, avez-vous écrit, à penser Dieu comme Idée, comme Dieu de l'au-delà, comme Providence, comme Dieu d'Eglise, comme Dieu du Sentiment, mais pas comme Dieu fait homme ou se faisant homme; et il en résulte que l'homme et le monde se passent de Dieu.“ ...Cette humanisation de Dieu a été pensée et prêchée non en termes moraux, mais en termes métaphysiques et magiques, comme une divinisation de la nature humaine entendue tantôt à la manière de la philosophie grecque, tantôt à la façon de l'Eglise orientale dans la participation au divin par les sacrements; tantôt, plus grossièrement et plus extérieurement encore, dans un surnaturel merveilleux, superstitieux et matérialiste. Ecoutons Ragaz: „Dieu est devenu homme dans l'Homme Jésus-Christ. Cela ne devait et ne pouvait être vrai, vrai, très vrai, que si Jésus-Christ était entièrement, réellement, absolument homme. D'ailleurs Dieu reste Dieu et ne devient pas Homme. Mais c'est seulement dans un homme qui participe à tout ce qui est humain, „qui a été tenté en tout comme nous“, qui a combattu tous nos combats,

que Dieu a pu s'approcher parfaitement des hommes, que Dieu a pu se manifester aux hommes."

*

Faut-il regretter, que ce prédicateur, que ce prophète du Royaume de Dieu, ait lâché les églises et que sa voix ne retentisse plus dans les cathédrales, ni dans les Universités?

Je me le suis souvent demandé. Et voici ma réponse. Dans l'Eglise ou hors d'elle, dans l'Université ou hors d'elle, dans la Théologie ou hors d'elle, dans le Weltreich ou hors de lui, des hommes comme Ragaz sont toujours chez eux et leur action ne dépend pas de la place qu'ils occupent dans l'espace, ni des titres, décrets ou autorisations que les autorités constituées ont pu leur accorder ou leur refuser, — ni du moment où ils prennent la parole dans le temps... Tout cela importe peu en somme, quand on est devenu homme, homme de Dieu, prophète. La grande affaire, quand on est „clerc", est de ne jamais trahir.

Etre dans ou hors, ici ou là, sur un point de l'espace ou un autre, dans le temps ou même dans l'éternité, cela n'a qu'une importance très relative.

Il nous suffit, ô Ragaz, que vous soyez. Car être, c'est pour vous comme pour nous, être avec la vérité, être avec Christ, être avec Dieu.

„L'homme, a dit Emerson, doit avoir tant de valeur, que les circonstances lui soient indifférentes." Elie Gounelle.

Drei Sätze eines religiösen Sozialismus.

Aus einer Reihe von Thesen, die nicht als Programm, sondern als Bekenntnis gemeint sind, teile ich hier die drei ersten mit und widme sie Leonhard Ragaz, indem ich einen Satz von ihm davor setze: „Jeder Sozialismus, dessen Grenze enger ist als Gott und der Mensch, ist uns zu wenig."

1.

Religiöser Sozialismus kann nicht Verknüpfung von Religion und Sozialismus bedeuten, dergestalt, dass jeder seiner beiden Bestandteile auch unabhängig vom andern, wenn nicht sein Genügen, so doch sein selbständiges Leben finden könnte und die beiden nur eben einen Vertrag geschlossen hätten, um ihre Selbständigkeiten zu einer des gemeinsamen Seins und Wirkens zusammenzufügen. Religiöser Sozialismus kann vielmehr nur bedeuten, dass Religion und Sozialismus wesensmässig aufeinander angewiesen sind, dass jedes von

beiden zur Erfüllung und Vollendung des eigenen Wesens des Bundes mit dem andern bedarf. Die r e l i g i o, d. i. die Verbundenheit der Menschenperson zu Gott, kann ihre volle Wirklichkeit nur am Willen zu einer Gemeinschaft des Menschengeschlechtes — als die allein dem Gotte sein Reich bereiten darf[1]) — gewinnen; eine s o c i a l i t a s, d. i. ein Genossenschaftwerden der Menschheit, ein Genossewerden von Mensch zu Mensch, kann nicht anders wachsen, als aus der gemeinsamen Beziehung zu der, wenn auch wieder und noch namenlosen, göttlichen Mitte. Verbundenheit zu Gott und Gemeinschaft zu den Kreaturen gehören zusammen. Religion ohne Sozialismus ist entleibter Geist, also auch nicht wahrhafter Geist; Sozialismus ohne Religion ist entgeisteter Leib, also auch nicht wahrhafter Leib. Aber: Sozialismus ohne Religion vernimmt die göttliche Ansprache nicht, er geht nicht auf Erwiderung aus, und doch geschieht es, dass er erwidert; Religion ohne Sozialismus vernimmt die Ansprache, und erwidert nicht.

2.

Alle „religiösen“ Formen, Institutionen und Verbände sind je nachdem real oder fiktiv, ob sie einer wirklichen religio — einer wirklichen Verbundenheit der Menschenperson zu Gott — zum Ausdruck, zur Gestalt und zum Träger dienen, oder nur neben ihr her bestehen, oder gar die Flucht vor der wirklichen religio — als welche die konkrete Antwort und Verantwortung des Menschen im Jetzt und Hier einschliesst — decken. So sind auch alle „sozialistischen“ Tendenzen, Programme und Parteiungen je nachdem real oder fiktiv, ob sie einer wirklichen socialitas — einem wirklichen Genossenschaftwerden der Menschheit — zur Kraft, zur Anweisung und zum Werkzeug dienen, oder nur neben ihrem Wachstum her bestehen, oder gar die Flucht vor der wirklichen socialitas — als welche das unmittelbare Miteinanderleben und Füreinanderleben der Menschen im Jetzt und Hier einschliesst — decken. In der Gegenwart sind die geltenden religiösen Formen, Institutionen und Verbände in die Fiktivität eingetreten, die geltenden sozialistischen Tendenzen, Programme und Parteiungen noch nicht aus der Fiktivität herausgetreten. So steht heute im Bezirk der Geltung Schein gegen Schein. Aber im Bezirk der verborgenen Künftigkeit hat die Begegnung zu geschehen begonnen.

---

[1]) Um deutlicher zu machen, was mit diesen Worten gemeint und was damit nicht gemeint ist, führe ich den Anfang der vierten, in diesen Abdruck nicht mitaufgenommenen, These an: „Es ist unzulässig, die Verwirklichung des Sozialismus mit dem Reiche Gottes gleichzustellen: sie sind verschieden wie Menschentat und Gnade. Aber es ist ebenso unzulässig, sie vom Reiche Gottes abzuscheiden; sie hängen zusammen wie Menschentat und Gnade.“

3.

Der Ort, wo Religion und Sozialismus einander in der Wahrheit zu begegnen vermögen, ist die Konkretheit des persönlichen Lebens. Wie Religion in ihrer Wahrheit nicht Glaubenslehre und Kultvorschrift, sondern das Stehen und Standhalten im Abgrund der realen wechselseitigen Beziehung zum Geheimnis Gottes ist, so ist Sozialismus in seiner Wahrheit nicht Doktrin und Taktik, sondern das Stehen und Standhalten im Abgrund der realen wechselseitigen Beziehung zum Geheimnis der Menschen. Wie es Vermessenheit ist, an etwas zu „glauben", ohne — wie unzulänglich auch — auf das zuzuleben, woran man glaubt, so ist es Vermessenheit, etwas „durchsetzen" zu wollen, ohne — wie unzulänglich auch — auf das zuzuleben, was man durchsetzen will. Wie das Dort versagt, wenn das Hier nicht drangegeben wird, so muss das Dann versagen, wenn das Jetzt es nicht bewährt. Die Religion soll wissen, dass es der Alltag ist, der die Andacht heiligt und entheiligt. Und der Sozialismus soll wissen, dass die Entscheidung darüber, wie ähnlich oder unähnlich der erreichte Zweck dem einst gesetzten ist, davon abhängt, wie ähnlich oder unähnlich dem gesetzten Zweck das Mittel war, durch das er erreicht wurde. Religiöser Sozialismus bedeutet, dass der Mensch in der Konkretheit seines persönlichen Lebens mit den Grundfakten dieses Lebens Ernst macht: den Fakten, dass Gott ist, dass die Welt ist, und dass er, diese Menschenperson, vor Gott und in der Welt steht. Martin Buber.

Antwortschreiben von Christoph Blumhardt an seine Freunde.

Bad-Boll, im November 1899.

Auf die vielen Briefe, die ich jetzt bekomme, ist es mir nicht möglich, im einzelnen zu antworten, und doch möchte ich jedem Einzelnen, der geängstigt ist bezüglich meiner Haltung, ein beruhigendes und aufklärendes Wort zukommen lassen, und einige Gesichtspunkte hervorheben, die für alle Kreise, die mich kennen, einige Aufklärung geben können.

In den Vordergrund stelle ich meine Stellung zu Christus und zu seinem Geist. Es ist jedermann bekannt, der mich persönlich kennen gelernt hat, dass ich von diesem alles habe, was ich bezeuge und lebe. Meine engeren Freunde aber wissen auch längst, dass ich eben mit meinem Bekenntnis zu Christus allein in nur „vertrauliche" Kreise gedrängt worden bin. Denn meine Freiheit in Christus wurde weder von kirchlichen noch sonst geschlossenen christlichen Kreisen verstanden. Ich war immer von Missverständnissen umgeben, und auch nicht meine praktische Tätigkeit und meine Erfolge unter Armen und

Kranken konnten diese Missverständnisse und die Zurückhaltung jener Kreise überwinden.

Heute hat mich Gott aus dem „vertraulichen" Kreise herausgeführt und ohne mein Suchen in die Oeffentlichkeit gebracht. Ich musste der arbeitenden, heute nach Millionen zählenden Klasse die Hand reichen, und unter diesen Millionen d e r Partei, welche diese Massen heben, bilden und zur Geltung bringen will. Ich reichte die Hand als der, der ich bin, als Nachfolger Christi, und bin als solcher mit so ganzer Liebe aufgenommen worden, dass ich sofort erkennen musste: hier wird Gott nicht geleugnet, jedenfalls nicht mehr, als in allen andern Ständen und Klassen, welche sich in der heutigen Gesellschaft finden. Es leugnen heute Theologen, Philosophen, Naturforscher, Aerzte, Humanisten mit dem Verstande Gott, und dennoch werden sie von Staat und Kirche angenommen, um dessen willen, was sie praktisch mithelfen zum Fortschritt der Menschheit. Sollen wir edle Menschen, deren Verstand keinen Ausdruck für Gott findet, deswegen für gottlos halten? Ich wenigstens nicht. Oft ist im Herzen eines mit dem Verstande Gott leugnenden Menschen mehr Gott im Geist und in der Wahrheit als in einem mit dem Munde bekennenden. Es ist ja auch nicht zu verkennen, dass sich in dem offiziellen Christentum allerorts eine grosse Summe von Aberglauben und Widerspruch findet, infolgedessen es einem denkenden Menschen nicht verübelt werden darf, wenn er sich abgestossen fühlt und zur Negation kommt.

Treten wir nun in den Anschauungskreis der gebildeten Sozialdemokraten ein, so tritt uns sofort die Tatsache entgegen, dass hier von Kirche und offiziellem Christentum nichts Hohes und Bildendes, nichts dem Fortschritt der Menschen von heute Dienendes mehr erwartet wird; die Anschauung ist allgemein, dass auch nichts erwartet werden kann, weil das sogenannte gläubige und orthodoxe Christentum in feste Dogmen gebunden ist, welche die freie Entwicklung des Menschen hindern und das tägliche Leben in Widerspruch bringen mit dem kirchlichen Leben: Man muss eben Gott u n d dem Mammon dienen. Auch die andere Ursache, weswegen nichts erwartet werden k a n n, ist in das Gesamtbewusstsein der Vertreter des heutigen Sozialismus übergegangen, nämlich die Abhängigkeit der Kirchen vom Staat, infolge deren freie Meinung und freie Tat für das Volk sofort für die Anstellung gefährlich wird. So verhält sich die Sozialdemokratie streng negativ zur Kirche, aber doch nicht wie andere Menschen, die man Fanatiker des Unglaubens nennen kann, sondern mit der Einschränkung, welche in dem Grundsatz liegt: Religion ist Privatsache. Es wird nicht gekämpft gegen ein gottesfürchtiges Herz oder gegen eine religiöse Ueberzeugung. Aber dagegen wird mit aller Energie gekämpft, dass die Kirche mit äussern Machtmitteln, oder eine fromme Richtung durch geistliche Drohung

sich die Herrschaft über die Herzen aneignet, und Religion nach ihrer Auffassung in Glaubensregeln und gottesdienstlichen Handlungen aufzwängt. So bleibt jeder Sozialdemokrat frei, Gott zu dienen im Geist und in der Wahrheit, frei auch in Ausübung kirchlicher Handlungen; nur soll er damit niemand bedrücken und niemand verachten; niemand soll sagen: Ich danke dir, Gott, dass ich nicht bin wie andere Leute, die vielleicht ganz anders gesinnt sind. Diese freie Geistesrichtung gegenüber den historischen Gebilden der verschiedenen Kirchen und Sekten teile ich längst mit den Vertretern der sozialistischen Bewegung, und wie ernst es diesen ist, die Religion jedem Einzelnen frei zu lassen, habe ich selbst erfahren; ja noch mehr: ich sehe mich geehrt mit meiner Ueberzeugung als „Nachfolger Christi". Darum muss ich dagegen Zeugnis ablegen, wenn gesagt wird, die Partei leugne Gott, wenn auch Einzelne, wie in allen Gesellschaften, dies tun mögen. Aber geleugnet wird die Herrschaft der jeweiligen Religionen, und verlangt wird, dass diese dem Fortschritt der Gesellschaft in sozialistischem Sinne nicht in den Weg treten.

Es fragt sich nun: Kann das mit Recht verlangt werden, oder ist es wirklich, wie vielfach angenommen wird, vielmehr Pflicht jedes Staatsbürgers und jedes Kirchendieners, die Sozialdemokratie, weil sie den „Zukunftsstaat" am energischsten vertritt, mit allen Mitteln zu bekämpfen? Es muss jemand mit Blindheit geschlagen sein, wenn er nicht sehen könnte, dass dieses ganze Jahrhundert, seit der französischen Revolution, Bewegungen mit immer steigendem Erfolg aufweist, welche auf eine neue Gesellschaftsordnung hinzielen. Wo ist ein Land, welches nicht von sozialistischen Ideen bewegt wird? Es ist e i n Drang, e i n vorwärts treibender Geist, der auf eine neue Gesellschaftsordnung hinzielt. Niemand kann sich dieser Bewegung entziehen. Staat und Kirche mussten daraufhin dem Volke Freiheiten zugestehen. Wir haben in einem Revolutions- und Umsturz-Jahrhundert gelebt und leben mitten in Umsturzbewegungen, die eine andere Gesellschaftsordnung herbeiführen sollen, und zwar ganz gewiss nach Gottes Willen. Wie anders sind auch schon heute die Anschauungen geworden! Wer wundert sich heute, wenn jeder Bürger politische Rechte in Anspruch nimmt und mehr und mehr bekommen soll? Wenn gleiches Recht für alle, hoch und niedrig, gefordert wird? Wer möchte wieder Leibeigenschaft oder gar Sklaverei einführen? Wer wollte die Parlamente abschaffen? Lauter neue Anschauungen. In früheren Jahrhunderten sind Menschen, die solche Freiheitsrechte äusserten, einfach hingerichtet und vertilgt worden. Wenn nun der Sozialismus heute auch das Ziel im Auge hat, dass jedermann gleiches Recht a n s B r o t bekommt, dass die Eigentumsverhältnisse sich so gestalten müssen, dass nicht das Geld und der Besitz, sondern das Leben der Menschen die höchste Bedeutung be-

kommt, warum soll das ein verwerfliches Umsturz-Verlangen sein? Mir ist es gewiss, dass es im Geiste Christi gelegen ist, dass ein Ziel in dieser Richtung verfolgt wird, und es wird Umwälzungen geben, bis es erreicht ist. Da hilft kein Sträuben, weil es Gott so will, dass alle Menschen in jeder Hinsicht gleich geachtet werden, und auch auf Erden nicht nur geplagte, sondern selige Geschöpfe Gottes sein sollen.

Aber freilich, hier stosse ich auf den grössten Widerspruch. Allgemein fast sagt man mir, Christus habe nur geistig trösten, helfen und ins Jenseits überführen wollen. Das leugne ich aber aufs allerentschiedenste, ja ich sehe in dieser Anschauung die Ursache, dass das Christentum in entscheidenden Momenten dem geistigen und materiellen Fortschritt hindernd in den Weg getreten ist, so dass nur auf mehr oder weniger revolutionärem Wege, trotz des Christentums der Anschauung Bahn gebrochen werden musste, dass des Menschen Aufgabe hauptsächlich auch darin liege, das Erdenleben göttlich zu gestalten, und zwar so, dass alle Geschlechter auf Erden gesegnet genannt werden können. Das predige ich so lange schon, als ich praktisch tätig zu sein in der Lage war, und die Hoffnung auf eine „neue Zeit“ war das Einzige, was mir Kraft und Ausdauer gegeben hat in oft sehr schweren Zeiten. Habe ich Recht hiemit oder Unrecht? Ist Christus erschienen, eine neue Religion zu gründen nur mit dem Blick aufs Jenseits? Dann hätte er uns müssen andere Aufklärung geben, und der Gedanke und das Streben aufs Jenseits hätte müssen ganz andere Früchte tragen. Wir sehen aber, dass je mehr Fegfeuer-, Höllen- und Himmelsvorstellungen sich nach Belieben ausbildeten, desto finsterer wurde das Christentum bis zur Erkaufung der Seligkeit im Jenseits mit Geld. Es war jeder Spekulation aufs Jenseits Tür und Tor geöffnet, weil eben Christus keine Aufklärung über das Jenseits gegeben hat. Man lese dagegen die Bergpredigt oder andere Reden, wie seine Gleichnisse, die alle auf eine andere Weltzeit gehen; man sehe sein Tun an voll Hilfe und Ermunterung fürs sichtbare Leben, so wird man mir’s verzeihen können, dass ich im Namen Christi auf ein solches Reich gerichtet bin, welches die Finsternis auf Erden erhellt und das Wehe der Geschöpfe auf Erden aufhebt. Was ist das anderes, als wenn es heisst: Siehe da — eine Hütte Gottes unter den Menschen. Was soll ich aber alle Verheissungen anführen, welche Ja und Amen sind in Christus? Man lese selbst nach, wenn man Gottes Wort und Willen in der Heiligen Schrift und in den Männern noch sehen will, welche wir Apostel und Propheten heissen. Freilich beruhigt Jesus bezüglich des Jenseits; er will jede Furcht vor dem Tode nehmen, aber dann heisst es: Seid Mitarbeiter Gottes, dass das Ziel erreicht wird: „Friede auf Erden.“ Wenn ich unzähligen Menschen wohltun konnte, so geschah es auf Grund dieser meiner Anschauung von Christus und

meines festen Glaubens, dass sein Leben heute noch kraftvoll genug wirkt und schafft, um in seinem Namen Panier aufzuwerfen für das Ideal einer neuen Menschheit mit gebildeten Herzen und Sinnen, wie es die israelitischen Propheten und die Apostel vor Augen hatten. Diese meine zielbewusste Arbeit auf eine neue Zeit und Welt hat mir von jeher Freunde und Widersacher zugezogen; denn in dieser Arbeit musste ich die Freiheit des Menschen in ausgedehntestem Masse in Anspruch nehmen. Es schwand mir die Notwendigkeit eines kirchlichen Bekenntnisses für diese Nachfolger Christi vollständig dahin. Ob ein solcher Mensch, der auf dieses Ziel bedacht ist, katholisch oder protestantisch geboren war, dieser oder jener kirchlichen Obrigkeit noch angehörte, war für mich Nebensache. Genug wenn jemand lebendig wurde für Recht und Wahrheit, für Liebe und Nachsicht für alle Menschen, und mithalf, Aberglauben und Herrschsucht, Standes- und Geburtsstolz zu bekämpfen, und besonders der Verdammungssucht auf Grund einer religiösen Anschauung absagte.

Man wird mir nicht nachsagen können, dass ich mit meiner Ueberzeugung Propaganda machte; ich blieb vielmehr geflissentlich in der Stille, und viele glaubten mich abgetan und sahen mich als religiösen Sonderling an. Was ich bekannt wurde, geschah ohne mein Zutun, trotz meines emsigen Bestrebens, auf persönliche Anhängerschaft kein Gewicht zu legen. Aber die Wahrheit sprach für sich selbst. Alles Bekanntsein bei Vielen blieb in der Stille, und ob's Tausende waren, sie waren mit mir in der Stille.

Das sollte sich plötzlich ändern. Ich gab, innerlich gedrungen, auf einer Versammlung der Arbeiter den Bestrebungen der Sozialdemokratie Recht. Das ist nun der grösste Anstoss, den ich gegeben habe. Ich sehe mich aber von sehr Vielen verstanden, und wer mich kannte, muss es verstehen, dass ich als der, der ich bin, auch öffentlich mich auf die Seite der ringenden und kämpfenden Proletarier stelle, die bei aller schweren Arbeit ums tägliche Brot Idealismus genug in sich tragen, um ein höchstes Ziel der Menschheit nicht nur zu glauben, sondern mit Energie darauf hin zu arbeiten.

Dass es bei diesem Ringen der vierten Klasse nicht immer fein zugegangen ist und viel Unvollkommenes gedacht und gehandelt wird, stösst mich nicht ab. Der Grund der Bewegung, das energische Wollen und das geistige Schaffen auf das Ziel ist mir genug, um mich als Verbündeten fühlen zu können, und zwar in dem Geiste Christi, der mich von jeher geleitet hat.

Und wer einen Blick tut in die Grundlagen der Sozialdemokratie und in die daraus notwendig folgenden Anschauungen, muss sofort erkennen, dass ein Nachfolger Christi sehr wohl sich mit der Sozialdemokratie verbünden kann, ja wohl noch mehr als mit andern Parteien. Wo z. B. Nationalitäten-Ehrgeiz, Verherrlichung der durch Krieg und Blutvergiessen erlangten Ehre, Bekämpfung religiöser

Ueberzeugung zugunsten e i n e r Konfession, wo einseitige Wirtschaftsinteressen parteimässig verfolgt werden zum Schaden anderer Menschen, kurz wo mehr oder weniger der Egoismus oder Kapitalismus die Triebfeder des Handelns sein muss, da kann ich viel weniger im Geiste Christi mittun, als wo zugunsten Mühseliger und Beladener, zugunsten Enterbter und Unterdrückter, zugunsten von stumpf gewordenen Massen eine andere Gesellschaftsordnung gesucht wird. Wo Krieg und Blutvergiessen, wo Völkerhass und Klassenherrschaft, wo Völlerei und Unsittlichkeit bekämpft wird, was soll mich da hindern, als wahrer Nachfolger Christi mich zu beteiligen?

Aber, sagt man, die Sozialdemokratie will blutige Revolution, will ungerechten Umsturz aller bestehenden Verhältnisse, will allgemeine Unordnung. Nun, da sage ich einfach: Das ist nicht wahr. Es liegt in vielen Menschen ein Grauen vor jeder Revolution, weil die französische Revolution und die nachfolgenden Bewegungen revolutionärer Art blutig verlaufen sind. Aber die Reformation des sechzehnten Jahrhunderts ist noch blutiger verlaufen; warum hassen wir dann nicht die Reformation? Sie hat bis auf einen gewissen Grad r e l i g i ö s e Freiheit angebahnt. Warum hassen wir aber die Revolution des achtzehnten Jahrhunderts? Weil sie dem Volke p o l i t i s c h e Freiheit anbahnen half? Mir gehört die letztere notwendig zur ersteren. Das vergossene Blut infolge der Reformation schmerzt mich ebenso, wie das vergossene Blut der Revolution, aber ich muss beides in Kauf nehmen und den Fortschritt ansehen: die Freiheit der Menschen. Warum schrecken wir nicht allgemein zurück vor Blutvergiessen der vergangenen und heutigen Zeit, wenn um nationaler Vorteile willen Blut vergossen wird? Ja, die ganze Weltgeschichte ist eine lange, bange revolutionäre Strömung voll Blut.

Die Prinzipien der Sozialdemokratie aber wollen diesen Revolutionen ein Ende machen. Eben nicht blutig, sondern unblutig soll man den jeweiligen Zeitfortschritt sich entfalten lassen. Blut hat immer derjenige vergossen, der der in den Verhältnissen der Völker liegenden Vorwärtsbewegung ein gewaltsames Halt gebieten wollte. Vorwärts müssen wir, die soziale Frage fordert irgend eine Lösung; Lösung kann aber nur erreicht werden auf dem Wege neuer Ordnung in den Eigentumsverhältnissen. Also in gewissem Sinne leben wir auch heute, wie unsere Vorfahren in früheren Zeiten, in revolutionären Bewegungen. Das Verdienst der Sozialdemokratie ist es, dass sie die Veränderungen auf unblutigem Wege herankommen lassen will. Wohl hängt ihr noch der Mantel der französischen Revolution um, sie ist ein Kind der Zeit, in der sie geboren wurde, aber ihr Geist zielt auf Entwicklung und muss darauf hin zielen schon um der ganzen Geschichtsauffassung willen, welche in ihr Geltung hat.

Mit einer solchen Gesinnung kann ein Anhänger Christi ganz wohl gehen.

Man sagt: Christus aber habe sich von allen derartigen Umsturzgedanken fern gehalten, habe nur geistige Hebung der Menschen im Auge gehabt. Aber wenn er sich dem Tempel der Juden gegenüber sah, wenn er die falschen Nationalgötter und Gesellschaftsgötter berührte, welche dem Reich Gottes entgegen standen, so kündigte gerade er den grössten Umsturz an. „Kein Stein soll auf dem andern bleiben," sagte er von dem stolzen Nationalheiligtum der Juden, und er sieht das Verderben schnell kommen über das kapitalistische Gesellschaftstreiben der damaligen Welt. Er dachte sich gerade infolge seines Auftretens die grössten Umwälzungen und macht seine Jünger darauf aufmerksam, dass es sehr blutig hergehen werde. Aber allerdings fügt er hinzu: Das sei noch nicht das wahre Ende. Ganz am Ende, ja da soll es unblutig zugehen. Des Menschen Sohn, der Mensch der Menschen, kommt wie ein Blitz, der das Erdreich erleuchtet; das heisst wohl: Gottes Gedanken und Gottes Wille dringen allgemein und mit Gewalt in die Herzen hinein und schaffen d i e Menschen, die Gott haben will; denn wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde. Wenn wir alle die Worte Jesu und der Apostel, die auf das Endziel der Menschengeschichte hinzielen, zusammenstellen, so finden wir, dass Jesus sich sehr wohl im Geist mit den politischen und sozialen Entwicklungen bechäftigt, ja dass er sich sein Reich gar nicht kommend denken kann, ohne Umsturz der bestehenden Verhältnisse, und er denkt sich's zunächst auf gewaltsamem Wege. Darum aber brauchen wir als Nachfolger Jesu keine Gewalttat zu tun, wir müssen keine blutigen Umstürzler sein, aber voll Ruhe und Kraft gehen wir durch alle Entwicklungen hindurch und haben das endliche Ziel des Friedens im Auge. Dieses Endziel aber kann nicht ohne erschütternde Umwälzungen kommen. Wie die Geissel, welche Jesus schwingt im Tempel zu Jerusalem, so wird auch noch eine Geissel kommen über das ganze ungerechte Wesen der Menschen, „ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen", wie der Prophet Maleachi sagt. Und wenn das Gericht im Hause Gottes anfängt, so will ich mich freuen. Die sozialistische Bewegung aber ist wie ein Feuerzeichen am Himmel, welches Gericht ankündigt. Und wenn die christliche Gesellschaft sich einem Gericht gegenüber sieht, so möge sie nicht trotzen, sondern sich besinnen, was ihr von Wahrheit entgegen tritt. Ja, es ist Wahrheit, dass der Geiz die Wurzel alles Uebels ist! Und mich wundert, dass diese Wahrheit nicht schmerzlicher empfunden wird. — Wahrheit ist, dass unser Geschlecht in lauter Geldwirtschaft und Geldbedürfnis untergeht. Nichts Hohes und nichts Heiliges kann heute ins Auge gefasst werden ohne Spekulation auf Geld. Auch unter den Reichsten seufzen viele unter dieser Last und machen sich auf in selbstverleugnender

Wohltätigkeit, ohne jedoch dem Elend damit abhelfen zu können. Wahre Hilfe bringt nur das von Christus angekündigte Ende.

Tritt nun eine Gesellschaft auf, aus bitterster Not geboren, und ringt um dieses Ende, um Erlösung von dieser Geldwelt und Geldzeit — wer will mir wehren, dieser Gesellschaft die Hand zu reichen im Namen Christi? Wer will mir's verargen, ihr Recht zu geben in ihrem lauten Zeugnis, dass wir uns auf abschüssiger Bahn befinden, und in ihrer Hoffnung, dass wir trotz alles heutigen Verderbens einer neuen Zeit entgegen gehen, einer Zeit, in welcher es in Wahrheit heissen wird: Friede auf Erden! in welcher Menschen geboren werden, die verstehen, was Leben und Seligkeit heisst? — Solches Endziel ist das Reich Gottes auf Erden, des Gottes, der ein Heiland ist aller Menschen.[1]) —

Warum Ueberwindung des Marxismus?

Eine Anfrage einer amerikanischen Organisation stellte mich dieser Tage vor die Aufgabe, in einem Satze zu sagen, was mein Haupteinwand gegen die Marxsche materialistische Geschichtsauffassung vom Gesichtspunkt des heutigen Sozialismus ist. Die Amerikaner lieben kurze Formulierungen. Ob das immer zu ihrem eigenen Vorteil ist, bleibe dahingestellt; denn es liegt auf der Hand, dass dadurch eine gewisse Denkbequemlichkeit und Oberflächlichkeit gefördert werden kann. Für denjenigen aber, der über einen Gegenstand jahrein, jahraus schreibt und redet, kann es nur gut sein, wenn er einmal auf diese Art gezwungen wird, sich zu fragen, was ihm denn eigentlich das Wesentliche ist, und wie er dieses Wesentliche in einem Satz ausdrücken kann.

Aus der Verlegenheit, in die mich die amerikanische Frage versetzte, half ich mir zuletzt mit folgender Antwort: Der Haupteinwand gegen die materialistische Geschichtsauffassung vom Standpunkt des Sozialismus besteht darin, dass ihr Gegenstand die Geschichte ist, d. h. Dinge, die geschehen sind, und nicht der Sozialismus, d. h. Dinge, die geschehen sollten.

Nun ist es vielleicht doch nicht überflüssig, diesen Satz zu erläutern. Ich tue dies um so lieber für die Leser der „Neuen Wege", als

[1]) Dieses Antwortschreiben an seine Freunde hat Blumhardt bald nach seinem aufsehenerregenden Uebertritt zur Sozialdemokratie im Herbst 1899 herausgegeben. Es ist nebst anderen Dokumenten dieser Zeit in einem neuen, demnächst im Rotapfel-Verlag erscheinenden Bande der von mir herausgegebenen Predigten, Andachten und Schriften Blumhardts enthalten. Es spricht sich in diesem Antwortschreiben eben jene Einstellung zur Sozialdemokratie aus, wie sie auch der Stellungnahme Ragaz' und seinem jahrzehntelangen Wirken unter der sozialistischen Arbeiterschaft zugrunde liegt. Lj.

dies mir Gelegenheit gibt, die Gedankengänge des in dieser Zeitschrift veröffentlichten Berichts über meinen Vortrag „Die Begründung des Sozialismus“ in einigen wichtigen Punkten zu ergänzen. Insbesondere liegt mir daran, dies bei einer Gelegenheit zu tun, die meinem verehrten Freunde Dr. Ragaz zeigen soll, dass er nicht so ganz ein Prediger in der Wüste ist, wie er es sich vielleicht von Zeit zu Zeit unter dem Eindruck der Unermesslichkeit dieser Wüste vorstellt. Die ganze heutige Entwicklung der sozialistischen Gedankenwelt steht mehr und mehr im Zeichen einer Auffassung, deren philosophische Grundlage er selber mit dem Stichwort „Ueberbietung des Marxismus“ bezeichnet hat. Was damit gemeint ist, ist viel mehr als die Kritik an einer Geschichtsphilosophie oder an einer Methode der Geschichtsforschung. Das wäre bloss eine Gelehrtenangelegenheit. Es geht hier aber um die Erneuerung der geistigen Triebkraft, der die praktische Tätigkeit einer gewaltigen Massenbewegung entspringt. Es geht um die Frage, ob der Sozialismus, nachdem die Kraft, die er aus seiner Begründung mit der wissenschaftlichen Erkenntnis des neunzehnten Jahrhunderts geholt hat, beinahe erloschen ist, aus einem tieferen und wahreren Glauben die neue und grössere Kraft gewinnen kann, die er zur Bewältigung seiner Aufgabe im zwanzigsten Jahrhundert braucht.

Die ersten Anzeichen vom Erlöschen des marxistischen Impulses wurden schon vor mehr als dreissig Jahren bemerkbar, als Friedrich Engels die gemässigte Deutung des Marxismus vertrat, die dem späteren Revisionismus das Stichwort gab. Am bezeichnendsten für den Charakter des Revisionismus als einer Alterserscheinung — denn er erkaufte seine abgeklärte Weisheit mit einem Nachlassen der Willensentschiedenheit — ist der Ausspruch von Engels, dass der historische Materialismus nur als „ein Leitfaden zum Studium der Geschichte“ zu betrachten sei. Variationen über diesen Satz begleiten bis auf den heutigen Tag die Rückzugsgefechte der letzten Epigonen des Marxismus beim Verlassen der weltanschaulichen Grundstellungen, von denen aus Marx und Engels einstmals ihren Kampf führten. Immer wieder heisst es dabei zur Abwehr der Kritik, der Marxismus sei nur eine Methode der Geschichtsdeutung, kein festes System von soziologischen Postulaten und noch weniger eine Weltanschauung.

Wenn die Wirklichkeit diesen bescheidenen Beteuerungen entspräche, so hätte es praktisch überhaupt keinen Sinn mehr, sich im Schosse der sozialistischen Arbeiterbewegung mit dem Marxismus auseinanderzusetzen. Dann könnte man den Streit über die Brauchbarkeit des historischen Materialismus als Methode der geschichtlichen Forschung ruhig den Gelehrten überlassen, die allein befugt sind, diese Methode zu erproben. Wir wissen aber aus der Praxis des heutigen Sozialismus, dass der historische Materialismus tatsächlich

die weltanschauliche Grundlage einer Massen-Ersatzreligion ist. Er wirkt in erster Linie wie eine Motivlehre, die den Triebfedern des wirtschaftlichen Interesses und des Machtstrebens einen höheren Wert verleiht als den, den sie nach jeder sittlichen Wertordung beanspruchen dürfen. Darum richtet sich die sozialistische Kritik des Marxismus weniger gegen seine Methode, die Geschichte der Vergangenheit zu deuten, als gegen seinen Anspruch, das sozialistische Wollen und Sollen zu begründen.

Es ist dabei ohne weiteres zuzugeben, dass die materialistische Geschichtsauffassung als Lehre von den wirtschaftlichen Ursachen des historischen Geschehens ein wertvolles Werkzeug der Forschung darstellen kann. Sie kann uns helfen, zwar nicht dieses ganze Geschehen zu verstehen, wohl aber die immerhin sehr wesentlichen Zusammenhänge, die auf nachweisbare wirtschaftliche Ursachen zurückgeführt werden können. Dazu gehört z. B. in erster Linie die Entwicklungsgeschichte des kapitalistischen Industrialismus, seiner kulturellen Rückwirkungen und des materiellen Hintergrundes der heutigen Klassengegensätze und Klassenkämpfe. Jedoch ist die materialistische Geschichtsauffassung, wie jede andere Forschungsmethode, keine wissenschaftliche Wahrheit an sich, sondern nur ein Werkzeug für ihre Entdeckung. Obwohl dem Geschichtsforscher daneben noch viele andere Werkzeuge zur Verfügung stehen, die je nach dem besonderen Gegenstand angebracht sind, ist gerade dieses Werkzeug äusserst nützlich gewesen zu einer Zeit, in der die wirtschaftlichen Faktoren stark unterschätzt wurden. Seine Brauchbarkeit ist auch heute noch lange nicht erschöpft. Sein Wert hängt wie bei jedem anderen Werkzeug letzten Endes von der individuellen Fähigkeit des Forschers ab, der es benutzt; und derjenige wird es am besten handhaben, der es nicht behandelt wie ein Dogmensystem, das er durch die Tatsachen zu beweisen hat, sondern wie eine Arbeitshypothese, als blosser Ausgangspunkt für die Entdeckung von wirklichen und begrenzten ursächlichen Zusammenhängen.

Die materialistische Geschichtsauffassung wird jedoch ein gefährlicher Irrtum, sobald man sie in eine Philosophie verwandelt, die alle soziale Entwicklung aus wirtschaftlichen Ursachen ableiten will. Es kann überhaupt keine Deutung der Geschichte auf Grund von irgend einer besonderen Art von Ursachen geben, die zu einer wissenschaftlichen Disziplin gehören. Der Grund, weshalb jede derartige allgemeine Ursachenlehre wissenschaftlich widersinnig ist, lässt sich in einem Satz zusammenfassen: Alle Ursachen müssen vor ihren Wirkungen da sein; es ist aber kein Anfangszustand der menschlichen Geschichte denkbar, in dem es etwa nur wirtschaftliche, oder nur politische, oder nur ideelle Tatsachen gegeben haben sollte. Jede derartige Klassifizierung von Ursachen nach dem Gesichtswinkel besonderer Wissenschaften ist ein nachträgliches Hin-

eindenken von Vernunftkategorien in Lebensvorgänge, deren Verkettung und Wechselwirkung nur zu einem geringen Teil vom wissenschaftlichen, d. h. ursächlichen Denken erfasst werden kann. Schon die Unmöglichkeit der wissenschaftlichen Prophetie in menschlichen Angelegenheiten beweist, dass die ursächliche Denkweise, die etwa — übrigens auch hier mit wichtigem Vorbehalt — astronomische Ereignisse vorausberechnen kann, nicht imstande ist, mehr als einen Teil der historischen Ursachen zu erfassen.

Wenn man nicht bloss bestimmte geschichtliche Teilvorgänge, sondern die fortschreitende Entwicklung der Menschheit überhaupt und die ihr gestellten Aufgaben begreifen will, dann reicht keine Erkenntnis von Ursachen aus. Dann müssen auch Ziele angenommen werden. Diese werden denn auch in der Tat, mehr oder weniger versteckt, stets von den Begründern der Ursachensysteme vorausgesetzt. Nur verbergen diese dann zumeist — wie es ja auch Marx getan hat — ihre Vorliebe für gewisse Ziele unter dem Deckmantel einer angeblich wertfreien Theorie der Ursachen, von denen sie glauben, dass sie in der Richtung auf diese Ziele wirken.

Die Entwicklung der sozialistischen Arbeiterbewegung selber, die Marx als Wirkung wirtschaftlicher Ursachen zu deuten versuchte, hat die Unmöglichkeit dieser Deutung klar bewiesen, denn sie kann nicht verstanden werden ohne die Annahme von Ursachen — in erster Linie sittliche Wertungen —, die nicht aus der wirtschaftlichen Wirklichkeit abgeleitet werden können, ja die tatsächlich den rein wirtschaftlichen Tendenzen, wie etwa der Bestimmung der Arbeitsbedingungen durch die Preisgesetze des Marktvorganges, entgegenwirken. In der Wirklichkeit ist der ganze Kampf der Arbeiterbewegung und des Sozialismus ein Versuch, wirtschaftliche Tendenzen zu überwinden durch Willenshandlungen, die aus sittlichen Werturteilen entspringen und die auf das Endziel gerichtet sind, das wirtschaftliche Schicksal zu beherrschen, statt von ihm beherrscht zu werden.

Revisionistische Marxisten haben in den letzten Jahrzehnten versucht, indem sie auch hier dem Beispiel des gealterten Friedrich Engels folgten, ihre Philosophie dadurch der Erfahrung anzupassen, dass sie zugaben, ideelle Tatsachen könnten auf wirtschaftliche Verhältnisse eine Rückwirkung ausüben und dadurch ebenfalls zum Rang von Ursachen heraufrücken. Nur wurde dabei dem Verzicht auf die allgemeine Lehre von den wirtschaftlichen Ursachen ein Riegel vorgeschoben, indem man den nicht-wirtschaftlichen Willens- und Bewusstseinsvorgängen dabei eine bloss untergeordnete Rolle zuerkannte. Man half sich mit dem Ausdruck von den wirtschaftlichen Ursachen „in letzter Analyse“, was anscheinend bedeutet, dass sie irgendwie zuerst da sind, und nur im späteren Verlauf der Dinge von ihren eigenen ideellen Wirkungen abgeändert werden können. Indes-

sen bedeutet diese halbe Kapitulation vor dem gesunden Menschenverstand doch nur, dass man eine immerhin sinnvolle Lehre aufgibt, um sich in das Gebiet der Sinnverschwommenheit zu flüchten. Jede Geschichtsphilosophie, die auf der Voraussetzung einer besonderen Art von Ursachen beruht, gibt sich selber preis, sobald sie gelten lässt, dass diese Ursachen von ihren eigenen Wirkungen verändert oder aufgehoben werden können. Wissenschaftliche Begriffe wie der vom Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung sind zu wertvoll, als dass man sie einer derart liederlichen Behandlung aussetzen dürfte; dann wäre es freilich schon besser, man verzichtete überhaupt auf ihre Anwendung. Ursachen, die von ihren eigenen Wirkungen beeinflusst werden können, hören damit auf Ursachen zu sein und können erst recht nicht mehr als Ursachen „in letzter Analyse“ angesprochen werden. Die einzige Wahl, die unter diesen Umständen übrig bleibt, ist entweder — wie es die meisten Marxisten heutzutage tun — an einem System von Formeln festzuhalten, die ihrer ursprünglichen und in der Tat jeder bestimmten Meinung entleert worden sind, oder anzuerkennen, dass jede rein kausale Deutung der geschichtlichen Entwicklung ein Versuch am untauglichen Objekt ist.

Die ökonomische Methode der Geschichtsforschung kann daher ein Mittel bleiben zur Erkenntnis bestimmter Zusammenhänge, die die Wirksamkeit des zielgerichteten menschlichen Wollens bedingen und begrenzen, aber sie hört auf, eine Methode zu sein, wodurch die Ziele dieses Wollens bestimmt werden können. Sie bleibt ein Beitrag zu der Lehre von den Bedingungen der sozialen Tätigkeit, die in der wirtschaftlichen Vergangenheit und Umwelt gegeben sind, aber sie kann nicht mehr die Grundlage einer Lehre der Ziele, der Werte und der Forderungen sein.

Die marxistische Analyse der kapitalistischen Wirtschaft, obgleich sie einen äusserst wichtigen Beitrag zum Verständnis der kapitalistischen Umwelt bleibt, in der die sozialistische Arbeiterbewegung sich entwickelt und betätigt, verwirkt somit jeden Anspruch darauf, die Ziele dieser Bewegung zu bestimmen und zu begründen. Sie kann uns helfen, zu verstehen, wie unter gewissen Bedingungen — die übrigens, wie es der Unterschied zwischen Amerika und Europa beweist, sowohl historisch und psychologisch wie wirtschaftlich sind — der Sozialismus zum programmatischen Ziele der europäischen Arbeiterbewegung werden konnte; sie kann uns das Bestehen und einige der Hauptmotive der Klassenkämpfe zu begreifen helfen; sie kann uns Tatsachen zeigen, die die Möglichkeiten gewisser sozialer Veränderungen unter bestimmten Umständen begrenzen; aber sie kann uns keinen Masstab der Werte geben, nach welchem wir in diesen Kämpfen Partei ergreifen sollen; sie kann unser Streben nach einer anderen sozialen Ordnung nicht rechtfertigen; sie kann uns nicht den Willen geben, diese Ordnung herbeizuführen;

sie kann die Uebereinstimmung dieses Willens mit den sittlichen und rechtlichen Grundsätzen, die für alle Menschen ohne Unterschied der Klassenlage zu gelten haben, nicht beweisen.

Darum kann der Marxismus, so wichtig er sonst bleiben mag als Beitrag zu der Wissenschaft vom Kapitalismus, keine Grundlage für eine Lehre des Sozialismus abgeben. Der Sozialismus kann nur begründet werden, wenn man ausgeht von dem Glauben, dass es ein wünschenswertes Ziel des menschlichen Fortschrittes und der sozialen Entwicklung gibt — dass dieses Ziel besteht in der Verwirklichung von Werten, die einen ewigeren und allgemeiner gültigen Charakter haben als die Interessen irgend einer Klasse unter irgend einem Gesellschaftsystem — und dass der Sozialismus deshalb von einem Jeden eine bewusste persönliche Entscheidung verlangt, die eine ebenso unbedingte Forderung darstellt wie irgendwelche Entscheidung auf Grund eines ethischen oder religiösen Glaubens.

Wenn der Sozialismus, wie Marx es glaubte, das notwendige Ergebnis des hochentwickelten Kapitalismus wäre, und zwar auf Grund der angeblichen Naturgesetze der wirtschaftlichen Entwicklung (Betriebskonzentration, Akkumulation und Ueberproduktion, wachsende Krisen und Verelendung usw.), dann müssten die Vereinigten Staaten von Amerika entweder schon längst eine sozialistische Gesellschaft geworden sein, oder doch zum mindesten eine viel mächtigere sozialistische Arbeiterbewegung haben, als die wirtschaftlich weniger vorgeschrittenen Länder Europas. Dass dem nicht so ist, beweist nicht nur den Irrtum der theoretischen Voraussetzung. Es beweist auch, dass der Marxismus während dieses letzten halben Jahrhunderts das wichtigste geistige Hindernis auf dem Wege zur universellen Verständigung und Zusammenarbeit zwischen Arbeitern und zwischen Sozialisten gewesen ist, indem er den Bereich des Sozialismus zum Bereich eines blossen Kampfes um europäische Klasseninteressen einengte, indem er ihn mit einer Weltanschauung verknüpfte, die alle so allgemeinmenschlichen Motive wie die des religiösen Glaubens an ethische Verpflichtung herabsetzt und verhöhnt, und indem er seine Anhänger zu einem engen, pseudo-wissenschaftlichen Dogmatismus erzog, der sie für die tieferen universellen Zusammenhänge blind machte.

Darum wird der Marxismus immer ohnmächtiger seit der Zeit, wo die organisierte Arbeiterschaft genug Bewegungsfreiheit eroberte, um ihren revolutionären Kampf gegen die politische Unterdrückung in aufbauende Arbeit zur Herstellung von neuen menschlichen Beziehungen auf Grund von neuen menschlichen Triebfedern verwandeln zu können. Im Zeitalter des freien und allgemeinen Wahlrechts, der kollektiven Arbeitsverträge, der gesetzlichen Betriebsvertretung und der allgemeinen Volksschulbildung sind der Umbildung der gesellschaftlichen Einrichtungen keine anderen Grenzen gesetzt, als die

Grenzen der eigenen Fähigkeit der Volksmassen, diese Umbildungen zu wünschen, zustande zu bringen und aufrecht zu erhalten. Der Feind, den es zu bekämpfen gilt, ist darum nicht länger die physische Gewalt der Regierungen. Es ist ein viel mächtigerer und viel schwerer zu treffender Feind, der nicht durch Revolutionen besiegt werden kann: es ist der Geist des Kapitalismus, der Glaube an die von ihm geheiligte Rangordnung der kulturellen Werte. Es ist die seelische Einstellung, auf die sich der Kapitalismus stützt, weil sie den Reichtum über alle anderen menschlichen Werte stellt, weil sie die Massen zum Glauben veranlasst, dass das Leben des Kapitalisten das Wünschenswertere ist, weil sie die Begierde nach Geld und Macht zur Haupttriebfeder der sozialen Tätigkeit macht, anstatt der Pflicht zum Dienste am Gemeinwohl und der Freude am gelungenen Werk. Darum macht überall, sogar in Russland, trotz der extremistischen Ausdrucksweise oder richtiger unter deren Deckmantel, der Geist des bequemen Opportunismus, der Korruption der Machthaber durch die Macht einerseits und des enttäuschten Skeptizismus anderseits solch schnelle Fortschritte. Diese Fortschritte können nicht aufgehalten werden, wenn nicht ein neuer Antrieb entsteht aus der Einsicht, dass der Sozialismus sich selbst zerstört, wenn er sich gleichsetzt mit einem aus der kapitalistischen Umwelt geborenen Kampf um die kapitalistischen Höchstwerte des wirtschaftlichen Vorteils und der Macht. Der Sozialismus setzt sich dadurch selbst herab zu einem Mittel, die Massen mit dem falschen Glauben unserer mechanisierten Zivilisation zu verseuchen.

Was darum Not tut, ist eine Auffassung von der Arbeiterbewegung und vom Sozialismus, die auf sittlichen und rechtlichen Grundsätzen beruht und sich in entsprechenden unmittelbaren Forderungen verkörpert — Forderungen, die, eben auf Grund dieser Unmittelbarkeit, die Annahme von Verantwortung, von Pflichten sowohl wie von Rechten in sich schliessen. Als die wichtigsten dieser Forderungen erscheinen mir der Kampf gegen den Krieg und der Kampf für die Wirtschaftsdemokratie.

Der Sozialismus als Sklaverei unter dem Staat wäre mindestens so schlimm wie der Kapitalismus als Sklaverei unter dem Unternehmer. Es wäre vom Uebel, wenn er nicht aufgefasst würde wie die Durchführung, auf dem Gebiete der sozialen und wirtschaftlichen Beziehungen, von jener Idee der Selbstbestimmung, die das schöpferische Prinzip unserer christlich-abendländischen Kultur ist, und von der die politische Demokratie erst einen kleinen Teil verwirklicht hat.

Die letzte Rechtfertigung des Sozialismus liegt in seinem Streben, den Menschen nicht nur im politischen Verbande, sondern in aller gemeinschaftlichen Tätigkeit, in erster Linie also am Arbeitsort, die institutionelle Gelegenheit zur Bestimmung ihres eigenen Gemein-

schaftsschicksals zu geben. Darum ist die wichtigste praktische Forderung der Wirtschaftsdemokratie die Betriebsdemokratie, das Recht der Arbeiter zur Mitbestimmung ihrer Lebensbedingungen am Arbeitsort. Hier liegt die letzte Ursache der Unterdrückung, die das Verhältnis zwischen Arbeitsführern und Arbeitsausführenden zu einem Verhältnis zwischen Herrn und Knechten gemacht hat. Dieses Verhältnis hat nicht nur die heutige Massenarmut, Unsicherheit, Abhängigkeit, chronische Angst, Verantwortungslosigkeit und Arbeitsunlust verursacht, es hat auch das ganze soziale Leben vergiftet, indem es eine Rangordnung von höheren und niederen Klassen begründete, die zugleich eine Rangordnung der sozialen Werte mit den Geldwerten obenauf ist.

Diese neuen praktischen Aufgaben sind auch theoretische Aufgaben insofern als ein neues Zielbewusstsein notwendig ist zur Schaffung von neuen Triebfedern. Die Verschiebung des Aufgabengebietes bedingt darum eine Verschiebung der theoretischen Fragestellung. Deshalb richtet sich auch die Kritik am Marxismus heutzutage auf ganz andere Probleme als die, die den Revisionismus der neunziger Jahre noch fast ausschliesslich beschäftigten. Dessen Kritik an den Marxschen Lehren der Mehrwertaneignung, der kapitalistischen Konzentration, der Krisen, der Verelendung usw. verliert sehr stark an Bedeutung. Die wesentlichsten Streitfragen liegen jenseits dieser Probleme.

Es kann z. B. ohne weiteres zugegeben werden, dass der ungehemmt sich selbst überlassene Kapitalismus die Arbeiter zu der von Marx prophezeiten wachsenden Verelendung verurteilen würde. Die Prophezeiung selbst war begreiflich genug, denn zu Marxens Zeiten waren die Gegentendenzen, die grösstenteils von der Arbeiterbewegung ausgehen, noch sehr schwach. Es sind Beweise genug dafür da, dass sogar in Ländern wie die Vereinigten Staaten von Amerika, die in den letzten Jahren eine beispiellose sogenannte Prosperität erlebten, und zwar hauptsächlich infolge der gesteigerten maschinellen Produktivität, diese Entwicklung noch lange nicht aus sich selbst heraus zu allgemeinem Glück führt. Sie bedeutet zwar erhöhten Verdienst für einen grossen Teil der Arbeiterschaft, aber sie hebt die Existenzunsicherheit nicht auf, da sie die weniger begünstigten Arbeiterschichten wachsender Arbeitslosigkeit aussetzt und dadurch mittelbar auch die bessergestellten bedroht. Sie übt einen beinahe unerträglichen Druck aus auf die Arbeits- und Lebensbedingungen in der Landwirtschaft, wo das Wachstum der Produktivität an viel engere natürliche Grenzen gebunden ist, was die Probleme der Entvölkerung des Landes, der Ueberbevölkerung der Städte und der Erschöpfung der natürlichen Reichtümer immer drohender gestaltet. Vor allem aber: sie hebt die wachsende psychologische Spannung nicht auf zwischen Massenbedürfnis und Massenbefriedigung,

die doch eigentlich den einzigen brauchbaren Maßstab für die Feststellung der Armut darstellt.

Jedoch was beweist all dies im Hinblick auf den Sozialismus, wenn man nicht von der falschen Voraussetzung ausgeht, dass die Arbeiter, je mehr sie unter der Armut leiden, desto besser imstande sein werden, den Sozialismus zu verwirklichen? Und was bedeutet all dies mit Rücksicht auf die grosse Aufgabe des Sozialismus, die nur insofern ein Problem des Besitzes stellt, wie der Besitz ein Bestandteil des Glückes ist? Der Sozialismus würde weniger bedeuten als irgend eine der jetzt blühenden Prosperitätsideologien, die von erfolgreichen Unternehmern à la Henry Ford vertreten werden, wenn er die Frage nicht beantworten könnte: Kann er den Arbeitenden ein höheres Glücksideal weisen, oder ein solches bestehendes aber verdunkeltes Ideal wieder lebendig machen, wodurch eine Menschheit, die mehr produziert, in eine Menschheit verwandelt werden kann, die mehr Freude am Leben empfindet und diese Lebensfreude mehr verdient? Ich glaube, dass dies möglich ist, weil es etwas gibt, das alle Menschen noch mehr verlangen als Besitz, ja wozu der Besitz selbst nur ein Mittel sein kann, nämlich Freiheit, Selbstbestimmung, ein Leben — und eine Arbeit — die der Würde eines „Herrn der Schöpfung" angemessen sind. Wenn aber dieses das Ziel ist, dem wir alle andern Aufgaben unterzuordnen haben, dann lautet die erste Frage, die die Arbeiter sich stellen sollen, nicht: Was würde geschehen, wenn wir nichts wollten? — sondern: Was sollen wir wollen und tun, damit etwas Besseres geschehe?

Es kann auch ohne grosse Umschweife zugestanden werden, dass die Marxsche Voraussage einer fortschreitenden Betriebskonzentration sich im ganzen als richtig erwiesen hat. Aber dann stehen wir vor der Frage: Hat diese Entwicklung uns dem Sozialismus näher gebracht, wie es Marx glaubte, oder hat sie nicht vielmehr eine hochkapitalistische Gruppenherrschaft herbeigeführt, die in jeder Hinsicht kräftiger gefestigt ist, als der kleinliche Despotismus der unabhängigen kapitalistischen Unternehmer von ehemals? Wie können die hochkapitalistischen Grossunternehmungen den Zwecken des Gemeinwohls statt denen des Privatgewinns dienstbar gemacht werden, ohne dass ihre Produktivität verringert wird? Wie können sie in Gemeinschaftsdienste verwandelt werden, ohne dass man sich verlässt auf utopische Veränderungen in den Motiven der Menschen, die sie im Gange erhalten, und ohne dass die wirtschaftlichen Vorteile der rationalisierten Massenproduktion dabei verloren gehen? Wie kann man verhindern, dass sie schon auf Grund ihres wachsenden Umfanges eine bureaukratische Herrschaft begründen, die unter irgend einem System der Besitzregelung ihre Arbeiter zu blossen menschlichen Arbeitsmitteln herabsetzen würde? Wenn man sich

diese Fragen stellt, muss man einsehen, dass auch auf diesem Gebiete die Aufgaben des Sozialismus jenseits von der Erkenntnis der tatsächlich vor sich gehenden Betriebskonzentration liegen. Diese Aufgaben stellen in erster Linie Probleme der Menschenverwaltung, die nur gelöst werden können durch bewusste Richtung auf die Regelung der Produktion mit der Zustimmung der Produzenten. Die Sozialisierung der Produktionsverwaltung von unten herauf — mit den Gewerkschaften und Genossenschaften als den wesentlichsten Triebkräften — erscheint dann als die Vorbedingung zu jeder fruchtbaren Sozialisierung des Besitzes von oben herunter.

Auch die Marxsche Voraussage von dem Untergang des Mittelstandes hat sich im ganzen bewahrheitet. Aber gerade ihre Erfüllung hat eine Lage geschaffen, für deren Bewältigung neue Erkenntnisse erforderlich sind. Die Marxschen Theorien über das Verschwinden der Handwerker, Krämer und Zwergunternehmer von ehemals erscheinen uns heute wirklichkeitsfremd und überholt im Angesicht der Tatsache, dass eben auf Grund seiner vorgeschrittenen Konzentration der heutige Kapitalismus eine wachsende Zahl von Menschen in einer halbfeudalen Abhängigkeit erhält, die viel stärker ist als der unmittelbare Druck, den er vor einem Jahrhundert auf den alten Mittelstand ausübte. Die Grundlagen dieser Abhängigkeit sind nicht nur in der kapitalistischen Beherrschung des Kreditwesens gegeben; sie liegen auch in der Organisation des Absatzes, in der Bildung einer Hierarchie von geistigen Dienern der Technik, in der Verbreitung des kleinen Kapitalbesitzes, und nicht zuletzt auch in der kapitalistischen Beherrschung der geistigen Mittel — die Presse, das Kino, die Reklame — wodurch die gesellschaftlichen Ideale und Bedürfnisse der Massen gestaltet werden. Der selbständige Mittelstand im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts ist viel weniger ein heutiges Problem als der neue Mittelstand, und vor allem der neue mittelständlerische Geist der Abhängigkeit, der allzuleichten Befriedigung durch Scheinbesitz und der geistigen Korruption durch konventionelle Massenideale, wodurch die Arbeiterschaft selber vergiftet wird.

Noch weiter von der Wirklichkeit entfernt ist heutzutage die Marxsche Lehre von dem Verschlimmern der ökonomischen Krisen. Diese Lehre ist so sehr durch die Erfahrung widerlegt worden, dass man sagen kann, die sozialistische Arbeiterbewegung sehe heutzutage ihre Aufgabe statt mit dem drohenden wirtschaftlichen Zusammenbruch mit der wachsenden kapitalistischen Produktivität und Prosperität verknüpft. An der Stelle des Trugbildes von dem revolutionären Weltbrand, der aus der wirtschaftlichen Katastrophe der zuletzt unerträglich werdenden Krisen entstehen sollte, stehen jetzt ganz andere konkrete Sorgen. Diese ergeben sich aus der erwiesenen Fähigkeit des Hochkapitalismus, seine Wachstumskrisen so zu überwinden, dass ihm selber daraus kein Schaden mehr erwächst. Zu die-

sen Sorgen gehören die Probleme des Imperialismus, der Entvölkerung, der Ein- und Auswanderung, der Abhängigkeit der Industrie vom Finanzkapital, der Anpassung des Angebotes von Arbeitskraft an die Nachfrage nach Beruf und Oertlichkeit usw. Indessen bleibt die Hauptfrage für den Sozialismus nicht, was er vom wirtschaftlichen Zusammenbruch des Kapitalismus zu erwarten hat, sondern was er von der wirtschaftlichen Entwicklungsfähigkeit des stabileren und produktiveren Hochkapitalismus zu befürchten hat. Die schlimmsten Gefahren drohen heute den Arbeitern von der Rationalisierung her, die sie der Versuchung aussetzt, ihre Menschenwürde für das Linsengericht der Prosperität zu verkaufen. Die Frage lautet demnach nicht mehr, wie wir die wirtschaftliche Katastrophe zur sozialen Revolution machen können; sie lautet vielmehr so: Wie können wir verhindern, dass wachsende Prosperität bezahlt wird mit Entwürdigung der Arbeitsaufgabe, verschärfter Ausbeutung und Unterdrückung der nicht-kapitalistischen Völker, gesteigertem Protektionismus und Nationalismus, Verfall der Landwirtschaft, Spaltung der Arbeiterschaft in eine verspiesserte Aristokratie von Maschinenbeherrschern und eine verblödete Masse von Maschinendienern, Vernichtung der Lebensfreude durch künstliche Bedürfniszüchtung, Zerstörung aller Persönlichkeitskultur durch die Scheinkultur des schablonisierten Massenmenschen?

Mit anderen Worten: Sollen wir, weil wir uns in der Annahme geirrt haben, dass grösseres Elend zur Revolution führen würde, uns nunmehr von der Prosperität besiegen lassen? Wenn wir das nicht wollen, so müssen wir von der sozialistischen Idee und von ihrer Begründung mit Selbstbestimmung und Menschenwürde her der Arbeiterbewegung einen anderen Antrieb geben, als die vom Kapitalismus erzeugten und vom Kapitalismus sättigbaren Bedürfnisse nach Wohlstand und Macht. Unsere Aufgabe ist dann nicht länger, aus dem Massenelend politisches Kapital zu schlagen, sondern zu verhindern, dass erhöhter Wohlstand zur Verspiesserung und zur Wiedereroberung der Arbeiterseele duch die kapitalistische Wertewelt führt.

Das ist die Aufgabe, deren Lösung die Ueberwindung des Marxismus voraussetzt. Ueberwindung nicht im rationalistischen Sinne der bürgerlichen Marxtöter, die im Marxismus nur die Irrlehre von böswilligen Volksverhetzern sehen wollen; sondern im Sinne einer Ueberbietung, die aus der Einsicht erwächst, dass der marxistische Sozialismus seine Aufgabe, den Kampf der Arbeiterschaft auf sozialistische Ziele zu lenken, erfüllt hat, dass infolgedessen die neuen und schwereren Aufgaben, die heute an uns herantreten, ein neues Bewusstsein und ein besseres Wollen erfordern. Der Sozialismus aus der Wissenschaft hat erreicht, was er erreichen konnte; das Weitere vermag nur der Sozialismus aus dem Glauben.

Hendrik de Man.

Die Begründung des Sozialismus.[1])

Der Sozialismus ist ein Streben nach gerechter Gesellschaftsordnung.

Der Gerechtigkeitsanspruch seiner Forderungen beruht auf Wertung der sozialen Einrichtungen und Beziehungen nach einem allgemeingültigen, ethischen Masstab.

Sozialistische Gesinnung setzt darum eine persönliche, zielgerichtete Gewissensentscheidung voraus.

Wissenschaftlich-ursächliche Betrachtung des geschichtlichen Geschehens kann zwar dem sozialistischen Wollen Bedingungen und Hemmungen seiner Wirksamkeit weisen, sie ist jedoch, weil wertfrei, ausserstande, die sozialistische Gesinnung zu begründen.

Alle Versuche, soziale Ursachenlehren in soziale Zwecklehren zu verwandeln, sind darum verfehlt.

Anstatt also das sozialistische Sollen aus den in der kapitalistischen Umwelt gegebenen Ursachen und insbesondere aus dem dadurch bedingten Interessen- und Machtkampf einer Klasse abzuleiten, ist es mit einer Zwecklehre zu begründen, die auf der Allgemeingültigkeit bestimmter sozial-ethischer Werturteile beruht. Diese Werturteile entspringen dem aller religiösen, philosophischen und volkstümlichen Ethik unserer Zeit gemeinsamen Glauben an gewisse Grundsätze, deren Verwirklichung der geschichtlichen Entwicklung Sinn und Ziel gibt. Dazu gehört der Glaube:

dass Lebenswerte höher stehen als Sachwerte, weshalb die Verfügung über letztere sich durch die Zweckdienlichkeit zur Befriedigung von Lebensbedürfnissen zu rechtfertigen hat; woraus folgt, dass wirtschaftliche Tätigkeit dem Ziele der Bedürfnisbefriedigung unterzuordnen und statt vom Gesichtspunkt des Privatgewinns von dem des Dienstes am Werk und an der Gemeinschaft einzurichten ist;

dass jeder Mensch für das Schicksal der ganzen Menschheit, soweit es durch sein Wollen mitgestaltet werden kann, verantwortlich ist, weshalb sowohl das Verhalten der Einzelnen wie die Gemeinschaftseinrichtungen auf das Gemeinwohl zu richten sind, weshalb auch die Motive des Gemeinschaftsgefühls höher stehen als die des persönlichen Vermögens- und Machtvorteils;

dass der Sinn des geschichtlichen Geschehens die Erfüllung einer der Menschheit gestellten Aufgabe ist, deren Verwirklichung die

[1]) Es werden hiermit die auf der Tagung für ethischen Sozialismus in Heppenheim (Deutschland) am 31. Mai 1928 von Hendrik de Man vertretenen Thesen zum ersten Male veröffentlicht. Wir freuen uns, diese Thesen gerade in diesem Sonderheft veröffentlichen zu können, da die darin vertretene Auffassung des Sozialismus dem Wirken von Ragaz besonders viel verdankt. Lj.

grösstmögliche Entfaltung ihrer Fähigkeit bedeutet, das Wahre, Schöne und Gute zu erkennen und die so erkannten Höchstwerte zu erstreben;

dass angesichts dieser gemeinsamen Aufgabe allen Menschen gleiche Verantwortung, somit auch gleiches Recht und gleiche Würde angeboren ist.

Zu den gleichen Rechten, deren Sicherung der Zweck der sozialistischen Forderungen ist, gehören in erster Linie:

Das Recht auf das Leben, somit das Recht des Arbeitenden auf den Wert seines Arbeitsertrages und der gesellschaftliche Schutz dieses Rechtes gegen die auf Besitzrecht beruhenden Bestrebungen, den Wertertrag fremder Arbeit zur Erlangung von Macht über die Arbeitenden zu benutzen; somit auch das Recht der Kinder auf eine Erziehung, die sie lebenstüchtig macht, das Recht der Schwachen, Unmündigen oder Erwerbsunfähigen auf gesellschaftlichen Schutz ihres Daseins und ihrer Menschenwürde;

Das Recht auf die persönliche Selbstbestimmung, d. h. auf institutionell gesicherte Gelegenheit für alle Mitglieder aller Gemeinschaften, mit gleichen Rechten zur ungehinderten Meinungsbildung, Meinungsäusserung und normgebenden Mitbestimmung an der Gestaltung des Gemeinschaftsschicksals mitzuwirken, wodurch die Verwendung von Menschen als Mittel zur Erlangung von Vermögens- und Machtvorteilen für andere bekämpft und alle soziale Macht möglichst zum Ausdruck des freien, bewussten Wollens der Gemeinschaftsglieder gemacht werden soll.

Die Allgemeingültigkeit dieser Grundsätze macht den Sozialismus zur Forderung an alle ohne Unterschied der Klassenlage.

Der Klassenkampf der Arbeiterschaft im Sinne eines durch die Klassenlage bedingten besonderen Strebens zur Ueberwindung der Ausbeutung und Unterdrückung, worunter die eigene Klasse unmittelbar leidet, ist eine unerlässliche Vorbedingung zu jeder weitergehenden sozialistischen Verwirklichung, da Selbstbestimmung im staatlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verbande die Aufhebung der Klassenunterordnung voraussetzt. Jedoch damit dieser Kampf zu sozialistischen Zielen führe, müssen die aus der besondern Klassenlage der Arbeiterschaft erwachsenden Interessen- und Machtmotive den allgemein-menschlichen Motiven, die auf ethischer und rechtlicher Wertung beruhen, in der Lehre wie in der Praxis untergeordnet werden. Die Befreiung der Arbeiterklasse aus gesellschaftlicher Unterordnung muss ihr eigenes Werk sein in dem Sinne, dass die Fähigkeit zu dieser Freiheit nur durch den Willen zu ihr und den Kampf für sie erworben werden kann. Aber der Anspruch, dass diese Befreiung einer Klasse zur Befreiung der ganzen Menschheit wird, setzt voraus, dass die Ziele und Methoden dieses Befreiungskampfes statt mit Sonderinteressen mit allgemeingültigen Wertungen

begründet werden, m. a. W., dass der Klassenkampf der Arbeiter als Kampf um das Menschentum im Arbeiter und um seine seelische Befreiung vom Geiste des Kapitalismus geführt wird. Statt den Sozialismus aus dem Klassenkampf abzuleiten, ist darum der Klassenkampf mit Sozialismus zu begründen.

Der absolute Charakter der ethisch-rechtlichen Begründung sozialistischer Forderungen kann auch dem Kampfe der Arbeiterschaft für den Sozialismus grössere Stosskraft verleihen, als die blosse Berufung auf Bedürfnisse nach mehr Wohlstand, Sicherheit und sozialer Geltung, die auch ohne Ueberwindung des Kapitalismus befriedigt werden könnten. Die Forderungen können dadurch bestimmter und energischer gemacht, das Gefühl der persönlichen Verantwortung und die Opferbereitschaft gesteigert, das Gebiet der Reformtätigkeit vertieft und erweitert, kurzum die Gesamtbewegung radikaler gestaltet werden.

So kann der gewerkschaftliche Kampf um die Hebung der Massenkaufkraft als Voraussetzung der erhöhten Produktivität, sowie um mehr Freizeit als Ausgleich für die intensiveren Arbeitsmethoden und als Schutz gegen die durch Rationalisierung verursachte Arbeitslosigkeit viel energischer geführt werden mit der Losung, die Arbeitskraft solle keine Ware sein, als mit der Berufung auf blosse Marktbelange. Ethisch-rechtliche Begründung lenkt diesen Kampf überdies auf weiterragende Forderungen wie das Recht auf die Arbeitsfreude, d. h. auf menschenwürdige Gestaltung der Arbeitsaufgabe, und auf Wirtschaftsdemokratie, d. h. auf Mitbestimmung der Arbeiterschaft über die sozialen und technischen Bedingungen ihrer Arbeitsleistung bis in die kleinste Betriebseinheit hinein.

Die Stosskraft des politischen Kampfes kann ihrerseits erhöht werden, indem:

1) durch Loslösung der sozialistischen Gedankenwelt von religionsfeindlichen Ideologien die Teile der Arbeiterschaft, die aus religiösen Hemmungen dem Sozialismus noch feindlich gegenüberstehen, gewonnen werden, ja indem die ethischen Triebkräfte ihres religiösen Glaubens zu praktischen Triebkräften ihrer sozialen Tätigkeit gemacht werden;

2) durch Motivierung der sozialistischen Forderungen mit allgemeingültigen Rechtsnormen, die an das Gewissen aller appellieren und dem Wohle aller dienen wollen, die Werbekraft des Sozialismus auch ausserhalb der Kreise der Industriearbeiterschaft gesteigert wird, insbesondere bei der bäuerlichen Bevölkerung und bei den Intellektuellen;

3) der Kampf für die dringlichste politische Aufgabe des Sozialismus, die Sicherung des Friedens durch Entwaffnung der Staaten und Aufhebung der wirtschaftlichen Grenzen, durch die Antriebe

verstärkt wird, die aus der Ueberzeugung der ethischen Verwerflichkeit des Militarismus und des Krieges erwachsen;

4) der Ausbau der demokratischen Einrichtungen, besonders im Sinne einer wirksameren Kontrolle des Volkes über den Verwaltungsapparat, und der Uebergang von der politischen zur sozialen Demokratie gefördert wird durch eine sozialistische Motivierung, deren letztes Ziel die Selbstbestimmung ist;

5) die Erweiterung der sozialistischen Zielsetzung von der bloss institutionellen zur kulturellen Umwälzung, d. h. zur Umkehrung der Rangordnung der Werte, worauf die seelische Gewalt des Kapitalismus beruht, Kräfte auslöst, die in viel wurzelhafterem Sinne antikapitalistisch sind, als das blosse Streben nach Verschiebung oder Umkehrung der Interessen- und Machtverhältnisse, womit die beste Gewähr gegen die kulturelle Verbürgerlichung der Massen durch Sättigung ihrer von der kapitalistischen Umwelt gestalteten Bedürfnisse gegeben ist;

6) die Begründung der sozialistischen Reformtätigkeit mit schon gegenwärtig gültigen Gesinnungsmotiven der politischen Tages- und Kleinarbeit einen unbedingten Wert verleiht, der grössere Opferfreudigkeit rechtfertigt und daher ein wirksameres Mittel darstellt gegen die Teilnahmslosigkeit der Massen politischer Reformtätigkeit gegenüber, als die Motivierung mit einer Revolutionslehre, die die Hauptverantwortung in die Zukunft verlegt.

Aus all diesen Gründen ist von der hier vertretenen Begründung des sozialistischen Wollens zu erwarten, dass sie den Kampf für den Sozialismus zielbewusster, energischer und umfassender gestalten wird. Hendrik de Man.

Entwicklung zum Sozialismus.

Die Leser mögen entschuldigen, wenn dieser Aufsatz scheinbar aus dem Rahmen der „Neuen Wege“ etwas herausfällt. Doch als ich hörte, dass unserm Genossen Ragaz ein Sonderheft dieser Zeitschrift gewidmet werde, sagte ich mir, dass darin nicht nur Beiträge über die geistigen Probleme des Sozialismus Aufnahme finden dürften, sondern dass auch etwas gesagt werden müsse über die wirtschaftlichen oder die allgemein gesellschaftlichen Faktoren und ihren Zusammenhang mit dem Ideellen. Denn das Bewunderswerte an unserem verehrten Lehrer ist die Weite seines Blickes, die ihn davor bewahrt hat, zur sozialen Frage einseitig Stellung zu nehmen. Stets hat er über sein eigentliches Arbeitsfeld hinaus das Gesamtproblem erfasst. Für die Realitäten der Arbeiterbewegung, ganz besonders der Gewerkschafts- und der Genossenschaftsbewegung, hat er immer sehr grosses Verständnis bewiesen, wie es bei Intellektuellen nicht

gerade häufig zu finden ist, ja wie man es selbst bei denen, die durch Herkunft oder Beruf mit der Arbeiterbewegung verknüpft sind, nicht immer antrifft. Und ich weiss, dass ihm die Erforschung der Wirtschaft eine sehr wichtige Angelegenheit ist. Es darf daher diese Seite wohl auch hier zur Behandlung kommen. Mein Beitrag soll zeigen, dass da ein Aufgabenkreis vorhanden ist, dessen Bearbeitung gerade auch für den von Ragaz vertretenen Sozialismus von grösster Bedeutung ist.

*

Es ist tragisch, dass der Marxismus, der für sich in Anspruch nimmt, eine wissenschaftliche, und zwar auf die Wirtschaftswissenschaft begründete Erklärung der sozialen Entwicklung zu geben, sehr viel dazu beigetragen hat, eben die Erforschung dieser gesellschaftlichen Entwicklung zu lähmen. Das ist zum Teil zurückzuführen auf die marxistische Lehre, dass die Gesellschaft sich nach *bestimmten Gesetzen* entwickle, die der Marxismus entdeckt habe, und auf Grund derer sich eine *notwendige Entwicklung zum Sozialismus* ergebe.

Ich möchte hier keine Marx-Philologie treiben und deshalb nicht untersuchen, wie Marx selbst es gemeint hat. Das ist auch nicht so wichtig wie die Tatsache, dass der Marxismus meist so verstanden wurde und heute noch so verstanden wird. Wir finden die „Gesetzmässigkeit“ oder gar „Naturgesetzlichkeit“ wie auch die „Notwendigkeit“ oder das „Zwangsläufige“ bei Kautsky, bei Bebel und natürlich bei allen Kommentatoren und Popularisatoren. Und die „klassische Stelle“ unseres schweizerischen Parteiprogramms lautet also:

> „Durch das stete Anwachsen der kapitalistischen Produktivkräfte, das durch die Erzeugung von Ueberproduktion und Krisen, namentlich aber von ungeheuren imperialistischen Konflikten aus einem einstigen Mittel des gesellschaftlichen Fortschritts zu seiner schwersten Gefährdung geworden ist, wird der Zusammenbruch des Kapitalismus und Aufbau des Sozialismus zur historischen Notwendigkeit.“

Dieser Glauben an die Notwendigkeit des Sozialismus mochte früher Bedeutung haben als „Willensstärkung durch Suggestion von Zuversicht“, wie de Man es nennt. Heute ist er nicht nur zum Hemmschuh geworden, sondern geradezu zu einer Gefahr für die sozialistische Bewegung.

Während so der marxistische Sozialismus seiner Aufgabe nicht gerecht geworden ist, haben anderseits gerade sozialistische Strömungen, die von jenem spöttisch als ethisch oder religiös bezeichnet werden, die grossen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Probleme, wenn auch nicht gelöst, so doch wenigstens gesehen, weil es eben für sie Probleme sind und keine Dogmen.

* * *

Wie steht es mit der gesetzmässigen oder zwangsläufigen Entwicklung zum Sozialismus?

Man hat früher geglaubt, und dieser Glaube ist heute noch weit verbreitet, die Erkenntnisse der Naturwissenschaften lassen sich analog auf das soziale Leben anwenden. Dabei wird jedoch der grundlegende Unterschied zwischen Natur- und Gesellschaftswissenschaft übersehen, der darin besteht, dass jene es mit der toten Materie oder doch mit den noch verhältnismässig einfachen Zusammenhängen am Körper von Lebewesen zu tun hat, diese dagegen mit dem Geistesleben des Menschen. Trotz allen Sezierversuchen der Psychologie und all ihrer Spezialrichtungen ist es nicht gelungen, Gesetze des menschlichen Handelns aufzustellen im Sinne von Naturgesetzen. Die Wissenschaft steht selbst den relativ einfachen Vorgängen des menschlichen Geistes- und Seelenlebens noch sehr hilflos gegenüber. Und die Wirtschafts- bezw. die Gesellschaftswissenschaft hat es ja nicht nur mit dem einzelnen Menschen zu tun, sondern mit den gegenseitigen Beziehungen unzähliger Menschen und Menschengruppen, also mit Zusammenhängen, die noch ungeheuer viel komplizierter sind, als beim Individuum.

Man hat versucht, wie in der Naturwissenschaft, durch Abstraktion, das heisst durch gesonderte Betrachtung einzelner Faktoren, Gesetzmässigkeiten zu ergründen. Die am häufigsten angewendete Vereinfachung besteht in der Annahme, dass nur ein Trieb des Menschen wirksam sei, der Erwerbstrieb, was auf die Wirtschaftswissenschaft äusserst unheilvoll eingewirkt hat. Leider hat sich auch der Sozialismus davon stark beeinflussen lassen. Seine Interessenlehre ist ja nicht viel anderes als die Anwendung der liberalen Hypothese vom „homo oeconomicus", dem nur an sich denkenden Wirtschaftsmenschen, auf die Gesellschaft. Diese Methode der Isolierung ist falsch, weil man in der Sozialwissenschaft nicht wie in der Naturwissenschaft die Wirkung der zunächst ausgeschalteten Faktoren hinzurechnen kann. Denn diese Faktoren wirken nicht zusammen wie verschiedene physikalische Kräfte, deren Resultate sich aus dem Kräfteparallelogramm ergibt. Es gibt im gesellschaftlichen Leben *keine Kausalität* im Sinne des einfachen Verhältnisses von Ursache und Wirkung. Man sollte hier überhaupt nicht von kausaler Beziehung sprechen. Besser ist der Ausdruck „funktioneller Zusammenhang", der von Eulenburg geprägt wurde, denn damit wird die Wechselwirkung der Faktoren angedeutet.

Aus diesen Gründen, die hier nicht näher erörtert werden können, ist in der sozialen Entwicklung eine mechanische Gesetzmässigkeit nicht vorhanden; jedenfalls kann sie nicht festgestellt werden. Die Geschichte ist ja das Hilfsmittel zur Erforschung des sozialen Lebens, wie das Experiment das Verfahren der Naturwissenschaft ist. Doch

aus der Geschichte kann objektiv nichts herausgelesen werden, was im üblichen Sinne des Begriffes als Gesetz gedeutet werden könnte.

Wenn aber die Gesetze der Entwicklung nicht nachgewiesen werden können, so fällt auch die Behauptung, eine bestimmte Entwicklung sei naturnotwendig, dahin. Das heisst, sie verliert ihren „wissenschaftlichen“ Charakter und entpuppt sich als eine Verheissung. Und tatsächlich hat der Marxismus die gewaltige Wirkung auf die Arbeitermassen nicht deshalb ausgeübt, weil er ein wissenschaftliches System geschaffen hat, sondern weil er ihnen den unbesiegbaren Glauben an die Erlösung vom Kapitalismus gegeben hat. Dieser Glaube mag bei der herrschenden rationalistischen Denkweise durch die Betonung des „Wissenschaftlichen“ gestärkt worden sein; das ändert nichts an der Tatsache, dass nicht die Erkenntnis, sondern das Prophetische am Marxismus die revolutionäre Kraft gewesen ist.

Müssen wir denn wirklich verzichten auf eine Deutung der Zukunft, die über blosse Prophezeiung hinausgeht und der wissenschaftlicher Wert zukommen könnte? Gewiss, auf eine genaue Voraussage künftiger Ereignisse müssen wir verzichten, denn die Geschichte wiederholt sich nie, weil nie genau dieselben Faktoren zusammen wirken, und ausserdem sind eine Menge von Faktoren für uns ganz unberechenbar. Aber damit ist noch nicht jeder objektiven Systematisierung der gesellschaftlichen Entwicklung das Urteil gesprochen. Wenn wir auch keine Gesetze aufstellen können, so ist es doch möglich, aus der Geschichte gewisse Tendenzen der Entwicklung herauszulesen, die dem gesellschaftlichen Geschehen einen gewissen Rhythmus verleihen. Solche Tendenzen sind vorhanden, weil einzelne wichtige Faktoren doch wiederholt in derselben oder in ähnlicher Weise sich Geltung verschaffen, und weil die in der Natur vorhandene Periodizität (z. B. Jahreszeiten) auch ins Gesellschaftsleben hineinspielt. Diese Tendenzen können wir um so deutlicher erkennen, je gründlicher wir den Ablauf der früheren sozialen Entwicklung kennen.

Wenn ich im Folgenden den Versuch unternehme, einige solcher Entwicklungstendenzen anzuführen, so hat das mehr den Sinn von Beispielen, da ja eine umfassende Geschichtskenntnis notwendig wäre, um daraus abschliessende Urteile fällen zu können. Es fehlt mir zudem der Raum, um meine Behauptungen zu belegen. Ferner beschränke ich mich auf Beispiele aus der Wirtschaft; doch dürften dieselben Schlüsse auch für Gebiete gesellschaftlicher Betätigung gelten.

*

Die wirtschaftliche Entwicklung geht langsam vor sich. Diese Tempobezeichnung ist natürlich relativ. Doch als Kämpfer für eine neue Welt werden wir diesen Eindruck erhalten. Vergegenwärtigen wir uns, dass der Kapitalismus viele Jahrhunderte

gebraucht hat, um sich zur heutigen Macht aufzuschwingen. Einzelne Wirtschaftsformen (z. B. die landwirtschaftlichen Betriebsgrössenverhältnisse) haben sich durch Jahrhunderte hindurch fast ohne Aenderung erhalten. Wenn diese Erfahrung auch nicht sklavisch auf den Sozialismus angewendet werden kann, so müssen wir uns doch mit Geduld wappnen. Wo liegen die Ursachen dieses schleppenden Ganges? Man ist schnell bereit, die Schuld auf die „Verhältnisse", diese Allerweltsausrede, abzuwälzen. Doch bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass gerade umgekehrt die Menschen das hemmende Element sind. Die Institutionen (Gesetze, Einrichtungen usw.) sind geduldig, sie widersetzen sich einer Aenderung nicht. Es ist die Bevölkerung, die das Bleigewicht darstellt. Das mag uns enttäuschen, gibt aber gleichzeitig auch eine Hoffnung, dass es ab und zu doch gelingt, durch eine gewaltige geistige Bewegung das schwerfällige Denken, Fühlen und Handeln der Menschen in etwas schnelleren Fluss zu bringen.

Es gibt keine Revolution in der wirtschaftlichen Entwicklung, wenn man unter Revolution eine plötzliche Umwälzung versteht. Wohl kann die rechtliche und die politische Ordnung von heute auf morgen radikal geändert werden. Allein dieser institutionellen Revolution entspricht keine gesellschaftliche, keine plötzliche grundlegende Wandlung im Handeln der Menschenmassen. Eine Revolutionierung der Einrichtungen kann dadurch verursacht werden, dass diese aus irgend welchen Gründen der Entwicklung der Wirtschaft nicht angepasst wurden und daher in einem Spannungsverhältnis zu ihr stehen. In diesem Fall kann das eintreten, was der Marxismus als „Umschlagen" bezeichnet. Es ist aber wohlverstanden nicht ein Umschlagen der Wirtschaft oder der Gesellschaft, sondern der von ihr geschaffenen Einrichtungen. So hat die französische Revolution dem schon weit vorgestossenen Kapitalismus die noch vorhandenen Hindernisse aus dem Wege geräumt.

Aus dem Umstand, dass gelegentlich eine solche Revolution als Folge allmählicher gesellschaftlicher Veränderungen eintritt, wird nun gern der Schluss gezogen, man könne die Geschichte auch umkehren, d. h. mit Hilfe einer plötzlichen Umwälzung der Gesetze die Gesellschaft revolutionieren. Trotzdem diese Revolutionsromantik in Russland gründlich widerlegt worden ist und noch mehr widerlegt werden wird, spukt sie leider immer noch nicht nur in kommunistischen Kreisen, sondern auch bei manchen Führern der Sozialdemokratie spielt der Glaube an die politische Macht und die Wunder, die damit vollbracht werden könnten, noch eine ausserordentlich grosse Rolle, was einmal verhängnisvoll werden kann. Sogar ein Karl Kautsky schreibt in seinem neuen Werk, „Die materialistische Geschichtsauffassung": Die Gewerkschaften „allein sind nicht imstande, den Klassenkampf zu einem Befreiungskampf zu gestalten. Das ver-

mag nur die *politische Aktion* des als besondere Partei konstituierten Proletariats." Mit Hilfe der politischen Macht soll „die Axt wenigstens an eine der beiden Wurzeln der kapitalistischen Macht gelegt werden, an das Privateigentum an den Produktionsmitteln". Es ist sonderbar, dass gerade die Gralshüter der Vorstellung von der Bedingtheit des politischen Ueberbaues durch die wirtschaftliche Entwicklung durch Aenderung dieses Ueberbaues der Wirtschaft den Weg weisen wollen. Die künftigen Erfahrungen werden auch da noch manche Revision erzwingen.

Trotzdem eine Revolution im Sinne einer plötzlichen wirtschaftlichen Umwälzung nicht zu erwarten ist, darf man sich die Entwicklung der Wirtschaft nicht als etwas schön Regelmässiges vorstellen. Sie geht *nicht geradling* vor sich, sondern *stossweise und ungleichmässig*. Das heisst einmal, dass die Entwicklung sehr verschiedenes Tempo annehmen kann, ferner, dass sie nicht in allen Ländern und allen Wirtschaftszweigen parallel vorwärts schreitet, sondern grosse Unterschiede aufweist. Der Kapitalismus hat sich z. B. im Handel ausgedehnt, lange bevor er die Industrie ergriff, von der Landwirtschaft nicht zu reden. Er hat ausserdem einzelne Länder Jahrhunderte früher erobert, bevor er in andere eindrang. Aber er legte nicht überall denselben Weg zurück; in neuen Gebieten (z. B. Kolonien) hat er eine verkürzte, weil durch Tradition ungehemmte Entwicklung durchgemacht und so seine Mutterländer überholt (Amerika — Europa).

Das Wirtschaftsleben wird immer komplizierter. Die Entwicklung geht nicht immer so vor sich, dass alte Formen durch neue ersetzt werden, sondern die neuen treten häufig zu den alten hinzu. So ist beispielsweise die Naturaltauschwirtschaft nicht einfach von der Geld- und diese von der Kreditwirtschaft abgelöst worden. Wir stellen heute wohl ein Ueberwiegen der Kreditwirtschaft fest, daneben sind aber in bedeutendem Umfange noch Geld- und selbst noch Ueberreste der Naturalwirtschaft vorhanden. Es gibt daher auf einer entwickelteren Stufe überhaupt *keine reine Wirtschaft*. Der Kapitalismus war nie vollkommen in dem Sinne, dass er einem „Idealtypus" (wenn man beim Kapitalismus überhaupt von einem solchen reden kann) entsprochen hätte. Er blieb sehr lange stark durchsetzt von vorkapitalistischen Wirtschaftsformen und auch von vorkapitalistischer Wirtschaftsgesinnung. Und seit langem schon können wir auch Keime feststellen, die dem Kapitalismus grundsätzlich entgegengesetzt sind und die Ansätze zu einer neuen Wirtschaftsordnung sein mögen.

* * *

Was für *Schlüsse* ergeben sich aus der Kenntnis dieser Entwicklungstendenzen für den Sozialismus? Zunächst die eine, zweifellos wichtigste Schlussfolgerung: *Es gibt keine wissen-*

schaftlich beweisbare „notwendige“ Entwicklung zum Sozialismus. Es mag uns schwer fallen, auf eine solche bequeme Begründung des Sozialismus und auf ein so wirkungsvolles Agitationsmittel zu verzichten. Wir müssen es tun, um uns nicht zu betrügen und um die Bewegung vor Enttäuschungen und überdies vor den unheilvollen Folgen des Fatalismus zu bewahren.

Gewiss, die neueste Phase des Kapitalismus, die die Menschheit dem internationalen Finanzkapital ausliefert, lässt den Sozialismus als noch viel dringlicher erscheinen als seine Anfänge, und die heutigen Wirtschaftsformen mögen dem Sozialismus die rein wirtschaftliche Aufgabe leichter machen als der liberalistische Individualismus. Und gewiss wirken diese Umstände werbend für den sozialistischen Gedanken. Aber alles das ist weit entfernt von einer zwangsläufigen Entwicklung zum Sozialismus. Es kann auch zu einer Art „sozialem Kapitalismus“ führen, wenn diese Bezeichnung überhaupt statthaft ist, oder zu einer Vermehrung der Zahl der den Kapitalismus Geniessenden und damit zu seiner Popularisierung (Amerika). Bestrebungen nach beiden Richtungen sind vorhanden. Zu den Tendenzen, die das Kommen des Sozialismus erleichtern, muss daher noch unser Wollen und Handeln hinzutreten. Dieser Verzicht auf die Zwangsläufigkeit bedeutet im Grunde genommen keine Schwächung der sozialistischen Bewegung, im Gegenteil, dadurch wird ein starker Impuls zur Erreichung des gesteckten Zieles entfacht werden. Daraus ergibt sich auch mit um so grösserer Dringlichkeit die Forderung, den Weg zum Sozialismus nach allen Richtungen zu erforschen, um zu erfahren, wo wir unsere Kraft zu seiner Verwirklichung einsetzen müssen.

Es ist eine weitere Schlussfolgerung aus der Geschichte, dass dieses Einsetzen der Kräfte *nicht nur an einem Punkt* geschehen darf. Jede Bewegung ist der Gefahr ausgesetzt, dass sie den Weg des geringsten Widerstandes geht. Und das ist für die Arbeiterbewegung der Weg der *Politik*. Heute wird dieser Weg im Verhältnis zu den andern Mitteln, die uns zur Verfügung stehen, masslos überschätzt. Der Sozialismus kann nur verwirklicht werden durch konzentrierten Angriff auf den Kapitalismus. Jeder Faktor kapitalistischen Lebens muss abgebaut, umgewandelt, ersetzt werden. Neben dem Staatsleben sind vor allem die Gebiete der Wirtschaft und der Kultur von grösster Bedeutung. Ich kann hier nur einige Andeutungen machen, in welcher Richtung der sozialistische Vorstoss gehen muss.

In der *Wirtschaft* muss dem Kapitalismus die Macht im einzelnen Betrieb beschnitten werden durch Erkämpfung des Mitbestimmungsrechtes der Arbeiter. In der Volkswirtschaft müssen wir ihm Boden abringen durch gemeinwirtschaftliche Zellen wie Genos-

senschaften, staatliche und kommunale Unternehmungen. Durch Zusammenfassung all dieser Bestrebungen ist ein organisches Wachstum der Gemeinwirtschaft zu erstreben. Dass dabei keine Schablonisierung auf eine Form, z. B. Staats- oder Genossenschaftssozialismus, möglich ist, muss wohl nicht besonders betont werden. Auch das Wirtschaftsleben des Sozialismus wird in bunter Mannigfaltigkeit erstehen.

Wenn auch der Sozialismus nicht einfach durch Aenderung des Denkens und der Gesinnung der Menschen geschaffen werden kann, somit nicht nur Erziehungsproblem ist, so ist er doch auch, und zwar in sehr hohem Masse, Erziehungsaufgabe. Denn das kapitalistische Denken ist nicht einfach eine Folge der kapitalistischen Wirtschaft, die mit dem Aufkommen anderer Wirtschaftsformen automatisch verschwinden wird. Ebenso sehr ist das kapitalistische Handeln der Menschen Folge des rationalistischen Denkens, das leider nicht selten auch von sozialistischer Seite noch gefördert, statt bekämpft wird. Erziehung ist von entscheidender Bedeutung für die sozialistische Bewegung, Erziehung nicht nur im Sinne der Beeinflussung durch das Wort, sondern durch Pflege des sozialistischen Gemeinschaftsgedankens in der gesellschaftlichen Lebensgestaltung und der individuellen Lebensführung.

Die gesellschaftliche Entwicklung ist das Ergebnis einer Wechselwirkung zahlloser Faktoren, unter denen wir drei Hauptgruppen unterscheiden können: Natur, menschliche Einrichtungen und die Menschen selbst. Die Natur setzt uns wenig Widerstand entgegen; sie lässt sich oft nur zu leicht verunstalten und missbrauchen. Die menschlichen Institutionen sind das Werk der Gesellschaft und zugleich ihr Werkzeug. Sie werden der Entwicklung kein Hemmnis sein, solange sie Mittel bleiben. Manchmal werden sie aber zum Selbstzweck, zum Götzen erhoben von denen, die sie geschaffen haben. Damit kommen wir zu den Menschen, die den Angelpunkt der Entwicklung bilden. Ihr Verhalten als Gesamtheit, ihre Beziehungen untereinander und zu ihren Institutionen sind die entscheidenden Faktoren in der gesellschaftlichen Entwicklung. Es ist also gerade umgekehrt, als wie es eine vulgärmarxistische materialistische Geschichtsauffassung darstellt. Karl Kautsky freilich hat in seinem neuen 1800seitigen Werk über die „materialistische Geschichtsauffassung“ diese Theorie derart verwässert bezw. verbessert, dass von Marx nicht mehr viel übrig bleibt als die Ausdrücke, von denen sich auch Kautsky noch nicht trennen kann. Er spricht von der Wechselwirkung zwischen geistigem Ueberbau und wirtschaftlichem Unterbau und von den geistigen Einflüssen, die im materiellen Unterbau wirksam sind.

Wenn wir bei unserem Kampf für die Verwirklichung des Sozialismus Rücksicht auf das Bestehende zu nehmen haben, wenn wir

die Idee mit der Wirklichkeit verbinden und dabei Kompromisse schliessen müssen, so heisst das eben, dass wir mit den Menschen rechnen müssen, wie sie sind, dass wir ihre schwachen, freilich auch ihre starken Seiten nicht ausser Acht lassen dürfen. Alle die Zellen oder Inseln, die wir in der kapitalistischen Gesellschaft als Anknüpfungs- und Stützpunkte für den Sozialismus errichten (Genossenschaften, Gewerkschaften, Betriebsräte, Siedlungen usw.) können nicht isoliert von der kapitalistischen Umwelt bestehen, sie sollen es auch nicht, da sie diese Umwelt ja beeinflussen müssen. Darum können sie noch nicht rein sozialistische Gebilde sein; sie haben sich anzupassen. Das darf freilich nicht zu einem Beiseitestellen oder gar Verleugnen der sozialistischen Grundsätze werden. Das wäre der Weg des Reformismus. Anderseits darf es auch nicht zur bequemen Parole „alles oder nichts“ führen, wie es die Methode des Wortradikalismus ist. Die Aufgabe des wahren Revolutionärs besteht darin, die Ideen des Sozialismus derart mit der Wirklichkeit in Verbindung zu bringen, dass möglichst viel davon sich in Tat umsetzt, ohne dass von der Ideenwelt etwas aufgegeben wird.

Allein dieses Anpassen und Kompromisse schliessen gilt nur als Rücksichtnahme auf die gesellschaftlichen Zusammenhänge. Daneben haben wir ein Wirkungsfeld, wo jeder seine Forderungen so hoch spannen kann, als ihm seine Kräfte erlauben. Es ist die persönliche Lebensführung, die eigene Tat. Und wenn ich erklärt habe, die gesellschaftliche Entwicklung kenne keine Revolution, so enthebt uns das nicht der Pflicht, im persönlichen Handeln Revolutionär zu sein.

Hier ist der Motor, der letzten Endes auch die gesellschaftliche Triebkraft bestimmt. Damit soll der Sozialismus nicht etwa zu einem individuellen Problem gemacht werden, sondern es soll das besagen, dass der Hebel, mit dem wir die gesellschaftliche Entwicklung beeinflussen können, unser persönliches Wollen und Handeln ist.

Max Weber.

Die grosse Schuld.

Lieber und verehrter Herr Professor! Der besondere Zweck dieses Heftes bringt es als etwas Selbstverständliches mit sich, dass alle Beiträge einen mehr persönlichen Charakter tragen. Beseelt doch der eine Wunsch alle Schreibenden, einen verehrten Führer mit ihren Zeilen zu grüssen, ihm zu danken für soviel Wegweisung, Aufrichtung und Stärkung und ihm die Hand zu reichen in dem schweren Kampf, den er seit Jahrzehnten kämpft. Da sei es mir gestattet, auch äusserlich die mehr persönliche Form des Briefes zu gebrauchen. Was ich heute sagen möchte, hängt ja auch alles so ganz eng mit

dem zusammen, worin ich mit Ihnen und den „Neuen Wegen“, d. h. den Schweizer Freunden Ihres Kreises, untrennbar verbunden bin. Sie haben mir, als Sie noch mein theologischer Lehrer waren, den Weg von der Theologie zum Reich Gottes, von der Geschichte zum heute lebendigen Gott und seinem Christus gezeigt. Ich kam von der Marburger Schule nicht unvorbereitet zu Ihnen. Aber es ging mir doch wie dem Wanderer, der aus dem Tal hinaus kommt in die schärfere Luft der sonnenhellen, klaren Höhen. Das grösste und tiefste Erleben brachten dann freilich erst die Kriegsjahre. Die schönen Studienzeiten waren, auch wenn das Herz schon heiss beteiligt war, doch im Grunde ein Schwelgen in Gedanken, in mehr oder weniger nachempfundener und als Wahrheit hingenommener Lehre. Da riss uns der Krieg in den chaotischen Wirbel seines grauenhaften, tollen Geschehens, aus göttlich schönen Ferientagen in Bergeinsamkeit und -klarheit in Hölle, Sünde, Not und Tod. Seitdem w e i s s ich, dass das, w a s S i e l e h r e n , d i e W a h r h e i t i s t. Seitdem bin ich Ihnen erst ganz untrennbar verbunden.

In jenen furchtbaren Kriegsjahren, die ich vom ersten Tage an in der deutschen Front gegen Frankreich durchlebte, vermochte ich doch nach kurzer Zeit schon das meiste, was in deutschen Zeitschriften, den theologischen zumal, daheim geschrieben wurde, nicht mehr ohne schärfsten Widerspruch, ja oft ohne Empörung und Ekel zu lesen. Und es waren Ihre Briefe, lieber Herr Professor, und die „Neuen Wege“, in denen ich Verständnis fand für die Not unserer Seelen in der Front. Sie verstanden uns besser als die theologischen Lehrer und Pfarrer unserer Heimat uns verstanden, vielleicht weil Sie nicht nur unser Leben, physisches wie seelisches, auf betendem Herzen trugen, sondern das unserer „Feinde“ auch. Wir alle waren Menschen in bitterer Not. Die standen Ihrem Herzen immer am nächsten. Und so wussten Sie uns Kraft zu geben, uns, über denen die Hölle zusammenzuschlagen drohte, dass wir trotz allem und allem in härtester Pflichterfüllung unsern Mann stellten, wenn auch in einem höheren und nicht bloss militärischem Sinne. Sie machten es uns nicht so leicht, wie unsere Seelsorger glaubten, es uns machen zu müssen, die uns ein gutes Gewissen glaubten einreden zu müssen, — und gar nicht bis an unsere Seelen herankamen. Jedes Ihrer Worte war von der Schwere unseres Erlebens berührt. Sie wussten um die Hölle, in der und mit der wir rangen und gaben uns wundervolle Kraft. Die „Neuen Wege“ waren eine harte, schwere Lektüre, die schonungslos letzte Illusionen zerstörte, wo wir solche noch hatten. Aber wir haben sie mit heissen Augen und fliegenden Pulsen in unsern Erdlöchern gelesen, ich und manche meiner Kameraden. Das waren keine Steine, d a s w a r B r o t d e s L e b e n s. —

Und da kam das Ereignis, das ich mit zu meinen schweren Kriegserlebnissen rechne: das Einfuhrverbot gegen die „Neuen

Wege“ durch die deutsche Regierung. Man fürchtete wohl eine Gefahr in dem Geiste, dem diese Blätter dienten. Mit vollem Recht. Nichts hätte dem Krieg, diesem Krieg und dem Krieg überhaupt, ja in seiner Wurzel gefährlicher werden können, als wenn dem Lügengeist, aus dem er seine Kraft nahm, die Wahrheit Christi überall offen und stark entgegengetreten wäre. Sie können noch heute stolz und froh auf dieses Verbot zurückschauen. Nichts zeigt deutlicher als dieser Selbstschutz, zu dem der Krieg griff, dass Sie mit Christus gingen. Aber wir in der Front waren nun noch tiefer der Not unserer Einsamkeit ausgeliefert. Diese brutale Massnahme entsprach ja freilich nur dem, was wir eben auch sonst seit Jahr und Tag immer tiefer und tiefer überall beobachteten: welch unheilige, gottlose Sache der Krieg war. Aber es war dennoch schlimm für uns. So handelte nun unser Vaterland, in dessen Dienst wir dennoch bereit waren, täglich unser Leben zu lassen!

Ich habe in diesen Tagen, wo ich mich fragte, wie ich Sie wohl grüssen könnte, lieber und verehrter Herr Professor, den Jahrgang 1914 der „Neuen Wege“ einmal wieder vorgenommen und auch die andern Kriegsjahrgänge wieder überblättert. Das liegt nun ein Dutzend Jahre zurück und noch länger, — und packt wieder in der tiefsten Seele, als stünden wir noch mitten drin in all dieser Not. Und, streng genommen, stehen wir ja auch noch mitten drin! Und wenn ich das bedenke, dann wird mir's ganz schwer ums Herz, und das Gefühl tiefer Scham kommt über mich. Wie sind wir in Deutschland doch gerade an Ihnen auch schuldig geworden und geblieben bis auf diesen Tag! Wie haben Sie damals um die deutsche Seele gerungen! Und wie wenig wurden Sie verstanden, wieviel missverstanden, verdächtigt, geschmäht und verleumdet! Die Geschichte, oder besser — Gott hat ja freilich durch die Geschichte für die Einsichtigen längst klare Antwort gegeben, wo Deutschlands wahre Freunde waren, ob dort, wo man Belgiens Vergewaltigung, die Zerstörungen in Nordfrankreich, Ubootkrieg, 42Zentimeter-Geschütz, Giftgas religiös rechtfertigte oder gar verherrlichte, oder dort, wo man die deutschen Hände und die deutschen Seelen warnte, sich mit alledem zu beschmutzen, und sie anflehte, sich davon zu reinigen. Die Antwort Gottes durch die Geschichte ist wahrlich klar. Aber gereinigt haben wir uns keineswegs bis auf diesen Tag; und vornehmlich die, die es besonders anginge, sind heute noch verblendet und verstockt wie ehedem. — So stehen wir noch tief in Ihrer Schuld und in der Schuld überhaupt.

Sie werden verstehen, dass es mir einfach ein Bedürfnis ist, das heute auszusprechen und nicht nur in der Stille es auszusprechen, sondern so, dass es viele hören, auch wenn vielleicht viele meiner Volksgenossen daran Anstoss nehmen mögen. Es geschieht ja wahrlich nicht, weil ich Freude daran hätte, die Verfehlungen der Kriegs-

zeit wieder ans Licht zu zerren, die Verfehlungen der Politiker, der Militärs und zumal der Theologen; aber solange wir uns nicht davon reinigen, bleiben wir auch weiter in der Not und ernten wir Verderben.

Ich mag nicht über die Menschen richten; kann ich ja heute viel ruhiger auch über die Kriegstheologen denken, als damals, wo man vorn im Schützengraben einfach im Zorn ihre Aufsätze mit Rot- und Blaustift durchstrich, dass das Papier in Fetzen riss. Es fehlte ihnen ja die Kenntnis der wirklichen Kriegsursachen; so glaubten sie, was die Regierung darüber ins Volk gab. Uns fehlte diese Kenntnis auch; nur waren wir nicht so leichtgläubig und sahen von vornherein die ungeheure internationale Verknüpftheit der Ursachen und der Schuld. Es fehlte ihnen die Kenntnis Gottes, wie wir ihn kannten. Das aber ist ja doch zuletzt Gottes Sache, ob er sich dem Menschen in Christus offenbart. Sie hatten freilich das Neue Testament. Aber auch das kann nur von Gott aus verstanden werden. Es fehlte ihnen zu dem allem auch die Kenntnis der wahren Kriegswirklichkeit. Die konnten sie am Schreibtisch daheim nicht haben. Sie hatten nur das Heimaterlebnis jener grossen Begeisterung der Augusttage, die ihnen als eine neue Ausgiessung des Heiligen Geistes erschien, und hatten dazu das Gefasel der Zeitungen. Wie es in Wirklichkeit draussen in der Front aussah, davon erfuhren ja in der Heimat ganz wenige nur. Die Heimat konnte es nicht erfahren, denn wer von uns an der Front hätte es gewagt, denen alles zu sagen, die täglich und stündlich um unser Schicksal bangten. So sind 99 Prozent aller Feldpostbriefe frisiert. Wurde doch die Briefpost der Mannschaften wie der Offiziere ständig auch kontrolliert, damit die nackte Wahrheit nicht ins Land kam. So konnte man in der Heimat nichts wissen von den Greueln der Schlacht, noch weniger von der Not der Seelen, die unsäglich litten unter dem Zwiespalt der tief im Innersten gefühlten Verpflichtung zur Menschenwürde und der Kriegspflicht, all die edlen und emporweisenden Regungen der Seele niederzutrampeln. Die vielfach am meisten darunter litten, dass sie im Blutrausch des Angriffs oder der Abwehr es fertig brachten, Bestie zu werden. Spürten wir doch, wie jeder neue Tag mit seiner Gewöhnung an die schlimmsten Greuel uns immer und immer schlechter machte.

In diese Wirklichkeit hinein kam dann von der Heimat her die Predigt vom „guten Gewissen“, vom „heiligen und gerechten Verteidigungskrieg“, vom „Christus am Maschinengewehr“, vom Gott wohlgefälligen Handwerk des unschuldigen, frommen Kriegsmanns. Wir haben manchmal bitter aufgelacht über diese Blasphemien und haben auch Luthers Schrift vom seligen Stande des Kriegsmanns zerrissen. Er verstand es aus seiner Zeit heraus wohl nicht anders, obwohl es auch damals wohl eine andere Lösung des Problems hätte geben sollen; wir verstanden's jedenfalls nicht mehr so für unsere

Lage. Wir fassten unsern Krieg jedenfalls ganz anders auf. Fühlten uns sehr wohl solidarisch mit unserm Volk, solidarisch in der Sünde, die zu alledem geführt hatte und in die es mit jedem Tag tiefer sich verstrickte, solidarisch in der Schuld und solidarisch im Leiden. Hatten viele und grosse Aufgaben an unsern armen Kameraden, den oft so hilflosen und brutaler Willkür ausgelieferten. Und waren auch bereit zum Opfer unseres Lebens, freilich nicht für Deutschlands Macht, Ruhm und militärische Ehre. Das waren uns keine höchsten Ziele, ganz abgesehen davon, dass hinter diesen Begriffen höchst egoistische Ziele kapitalistischer Interessengruppen sich verbargen. Wir dachten an ein neues Volk, ein neues, reineres Vaterland, eine neue, brüderliche Menschheit als Preis all der Leiden aller Völker. Diese Gedanken haben viele von uns bewegt. Sie haben's zumeist in sich behalten. Aber die stille Sternennacht über uns hat manchmal auch einem einfachen Landarbeiter oder Handwerker, der auf Posten vorn im Graben stand, auch dem Offizier gegenüber den Mund geöffnet, dass der sehen konnte, wie es in diesen schlichten Herzen arbeitete, die sich zu solchem teuflischen Handwerk verdammt sahen. Und da mag's ja wohl nicht Wunder nehmen, dass das Kruzifix am Weg oder am Feldrain oder auf zerschossener Höhe uns immer und immer wieder Symbol des millionenfachen Leidens unserer Brüder war, ihres sühnenden, stellvertretenden, erlösenden. Und dass uns selbst mit dem Gegner drüben im andern Schützengraben eine viel tiefere Gemeinschaft bewusst war, Gemeinschaft des Leidens und der Not, der Sünde und des Glaubens, als mit der Heimat hinten, die von uns nichts wusste, die uns nicht verstand und glaubte, uns theologisch belehren zu können und zu müssen.[1])

Lieber Herr Professor! Sie kannten die Menschenseele besser und tiefer, und Ihre Mitarbeiter und Mitkämpfer in den „Neuen Wegen" auch, deshalb verstanden Sie uns in unserm Kriegserleben und wussten Sie das Wesen des Krieges überhaupt aus der Tiefe zu beurteilen. Das muss ich Ihnen heute noch an dieser Stelle danken. Das musste einmal von unserer Seite gesagt werden, wenn's auch spät erst geschieht. Und ich denke, es wird auch sonst vielleicht nicht ab-

---

[1]) Um Missverständnissen vorzubeugen, als solle hier ein Weg gezeigt werden, der christliche Auffassung und Kriegsbeteiligung miteinander verknüpft, sei doch folgendes noch bemerkt: Das war damals unsere Stellungnahme, die wir in den Strudel hineingerissen worden waren, ohne dass wir uns vorher viel besinnen konnten. Sie gab uns die Kraft, dass wir nicht versanken. Aber es war eine durchaus passive Haltung: höchste Bereitschaft zum Geopfertwerden. Damit aber bedeutete sie letzten Endes eine Zerstörung des Krieges von innen her. — Das mögen die Theologen recht beachten, die unter dem christlichen Gesichtspunkt, dass niemand grössere Liebe habe, denn der sein Leben für die Brüder lässt, — glauben eine Kriegsbeteiligung rechtfertigen, ja zur Pflicht machen zu

wegig sein, dass ich auf diese eigentlich doch vergangenen Dinge zurückgegriffen habe. Es ist zwar alles nichts Neues. Hunderte und Tausende haben in dem Jahrzehnt, das hinter uns liegt, Gleiches und Aehnliches als ihre eigenen Kriegserlebnisse und Erfahrungen mit den Kameraden ausgesprochen. Man sollte den Krieg heute nicht mehr vor der Oeffentlichkeit mit all der lügenhaften Ummalung hinstellen können, wie es seinerzeit geschah. Aber dennoch ist's nötig, dass immer wieder das wahre Gesicht des Krieges gezeigt wird. Die Menschen sind ja so blind und verblendet auch heute noch. Und vergessen so schnell, auch die Kriegsteilnehmer. Und bedenken wir auch: es ist das Erleben des Infanteristen, von dem ich schreibe. Den persönlichen Kampf Mann gegen Mann hat der fast allein kennen gelernt. Millionen Soldaten, die nur Maschinen bedienten, aber nichts von der augenblicklichen Wirkung ihres Tuns sahen, konnten diese Wirklichkeit so nicht erleben. Und der Zukunftskrieg wird im wesentlichen nur Maschinenkrieg sein und braucht nur ein paar Hunderte oder Tausende von skrupellosen Handlangern für seine Giftbomben. Da ist es ganz gewiss am Platz, dass man immer und immer wieder ausspricht, wie unmöglich es ist, Menschenwürde und Kriegshandwerk zu vereinen. Den Frontkämpfern des letzten Krieges wurde einfach durch bestialische Situationen, in denen sie immer wieder mitten drin standen, das menschlich Unerträgliche zum Bewusstsein gebracht. Der Maschinenkrieger verroht und merkt es nicht einmal. Mit der Entfernung vom Kriegsschauplatz wächst die Gefahr der Verrohung. Deshalb waren im Weltkrieg die Heimatkrieger die seelisch verwildertsten. Der Bombenflieger des Zukunftskrieges lädt seinen todbringenden Giftballast in dunkler Nacht über der feindlichen Industriestadt ab und feiert eine Stunde später daheim im Hotel seinen „Sieg" mit Kameraden und Mädchen bei Sekt und bei Tanz.

So stehen wir tatsächlich vor dem Ende aller Menschlichkeit und Kultur, wenn es nicht gelingt, den Kampf um den Frieden oder besser um eine neue, höhere Lebensordnung siegreich zu führen. Wieweit wir davon entfernt sind, in unsern euro-

---

können. Der Krieg verlangt aktive Beteiligung: höchste Bereitschaft, die Feinde zu opfern, ihnen allen nur möglichen Schaden zuzufügen. Jede andere Haltung ist vom militärischen Standpunkt aus Unsinn, ja Kriegsverrat. Siegeswille verlangt der Krieg als Höchstes, nicht Lebenshingabe. So gibt es schlechterdings keine Möglichkeit, aus christlichem Gewissen heraus den Krieg zu bejahen. So war auch unser Kriegsdienst letzten Endes ein Kampf gegen den Krieg. — Heute müssten wir uns anders entscheiden nach all jenen Erfahrungen und Erkenntnissen. Heute glauben wir, dass der seinem Volke den besten Dienst tut, der ihm radikal jede Gefolgschaft in den Krieg verweigert.

päischen Staaten die geistige Macht zu besitzen, die fähig wäre, den teuflischen Kriegsgeist zu bannen oder niederzuhalten, brauche ich nicht ausführlich darzulegen. Das wissen Sie aus Ihrem schweren Kampf gegen den Krieg selbst am besten. Trotz aller erfreulichen Anzeichen eines neuen Geistes, die hie und da in der Politik, im Parteileben, in den Schulen, nicht zuletzt auch in der Kirche sichtbar werden und an denen wir uns immer wieder aufrichten, ist es doch aufs Ganze gesehen einfach niederschmetternd, wie man heute schon fast alles wieder vergessen hat, was vor zehn Jahren war, wie man fast nichts aus jenen Greueln gelernt hat, eher Schlimmes noch als Gutes, — wie das alles scheinbar ganz umsonst gewesen ist. Wir dachten seinerzeit, wir und die andern Menschen müssten es gar nicht mehr fertig bringen können, nach solchen Opfern und Leiden das alte Leben weiterzuleben. Das müsste ein Neuwerden geben allenthalben, ohnegleichen. Eine Reinigung von der Wurzel aus durch den Heiligen Geist. — Das ist alles ausgeblieben.

Wir haben in Deutschland dazu auch noch besondere Gerichte nach dem Krieg erlebt, Zeiten, wo man damit rechnen musste, dass es jeden Tag in das vollendete Chaos des Bürgerkriegs hineinging, wo alles in Frage gestellt war: Sicherheit, Rücksicht, Treu und Glauben, Achtung vor dem Leben. Wir erfahren fortwährend weiter solche Gerichte, indem bald hier, bald dort in schaudererregender Weise etwas von dem Ungeist emporkommt, der unter der Oberfläche sein Wesen treibt. Skandale über Skandale. Aber das alles bringt nicht zur Besinnung. Denn wenn man nach den Ursachen und der Schuld sucht, so sucht man sie in irgend etwas draussen, in einem Organisationsfehler, nur nicht in der von Grund auf verkehrten Geisteshaltung unserer Zeit. Sünde, Schuld, Sühne, Busse, Glaube sind unserm Bewusstsein nach wie vor theologische Begriffe aber keine Wirklichkeiten. Nichts ist weniger bekannt als das Leben der Seele. Psychoanalyse ist die neue Lebensweisheit weithin (soweit sind wir auch schon! oder erst?); aber geheilt werden die Seelen nicht. Die ewigen Gesetze des Lebens sind nur wenigen bekannt, und so kommen wir immer tiefer in die Not hinein, politische, wirtschaftliche, sexuelle, pädagogische. Das verhängnisvolle theoretische Auseinanderreissen von Innen und Aussen ist noch heute unsere besondere deutsche Gefahr und Quelle der meisten unserer Nöte. Als ob einer ein raffinierter Diplomat und zugleich unbedingt zuverlässiger Freund sein könnte, ein rücksichtsloser Geschäftsmann und zugleich verständnisvoller Gatte und Vater. Da hält man im Politischen Heuchelei und falsche Dementis und Giftgasbereitschaft für höchste Weisheit und wundert sich, wenn auch im Finanz- und Geschäftsleben Treu und Glauben und unbedingte Ehrlichkeit immer mehr an Boden verlieren. Da schürt man immerzu den Hass gegen einzelne Völker, Rassen oder bestimmte

Volksklassen, und wundert sich, wenn die Jugend, die man so infiziert, auch im eigenen Hause den Respekt verliert und das Bewusstsein unverbrüchlicher, höherer Lebensgesetze.

Es ist eine riesenhafte Unkenntnis der einfachsten seelischen Wirklichkeiten, die unsere deutsche Gegenwart, vielleicht aber das technische Zeitalter überhaupt, in dem wir leben, charakterisiert. Wir sahen den Weltkrieg schon als Gericht über die Vergötzung der Technik an und glaubten, dieser Götze müsse mit dem Krieg erledigt sein, dieser wahnsinnigen Maschinerie, die sich selbst zerstörte. Aber die Technik ist weiter Trumpf; Organisation, Rationierung sind weiter die Parolen, von denen man das Heil erwartet. Irgendein technischer Rekord vermag Hunderttausende und ganze Völker in lodernde Begeisterung und wilden Taumel mit meist nationalistischem Unterton zu versetzen. Ein neues Heldentum macht sich breit, demgegenüber das deinige völlig verblasst, du armer, zerfetzter Kamerad in Frankreichs Erde! Und diese angebetete Technik treibt uns noch aus dem letzten Winkel die Seele heraus.

So stehen wir vor dem Abgrund. Wir kennen die Hilfe für uns und unsere Mitmenschen: Seit Jahrzehnten suchen Sie immer wieder und wieder durch die „Neuen Weg“, durch Vorträge, Aufsätze, durch Ihre ganze Lebensarbeit und das persönliche Beispiel zumal die Wahrheit in die Seelen zu senken, dass allein in radikaler Umkehr zu Christus die Rettung und Erlösung auch für diese unerlöste Welt ist. Aber die Botschaft verhallt, verhallt aufs Ganze gesehen ungehört. Schwere Schuld, die sich rächen wird, die schwer gesühnt werden muss.

Und so müssten wir verzweifeln, menschlich betrachtet. Denn wir schaffen's nicht. Wir müssen doch wohl noch durch ganz andere Höllen hindurch, als es der letzte Krieg war. Vielleicht ist es tatsächlich der Untergang des Abendlandes, der sich in unsern Völkern schon vollzieht. Denn Gott lässt sich nicht spotten und seine Lebensgesetze ungestraft missachten. Die Welt ist schon durch viel Untergang hindurchgegangen, warum nicht auch durch unsern? Auch Völker sind nicht ewig und gehen den Weg alles Fleisches, früher oder später. Das soll uns nun doch nicht kleinmütig machen und lähmen in unserer Pflichterfüllung! Vielleicht nehmen wir auch uns zu wichtig und unsere Arbeit und unsere kurze Lebensspanne und das Leben unseres Volkes. Messen Gottes Schaffen mit unsern menschlich kleinen Maßstäben und meinen, verzweifeln zu müssen, wenn wir's nicht so vorwärts gehen sehen, wie es nach unserer Meinung sich entwickeln müsste. Sehen nicht hinter allem Gericht die Gnade Gottes: dennoch, glaube nur! Es geht zu mir; es geht in das Reich!

„Wir wissen, dass seine Verheissung nicht dahinfällt. Ob so oder so, ob rasch oder langsam, ob durch Rettung vor dem Abgrund,

oder durch den Sturz in den Abgrund, es geht zu ihm; es geht in das Reich!“ — Diese Worte schrieben Sie, verehrter Herr Professor, seinerzeit im Schlussabschnitt Ihres ersten Kriegsaufsatzes über „das Gericht“. Wenn einer von uns zu verzweifeln Anlass und Recht hätte, dann Sie. Sie haben schwerer gekämpft und mehr gelitten, als wir alle. Und haben sich dennoch nicht unterkriegen lassen. Und das ist das Grösste, wofür wir Gott danken, wenn wir heute Ihrer gedenken, dass er Ihnen diesen Glauben geschenkt hat, Ihnen zur Kraft und uns zur Aufrichtung.

In Treue und Verbundenheit Ihr

Waldus Nestler.

Was heisst „Deutschfreundlich“ sein?

„Unser Sohn ist auf einige Wochen nach Stockholm gegangen, er hat dorthin Empfehlungen an einige sehr deutschfreundliche Kreise mitbekommen.“ Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, dass die „Deutschfreundlichkeit“ der bezeichneten schwedischen Kreise darin bestand, dass sie mit dem kaiserlichen Deutschland durch dick und dünn gingen und in allen Streitfragen die deutsche These verteidigten. Wer das nicht tut, wer sich gegenüber dem neueren deutschen Auftreten in der Welt sehr kritisch verhält, wer die deutsche Propaganda, die dieses Auftreten um jeden Preis in Schutz nehmen will, als fatalen Missgriff bezeichnet und ein ganz anderes Deutschland wünscht, als dasjenige, das heute noch das grosse Wort führt, der wird von vornherein als „deutschfeindlich“ plakatiert und kann darauf rechnen, dass ihm nichts vergessen wird.

Ich habe viel Gelegenheit gehabt, in der Schweiz und anderswo sogenannte „deutschfeindliche“ Kreise kennen zu lernen. Bei eindringenderer Unterhaltung stellte sich stets Folgendes heraus: Gerade diese Leute entpuppten sich plötzlich als wirkliche Deutschfreunde, sie liebten das frühere Deutschland, erzählten begeistert von ihren Studienjahren in Deutschland, priesen alles, was Deutschland einst der Welt gewesen war, und trauerten darüber, dass es heute das gerade Gegenteil davon darstelle, und dass dadurch die ganze Welt, die auf die vermittelnde deutsche Herztätigkeit in Europa angewiesen sei, immer mehr aus den Fugen gegangen sei.

Also, es kommt ganz entscheidend auf die Frage an: Welchem Deutschland gilt eure Sympathie? Es gibt eine Art von sehr amoralischer Sympathie, der gerade die skrupellose Energie und ihr Augenblickserfolg imponiert, und die auch gerne mit solcher Energie Geschäfte machen möchte: Wir betrachten diese kritiklose und charakterlose Sympathie gewisser Ausländer als das Uebelste, was unserem

Vaterlande passieren kann, eben weil dadurch diejenigen Elemente unseres Volkes in ihren verwerflichen Absichten ermutigt werden, die in völlig antieuropäischem Geiste daran arbeiten, Deutschland um jeden Preis, auch um den einer neuen Weltkatastrophe, wiederherzustellen. Als wahrhaft „deutschfreundlich" können wir nur diejenigen Ausländer anerkennen, die jedes Zusammentreffen mit Deutschen benutzen, um ihnen bei aller Sympathie für wahres deutsches Wesen und eben wegen dieser Sympathie in grösster Offenheit nahe zu bringen, was die Weltstunde geschlagen hat und dass jener deutsche Volksteil sich grauenvoll verrechnet, der daran glaubt, noch länger mit den alten Mitteln die deutsche Wiederherstellung in der Welt betreiben zu können. Alle diejenigen Ausländer, die am alten guten deutschen Herde Gastfreundschaft genossen und einen Hauch desjenigen deutschen Wesens gespürt haben, das einst für die Einheit Europas erglühte und aus solcher Gesinnung die sittliche Kraft gewann, auch innerhalb der eigenen Grenzen reichste Mannigfaltigkeit in höherem Bunde zusammenzuhalten und sogar fremde Elemente an das deutsche Herz zu ziehen — sie haben heute die hohe Pflicht, dem unechten Deutschtum gegenüber die grösste Zurückhaltung und die offenste Kritik zum Ausdruck zu bringen und das belogene deutsche Volk unablässig auf den einzig zuverlässigen Weg seiner Rettung hinzuweisen.

Ein ganz besonderer Grund meiner Verehrung und Freundschaft für Leonhard Ragaz besteht darin, dass er meinem Eindruck nach in ganz seltener Weise jene Verknüpfung von wahrer Sympathie für das echte, synthetische, völkerverbindende Deutschtum mit der treffsichersten Ablehnung jenes undeutschen, von allen ältesten und besten Traditionen seiner eigenen Geschichte abgefallenen Deutschland verkörpert, das heute materialistisch, verlogen, versteckt, hassgeladen und unbelehrbar seine alten Postionen im alten Geiste wieder erringen und wieder benutzen möchte, sei es heimlich-rüstend und Gift bereitend, sei es freundlich pazifistisch grinsend und sich als Vorkämpfer aller wahren Konsequenzen in der Weltfriedensarbeit hinstellend. Diese hellsichtige, klar scheidende und unbestechliche Urteilsweise ist nur bei einem Menschen möglich, der sich von Anfang an selber für das Echte entschieden hat und der durch keinen Kompromiss von seinem Wege abzubringen war. Um die Sympathie solcher Männer zu werben, das stünde uns Deutschen besser an, als uns jener verschwommenen „Deutschfreundlichkeit" zu erfreuen, die uns nicht vorwärts bringt und uns nur daran verhindert, uns bei den wirklich wertvollen Elementen der andern Länder zu rehabilitieren.

Fr. W. Förster.

Die Abrüstung
als Ziel oder Mittel der Friedensbewegung?

Einmal wird der Tag kommen, wo alle Völker ihre Waffen ablegen, wo die Heere aufgelöst werden. Diese Hoffnung ist heute aus dem Reiche der Utopie in die Sphäre realer Erörterungen getreten. Was Propheten und Denker aller Zeiten weissagten, ihr Hinweis auf das Kommen eines Weltfriedens, woran wir uns berauschten, aber nicht daran glaubten, ist heute zuversichtliches Sehnen der ganzen Kulturmenschheit. Was vor wenigen Jahren noch als Schwärmerei, als unmöglich, als naturwidrig von allen „Realisten" belächelt wurde, wird heute von diesen selben „Realisten" für ernst und erstrebenswert genommen. Die Politiker, Diplomaten und Regierungsmänner, ja selbst militärische Fachleute sprechen heute offen aus, dass der Krieg überwunden werden m u s s. Völkerbund, Locarno-Verträge, Kriegsächtungspakt . . . in ihrem Hintergrund steht der Gedanke der A b r ü s t u n g, als letztlich zu erreichendes Z i e l. Jede Völkerbundsvereinigung ist, ob sie es haben will oder nicht, ein Symbol für diesen Abrüstungswillen. „Ja, der Krieg ist verflucht, und man muss, ohne je in seiner Zuversicht zu wanken, daran arbeiten, dass er eines Tages abgeschafft sein wird." So sprach Bundesrat Motta an der Dunantfeier. Und sein Kollege, Bundesrat Chuard, variierte dies Wort am Pädagogischen Kongress in Pruntrut (Ende Juni 1928): „Die grössten Skeptiker glauben heute an seine Abschaffung, an seine Aechtung. Die öffentliche Meinung der ganzen zivilisierten Welt diskutiert die Kriegsächtung." Am selben Kongress, an dem 650 Erzieher der welschen Schweiz teilnahmen, wurde einstimmig folgende Resolution gefasst:

> „Der Pädagogische Kongress der Westschweiz, in der Ueberzeugung, dass d i e F r i e d e n s a r b e i t der Erzieher n i c h t i n v o l l e m U m f a n g w i r k s a m sein kann, so l a n g e d i e A r m e e n b e s t e h e n, ersucht dringend:
>
> 1. Die nationalen Lehrervereingungen aller Länder sollen mitarbeiten an der allgemeinen und gleichzeitigen Abrüstung in allen Ländern.
> 2. Die Internationale Vereinigung der Lehrerverbände, die 1929 in Genf tagen soll, möge die Frage der allgemeinen Abrüstung studieren.
> 3. Der Schweizerische Bundesrat soll seinen Delegierten für die Völkerbundsversammlung Auftrag geben, wirksam für die allgemeine Abrüstung zu arbeiten."

Die Abrüstung w i r d kommen. Das ist das Ziel, dem jeder klardenkende Mensch zustreben m u s s. In der Abrüstung wird die Friedensbestrebung ausmünden. Diese Erkenntnis steht uns heute so

fest, dass wir sie schon als selbstverständlich ansehen . . . als hätte sie stets bestanden.

Und doch haben wir um diese Erkenntnis ringen müssen. Menschen sind darob geschmäht worden. Als absolute Wahrheit prangte der Satz einst fettgedruckt in allen Zeitungen: „*Si vis pacem parabellum.*“ Heute wagt er sich nur hie und da in einem kleinen Landblättchen noch zum Vorschein, und wirkt lächerlich. *Abrüstung!* Das ist der Ruf, der heute durch die Welt geht. Und dieser Ruf bedeutet die Verurteilung des Krieges, und damit die Aechtung der Heere. Er zeugt davon, dass die Menschen den Glauben an die Kriegsrüstung, an das Militär als Mittel zur Erhaltung des Friedens verloren haben. Er sagt, dass den Menschen immer stärker bewusst wird: *der wahre Frieden wird erst in der Welt sein, wenn die Armeen aufgelöst sind.* „Die Friedensarbeit der Erzieher kann nicht in vollem Umfang wirksam sein, solange die Armeen bestehen.“ Ueber diese Erkenntnis wollen wir uns freuen.

Abrüstung! Es ist ein Ruf, Ausdruck eines Sehnens und Wollens. Als *Ziel* gesetzt, aber noch keine Verwirklichung. Wir erkennen das Ziel und sind noch auf der Suche nach dem *Weg* dazu. *Wie kommen wir zur Abrüstung?* Die Frage ist uns gestellt. Und sind wir alle einig im Ziel, so trennen wir uns auf der Suche nach dem Weg zu diesem Ziel. So sagt

der eine: Zuerst Sicherung, dann Abrüstung.
der andere: Zuerst geistige Abrüstung, dann die materielle.
der dritte: Wir Menschen werden die Abrüstungsfrage nicht lösen, das ist eine Sache, die Gott entscheidet.
der vierte: Unsere Kinder sollen dieses Problem lösen, die heutige Generation ist nicht fähig dazu.
der fünfte: Erst eine naturgemässere Ernährung schafft die Menschen, die die Abrüstung herbeiführen können.
der sechste: Schafft den Kapitalismus aus der Welt, so arbeitet ihr für die Abrüstung.
der siebte: Das Abrüstungsproblem ist eine Geldwährungsfrage.
der achte: Die Grossmächte müssen in der Abrüstungsfrage vorangehen.
der neunte: Die Abrüstung ist eine internationale Frage, sie kann nur auf internationaler Grundlage zustande kommen.
der zehnte: Der Völkerbund soll diese Frage lösen.

Zehn verschiedene Meinungen. (Du, lieber Leser, weisst vielleicht noch eine mehr.) Und doch erkenne ich in allen dasselbe Motiv, denselben Wunsch: Heute noch nicht. Morgen, übermorgen. Wir schieben die Entscheidung hinaus. Warum? Weil wir noch nicht wahrhaftig an die Abrüstung glauben. Der Wunsch ist in uns, aber hat noch nicht unser ganzes Wesen erfasst. Wir stehen noch unter

dem Banne der Ueberlieferung, dass die Armeen halt doch ein Schutz sein könnten gegen den Krieg. Drum wagen wir nicht, heute schon abzurüsten, übergeben die Aufgabe unsern Kindern, der Zukunft. Und versuchen inzwischen, den Frieden zu erhalten . . . mit dem alten Mittel: den Armeen, an die wir doch wieder nicht mehr recht glauben können. Eine schwierige Frage, die Abrüstung. Was sollen wir nur tun?

Es war einmal ein Lehrer, der erteilte einen interessanten Antialkoholunterricht, aber auf der Schulreise und am Examen trank er gern sein Schöppchen . . . Es war einmal ein Vater, der erzählte seinem Sohne von der Schädlichkeit des Nikotins, aber er selber konnte sich nicht von seinem Pfeifchen trennen . . . Es war einmal eine Mutter, die wusste ihrem Kinde so schön von der Wahrheitsliebe zu berichten, aber speiste die Wissbegierige mit dem Storchengeschichtchen ab . . . Wir sind betrübt über den geringen Erfolg unserer Erzieherkünste. Sie sind so klein, weil wir am Kinde herumdoktern, statt bei uns zu beginnen. Wir wollen dem Guten, der Wahrheit dienen, dann müssen wir selber das Gute, das Wahre tun. Im W e g zum Ziel muss schon das Z i e l enthalten sein.

So ist es auch mit der Abrüstung. Die Liebe wird gewonnen durch Liebe, die Treue durch Treue, die Wahrheit durch Wahrheit. Und: d i e A b r ü s t u n g w i r d e r r e i c h t . . . d u r c h d i e A b r ü s t u n g. Die Abrüstung wird in der Welt Wirklichkeit werden, wenn irgendwo jemand e r n s t macht mit dieser Forderung; wenn ein Volk den Wall der „Wenn“ und „Aber“ durchbricht. Wenn ein Volk v o r a n g e h t mit der Abrüstung. Wenn ein Land in freier Entschliessung die Waffen niederlegt, gedrängt durch sein Gewissen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“ Das wäre ein Anfang, eine Bresche, eine Winkelriedstat. Und diese Tat würde den Weg öffnen zum erkannten Ziel. Wollen wir sie wagen?

„Utopie! Gefährliche Verstiegenheit! Die Abrüstungsfrage ist nicht so einfach!“ Utopie . . . Wir kennen den Unkenruf. Zuerst galt er dem Z i e l, jetzt gilt er dem M i t t e l. Wir erschrecken nicht. Die Utopie wird morgen anerkannte Wahrheit sein. Schon dämmert das Morgenrot. Vor mir liegt ein Bericht des im Juni abgehaltenen Weltfriedenskongresses in Warschau. Es heisst darin:

> „Der Kongress hat entschieden Stellung genommen gegen die unfruchtbaren Methoden, nach denen der Völkerbund die Abrüstungsfrage behandelt. Die Abrüstung habe nicht nur keinen Fortschritt gemacht, sondern scheine in rückläufiger Bewegung zu sein. Die vorbereitende Kommission der Abrüstungskonferenz habe ihre Aufgabe verfehlt, weil sie die russischen und deutschen Vorschläge abgelehnt und im übrigen eine Verschleppungstaktik verfolgt habe. Der Kongress verlangt . . .

einen schleunigen Wechsel in der Methode der Abrüstungsverhandlungen."

Einen Wechsel in der Methode, — sehr gut. Nicht länger mehr reden von der Abrüstung, sondern handeln. Das wäre der beste Methodenwechsel. Das Ziel ist erkannt, was warten wir? Bis alle „reif" sind für dieses Ziel? Wie hat sich noch jede Wahrheit in der Welt durchgesetzt? Dass einer es wagte mit dieser Wahrheit.

Hat die Schweiz mit der Einführung der Demokratie gewartet bis alle Völker „reif" waren für die Demokratie? Ist das Christentum von der Welt angenommen worden durch eine internationale Vereinbarung? Wenn man im Kampf gegen den Alkohol gewartet hätte auf einen Beschluss des Völkerbundes? Wer das Rechte, das Wahre erkennt, der soll es tun. Indem er es tut, hilft er dem andern, dem schwankenden Bruder. Wir Schweizer, die wir seit einem Jahrhundert vom Krieg verschont geblieben sind, wir haben gelernt, den Frieden zu lieben. Aus der Liebe zum Frieden wächst die Verpflichtung, diesem Frieden in besonderm Masse zu dienen.

„Wer viel Schönes im Leben erhalten hat,
muss entsprechend viel dafür hingeben."
(Albert Schweitzer.)

Die Welt sehnt sich nach Frieden. Sie ruft nach Abrüstung. Doch niemand wagt den ersten Schritt. Jedes Land wartet, dass sein Nachbar vorausgehe. Wartet, wartet . . . Das Volk, das sich mutig und offen für die Abrüstung bekennt, wird der Welt einen unermesslichen Dienst erweisen. Es wird die Welt befreien von dem Misstrauen säenden und todbringenden Wahn: vom Glauben an die Waffen als Mittel zum Guten. Welches Land wird diese Mission erfüllen? Die Schweiz? Leonhard Ragaz hat das Wort geprägt: Die Abrüstung als Mission der Schweiz.

„Lasset uns der Welt sagen: „Wir Schweizer, in der Erkenntnis, dass die Zeit des Krieges vorüber ist, dass Krieg Fluch und Greuel ist und am Krieg die Welt zugrunde geht, wir legen als erstes Volk freiwillig die Waffen nieder und stellen uns in den Schutz Gottes und des heiligen Rechtes; wir appellieren an die Ehre der Völker, dass sie unsere Grenzen und unser Recht heilig halten, und geloben, unserseits all unsere Kraft an eine Ordnung der Völker zu setzen, die ein gegenseitiges Dienen, eine Bruderschaft der Völker bedeutet" — dann werden wir im Schutze dieser Tat unendlich viel sicherer sein, als im Schutze von Tank- und Fliegergeschwadern, die wir, uns auspressend bis aufs Blut und damit uns innerlich zerstörend, allfällig schaffen könnten. Dann wird im Glanze dieser Tat die Schweiz aufstrahlen zu ewiger Schönheit und unvergänglichem Leben. Dann würde unser

Land zur geweihten Stätte der Menschheit — ein neues, wunderbares Rütli."[1])

Wir wollen den Ruf nicht ungehört verhallen lassen. Wir wollen ihn aufnehmen, ihn zur Tat werden lassen. Die Abrüstung der Welt als Ziel, und ein erster Schritt zu diesem Ziel sei die Abrüstung der Schweiz. Die Abrüstung als Ziel und Mittel der Friedensbewegung, nur so wird sie wirklich den Weltfrieden schaffen. Wer hilft mit? Die Schweiz. Zentralstelle für Friedensarbeit, ein Werk von Leonhard Ragaz, will alle vereinen, die den festen Willen in sich tragen: Friede durch Abrüstung! Als 1914 der Weltkrieg ausbrach, als die Verwundetenzüge durch unser Land fuhren, da war die bange Frage auf unsern Lippen: Warum haben wir nicht mehr getan für den Frieden? Und heute? Eine Frist ist uns gegeben. Wie lange? Wir hören von immer neuen, teuflischeren Vernichtungsmitteln[2]) — und wir reden von Abrüstung. Genug, lasst uns handeln! Lieber Leser, hilf auch du! Georg Früh.

Schule und Frieden.

Für die Entwicklung der Friedensbewegung ist die Stellung der Schule zweifellos von grösster Bedeutung. Die geistige Atmosphäre, in der sich das Kind während acht Jahren bewegt, ist sicherlich von mitbestimmender Wirkung für seine weitere Entwicklung. Ist die Schule eine Stätte militärischen Drills, eine Stätte der Verherrlichung materieller Grosstaten irgend welcher Art, eine Stätte der Bewunderung des Bestehenden, nach dem Grundsatze „wir haben's herrlich weit gebracht," ein Ort, wo Vaterlandsliebe gleichbedeutend ist mit Selbstverherrlichung und Minderachtung anderer Völker, dann ist sie zweifellos wenig geeignet, dem Frieden zu dienen. Und es untersteht keinem Zweifel, dass die Schule am Weltkrieg zu einem grossen Teile mitschuldig ist. Alle Schulen, auch unsere schweizerischen Volksschulen. Unsere Schulen pflanzten in die Herzen der heranwachsenden Generationen schon jenen überhitzten, zum Zerrbild gewordenen Nationalismus, der in seiner Ueberspannung zur Explosion führen musste. Mochte dieser Nationalismus zu Beginn des letzten Jahrhunderts seine grosse Bedeutung haben, indem er Europa der verderblichen Kleinstaaterei entriss, so ist er heute nicht mehr Ziel, sondern Hemmschuh der logischen Entwick-

---

[1]) Eine Neuauflage dieser Schrift von L. Ragaz wird in Bälde erscheinen.

[2]) Siehe: Van Embden, Der Giftgaskrieg. 10 Rp. Endres, Giftgaskrieg, die grosse Gefahr. 130 S. Fr. 3.75. Zu beziehen von der Zentralstelle für Friedensarbeit, Zürich 4, Gartenhofstrasse 7.

lung zum Internationalismus. Der erwachende, zu ungeheurer Blüte sich aufschwingende Kapitalismus aber machte sich diese Ueberhitzung zunutzen. Er war der Förderer und Verbündete des chauvinistischen Nationalismus, und die Schule leistete ihm dabei Vorspann. Sie hätte aber das Gegenteil tun müssen: mit aller Kraft sich gegen diese Entwicklung stemmen, das wäre ihre grosse Aufgabe gewesen. Sie hat es leider nicht getan und ist dadurch mitschuldig geworden am Völkermord und an dem Elend, das derselbe über uns brachte. Sie ist mitschuldig geworden aus einer falsch verstandenen Auffassung des Verhältnisses zwischen Staat und Schule.

Die Schule, in weitgehendem Masse Schöpferin und Trägerin des Staates, glaubte diesem dadurch zu dienen, dass sie ihn stets und immerfort verherrlichte, anstatt seine zahlreichen Schwächen und Härten den heranwachsenden Staatsbürgern aufzuweisen, ihnen so ihr künftiges Arbeitsfeld zu zeigen und in ihnen die Lust an der Mitarbeit, am Mitbauen zu wecken. Anderseits verlangte der Staat je länger je mehr diese Verherrlichung. Aus seiner Pflicht, die öffentlichen Schulen zu unterstützen, leitete er fälschlich das Recht ab, die Schule mit seinem eigenen Bureaukratismus zu erfüllen. So bewirkte die Wechselwirkung zwischen Staat und Schule eine Stagnation des Erziehungswesens, indem mehr und mehr die erzieherischen, die ethisch-sittlichen Ziele verdrängt wurden durch reines Wissen, durch einen erschreckenden Materialismus des Denkens und Handelns. Die rasenden Fortschritte der Technik hielten die Welt in Spannung, ohne dass die geistige Entwicklung und Beherrschung derselben Schritt gehalten hätte. Vielmehr griff die Entgeistigung auch auf die Schule über, die aus einer Erziehungsschule sich in eine reine Wissensschule verwandelte.

Die Lehrerschaft leistete dieser einseitigen Entwicklung nicht nur keinen Widerstand, sondern begünstigte sie in weitgehendem Masse. War sie doch selber an der wissenschaftlichen Entwicklung hervorragend beteiligt, selber bestrebt, ihren Wissenskreis zu erweitern und dadurch denjenigen der Kinder zu fördern. Das Aufblühen des Fachlehrersystems ist ein charakteristisches Zeichen dieser Entwicklung. Die grossen Gesichtspunkte gingen mehr und mehr verloren, die erzieherischen Momente traten naturgemäss in den Hintergrund. So wurde die Wandlung des Verhältnisses zwischen Staat und Schule den Lehrern keineswegs so fühlbar und lästig, ja, man fühlte sich wohl geborgen in dem trefflich funktionierenden Verwaltungsapparat, der Lehrer wurde zum Staatsangestellten. Als solcher fühlte er sich auch verpflichtet, das Lob des Staates zu singen, sofern das noch zu seinem Fach gehörte. Durch diese Entwicklung ging aber auch das Interesse des Elternhauses an der Schule je länger je mehr verloren.

So nahm das Schicksal seinen Lauf, und ratlos stand auch die

Schule, als getreues Ebenbild der gesellschaftlichen Entwicklung, dem folgerichtigen Zusammenbruch, den der Weltkrieg darstellte, gegenüber. Eine rasche Aenderung der Verhältnisse war nicht möglich, die sich überstürzenden Ereignisse verunmöglichten ein ruhiges Erkennen der innern Zusammenhänge, und als sich die erste Woge der Beunruhigung gelegt hatte, trat bereits eine neue Tatsache der aufdämmernden Erkenntnis erschwerend in den Weg. Die Lehrerschaft trat in eine Periode der Lohnkämpfe ein. Hatte sie schon vorher ein von Ueppigkeit weit entferntes Dasein gefristet und sich mit der Sicherheit, die die Stellung als Staatsangestellter bot, über manche materielle Not hinweggeholfen, so musste sie sich nun im Zeichen der Geldentwertung und Lebensmittelteuerung um ihr tägliches Brot wehren. Dieser Kampf ums Dasein legte sich lähmend auf die geistige Regsamkeit und forderte einen ungeheuren Kraftaufwand. Trotzdem war er keineswegs frucht- und nutzlos. Abgesehen von der finanziellen Sicherstellung, die im Laufe der Jahre erreicht wurde, bewirkte er den Zusammenschluss der Lehrerschaft zu einer schlagkräftigen Gewerkschaft und liess die Erkenntnis aufdämmern, dass vielleicht im Staate Dänemark doch etwas faul sei. Dieser grossangelegte Lohnkampf war gleichbedeutend mit einem kräftigen Ruck nach links. Er war das Vorspiel eines grösseren und noch weit bedeutungsvolleren Kampfes, der eben jetzt in den letzten Monaten angehoben hat: der Kampf um den Frieden und die positive und führende Mitarbeit der Schule.

Die Frage zu erörtern, ob die Schule überhaupt zum Frieden erziehen soll, ist müssig. Das ist ihre selbstverständlichste Pflicht. In dem Erziehungsideal, das Pestalozzi unserer Schule gegeben hat, in der Erziehung zur „Sittlichkeit", ist die Erziehung zum Frieden durchaus eingeschlossen. Denn sittlich sein, heisst gut sein, heisst aus dem Geist der Liebe heraus handeln, heisst dienen, heisst helfen, heisst das Göttliche in uns zum Leben erwecken. Darum kann ein wahrer Friedenszustand nur ein sittlicher Zustand sein. Wir werden diesen Zustand sicher nicht von heute auf morgen erreichen, er wird erst der Ausdruck einer tiefgehenden Wandlung und Abschluss einer langen Entwicklung sein. Aber es ist notwendig, dass wir dieses letzte Ziel unserer Arbeit wieder erkennen und dass wir bereit sind, nicht nur durch leere Worte, sondern durch lebendige Taten darnach zu streben. Es ist notwendig, dass wir Lehrer wieder mehr Erzieher werden, dass wir uns nicht in erster Linie als Staatsangestellte, sondern als verantwortungsvolle Bildner kommender Generationen fühlen. Das erfordert aber aktivste Teilnahme an allen Bewegungen, die zur Lösung von Menschheitsfragen führen sollen. Und die entscheidende Frage wird sein, ob die Lehrer bereit sind, hier mitzukämpfen, ohne irgendwelche Rücksicht auf persönliche Vor- oder Nachteile, in selbstloser Hingabe an die Gemeinschaft. Ist die Lehrerschaft,

sind die Erzieher unseres Landes und Kontinentes von der Notwendigkeit dieser geistigen Erneuerung überzeugt und erfüllt?

Glücklicherweise mehren sich in letzter Zeit die Zeichen einer fortschreitenden Aktivierung. Nach langen, beängstigend langen Jahren drückender Passivität, scheint der Wille zu tätigster Anteilnahme an der Gestaltung des Geschickes unserer Volksgemeinschaft in erfreulichem Masse zu erwachen. Zu diesen erfreulichsten und ermutigendsten Erscheinungen gehört die Kundgebung der Genfer Lehrer für die Abrüstung. Dass ihr eine grosse prinzipielle und entscheidende Bedeutung beizumessen ist, beweist der Sturm der Entrüstung, der unsern bürgerlichen Blätterwald durchtoste und der wohl kaum mehr zur Ruhe kommen wird. Sind doch den Genfern die Neuenburger und eine ansehnliche Gruppe Zürcher Lehrer gefolgt, und inzwischen sind die Aargauer und Berner mit ähnlichen Kundgebungen vor die Oeffentlichkeit getreten. So ist gerade das brennendste Problem, die Friedensfrage, plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, und von diesem umfassenden Problem wiederum diejenige Teilfrage, die am dringendsten der Lösung harrt: die Frage der Abrüstung, der Entwaffnung. Gerade diese Frage ist nichts anderes mehr als eine Frage auf Leben und Tod unseres Erdteiles, sie schliesst unser aller Schicksal in sich. Darum ist es von nicht zu unterschätzender Bedeutung, dass gerade sie in Angriff genommen wurde. Es wird ein harter Kampf werden. Um dessen Ausgang aber darf uns nicht bange sein. Wenn auch heute noch nicht alle Lehrer sich mit der These vollständiger Abrüstung einverstanden erklären wollen, so ist doch kaum daran zu zweifeln, dass in ihrer aller Herzen der Wille zum Frieden lebendig ist. Und der wachsende Strom wird auch diejenigen mitreissen, die heute noch zögernd beiseite stehen, in gar manchen Fällen aus Rücksicht auf die Familie, die sie durch eine offene Stellungnahme gefährdet glauben. Aber die Aufmerksamkeit und innere Anteilnahme, mit der allüberall die Frage besprochen wird, ist ein Beweis dafür, dass die Saat aufzugehen beginnt, die Männer wie Ragaz ausgestreut haben, und deren die Lehrerschaft in Dankbarkeit und Hochachtung gedenkt. Vorab die zürcherische Lehrerschaft verdankt gerade Ragaz tiefste Bereicherung, und wenn wir heute freudigen Herzens und frohen Glaubens an die Zukunft in den Kampf der Geister ziehen, so mag ihm das eine Genugtuung sein und Beweis, dass seine lange und entbehrungsreiche Arbeit nicht umsonst war. Wir aber freuen uns auf diesen grossen Kampf, in welchem Wahrheit und Güte siegen werden!

Werner Schmid.

Volkshochschule — Wissenschaft — Halbbildung.

„Weit mehr wert als das rote Gold
Ist, seinen Gott und sich selbst zu kennen."
N. F. S. Grundtvig.

Eines bekommen wir immer wieder zu hören, wenn wir daran arbeiten, unsern Volksgenossen bei ihrem Streben nach höherem geistigen Leben zu helfen. „Richtige Bildung ist nur möglich bei angestrengter Arbeit auf regelrechter Schule. Alle populär-wissenschaftlichen Vorträge und Kurse können nur eine Halbbildung befördern, vor der jeder wirklich Gebildete zurückschrecken muss."

Darum heissen wohl die Veranstaltungen in der Gartenhofstrasse „Arbeit und Bildung". „Es gibt keine Bildung ohne Arbeit; nur in Verbindung auch mit des Menschen täglicher Beschäftigung, die ja freilich oft den Segen wahrer Arbeit nicht kennt, kann Bildung fruchtbar wirken. Wichtig sind nicht Brosamen vom Tisch des Reichen („im Geiste!"), sondern das gemeinsame Aufbauen einer neuen Weltanschauung . . ." Wollten wir dem Versuch leben, „weitere Schichten" mit den Ergebnissen aller möglichen Wissenschaften vertraut zu machen, so könnten wir der Gefahr der Halbbildung nicht entgehen; in ihrem Gefolge aber haben wir die gesteigerte „Einbildung". Nur wenn wir selber mitarbeiten, mitforschen können, sind wir auch imstande, die Ergebnisse der Forschungen anderer zu verarbeiten. Das ist beim heutigen Betrieb sozusagen aller Wissenschaften ausgeschlossen. Daher stammt der Mangel an Verständnis, oft das ausgesprochene Misstrauen des Laien, der praktisch mit irgend einer Wissenschaft zu tun hat, des Bauern z. B. gegenüber Meteorologie, Geologie, Botanik, Zoologie. Soweit die Beobachtung mit den unbewaffneten Sinnen, die Verbindung von Einzelerfahrungen in einem verhältnismässig kleinen Feld und die Verarbeitung durch unvoreingenommenes Denken ausreichen, ist er ja nicht selten dem zünftischen Wissenschaftler überlegen. Sobald Mikroskop, Fernrohr und Laboratoriums-Versuch, sobald die Anhäufung von Beobachtungen aus allen Zeiten und auf weit zerstreuten Räumen, sobald die Verarbeitung durch ganz bestimmte Kategorien gefordert werden, kann der „gemeine Mann" nicht folgen. Er ist dann zwar nicht „der Wissenschaft", sondern einem ganz zufälligen Vertreter derselben, oft nicht dem besten Forscher, sondern dem geläufigsten und zügigsten Redner ausgeliefert. Aus der gleichen Quelle stammt aber auch die Ueberschätzung der Wissenschaft, die man nicht kennt. Eine Rettung bietet dann nur der durchgeführte Zweifel, d. h. man versagt sich die Möglichkeit, der Wahrheit auch nur so nahe zu kommen, als jedem Menschen möglich ist. Wissenschaft ist ja nichts anderes als unser Suchen nach Wahrheit.

Es gibt aber ein Gebiet, auf dem jeder von uns sachverständig

werden kann, ein Gebiet, auf dem weder besondere Instrumente, noch eine sogenannte Vollständigkeit notwendig sind und auf dem die Verarbeitung unter bestimmten Gesichtspunkten nicht nur dem Fachgelehrten offen steht: die Kenntnis unserer selbst und unserer Mitmenschen. Darum wollte Pestalozzi seinen Anschauungs-Unterricht beim menschlichen Körper beginnen; darum sagt Grundtvig: nur der Mensch kann Gegenstand der Philosophie sein.

Experimentelle Psychologen und Psychoanalytiker verschiedenster Richtung werden hier freilich Einsprache erheben. Aber wir alle hatten so oft Gelegenheit, nicht nur in jahrtausendalten Werken grosser Dichter, sondern auch bei so vielen unserer „Ungebildeten“ eine Menschenkenntnis, ein Seelenverständnis und auch eine Seelsorge anzutreffen, die uns demütig zu machen geeignet war.

Wie sollte es auch anders sein? Hat denn nicht jeder Knecht und jede Putzfrau, jeder Arbeiter und jedes Bureaufräulein tagaus, tagein Gelegenheit die Fülle, in die Abgründe der Seele zu blicken wie in ihre Erhabenheit? Der Kreis mag enger oder weiter sein: das Beobachtungsgebiet ist bei jedem gerade gross genug. Jeder Stand hat ja freilich sein besonderes Gesicht; aber allgemein menschliche Stärke und Schwäche ist nicht an einen bestimmten Lebenskreis gebunden.

Freilich: das zu erfassen, braucht es eine Ausbildung unserer Sinne, eine Bildung unserer Kräfte. Und nicht nur unserer „Sinne“, der äusseren Beobachtungsfähigkeit. Vertiefung ins eigene Seelenleben, eine Selbsterforschung, die es auch ertragen mag, wenn ihr liebgewordene Illusionen zerstört werden, ist unerlässliche Vorbereitung. Aber dann gilt es ja auch, den andern in seiner Verschiedenartigkeit zu erfassen, zu verstehen — und lieb zu behalten.

Dazu bietet sich uns, auch jedem Laien, eine Schar unvergleichlicher Helfer: jene Menschen z. T. aus alter Vergangenheit, die uns ihre „Beichte“ hinterlassen haben, in eigentlichen „Konfessionen“ oder in den Gestalten ihrer Dichtungen, in der Wiedergabe dessen, was sie in ihrem Leben mit sich und ihren Mitmenschen durchgemacht haben.

Aber oft sind wir nicht imstande, die Worte und Bilder jener Seelenkenner unmittelbar auf uns wirken zu lassen. Ein griechisches Trauerspiel ist uns vielfach ebenso verschlossen wie ein Brief des Apostels Paulus oder Jakobus, oder auch die Wanderung durch Hölle, Fegefeuer und Paradies der menschlichen Seele unter der Führung des grossen Florentiners.

Und wie oft ist uns auch die nächste Gegenwart mit ihren wirtschaftlichen und politischen Bestrebungen, mit ihren so verschiedenartigen geistigen Strömungen, ein Buch mit sieben Siegeln.

Aber da kann uns der andere Mensch helfen. Es mag ein grei-

ser Viehhändler sein, den sein wirtschaftlicher und sein menschlicher Beruf, seine Erlebnisse auf dem Markt, auf der Alp und im stillen Kämmerlein zur Klarheit gebracht haben: so einer hat mir vor Jahren plötzlich auf dem Bahnhof herumstehende Knaben menschlich nahe gebracht. Grösseres kann auch der nicht tun, welcher in der Reifezeit seines Lebens unsterbliche Werke allen, die hören wollen, verdolmetscht, oder uns in die treibenden Kräfte im Leben des Heute einführt.

Es ist mir klar, dass der Wert volksbildender Tätigkeit nicht davon allein abhängt: in die „Zauberheilkraft der Nähe“ starker, lebendiger Persönlichkeit kommen, geht tiefer. Das wird uns auch dazu führen, dass wir zu lösen versuchen, was uns Grundtvig aufgegeben hat: nach dem Menschen, über dem Menschen, unsern Gott kennen zu lernen.

Ich möchte Ragaz für beides danken: für seinen Helferdienst im Wirrwarr unserer Seele — und für seinen Ruf zu den Höhen.

Fr. Wartenweiler.

Einiges aus der Volkshochschularbeit in Graubünden.

Ueber Volkshochschularbeit in Graubünden zu berichten, ist darum recht schwierig, weil diese erst vereinzelt erkannt und begonnen worden ist, aber auch da wieder in ganz verschiedenartiger Weise. Es ist alles erst noch im Werden, es sind nur Versuche, oft tastende und unbeholfene, sehr oft irrende Versuche. Oft auch sind es nur ganz bescheidene Anfänge, die man fast nicht Volkshochschule nennen darf, gelegentliche Versammlungen mit kleinen Vorträgen oder auch Zusammenkünfte anderer Art. Und doch darf trotzdem von Volkshochschularbeit in Graubünden geredet werden. Denn ein Kreis von Menschen hat in dieser Sache eine grosse und gerade für unsere Bevölkerung bedeutsame Aufgabe erkannt und will sich ihrer mit gutem Willen annehmen.

Gleich zuerst muss von einem Gegensatz geredet werden, denn die Volkshochschulbestrebungen sind in zwei verschiedene und teilweise einander recht schroff entgegenstehende Richtungen getrennt: Die offizielle Bündner Volkshochschule, die ihren Sitz und Wirkungskreis vor allem in Chur hat, und die verschiedenen anderen Versuche dieser Art, die auf dem Lande in den Bauerndörfern Fuss zu fassen suchen. Der Unterschied der beiden Richtungen ist nicht vor allem ein örtlicher, sondern ein prinzipieller. Die offizielle Art entspricht im wesentlichen dem, was jetzt in den Städten sich Volkshochschule nennt und was in England mit dem richtigen Wort „university extension“ bezeichnet wird. Es sind wissenschaftliche Vorlesungen für das „Volk“ —, die Ergebnisse der Wissenschaft sollen

allgemein bekannt gemacht werden, wenn und wo irgend möglich, soll auch der Ungebildete etwas vom Tische der Wissenden erhalten. So fasst auch der Leiter der offiziellen Volkshochschule, Attenhofer, seine Aufgabe an, mit der besondern Tendenz, das Denken zu bilden und die Leute anzuleiten zu streng sachlichem und logischem Denken. Darum werden dort in erster Linie Kurse in Logik erteilt. — Ohne den Wert und die Berechtigung dieser Tendenz zu verkennen, stehen wir doch in einem starken Gegensatz dazu. Es scheint uns eine gar grosse Ueberschätzung der Wissenschaft an sich darin zu liegen. Ferner ist es doch Tatsache, dass auf diese Art die Kluft zwischen „Gebildeten“ und Ungebildeten nicht überbrückt wird, was doch vor allem Aufgabe der Volkshochschule ist, sondern im Gegenteil nur noch verschärft und vertieft. Volkshochschule hat für uns nicht den Sinn, dass alles Volk zum Dienst an der Wissenschaft verpflichtet wird, sondern gerade den umgekehrten, dass die Wissenschaft zum Dienst am Menschen gerufen wird. Diese entgegengesetzte Auffassung führt uns auch zu einer wesentlich andern Art der Arbeit. Man kann es wohl bedauern, dass schon am Beginn einer Bewegung, die die Zuammenfassung aller Kräfte erheischte, dieselben so auseinanderstreben und in Gegensatz zueinander treten. Eine zusammenfassende Ueberorganisation aber, wie sie auch schon vorgeschlagen worden ist, könnte der Sache nur schaden. Da ist es richtiger und ehrlicher, wenn jede Gruppe ihre eigenen Wege geht.

Von unseren Versuchen zu berichten, ist nun nicht ganz leicht, weil dieselben sehr verschiedenartig sind, je nach den örtlichen Verhältnissen und den zur Verfügung stehenden Kräften. Am einen Orte geht die Bewegung von einer Gemeindestube aus, wie bei der Dorfwoche in Andeer, an der andern steht eine Fortbildungsschule im Mittelpunkt, wie im Münstertal, wieder anderwärts haben sich Bauernvereine (Talschaftsvereine), der Sache angenommen, wie im Schams und am Heinzenberg, oder auch die Bewegung geht ganz von einer einzelnen Persönlichkeit aus. Wir können daher von keinem gemeinsamen Programm berichten, nicht einmal von einer zusammenfassenden Organisation. Diese Vielgestaltigkeit stellt freilich an die einzelnen Träger grosse Anforderungen, ist aber anderseits für uns sehr verheissungsvoll. Die Aussichten der Bewegung hängen bei der Vielgestaltigkeit unseres Landes sehr davon ab, ob und inwiefern sie sich den örtlichen Verhältnissen anpassen und die verschiedenen Möglichkeiten im einzelnen Dorf ausschöpfen kann. Wir können nichts weniger brauchen als eine Schablone, ein festes Programm oder gar einen „Lehrplan“, und brauchen nichts so notwendig, wie grosse Freiheit und Beweglichkeit. Man macht uns daraus gerade von der offiziellen Volkshochschule aus etwa den Vorwurf der Schwärmerei und Romantik. Dass diese Gefahr nahe liegt, ist nicht zu leugnen. Doch können zwei Dinge uns davor bewahren:

Die Nüchternheit unseres Bauerntums, an das sich unsere Versuche doch in erster Linie wenden, und dann die lebendige Idee der Volkshochschule selber, wie sie von Ragaz in seiner ganzen Arbeit vertreten wird und an der wir uns immer neu orientieren können.

Der gemeinsamen Orientierung sollten vor allem die Ferienkurse dienen, die in den letzten Jahren durchgeführt wurden, in Davos-Monstein und in Martinsruh bei Masein. Es sammelte sich dazu jeweilen eine Anzahl Lehrer und Pfarrer, Hauswirtschaftslehrerinnen und hie und da auch etwa ein Bauernsohn oder ein Handwerker, um in einer Woche gemeinsamen Lebens durch gemeinsames Suchen unter der Leitung lebendiger Menschen nach Klärung des eigenen Denkens und Wollens zu suchen, und so das Wesen dessen, was sich Volkshochschule nennt, an sich zu erfahren, damit sie es, jeder an seinem Ort und mit seiner Kraft, weitergeben könnten. Meistens hat Wartenweiler diese Ferienwochen in seiner frischen und anregenden Art geleitet. Eine besondere Freude war es uns, in einer derselben mit den Bestrebungen Gleichgesinnter im Berneroberland, Saanen und Gstaad, Fühlung nehmen zu können. Der Besuch der Berner Freunde hat uns viel wertvolle Anregung gebracht.

Die eigentliche Arbeit selbst muss sich in unsern Bauerndörfern fast ausschliesslich auf die Wintermonate beschränken. Im Sommer ist der Bergbauer in der Regel so mit Arbeit überhäuft und auch in den freien Stunden davon so ermüdet, dass Vorträge oder gar Kurse nicht leicht durchzuführen sind. Um so besser muss die freie Zeit des Winters, besonders der Winterabende, ausgenützt werden. Erfreulich ist es, dass einzelne Bauernvereine sich der Sache angenommen haben. Es ist das ein Zeichen dafür, dass im Bauerntum selber reges Interesse dafür besteht. Und erfreulich ist es auch, wie die durch Bauernvereine veranstalteten Bauernwochen gut besucht wurden, wobei einzelne Besucher täglich Wege von einer Stunde und mehr zurücklegten. Auch ältere Männer haben sich mit Freude und Eifer daran beteiligt und haben bei ihrem gründlichen und nachdenklichen Wesen noch lange nachher davon geredet und sich mit dem Gehörten beschäftigt. Es sind freilich die Stoffe jeweilen auch dem Bedürfnis der Bauern gut angepasst worden. So hat der Leiter der Bauernwochen am Heinzenberg, Dr. Wartenweiler, einmal über das „tägliche Brot“ gesprochen, ein andermal auf besondern Wunsch des Bauernvereins über das Genossenschaftswesen. Gerade das Letztere ist ein sehr dankbares und aktuelles Thema für solche Veranstaltungen. Es führt in alle Weite und Tiefe, und für den, der es recht anzufassen weiss, mitten in die sozialen Probleme der Gegenwart. So kann es in das oft sehr unbeholfene Rätselraten der Bauern über die Ursachen der wirtschaftlichen Krise der Landwirtschaft einige Klarheit bringen. Es ist freilich in einem Wochenkurs in keiner Weise zu erschöpfen, sondern kann gut das Thema für eine ganze Reihe von

Kursen bilden. Unsere Bewegung wird gut tun, wenn sie sich dieser Sache mit besonderem Ernste und besonderem Eifer annimmt.

Günstig gestaltet sich die Volkshochschularbeit in der Regel da, wo sie nicht auf eigene, besondere Veranstaltungen angewiesen ist, sondern im Anschluss an bestehende Einrichtungen geschehen kann. Da ist einmal die Gemeindestube zu nennen, die ihrem Wesen nach ganz zur Volkshochschule gehört, die aber leider in unsern Dörfern noch gar wenig Fuss gefasst hat. Dann bieten bestehende Schuleinrichtungen, wie z. B. hauswirtschaftliche Fortbildungsschulen, Singschulen usw., gute Gelegenheiten dazu. So hat die hauswirtschaftliche Fortbildungsschule im Münstertal, die ihre Schülerinnen in einem Heim sammelt, im Anschluss an dasselbe eine Dorfwoche durchgeführt, die gut besucht war und lebhaftes Interesse fand. Ferner hat die hauswirtschaftlıche Fortbildungsschule des Obern Heinzenbergs in besonderen Abendstunden durch erfahrene Krankenpflegerinnen die Frauen und Mädchen über die ersten Grundsätze in der Krankenpflege orientieren lassen. Wo eine so praktische und wichtige Aufgabe im Mittelpunkte steht wie es die Krankenpflege für unsere Frauen und Mädchen ist, findet ein solcher Kurs in der Regel freudige Aufnahme. Auch lässt sich daran gar vieles anschliessen in freier und lebendiger Art, so dass man von dieser einen Sache aus eine ganze Welt durchwandern kann. Das Gleiche gilt von unsern Singschulen oder Chorübungen. Darin müssen wir freilich von den Freunden im Saanenland noch viel lernen. Sie zeigen uns durch die Arbeit in ihren „Chörli", was sich aus einer Chorstunde machen lässt, wenn man die vorhandenen Möglichkeiten auszuschöpfen weiss. Freilich darf dann nicht mehr das Sängerfest mit dem Lorbeer Ziel und Zweck sein! — wie es bei uns gar oft noch der Fall ist. — Ferner dürfen auch die in einzelnen unserer Dörfer bestehenden Theatergesellschaften genannt werden. Hier gilt es freilich, zunächst allerlei notwendige Vorarbeit zu tun, bevor diese wirklich im Volkshochschulsinn fruchtbar werden können. Das sentimentale Volkschauspiel, theatralische Pose und dergleichen Zeug, das in diesen Gesellschaften üppig wuchert, muss verdrängt und überwunden werden. Einzelne Beispiele aber zeigen, dass hier erfreuliche Möglichkeiten liegen. So haben wir hier es versucht, Ibsens „Stützen der Gesellschaft" zur Darstellung zu bringen, nachdem schon einige Zeit vorher in Abendstunden reichlich Ibsen gelesen und eingehend besprochen worden war, und haben an der gemeinsamen Aufgabe und der gemeinsamen Arbeit viel Freude und Gewinn gehabt. Dass die Teilnehmer dadurch einander näher kommen und einander besser verstehen lernen, ist nicht der kleinste Gewinn solcher Versuche.

Es ist aber wohl am Platz, dass unsere Bewegung nicht nur da arbeitet, wo sie es im Anschluss an bestehende Organisationen tun kann, sondern dass sie auch von sich aus zu eigenen Veranstaltun-

gen schreitet. Das geschieht denn auch durch die Abhaltung von Vorträgen in den Gemeinden. So hat Nationalrat Dr. Gadient im letzten Winter durch den Bauernverein Prätigau und in Verbindung mit der dortigen Lehrerkonferenz eine grosse Zahl von Vorträgen veranstaltet und so sucht man auch anderwärts dem Mangel an geistiger Anregung zu steuern. Vorträge finden in unseren Dörfern in der Regel ordentliches Interesse und werden noch lange besprochen, besonders dann, wenn durch das Thema und die Art des Vortrages den Fragen, die unsere Leute bewegen und ihrem Verständnis Rechnung getragen wird. Wir müssen dazu in vermehrtem Masse unsere Kräfte sammeln und einander die Hand reichen zu gegenseitiger Hilfe. Wünschbar ist dabei vor allem, dass wir nicht den Leuten Dinge aufdrängen, die nur uns interessieren, sondern dass wir von dem ausgehen, was sie beschäftigt. Denn: „Dort, wo die Begabung des Lehrers mit dem Bedürfnis des Schülers zusammentrifft, dort ist die Volkshochschule.“ (Schröder.)

Nebenher gehen nun noch kleinere Veranstaltungen, die rein örtlichen Charakter tragen und die man am besten mit „Gelegenheitsbesprechungen“ bezeichnen könnte. Da hat z. B. die Art, wie ein Lehrer oder Pfarrer unterrichtet, Widerspruch erregt. Es ist ein erwünschter Anlass, die Gemeinde zur Besprechung der angeregten Fragen einzuladen. Vielleicht entstehen daraus eine ganze Reihe von Elternabenden. Oder eine Predigt hat Anstoss erregt. Gern lässt man die Gegner darüber zum Worte kommen und setzt sich mit ihnen in einem Gemeindeabend auseinander. Vielleicht entstehen eine Reihe von Predigtbesprechungen daraus, was für Pfarrer und Gemeinde sehr fruchtbar sein kann. Oder es ist ein Kreis von Leuten da, die in der Predigt keine Antwort finden auf ihre Fragen, was ja sehr oft der Fall ist. Pfarrer und Gemeinde leben gar oft aneinander vorbei. Da sammelt man sich des Abends in der heimeligen Stube und sucht in gemeinsamer Aussprache nach dem Sinn unseres Lebens und nach der Wahrheit, der unser Dasein dienen könnte. Kaum etwas verbindet uns Menschen so tief, wie solches gemeinsames Ringen um Weltanschauung, und kaum auf einem andern Gebiete ist die „gegenseitige Hilfe“ so wichtig und notwendig wie hier. Gar oft kann der Pfarrer sich freuen über manch' tiefes Wort, das ihm seine Gemeindegenossen zu sagen haben. — Wieder andere Versuche wenden sich mehr an die erwachsene Jugend. Man sammelt diejenigen Burschen und Mädchen, die daran Freude haben, in aller Freiheit und Freiwilligkeit und liest mit ihnen ein gutes Buch, oder erzählt ihnen, — Bosshart, Gotthelf, Tolstoi bieten sich als gute Helfer, Albert Schweitzers unerschöpfliches Büchlein von seiner Kindheit beschäftigt eine Gruppe von etwa zehn Burschen und Mädchen einen ganzen Winter lang intensiv; wie der Frühling kommt und man auseinandergehen muss, ist es allen leid, aber alle nehmen etwas

mit. Oder die jungen Leute kommen mit ihren Fragen und stellen sie zur Diskussion. Da hat einer etwas von der „Abstammung des Menschen“ gehört oder gelesen, ein anderer möchte etwas hören über das moderne Parteiwesen usw. usw. — eine Fülle von Möglichkeiten und eine Fülle von Arbeit, wenn einmal so oder so sich eine Türe auftut.

Damit glaube ich im wesentlichen ein ungefähres Bild unserer Volkshochschularbeit entworfen zu haben. Dass es nur Versuche sind, teilweise sehr unsichere und tastende Versuche, dass wir mit dieser Arbeit erst einen ganz bescheidenen Anfang geschaffen haben und dass wir in vermehrtem Masse unsere Kraft und Zeit dieser Sache widmen müssen, wenn sie eine dauernde Wirkung haben soll, das alles ist uns klar. Es verpflichten uns dazu einerseits die günstigen Verhältnisse, die gerade das geschlossene Bauerndorf für solche Arbeit bietet. Wir haben doch im Dorf die Leute beieinander, dabei wenig unterhaltende Veranstaltungen anderer Art, die uns die Leute weglocken könnten, — vor allem kein Kino, — ein nur unbedeutendes Vereinsleben usw. Unsere Bauern sind im ganzen besinnliche Menschen, die oft von dem, was sie hören können, aufs tiefste bewegt werden. Andererseits ruft uns dazu die Not des Bergbauern, seine geistige und wirtschaftliche Not, und besonders die Not der Bauernjugend. Kaum der Schule entwachsen, muss sie sogleich mit ganzer Kraft sich in die oft so schwere Arbeit einfügen. Die Last des Erwerbslebens lässt sie oft frühzeitig alt werden, oder macht sie zu Arbeitsknechten, die in ihrer Arbeit ertrinken. Wenn wir ihnen durch das, was uns die Schulen geboten haben, ein wenig helfen können, sind wir es ihnen dann nicht schuldig?

Die religiös-soziale Bewegung hat uns für beides die Augen geöffnet, für die Not der Menschen um uns her und für unsere Schuldigkeit ihnen gegenüber. Dass Ragaz den Lehrstuhl an der Universität verlässt, um mitten unter den arbeitenden Menschen und für sie ein Heim aufzutun und so Arbeit und Bildung zu vereinigen, ist uns zum Symbol geworden für das, was wir an unserem Orte zu tun haben. Wenn wir die letzte Quelle nennen wollten, aus der unsere Arbeit fliesst und fliessen muss, wenn sie echt sein soll, so könnte es kein anderes Wort sein, als das des Meisters, in dem Sinn und Ziel der religiös-sozialen Bewegung beschlossen liegt: „Was ihr getan habt einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Ich freue mich, mit diesem kleinen Bericht unserem Führer einen Gruss aus seiner engeren Heimat, dem Bündner Bauerndorf, senden zu dürfen als Zeichen meiner Dankbarkeit. G. Felix, Präz.

Leonhard Ragaz et la Suisse romande.

C'est une joie de venir exprimer à notre ami Ragaz notre reconnaissance de „welsches“ au lendemain de l'incontestable succès moral qu'a constitué le Congrès de Porrentruy. Chacun sait que le sujet „l'Ecole et la Paix“ ayant été choisi par les instituteurs romands pour le Congrès de Porrentruy, la section des instituteurs de Genève en avait à peu près terminé l'étude lorsqu'un des instituteurs appartenant à l'élite du corps enseignant, M. Jean Simonet, dès longtemps tourmenté par la soif de justice, proposa à ses collègues de demander à Porrentruy le désarmement de la Suisse. Or, dans la très belle lettre où il expose ses raisons, M. Simonet déclare s'être inspiré de l'appel si élevé de notre ami Ragaz dans les „Neue Wege“: „Die Abrüstung als Mission der Schweiz.“ Si donc Porrentruy a fait à l'avance discuter le désarmement de la Suisse et envisager sa possibilité comme jamais encore; si, au congrès même, le refus du vote secret a semblé résulter d'une certaine inquiétude; si le beau rôle a été aux pacifistes tant à cause de ce refus même que par leur parfaite correction au cours des débats — seuls certains de leurs adversaires ont employé le ton de la dictature — si ça a été pour tous les pacifistes suisses et étrangers un encouragement prodigieux de sentir derrière les soixants Genevois 900 autres instituteurs et institutrices suisses, nous pouvons et nous devons en dire notre profonde reconnaissance à Leonhard Ragaz qui, aux côtés de Pierre Ceresole, a accompli ce long travail de préparation de l'opinion qui, aujourd'hui, fructifie avec une vigueur qui surprend même ses adeptes.

L'obstacle de la langue et le peu de zèle des welsches pour le surmonter restreint par trop le cercle des lecteurs et amis des „Neue Wege“. Cependant, il est hors de doute que si nos très nombreux amis welsches, capables de lire les deux langues, se doutaient de toutes les richesses que vous apporte chaque mois, sous sa couverture grise, cette modeste revue, un nombre plus élevé de lecteurs voudrait goûter le privilège de voir commenter et apprécier avec la compétence du spécialiste et avec le coup d'œil du prophète les événements qui ont marqué dans la vie politique, nationale et internationale. Pour le moment nous n'avons personne en Suisse romande qui nous présente avec cette maestria les événements contemporains ou la physionomie des différents courants de la pensée et les grands mouvements politiques.

Et il est certain que la pensée de Ragaz, à travers sa Revue et ses autres ouvrages contribua largement à établir entre tous les Confédérés ces liens si forts entre ceux qui aimeraient voir notre pays non pas à la remorque, mais à l'avant-garde du progrès social et spirituel.

Nous savons tous par quelle crise douloureuse a passé notre ami

avant de renoncer à sa chaire de professeur de théologie pour pouvoir prêcher en toute indépendance l'Evangile nouveau qui doit renverser les faux dieux régnant dans notre monde moderne: mammonisme, militarisme, alcoolisme, matérialisme, soif de fêtes, etc. Malgré l'obstacle des langues, il est permis d'affirmer que, pour la Suisse romande aussi, ces souffrances n'ont pas été vaines et que lecteurs des „Neue Wege", socialistes chrétiens et amis de la paix forment une communauté spirituelle vivante et agissante, pouvant différer de notre ami sur telle ou telle question, mais bien décidée à poursuivre, en toute humilité, mais avec une conviction profonde la sainte lutte pour prendre enfin au sérieux l'Evangile de Jésus-Christ.

Alice Descoeudres.

Eine Stimme aus der Arbeiterschaft.

> Der Wert eines Erfolges liegt nicht bloss in der eigenen Arbeit, sondern vielmehr in der Zahl und der Gestaltung der Kräfte, die wir in unserer Umwelt durch das persönliche Beispiel auszulösen vermögen.

Wenn heute von allen Seiten unserm Genossen Ragaz, dem Verkünder eines klar erfassten Sozialismus, Glückwünsche und Dankesbezeugungen dargebracht werden, so steht es der schweizerischen Arbeiterschaft ganz besonders an, ihrerseits dem Sechzigjährigen ebenfalls ihren Dank zu bezeugen mit dem Wunsche, Gesundheit und Kraft mögen ihm noch recht lange erhalten bleiben zur Fortführung seines Werkes und zur Weckung weiterer Kräfte, die uns notwendig sind zum Aufbau eines neuen lebenswerten Menschentums.

Was Genosse Leonhard Ragaz bis heute für die Arbeiterschaft geleistet hat, vermögen jene am besten zu beurteilen, welche den Aufstieg und die verschiedenen Phasen der Arbeiterbewegung miterlebt haben, jene, welche wissen, wie ungeheuer schwer dieser Aufstieg war, weil Demagogie und Phrase so leicht Kurs und Weg beeinflussen können.

Genosse Leonhard Ragaz, der selbst nicht aus unsern Kreisen hervorgegangen ist, der seine Jugend in der reinen Luft seiner bündnerischen Heimat verleben durfte, er hat mit lebendigem Interesse die wirtschaftlichen und seelischen Nöte des Proletariates gefühlt und mitempfunden. Das Mitempfinden konnte ihm aber nicht genügen; er wollte seine Kraft einsetzen, um diesem Proletariat Führer und Wegbereiter zu sein zum Aufstieg. Genosse Leonhard Ragaz hat sich zur Sache der Arbeiterschaft gestellt in einer Zeit, wo andere seiner Fakultät sich davor bekreuzigt hätten und wo die Arbeiterschaft selbst den Theologen wenig Vertrauen entgegenbringen konnte. In frischer Erinnerung sind mir heute noch seine mutigen

Aeusserungen anlässlich des Generalstreikes in Zürich vom Jahr 1912. Es war das für mich wie für Tausende von Arbeitern ein unvergessliches Erlebnis, dass in jenem Moment, wo die Wut und die Angst dem großstädtischen Bürgertum jede Vernunft und jedes klare Denkvermögen geraubt hatte, ein Lehrer unserer höchsten schweizerischen Lehranstalt diesen Fesselbruch der Arbeiterschaft nicht nur entschuldigte, sondern sogar als Notwendigkeit bezeichnen durfte. Damals ging einem grossen Teil der Arbeiterschaft die Erkenntnis auf, dass Theologie und Reaktion nicht unbedingt verbunden sein müssen und dass es sehr wohl möglich wäre, die Wahrheit des Sozialismus auch von einer Kanzel zu verkünden.

Genosse Ragaz hat den Organisationen Kräfte zugeführt, die heute nicht nur in der Schweiz, sondern in allen Ländern die Bewegung vor dogmatischer Erstarrung bewahren und ihr immer neue reinigende Keime einpflanzen. Wir waren vor zehn Jahren und später noch nahe daran, uns völlig im Glauben zu verlieren, dass es nur den Kampf um die politische Macht erfolgreich zu führen gelte, um mit Hilfe der für zwangsläufig gehaltenen wirtschaftlichen Entwicklung zum Sozialismus zu gelangen. Der Sozialismus drohte im Bolschewismus zu versinken. Nur wenige Aufrechte haben im Meinungsstreite jener Tage einen sicheren, von jedem Schwanken freien Kurs bewahrt und unentwegt an der Auffassung festgehalten, dass Sozialismus und Demokratie notwendig zusammengehören. Zu diesen Wenigen gehörte vor allem Genosse Ragaz. In der schwersten Krise des schweizerischen Sozialismus, die zur Katastrophe hätte werden können, war er der treue, unbeirrbare Hüter und Verkünder des wahren Sozialismus. Die schärfsten Anfechtungen in der eigenen Partei vermochten ihn nicht zu entmutigen. Wenn heute die sozialdemokratische Partei wieder innerlich gekräftigt dasteht, obschon die Zwiespältigkeit noch nicht ganz überwunden ist, so dankt sie dies nicht zuletzt gerade dem Manne, der — oft im Gegensatz zu den massgebenden Parteikreisen — in grosser Selbständigkeit und Kühnheit auf die Schäden der Bewegung hingewiesen hat.

Er konnte dies tun, weil er dem Sozialismus eine Begründung von der Welt des Geistes her gab, indem er nachwies, dass seine tiefsten Wurzeln im Christentum zu suchen sind, das lehrt, dass alle Menschen Brüder sind. Ihm gelang es, viele Sozialisten, die geglaubt hatten, nicht nur der Kirche, sondern auch dem Christentum ablehnend gegenüberstehen zu müssen, zu überzeugen, dass sie im Glauben an die Macht des Geistes, den Christus verkörpert, erst jene Kräfte gewinnen, wodurch der Sozialismus die alte Welt überwinden wird.

Wir Gewerkschafter danken es auch dem Genossen Ragaz besonders, dass er je und je mit Entschiedenheit und Ueberzeugung für

die Einheit der gewerkschaftlichen Organisationen gegen die konfessionelle Trennung wirtschaftlicher Arbeiterorganisationen eingestanden ist; er hat das Verderbliche solcher Trennung vorausgesehen und die Arbeiterschaft davor gewarnt. Er hat keine Gelegenheit versäumt, alle Organisationsfähigen zum Zusammenschluss aufzufordern und zu sorgen, dass jeder dort seine Kräfte zur Verfügung stelle. Dankbar gedenken wir auch seiner unermüdlichen Vortragstätigkeit, mit der er sich stets den Bildungsbestrebungen der Arbeiterschaft zur Verfügung stellte. Keine Fahrt ist ihm zu weit, kein Weg zu steil, kein Dorf zu klein und kein Suchender zu gering. Er konnte aber auch zum Arbeiter über Dinge sprechen, für welche andere bisher keinen Eingang gefunden haben.

Wir wissen uns eins mit vielen Tausenden von Arbeitern und Arbeiterinnen zu Stadt und Land, die seine Lehren aufgenommen haben und die sich an seiner Treue und Hingabe immer neue Kraft und neuen Mut holen zur Arbeit in der Bewegung, im aufrichtigen Wunsche: Mögen unserm verehrten Genossen Leonhard Ragaz noch recht viele Jahre in Gesundheit und Kraft beschieden bleiben, zum Segen und Nutzen der Arbeiterschaft und des ganzen Volkes.

W. Lässer.

Die Erfahrungen einer Leserin der „Neuen Wege".

Da unser Führer und Freund Prof. Ragaz seinen 60. Geburtstag begeht, ersteht vor meinem geistigen Blicke so vieles, was ich in den 13 Jahren seit meiner ersten Begegnung mit ihm und den „Neuen Wegen" durch ihn empfangen habe.

Wie wir es oft erfahren, dass Gott irgend eine Hilfe für uns bereit hat, wenn wir an einer Wegbiegung unseres Lebens stehen, an welcher uns die Aussicht so verhüllt ist, dass uns graut, weiterzuschreiten, so war es damals im Sommer 1915 für mich. — Der Ausbruch des Krieges hatte mich bis auf den Grund erschüttert und meine optimistische Weltanschauung gebrochen. Ich konnte mich nicht abfinden mit dem Kriege, weil ich damals schon die volle Gewissheit hatte von seiner Gottwidrigkeit. Und ich erwartete, dass sich von allen Seiten Menschen, vor allem bewusste Christen, gegen ihn erheben würden. Aber ich erlebte Enttäuschung über Enttäuschung, da nahezu alles versagte, was vordem menschlich gross und gut dagestanden war, vor allem auch das offizielle Christentum. — Da schaute ich bangend aus nach Menschen, die noch etwas wussten von einer absoluten Treue zum Guten und Göttlichen und noch ein anderes Heldentum kannten, als das Heldentum des Krieges. Und ich stiess auf die „Neuen Wege" und hörte aus ihnen die Stimmen, nach denen meine innerste Sehnsucht schrie. Diese Stimmen redeten mit

erquickender Deutlichkeit, nannten das Böse beim Namen, scheuten sich nicht, den Mächten entgegenzutreten, die das Böse im Dienste falscher Ideale und selbstsüchtiger Interessen von uns forderten. Redeten nicht nur, auf die Zukunft vertröstend, von Erziehung und Entwicklung, sondern von sofortiger Abkehr von diesem gottlosen Tun. Sie wagten es, zu denen zu stehen, die dem Militarismus die Gefolgschaft versagten, zu Baudraz und andern. Und wie sie ihre Haltung begründeten, zeigte mir ihre Liebe zu Gott und den Menschen. — Was mir die Begegnung mit den „Neuen Wegen" in der Wirrnis jener Zeit und in meiner damaligen Gemütsverfassung und Einsamkeit bedeutete, vermag ich heute kaum mehr zu sagen. Ohne Herrn Ragaz und seine Freunde persönlich zu kennen, spürte ich durch Jahre hindurch eine so starke Verbundenheit mit ihnen, wie man sie nur selten mit den Menschen seiner nächsten Umgebung fühlt. Ich lebte förmlich aus den „Neuen Wegen", von Monat zu Monat, und bekannte mich freudig zu ihnen. Nicht dass ich meine Anschauungen einfach aus ihnen bezogen hätte; aber ich klärte und stärkte sie an ihnen und gewann durch sie die Bestätigung eigener Erkenntnis, die mir von Gott her gekommen schien. Es ist eine wunderbare Freude, zu erleben, wie an verschiedenen Orten die verschiedensten Menschen, gebildete und einfache, dieselbe Wahrheit erkennen und wieviel Kraft aus solcher Verbundenheit kommen kann.

Hätten mir die „Neuen Wege" nur diese einzige grosse Erfahrung gebracht, würde ich ihnen stets dankbar sein dafür. Aber sie haben mir unendlich mehr und Grösseres gegeben. Mein Vertrauen liess mich nach den tiefsten Quellen einer solchen Haltung forschen, und mir trat immer deutlicher eine ganz klare und für mich fast neue Glaubenswelt entgegen. Und dies zu einer Zeit, da ich weitgehend zerfallen war mit einer rationalistischen und monistischen Glaubensanschauung, die mich seit meiner Jugend begleitet hatte, aber je länger je mehr unbefriedigt liess, vor allem, weil sie mir keine rechte Erklärung für das Uebel, für Krankheit, Tod und das Böse in allen seinen grauenvollen Auswirkungen gab, die ich schon vor dem Kriege und mit ihm erst recht nicht mehr mit Gott in Verbindung bringen konnte. Eine letzte Erklärung fand ich lange nicht. In der grössten Not hatte mich die christlich-wissenschaftliche Auslegung, die ich kurz in die Worte zusammenfassen möchte „Gottes Augen sind rein, dass sie das Uebel nicht sehen," eine Zeitlang über Wasser gehalten, bis mir dann, gerade als mir die Lehre von der Unwirklichkeit des Bösen nicht mehr genügte, aus den „Neuen Wegen" in erlösender Klarheit eine tiefgründige dualistische Auffassung entgegentrat, die mich den Kampf zwischen Gut und Böse in der Welt in einem neuen Lichte sehen liess, vor allem aber Gott wieder in absoluter Reinheit und Güte, als den, der in unsern Abfall und in unsere Verlorenheit hinein seinen Sohn gesandt hat, um seine ursprüng-

liche Schöpfung wieder herzustellen und seine Herrschaft, sein Reich auf Erden wieder aufzurichten. Noch erinnere ich mich mit tiefer Freude der Ergriffenheit, die mich zuerst erfasste, als mir klar wurde, dass das Reich Gottes nicht nur etwas Innerliches oder gar Jenseitiges ist, sondern die herrliche, von Gott gewollte Wirklichkeit für diese Erde. — Fast unmerklich bin ich durch die ernste Unterweisung der „Neuen Wege“ in diesen Reichgottesglauben und seine Hoffnungen hineingeführt worden. Unsagbar viel hat mir gerade da Herr Ragaz gegeben. Nichts konnte mich mehr bewegen und überzeugen, als die Gewissheit, dass er immer wieder aus diesen Tiefen seine Kraft schöpft zum Kampfe wider das Böse in jeder Form, dass darin seine letzte grosse Liebe zu den Schwachen und Entrechteten wurzelt, die ihn dem Sozialismus als Mitkämpfer zugeführt hat. Welche ihn auch mit äusserster Aufmerksamkeit alle Bewegung in der Welt verfolgen und fast intuitiv erkennen lässt, wo für das Gute und wo für das Böse geschafft wird.

Wer sich einsetzte in Wort und Schrift für neues, edleres Leben als das bestehende, wer kämpfte für das Recht der Unterdrückten, gegen die Vergewaltigung und Ausbeutung jeder Art der Starken, gegen irgend ein Unrecht, der hatte eine Heimstätte in den „Neuen Wegen“, — erst recht, wenn seine Ideen verfolgt, missachtet und missdeutet wurden. — Mit wieviel edlen und tapferen Menschen unserer Tage ist dadurch der Leser bekannt und tiefer vertraut geworden, die ihm vielleicht sonst nie begegnet wären. Neben den weitbekannten, von denen alle Welt spricht, auch mit solchen, die der Allgemeinheit weniger sichtbar sind, wiewohl sie mit ihrem Glauben und Tun für die Umgestaltung des Lebens allergrösste Bedeutung haben. Unter ihnen besonders die beiden Blumhardt, Vater und Sohn. Ragaz und seine Freunde haben unserm Leserkreise den ganzen Reichtum ihrer Glaubenswelt erschlossen, haben uns an ihnen immer wieder gezeigt, wie Menschen in und zu unserer Welt und ihrem gottfernen, unbrüderlichen Leben und Todeswesen stehen, die mit dem Kommen und der Wirklichkeit des Reiches Gottes für diese Erde rechnen.

In neuer Lebendigkeit erstanden aber auch je und je vor den Augen des Lesers die grossen Menschen und geistigen Kämpfe der Vergangenheit. Das Ringen um das Göttliche und seine Verwirklichung in allen Jahrhunderten. Die grossen Propheten des Alten Testamentes, die Apostel des Neuen, die Märtyrer der ersten und spätern Christenheit, wie die Kämpfer der Reformation. Und auch die Männer und Frauen, die ohne Gottesbekenntnis in heiliger Liebe den Menschen gedient und für eine neue Gerechtigkeit und Brüderlichkeit gekämpft und gelitten haben. All das in seinem Zusammenhange mit der Gegenwart und oft in neuer Beleuchtung.

Vor allem aber wurde manchem von uns die Botschaft und die

Welt des Evangeliums wie neu geschenkt. Jene biblische Zeit und Welt, in welcher durch Christus und seine Jünger die volle Gotteswirklichkeit auf Erden sichtbar war in Ueberwindung von Sünde, Not und Tod, ist unsern Herzen so teuer geworden, weil wir nun an ihr erkennen, wie Gottes Plan und Wille ist für unsere Erde und dadurch verstehen, dass es in seiner wahrhaftigen Welt kein Abfinden mit dem Bösen mehr gibt, kein Verschleiern, Rechtfertigen, Verklären desselben, sondern nur Ueberwindung, Befreiung. In einem neuen Lichte steht alles, vor allem auch die Bitten des „Unser-Vater“: „Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.“

Selbst den einfachsten, aufmerksamen Lesern der „Neuen Wege“ wurde der Horizont unsagbar ausgeweitet. Sie konnten unmöglich mehr stehen bleiben bei ihrem kleinen Ich mit seinen Schmerzen und Sorgen. Ob sie es wollten oder nicht, sie wurden hineingezogen mit ihrem Denken und ihren Empfindungen ins Leben der ganzen Welt, in seine Nöte, sein Unrecht, seine Wirrnis und seine Kämpfe. Ob es ihnen wohl oder wehe tat, sie mussten sich mit diesem ganzen Leben auseinandersetzen, mussten innerlich, und sehr oft auch äusserlich, Stellung beziehen und wurden dadurch vielleicht in ein Leiden hineingezogen, das zeitweise fast über ihre Kräfte gehen konnte. Sie lernten eine Verantwortung kennen, die über die Grenzen ihres persönlichen Lebens, ihres Familienkreises, ihres Standes, ja ihres Vaterlandes hinausgeht, und mochten dadurch in schwerste Konflikte mit sich selbst und ihrer Umwelt geraten; mochten gezwungen werden, anders zu leben und zu handeln, als bis anhin, aus innerstem Müssen heraus. Je deutlicher sie das Unrecht auf allen Lebensgebieten, besonders auf dem sozialen und wirtschaftlichen, sahen, umso grösser ward ihre Beunruhigung, um so brennender ihr Verlangen nach Umgestaltung, Neuwerdung. Alles wurde fraglich. Das Recht jeder Vorzugsstellung wurde erschüttert. Sie sahen unwillkürlich die ganze Entartung des Lebens, die grosse Gesamtschuld und ihre eigene Verkettung mit ihr, aber auch ihre Pflicht, am Ringen um ein neues Leben teilzunehmen. Dies Neue steht vor ihnen als das wahrhaftige, befreite Leben, das den Menschen letzten Endes von Gott her geschenkt werden muss. Dem sie aber versuchen müssen, zu dienen in all ihrer Schwachheit und Hilflosigkeit mit den reinsten Kräften ihres Wesens.

Ich wage es, hier in der Mehrzahl zu reden, im Namen vieler Freunde der „Neuen Wege“. Dass sie solches und ähnliches erlebten, zeigte sich ja so deutlich, als sich immer mehr das Bedürfnis kundtat nach engerer Fühlungnahme untereinander, nach gemeinsamer Aussprache und Arbeit. Davon zeugt so mancher Briefwechsel, zeugen die Tagungen an verschiedenen Orten, die Bildung unserer Vereinigung der Freunde der „Neuen Wege“, der freie Zusammenschluss

mancher Freundeskreise, die versuchen, ihrer Ueberzeugung im Wort und wenn möglich durch die Tat Ausdruck zu geben. Davon zeugt auch die Bildungsarbeit in einem neuen Sinne, die sich im Zentrum unserer Bewegung in Zürich vollzieht, und von dort aus weite Kreise erreicht und bewegt.

Eine merkwürdig lose und freie Gemeinschaft ist es, in welche wir durch die „Neuen Wege" gekommen sind, die aber sicherlich viele Freunde und Leser der „Neuen Wege" in der Tiefe ihres Herzens bindet und mithilft, dass sie wachsam und treu bleiben. Diese innerlich erwählte Gemeinschaft bedeutet ihnen in der Wirrnis der Zeit etwas wie eine geistige Heimat, die ihre Gedanken in jeder Bedrängnis, bei jeder Entscheidung streifen, aber auch beim Aufleuchten neuen Lebens und bei jeder tiefern Erfahrung.

Nicht am Persönlichen hängt zuletzt diese Gemeinschaft. Wir ahnen, dass alles geistige Leben etwas Geheimnisvolles ist, das über alles Persönliche hinausgeht. Aber wir erfahren doch, dass es uns berühren und bewegen kann durch Menschen, die in steter Treue um die Erkenntnis der Wahrheit und um den Gehorsam zu ihr ringen. — Und einmal dürfen wir dann vielleicht doch auch solchen Menschen danken, von denen wir wissen, wie sehr ihr Sein und Tun, ihr Lebenswerk im Dienste des Guten steht. Wenn dieses Recht im Zusammenhange mit den „Neuen Wegen" gespürt wird, so denken wir ja alle an unsern lieben Führer und Freund Prof. Ragaz, und wir bezeugen ihm diese Dankbarkeit am Tage seines 60. Geburtstages in warmer und herzlicher Freude. Viele von uns bekennen ihm, dass ihnen ohne seinen Glauben, seine Menschenliebe, sein nie ermüdendes Suchen nach Wahrheit, viel Erkenntnis, viel Hoffnung und Kraft nicht zugekommen wäre. Es ist unser heisser Wunsch, dass er seinem Werke und uns noch lange erhalten bleibe. Mit ihm seine liebe Frau, die stets seine treueste Mitkämpferin und Mitarbeiterin gewesen ist. Und dass ihm immer wieder Klarheit und Kraft geschenkt werde in allem, besonders im neuen, unbekannten Schweren, das es zu durchdringen gilt, wie in jeder aufbauenden Arbeit im Dienst Gottes und der Menschen.

An diesem festlichen Tage wollen wir einmal der vollen Freude Raum geben über die Verbundenheit mit ihm und es aussprechen, wie sehr wir hoffen, aus der Tiefe unseres Herzens, dass wir auch im Kommenden Seite an Seite mit Ragaz und den „Neuen Wegen" stehen dürfen.

A. Künzler-Giger.

Aus den Samstagabenden im Heim an der Gartenhofstrasse.

I.

Ich denke zurück an einen Aufsatz, den ich als Mittelschülerin in der Abschlussklasse schrieb: „Was mir die Schule gegeben hat," und ich weiss noch genau, dass ich besonders eines hervorhob: man rutscht von einer Klasse zur andern, aber eine innere Befriedigung, eine Antwort auf die vielen „Warum?" erhält man nicht. So ist's auch geblieben an der Universität. Ein erstes Mal tat sich eine andere Welt vor mir auf, als ich unsern verehrten Herrn Ragaz reden hörte. Inhaltlich weiss ich kaum mehr etwas davon, aber ein bestimmter Eindruck ist geblieben: dieser Mensch hat uns M e n s c h e n etwas zu sagen. Gerade darum ist er dann wohl heruntergestiegen vom Katheder, er wollte seinen Mitmenschen näher sein, ihnen die vielen „Warum?" lösen helfen. Wir, die wir jetzt alle Samstagabende ins Heim an der Gartenhofstrasse kommen dürfen, wir wollen uns einmal besinnen, was uns diese Abende eigentlich bedeuten. Ja, wir wissen es, sie sind uns eine wahre Kraftquelle, ein Ansporn im Kampf ums Gute. Wir Menschen haben's ja so sehr nötig, dass uns Gott durch andere Menschen den Weg zeigt.

Was an diesen Abenden immer wieder neu und gross an mich herantritt, das ist der Ewigkeitswert alles Geschehenen. Sei's im Alten Testament, in den Evangelien, in den Briefen, überall wird's uns klar: das ist für uns geschrieben, für die heutige Zeit. Da liegt der Schlüssel, mit dem unser verehrter Freund Ragaz alles aufzuschliessen vermag.

Das ist mir zum erstenmal so ganz bewusst geworden, als uns Dantes „Göttliche Komödie" erklärt wurde. Ich hatte mich früher schon zweimal damit abgegeben, an der Mittelschule und später an der Hochschule in Florenz. Die Sprache entzückte mich, und ich ahnte auch die Grösse des Werkes. Aber trotz aller geschichtlichen Kommentare und Erklärungen fehlte die Hauptsache: das Hineinsetzen jener Probleme in die heutige Zeit. Das kann nur der, welcher h e u t e die Probleme sieht, die individuellen und die allgemein menschlichen. Wir haben verstanden, dass Dante vor allem Hölle, Fegfeuer und Paradies auf Erden darstellen wollte, und mit welcher Wahrhaftigkeit hat er das getan! Hölle: Gottesferne, Kälte, Eis. Himmel: Gottesnähe, Licht. Das spürt man an sich selbst, und dann erst hat es Wert.

Manche Erklärungen sind mir unvergesslich geblieben: Die heidnischen Philosophen, die Vertreter der Künste in der Vorhölle. Warum? Weil weder Philosophie noch Kunst an sich den Menschen erlösen können. Es ist ein schöner Ort, wo sie weilen, aber es ist nicht

der Ort der Ueberfülle von Licht, von Gnade, von Seligkeit. Dann die menschlichen Schwächen. Sie bedeuten noch nicht grösste Gottesferne, aber diese Menschen haben keinen Halt im Leben, ja sie versinken sogar im Schmutz. Die tiefern Höllenkreise beginnen mit dem gewollten Abfall von Gott, mit der Gottesleugnung. Da vermag nicht einmal mehr Virgil (die Vernunft) einzudringen, Gottes Engel muss zu Hilfe kommen. Auf uns übertragen: nur wer Gott in sich trägt, vermag solchen Menschen zu helfen (Verbrecher, Lasterhöhlen.) Mit philosophischen Argumenten werden die Dämonen nicht besiegt. Zum tiefsten Höllenteil gelangen Virgil und Dante erst, nachdem der Trug überwunden ist. Und wie gelingt das? Dante muss seinen Franziskanergürtel hinunterwerfen in den Höllenstrudel. Da erscheint die Fratze des Geryon, Sinnbild des Truges, willig, die beiden hinunter zu bringen. Die Bedeutung? So einfach, und doch wie ein Wunder hat sie uns geklungen. Der Franziskanergürtel, gleichsam ein Amulett gegen das Böse, hilft hier nichts mehr. Jede äussere Stütze muss weg, wenn wir durch den Trug hindurch zur Wahrheit gelangen wollen. Heute: unsere menschlichen Institutionen, kirchliche Dogmen, Gesetze, überwinden den Trug nicht. —

Im Fegfeuer das Erkennen der Schuld, die Busse. Wie Feuer muss dieser Büsserwille unsere Seele durchglühen. Schwer ist der Weg, gleich dem mühseligen Erklimmen eines steilen Berges. Vorsicht ist nötig und Wachsamkeit, denn die Schlange lauert, ob sie uns wieder zurückbringe in den Abgrund. Aber die Engel wachen, die guten Mächte stehen uns bei, jetzt da wir Willens sind, fürs Gute zu kämpfen.

Im Paradies wird Virgil als Führer durch Beatrix ersetzt. Sie ist das Sinnbild der übernatürlichen Weisheit und Liebe. Auch hier Stufen, verschiedene Grade der Vollkommenheit — der Schattenkegel der Erde ragt in die ersten Himmelskreise hinein. Aber die Mängel hemmen die Seligkeit nicht. Es kommt eben nur darauf an, dass das Gute sieghaft sei: auf den Willen zum Guten kommt es an. —

Diese paar Worte sind nur ein leiser Versuch, an einem Beispiel zu zeigen, was die Samstagabende uns geben. Ich bin mir bewusst, dass es nur Worte sind, und dass man das Beste daran gar nicht in Worte fassen kann. Wir wollen aber unsern Dank dadurch bezeugen, indem wir allen Ernstes versuchen, das Gehörte in unserm Leben zu verwirklichen. Hedwig Walter.

II.

Ich habe in meinem Leben schon viele Religionsstunden gehört. Noch heute kann ich die Söhne Jakobs und die grossen und kleinen Propheten der Reihe nach aufsagen. Von Moses hatte ich den Eindruck einer geschichtlichen Persönlichkeit, die seinem Volk Grosses geleistet hatte, die aber heute weit überholt sei. Seine Gesetzgebung

sei durch unser modernes Denken, das Jesus uns gebracht habe, längst überflügelt.

Dann kam ich in die Samstagabendbesprechungen von Professor Ragaz. Da ging mir ein neuer Moses auf.

Jenes geknechtete Volk, ausgebeutet durch eine Herrscherklasse, die im Grunde vor Angst zitterte, seine Körperkraft, seine Fruchtbarkeit trotz aller Unterdrückung, sein Heimweh nach dem Land der Väter, seine Hilflosigkeit und Verzweiflung, seine Hoffnung und sein Glaube — sie wurden mir zum Bild des modernen Proletariats. Und mitten unter ihnen der Führer. Sein Dreinfahren aus eigener Kraft, seine Busse in der Wüste, seine tragische Einsamkeit, sein vierzigjähriger Knechtsdienst und endlich seine Berufung. Und dann der Kampf. Der Kampf mit Mächtigen und Harten, der Kampf mit seinem zermürbten Volk, der Kampf in der eigenen Brust um Glauben und Kraft — das war der neue Moses. Und endlich sein Siegeszug. Sein Versagen und das seines Volkes, seine Einsamkeit unter der Masse, sein Glaube, wo andere verzweifelten, seine Organisation im Chaos, die Frucht des Gesetzes in trostloser Umgebung, die Feinheit der Seele für alles Schwache, Müde, Kranke — das war der Held. Jenen Morgen, an dem das Manna lag, jenen Tag, an dem das bittere Wasser süss wurde, jene Stunde, als der Berg sich öffnete und die Fülle des frischen Quelles hervorsprudelte, wir waren mit dabei. Auch wir erhielten Brot für die Tage der hungernden Seele und Wasser im bittern Leiden.

Und dann das Gesetz. Die Heiligkeit des Lebens verkündet von einem, der selbst zum Mörder geworden war, die Heiligkeit des Nächsten, des Armen, des Bruders, von einem, der in Ueberfluss und Fülle aufgewachsen war, die Heiligkeit der Reinheit, der Ehe, der Ruhe, von einem, der unter ungebildeten, verwilderten Menschen gelebt hatte, das Verständnis für den Segen des Bodens, für die Liebe der Mutter, auch im kleinsten Tiere, von einem, der in der Wüste lebte, ein weitblickender sozialer Reformer, ein grosszügiger, gerechter Richter — das war der neue Moses. Ein Mann, der nur die Heiligkeit Gottes wollte, der nur den Gehorsam zu ihm verkündete und lebte, der in tausend Schwachheiten eine unerschöpfliche Kraft, eine Fülle von Gedanken, ein weltweites Herz offenbarte. Ein alter, überlebter Prophet? Nein, ein neuer Führer, ein lebendiger Geist, ein begnadeter Helfer auch in unsern Wirren und Nöten. Ein Mensch, der uns ebenso Grosses gibt, wie einst seinem eigenen Volke, der nie stirbt, immer lebendiger und bedeutender wird. Das war Moses, geschaut mit den Augen eines Professor Ragaz.

Und ebenso J e r e m i a s. Jener Bauernsohn aus Anathoth, jener Einsame ohne Familie, jener Verhasste und Geächtete, jener Wahrheitsverkünder unter Ungläubigen, jener Vaterlandsverräter aus Liebe zu seinem Volk, jene aufrechte Säule, als alles stürzte, alles sich

auflöste, alles unterging. Jener Wahrheitsmensch unter Politikern, jener Gefangene und Misshandelte, jener Hungrige und doch Tröstende, jener Kämpfende ohne Gewalt, jener Verzweifelnde und doch Glaubende, jener Rufer gegen seinen eigenen Willen. Die Tragik jedes Grossen, dargeboten von einem, der auch gehasst, auch verleumdet, auch hungernd, auch liebend in einer zerfallenden Zeit Gottes Sache vertritt, packte uns. Jeremias wurde uns zum Freund, Bruder und Tröster. Und mit ihm das Häuflein Aufrechter, die mit ihm kämpften, Baruch, sein Freund, Ebed-Melech, der Mohr, die Rechabiter, das vertriebene, aber treue Volk. Niemand von uns wird den Mann im eisernen Joche, den Briefschreiber im Gefängnis, den alten, in ein fremdes Land geschleppten Mann wieder vergessen. Jenen Mann, der über allem Leiden den Blick darüber hinaus auf die Zukunft, auf die Herrlichkeit des Reiches Gottes, auf die Erfüllung im Messias, nicht verlor.

Wieder wurde er uns zur Gegenwart, zum Kämpfer um eine grosse Sache, zum Gotteshelden, der verzweifelt und doch glauben muss, zum Künder einer neuen Zeit, zum Helfer gegen die Gewalt, gegen das Unrecht, gegen die Macht, zum Freund der Armen und Schwachen, zum Tröster im Leid. Wer nicht durch das schwerste Leid, durch die einsamsten Gotteskämpfe, durch die tiefste Armut, durch die härteste Arbeit hindurch gegangen ist, der konnte nicht so eine ferne Zeit, ein altes Heldenleben auferstehen lassen. Es war Berufung, Reichtum, Fülle, Gnade, so von diesen beiden Männern zu reden. Und wir, wir durften, tief gestärkt, reich gesegnet, unser Weglein weiter gehen und unser Bürdelein weiter tragen.

Heinrich Marti.

III.

1918. Der furchtbare Krieg mit all seinen Greueln war endlich zur Ruhe gekommen. In aller Herzen glühte neu die Hoffnung auf, die Hoffnung auf eine neue Welt und einen dauernden, wahren Frieden. Mit ganzer Seele hatte ich auf die neue Zeit gehofft. Mit dem Versagen der Völker machte dieser frohen und zuversichlichen Hoffnung eine bittere Enttäuschung Platz, die mich durch schwere seelische Kämpfe führte. Da kam ich in die Bibelbesprechungen von Prof. Ragaz. Von welch weitausschauender Warte wird da in die Nöte der Zeit hineingeleuchtet! Da stellt sich das Neue Testament nicht mehr als eine alte, längst vergangene Geschichte dar, von der aus noch einzelne Schlüsse auf unser Leben gezogen werden können, sondern als der Kampf der Gotteswahrheit, der trotz der nahezu 2000 Jahre, die seit den Tagen der ersten Christengemeinde verstrichen sind, noch gar nichts an Aktualität verloren hat.

Das heilige Zentrum jeder Erörterung ist die Bitte des Unser-Vaters: „Zu uns komme Dein Reich!“ Von dieser Sehnsucht nach dem Reich des Friedens und der Gerechtigkeit aus werden alle Pro-

bleme, die die einzelnen Menschen und die ganzen Völker beschäftigen, mit einer ausserordentlichen Gründlichkeit und Tiefe behandelt. Dabei zeigte es sich immer wieder, dass sich dem Kommen des Reiches Gottes schon damals dieselben Mächte entgegenstellten, die sich heute noch an seine Stelle setzen möchten, ja die Zahl dieser Mächte ist seit jenen ersten Tagen des Christentums noch gewaltig gewachsen. Materialismus, Mammonismus, Nationalismus, Imperialismus, Vergnügungssucht, ja auch Sozialismus und selbst die Kirche setzen sich an Stelle der Gotteswahrheit. Mit einer ausserordentlichen Klarheit treten alle diese Mächte in den Besprechungen zutage in ihrem ganzen Wirken, ihrem Einfluss auf den einzelnen Menschen, auf ganze Völker. Dieser Einfluss ist ein ungeheuer grosser: kein Mensch, der nicht irgendwie mit diesen Mächten verkettet wäre! Gegen diese Mächte, die in das Seelenleben jedes einzelnen Menschen eindringen, ihm den klaren Blick für das, was wahr, gut und edel ist, rauben, gilt es, in erster Linie anzukämpfen. Nur von diesem Gesichtspunkt aus erhält der Kampf jedes Einzelnen für das Gute einen ewigen Wert: Wir müssen uns bestreben, mitzuhelfen beim Abtragen auch der allgemeinen Schuld: „Der höchste Beruf des Menschen ist der, die Sünden der Welt tragen zu helfen." (Ragaz.)

Die Lösung all der gewaltigen Probleme ist aber schon in den Evangelien und den Briefen festgelegt, und mit welcher Klarheit weiss uns Professor Ragaz all diese Lösungen aufzuzeigen! Freilich, wer zu den Bibelbesprechungen von Ragaz kommt, wird nicht so rasch den Frieden finden, den er sucht. Die ungeheuren Probleme, die da zur Sprache kommen, müssen jeden noch nicht geistig toten Menschen im Innersten aufwühlen und erschüttern. Mit Entsetzen wird er sich die Fragen vorlegen: Bin ich so weit vom wahren Leben abgekommen? Stecke ich so tief in der Sünde drin? Ist mein Anteil an der allgemeinen Schuld ein so grosser? All diese Fragen werden zu tiefster, ernstester Selbstprüfung führen, deren Ergebnis nur die Anerkennung unserer Mitschuld am heutigen Zustand sein kann. Aus dieser Erkenntnis heraus muss naturgemäss der feste Entschluss entspringen, das eigene Leben umzustellen, einzutreten in den Kampf um das Wohl der Mitmenschen. Nur dadurch, dass wir der Gier, dem Hass, dem Genuss entsagen und unsere Zeit dazu benützen, unsern Mitmenschen in Liebe und Güte zu dienen, erhält unser Leben einen wahren Wert.

Dass ich nach vielem Suchen und schweren Kämpfen auf diesen Weg geführt worden bin, verdanke ich einzig und allein dem Leiter der Bibelbesprechungen, unserm verehrten Herrn Professor Ragaz. Ihm danke ich es, wenn ich heute, trotz aller Finsternis, die uns bedräut, froher und zuversichtlicher in die Welt hinausschaue.

Alfr. Graf.

Die Schriften von Leonhard Ragaz.

Wenn wir uns des Besten erinnern, das uns im Leben geschenkt wurde, fühlen wir uns beglückt und erhoben. So geht es mir, wenn ich an die Botschaft denke, die uns durch Leonhard Ragaz (nicht nur durch ihn, aber mit am stärksten und nachhaltigsten durch ihn) gebracht worden ist und wie sie ausser in dieser Zeitschrift uns vor allem in seinen Büchern und Schriften vorliegt. Auf diese letzteren möchte ich bei Anlass des gegenwärtigen Gedenktages hinweisen — als einer, dem durch diese Schriften grosse Freude zuteil geworden und der möglichst vielen auch zu dieser Freude verhelfen möchte.

Da sind zuerst zu nennen die in den Jahren 1904—1908 gehaltenen Predigten, die unter dem Titel „Dein Reich komme!“ als Buch erschienen sind. Der Schreibende hat diese Predigten zum Teil noch selber im Basler Münster hören dürfen; er hat sie dann insgesamt zu sich sprechen lassen dürfen in einem Alpenhochtal. Sie erwiesen sich als etwas der Grösse des Hochgebirges Verwandtes, ebenso gewaltig wie dieses. In der Tat ist diese Einleitung zum späteren bekannten Wirken von Ragaz wohl heute noch die beste Einführung in dieses. Man sieht da schon die Probleme des nachfolgenden Kampfes aufgerollt, es eröffnen sich schon die Perspektiven auf den kommenden Höhenweg, und das Erstlingshafte, das dem Buche eignet, gibt ihm etwas Ahnungsvolles und Unendliches. Nicht in kirchlicher, sondern in schlicht menschlicher und eben darum um so tiefer ergreifender Sprache hören wir sie, wie etwas lange nicht mehr Verstandenes oder gar Vergessenes, die Kunde von den grössten Dingen: Von dem Gott, der nicht Knechtschaft, sondern die höchste Freiheit bedeutet, der Sonne der Geister, der uns im Menschen nahe tritt und uns grüsst aus aller Kreatur, und aus der schwachen und bedrückten zuerst. Die Kunde von seinem Reich, das im Hoffen, Sehnen und Vorwärtsschauen uns nahe ist und das im Sturme kommen will über unsere dürstende Menschheit. Ferner die Kunde von Jesus Christus, der lieblich, einsam, gewaltig dasteht, das Wunder und Rätsel des Menschengeschlechts, noch immer ein Fremdling unter uns, noch immer das Kreuz tragend in unserer „christlichen“ Welt, uns so weit voraus, dass noch die kommenden Jahrhunderte und Jahrtausende immer neu staunen werden über ihn. Und die Kunde vom Menschen (die gehört auch dazu!), in dem noch immer etwas leuchtet von einer verborgenen Herrlichkeit, dessen Seele nach Gott dürstet mit unvergesslichem Heimweh und jauchzen würde, wenn sie dem Glücke seines Reiches begegnete. Es ist ein Buch, das auch dadurch den späteren Ragaz charakterisiert, dass es nicht aus einer weltfernen Erhabenheit zu uns redet, sondern auf die einzelnen Menschen, ihre Fragen und Bedürfnisse liebevoll eingeht, und dass es nicht nur Forderungen enthält, sondern vor

allem einem etwas gibt, etwas Grosses und Stärkendes. Es wird darum allen Lesern, mögen sie von irgendwoher kommen, viel bedeuten, denn seine Fenster sind offen nach aller Welt.

Auch die späteren „religiösen" Bücher von Ragaz reden, wie wiederum die Titel andeuten, vom Reiche Gottes. (Von was anderem könnte auch im Grunde die Rede sein, wenn es um die Frage von Gott und Mensch geht!) Das erste davon „Weltreich, Religion und Gottesherrschaft" enthält Aufsätze, die meistens während des Krieges geschrieben worden sind. Da stehen wir nun mitten drin im heissen Kampf um die neue Welt. Die Gewissheit hat sich aufgedrängt, dass jetzt allenthalben die tiefste Neubesinnung nötig sei, dass die Not der Kriegsjahre einen furchtbar ernsten Hintergrund in der Not unseres ganzen christlichen Wesens habe. So pflügen diese Aufsätze unerbittlich den Grund auf; die im ersten Buch gezogenen Linien werden wuchtig weiter herausgearbeitet, und rückhaltlos werden die Fragen aufgeworfen nach Kirche, Theologie, Sozialismus und Evangelium, nach dem, was unserer Christenheit verloren ging und von ihr wieder gewonnen werden muss.

Im dritten, nach dem Krieg entstandenen, Buch sehe ich die Vollendung dieser ganzen Reihe. Es ist „Der Kampf um das Reich Gottes in Blumhardt Vater und Sohn und weiter!" — eine Darstellung des Wirkens und der Botschaft der beiden Blumhardt, hauptsächlich des jüngeren. Diese Darstellung wird zur Vollendung der Botschaft vom Gottesreich überhaupt. Wir werden hier auf ihre tiefsten Quellen geführt, und so erstrahlt sie am wunderbarsten in ihrer überwältigenden Herrlichkeit. Das alles darum, weil hier sich ganz vollzogen hat die grosse Kopernikanische Revolution auf religiösem Gebiet, dass nicht mehr Gott sich um den Menschen bewegt, sondern der Mensch um Gott. Von dem Gott aber, der nun an die ihm gebührende Stelle gerückt ist, fällt leuchtendes Leben auf alle Dinge: Da haben wir seine ewig fortlaufende Offenbarung, da haben wir die lebendige Bibel (die ihrer Fortsetzung harrt!), da haben wir den lebendigen und kommenden Christus. Und vom Menschen, nun freilich nicht mehr dem egoistischen Seligkeitssucher, sondern dem von Gott ergriffenen, für ihn arbeitenden, wird mit Worten gesprochen, die an Nietzsches kühnste Gedanken erinnern; nur dass hier Erfüllung ist, was bei Nietzsche nur Traum bleibt: Der Mensch wird zu Gottes Sohn, und wer ein Feind des Menschen ist, der ist auch ein Feind Gottes. Und da kommt Nietzsches Wort zur Geltung: „Meine Brüder, bleibet der Erde treu!" Wir dürfen hinschauen auf die Erlösung der Erde — des Menschen und der ganzen Kreatur. Die ganze neue Welt des Gottesreiches erscheint uns hier gleichsam am nächsten. Alle seine eigenen Gedanken kann Ragaz mit Worten des grossen Meisters Christoph Blumhardt belegen.

Mitten hinein zwischen diese Bücher, die man religiös nennen könnte, wenn in ihnen nicht von einer viel grösseren Sache als von Religion die Rede wäre, kommt nun in der Kriegs- und Nachkriegszeit — der Zeit, wo die Krise unserer Kultur sich am handgreiflichsten zeigte — eine Reihe von Büchern, die direkt zu einigen Kulturproblemen Stellung nehmen. Zuerst zur Krisis der Völkerwelt. Dabei denke ich an „Die neue Schweiz". Ich stehe nicht an, dieses Buch als das Buch der schweizerischen Vaterlandsliebe zu bezeichnen; es gibt keines, das ihm hierin irgendwie verglichen werden könnte. Wie versinkt davor all unser landläufiger Patriotismus zur geistlosen Erbärmlichkeit! Nicht die Schweiz der Schützenfeste, sondern diejenige Pestalozzis, Zwinglis und Calvins, d. h. eben: die wahre Schweiz, steigt da vor uns auf. — Wenn einst die Nebeldünste der Gegenwart verflogen sein werden, wird man aus diesem Buche mit Ergriffenheit feststellen, wie in den Tagen des grossen Krieges ein Schweizer seine Heimat liebte, wie er in der Not, von tiefster Sorge um sein Land und Volk bedrängt, warnend seine Stimme erhob, wie er auf die tiefsten Quellen des Lebens seiner Heimat, auf das Grösste und Herrlichste der Schweiz, hinwies. Die glühende Liebe zum eigenen Volk und die Ehrfurcht vor dem Besondern, das ihm anvertraut ist, führen, wenn sie recht sind, notwendig auch zur Ehrfurcht vor der Menschheit: In diesem stolzen Buch schweizerischer Freiheit erklingt darum ein hohes Lied auch der andern Völker, das uns eine frohe Ahnung gibt von einem ganz neuen Denken zwischen Volk und Volk. — Es ist dasjenige von Ragaz' Büchern, das die grösste Verbreitung gefunden hat, aber damit noch lange nicht die genügende Beachtung. Es gehört in die Hände aller Schweizer, die noch etwas Grosses aufnehmen können, hauptsächlich in die Hände der ganzen jungen Generation: Es müsste zum Schulbuch werden!

Eine weitere in jenen Tagen erschienene Schrift ist die unter dem Titel „Ein sozialistisches Programm" von Ragaz und einigen seiner Freunde herausgegebene. Ragaz hat über die Hälfte davon geschrieben, und so ist sie hier auch zu nennen. Dies „Programm" ist damals bei seinem Erscheinen von links wie von rechts nicht nur abgelehnt, sondern ziemlich ignoriert worden und scheint heute fast ganz vergessen. Ach was alles hat man nicht vergessen seit jenen Jahren der grossen Hoffnungen und Erwartungen 1918 und 1919! Ist damit dieses Buch erledigt? Dieses Buch, das einen neuen Sozialismus fordert, der nicht mit den alten Methoden der Gewalt- und Machtpolitik arbeitet, sondern mit solchen, die ihm wirklich angemessen sind; einen Sozialismus nicht etwa des Kompromisses und des vorsichtigen Reformismus, sondern der im Gegenteil der alten Welt schärfer, radikaler entgegentritt als der bisherige, entsprechend der grösseren Tiefe, aus der er begründet ist. Dieses Buch, das den

Sozialismus auf die Tagesordnung der Geschichte gesetzt erklärt (obwohl es damit rechnet, dass noch grosse Kämpfe bevorstehen), es ist durch die seitherigen Ereignisse nicht widerlegt, vielmehr sind alle seine Warnungen gerechtfertigt worden. Was aber die Zeitfrage betrifft, — ist nicht auch das Gottesreich auf die Tagesordnung der Geschichte gesetzt seit Christus und dennoch bis heute nicht gekommen? Deshalb bleibt es doch bei all seiner Wahrheit, und der endgültige Sieg ist ihm gewiss! So werden auch in diesem in den Tag eingreifenden, aber über der Tagesliteratur stehenden Buch immer mehr suchende Geister von überall her Erleuchtung und Klärung suchen und finden, ja die Anzeichen sind da, dass auch im grossen seine Stunde sich naht.

Noch mehr ist dies der Fall bei der letzten der zu nennenden Schriften, der „Pädagogischen Revolution", die zum Problem der geistigen Kultur Stellung nimmt vom Gesichtspunkt der Erziehung aus. Diese Vorlesung aus der letzten Zeit von Ragaz' Wirksamkeit an der Universität fordert eine völlige Umkehr in unserm ganzen Bildungswesen von der Volksschule bis hinauf zur Universität, nämlich die Umkehr vom toten Intellektualismus zum lebendigen Arbeitsprinzip, vom geistlosen Spezialismus des Schulwissens zur beseelenden Idee. Wie wenig auch diese Gedanken im grossen ganzen schon in die praktische Wirklichkeit unseres offiziellen schweizerischen Bildungswesen einzugreifen scheinen, wir erleben doch das überall sich regende grosse neue Werden auf dem Gebiet der Erziehung. Und haben nicht die von Ragaz verlangten Pionierbewegungen seither in grossem Masse eingesetzt auch in unserm Lande? Es geht doch etwas vor sich und prägt sich der widerstrebenden Wirklichkeit ein. Ragaz selber hat ja, seinem eigenen grossen Aufruf entsprechend, diese Arbeit aufgenommen.

So führt uns dieses letztgenannte Buch auf die praktische Arbeit der Gegenwart. Davon ist hier nicht zu reden. Aber es ist kein Zweifel, dass dieses grosse Lebenswerk bereits viel Frucht getragen hat und immer mehr tragen wird, nicht auf einem beschränkten Einzelgebiete nur, sondern zum Wohl unseres Volkes und der Menschheit.[1])

C. Holzer.

---

[1]) Der Raum hat es verboten, noch von den vielen wertvollen kleinen Schriften von Ragaz zu reden; aber zwei davon müssen unbedingt erwähnt werden: „Das Evangelium und der soziale Kampf der Gegenwart", der berühmt gewordene Vortrag vor der Schweizerischen Predigerversammlung 1906, der Auftakt zur ganzen sozialen Tätigkeit von Ragaz. Ferner „Die Erlösung durch die Liebe", ein Kapitel aus dem grösseren Werk „Weltreich, Religion etc.", für sich allein erschienen. Dieses Schriftchen eignet sich zum allerersten Bekanntwerden mit Ragaz nach meiner Erfahrung ganz besonders: Die verschiedensten Leute werden gleicherweise davon ergriffen.

Leo Tolstoi.

(Zu seinem hundertsten Geburtstage.)

Da spricht Jesus: „Ein neu Gebot gebe ich euch, dass ihr einander liebet; gleich wie ich euch geliebet habe, dass ihr so auch einander liebet. Darum wird jedermann erkennen, dass ihr meine Jünger seid, wenn ihr unter einander Liebe übet.

Ev. Joh. 13, 31, 34—35.

Jesus aber rief [die Jünger] zu sich und sprach: „Ihr wisset, dass die Herrscher der Völker sie tyrannisieren und die Grossen sie vergewaltigen. So soll es unter euch nicht sein, sondern wer unter euch ein Grosser werden will, der sei euer Diener und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht, wie der Menschensohn auch nicht gekommen ist, sich dienen zu lassen, sondern zu dienen und sein Leben als Lösegeld für Viele hinzugeben."

Matth. 20, 25—28.

Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Wer mir nachgehen will, der verleugne sich selbst, nehme sein Kreuz auf sich und folge mir." Matth. 16, 24.

Wenn heute Leo Tolstois hundertster Geburtstag gefeiert wird, so habe ich das Gefühl, das sei nun nicht eine neue Beerdigung, sondern ein Zeichen von Auferstehung. Tolstoi kommt wieder.

Er ist einst gekommen. Aufhorchend, kopfschüttelnd vernahm die Welt, eine in Kulturherrlichkeit schwelgende, in Anbetung des wissenschaftlichen und technischen Fortschrittes berauschte, von sich selbst naiv eingenommene, von aller im tieferen Sinne christlichen Lebensauffassung zum Teil bewusst, aber noch mehr unbewusst abgekommene, ganz und gar verweltlichte Welt, dass in Russland, ausgerechnet in Russland, ein Graf, Sprössling eines alten Aristokratengeschlechtes, Grossgrundbesitzer, dazu der erste Dichter und Schriftsteller der Zeit, den Bauernkittel angezogen habe und den Pflug führe, weil er meine, die Wurzel all unserer sozialen Uebel sei, dass der Mensch statt nach Gottes ältestem Gebot, mit seiner Hände Arbeit sein Brot zu verdienen, andere für sich arbeiten lasse und sie zu Sklaven mache; dass dieser Sonderling der Meinung sei, die Welt wie jeder einzelne Mensch werde nur gerettet durch die Rückkehr zum Wege Christi, durch Demut und brüderliche Liebe. Das Evangelium Christi, in der Welt fast zum Märchen geworden, von Kirche und Theologie fast nur noch als Mumie gehütet, tauchte auf einmal aus diesem verachteten Russland als die lebendigste der Mächte auf, als Richter unserer ganzen berauschten Kultur, mit dem Anspruch, zu gelten und das ganze Leben zu beherrschen. Zu der Zeit, wo Friedrich Nietzsche auf einem negativen Weg im Kampf mit dem totgesagten Christentum sich verzehrte, weil er es doch auch für sehr lebendig, wenn auch

in verhüllten Formen, halten musste, und seinen endgültigen Sieg fürchtete — eigentlich für die damalige Welt eine scheinbar unnötige Angst — wider Willen auch für es Zeugnis ablegen musste, als Antichrist für Christus; wo Blumhardt der Jüngere in den Fussstapfen seines Vaters auf einem positiven Wege „Christus wieder ausgrub“, wie er einmal sagte, und das Reich Gottes neu erfuhr, aber auch in Einsamkeit und der Welt nicht bekannt, ja anstössig, — fuhr von jenem Jasnaja Poliana her, von einem ganz unerwarteten Orte her, aus dem Munde eines Laien, eines Grafen, Dichters, Schriftstellers, der Blitz, der Christus heisst, in die abendländische Welt. Schlag auf Schlag kamen, bald als gewaltige Dichtungen, die nicht nur die grössten dieser Zeit waren, sondern zu den grössten aller Zeiten gehören, bald als prophetische Prosaschriften, jene Manifeste der grössten Geistesrevolution, die das Abendland seit den Tagen der Apostel erlebt hat und künftig erleben wird, die auch Tolstoi nicht *macht*, von der er aber einer der gewaltigsten und in mancher Beziehung ein einzigartiger Zeuge ist: *der Revolution der Welt durch Christus*. Staunend erfuhr die Welt, dass diese Macht, das Christentum genannt, die man gewohnt war für die festeste Stütze aller bestehenden Ordnungen zu halten, in ihrer echten Gestalt ihre grösste Feindin und die revolutionärste aller Gewalten sei. Diese lang verborgen gebliebene und verborgen gehaltene Wahrheit, die ein Kierkegaard geahnt hat, als er „das Christentum des Neuen Testamentes“ der behaglich verklärten Weltfrömmigkeit entgegenhielt, die sich ringsum Christentum nannte, trat als ungeheure Entdeckung — erst halb geglaubt — auf den Plan. Und ebenso unglaublich war die Entdeckung einer andern Grundwahrheit des Neuen Testamentes: die Nachfolge Christi — und zwar eine mitten in unserer Zeit — die Nachfolge Christi in Demut, Liebe und Armut.

So ist damals Tolstoi gekommen. Aber die Welt hat ihn nicht verstanden. Sie nahm ihn ästhetisch, es war ihr zur Abwechslung ein spannendes Schauspiel. Nur das Ende, das erschütternde Ende, hat etwas tiefer an ihr Gewissen gereicht. Es fiel wohl nicht zufällig mit dem Untergang der Titanic nahe zusammen! Das offizielle Christentum aber liess sich noch weniger berühren. Passte dieser Mann doch in keine der dogmatischen und kirchengeschichtlichen Schubfächer, höchstens etwa in das der „Schwärmer“. Kein Professor und kein Pfarrer nahm ihn ernst — ein paar nicht genügend „wissenschaftliche“ etwa ausgenommen. Sein Evangelium wurde als Rückfall in „Gesetzlichkeit“ erledigt und seine Weltverneinung erschien als das krasse Gegenteil aller frohen Weltbejahung oder Weltbeherrschung, worin man damals den Sinn des Evangeliums zu erkennen glaubte. So kam Tolstoi zu uns und doch nicht zu uns.

Dann kam der Zusammenbruch dieser Welt und Kultur, den Tolstoi vorausgesehen und vorausgesagt. Nun stürzten jene Mächte, gegen die er als Erster nach langer Zeit im Namen Christi aufgetreten: Militarismus, Nationalismus, Mammonismus, Staat und Kirche. Sie stürzten — mit des Propheten Augen gesehen. Damit kam nun auch Tolstoi — ich meine: ein Grösseres als er, aber Tolstoi als einer seiner grossen Verkündiger. Er behielt ja recht! Und doch kam er wieder nicht. Denn nun kam an seiner Stelle Dostojewski — auch ein Russe, auch ein Gewaltiger, ja einer, der in einiger Hinsicht Tolstoi sogar überlegen ist. Vor ihm trat Tolstoi eine zeitlang ganz zurück; er wurde fast verachtet. Bei Dostojewski konnte man psychologisieren, darin konnte man sich selbst beschauen, mit ihm in seinen eigenen wirklich oder vermeintlich dämonischen Tiefen wühlen, während Tolstoi so simple Dinge verlangte, unwürdig eines differenzierten, genialen Menschen! Das Christentum aber griff im Taumel seiner Erschütterung nach Theologie. Zwar war es jetzt auch für es mit der frohen Weltbejahung und Weltbeherrschung aus, aber nun, nachdem man vorher Tolstois Weltverneinung getadelt, verwarf man in einem falschen Pessimismus die Möglichkeit der Nachfolge. Auch das Christentum scheute vor der T a t. Die Tat wurde dann durch Lenin getan und dieser andere Russe schien das Werk Dostojewskis so gut wie Tolstois und die in ihnen gegebene Verheissung völlig zu vernichten. Der Antichrist setzte sich dort fest, wo Christus sich neu erhoben hatte. Der Trümmerfall der Revolution dieses Antichrist bedeckt den Boden, auf dem die Revolution Christi aufgeblüht war. Die Reaktion umgekehrt suchte in Schrecken und Wut die alten Mächte wieder aufzurichten, auch im Namen Christi.

Aber jetzt kommt Tolstoi wieder. Und diesmal im Ernst. Denn nun haben sich die von dem ungeheuren Einsturz aufgewirbelten Staub- und Rauchwolken etwas verzogen. Wir sehen: der Sturz ist geschehen und nicht mehr zu ändern, mögen die alten Mächte sich noch so trotzig geberden. Wir sehen: die neue Welt will sich emporringen, sie ist nicht zurückzuhalten. Wir sehen: entweder wird Christus, so wie ihn Tolstoi verstand, und fügen wir hinzu: wie ihn, Tolstois Wahrheit ergänzend und an manchen Punkten vertiefend und berichtigend, Blumhardt verstand, das Prinzip der neuen Welt oder die Dämonen und der Herr der Dämonen. Die Mächte, gegen die Christus von Anfang an gestanden hat: Cäsar mit seinem Diktatorenanspruch über alles Leben, das Schwert und das Tier, seine Zeichen, dazu der Mammon, die Weltkultur, der Weltrausch, der Welttrug — sie alle erheben sich nun riesenhaft wie noch nie, zu einem letzten Kampf mit Christus. Das ist unsere heutige Lage. In sie hinein kommt nun im E r n s t, und in immer grösserem Ernst, Tolstoi als Zeuge Christi. Die Wahrheit, die er

auf einzigartige Weise verkündigt hat: dass das Reich Christi der Umsturz unserer Welt ist, die revolutionärste aller Revolutionen, sie dringt vor. Sie dringt in den Staat, in die Kirchen, in die Schulen ein — allen Sperrmassregeln zum Trotz. Sie stürzt die grossen Götzen, zu denen Staat, Kirche, Kunst, Wissenschaft, Bildung, Kultur, Zivilisation geworden sind. Sie setzt an Stelle des Staats-Götzen die auf die erlöste Arbeit und eine brüderliche Gerechtigkeit gegründete freie Volks- und Völkergemeinschaft; sie setzt an Stelle einer entarteten Zivilisation, die sich Kultur nennt, ein neues Leben aus Gott, das zugleich erlöste Natur ist; sie setzt an Stelle des Tieres den Menschen, an Stelle des Schwertes das Kreuz, an Stelle des Staatsbürgers das Gotteskind, an Stelle der Maschine die Seele; sie setzt an Stelle einer dem Mammon und der Sinnlichkeit verkauften Wissenschaft und Kunst eine aus der Gotteserkenntnis fliessende neue Art, die Wirklichkeit zu schauen, die zugleich Dienst am Menschen wird, und eine künstlerische Schöpfung, die ein Evangelium zu sagen hat, an Stelle des Götzenkultus der Technik aber die Ehrfurcht vor dem Heiligtum des Menschen und der Natur; sie setzt an Stelle der Kirche die Gemeinde der Jünger und an Stelle der Theologie die Nachfolge Christi; sie setzt darum an Stelle des luziferischen Hochmutes die evangelische Demut des Menschen vor dem Menschen, an Stelle des römischen Gesetzes die Bergpredigt Jesu — als Erfüllung der zehn Gebote — und an Stelle des allmächtigen Verlangens nach Besitz die Angst der Seele vor ihm, jenes Leben aus Gott, das paradox Armut heisst.

Das ist die Revolution, die nun kommt: die Revolution Gottes, die Christus bedeutet, die Umkehrung und Umstimmung der verweltlichten Welt auf das Reich Gottes hin, das Bergpredigt und Kreuz offenbaren. Sie kommt — und mit ihr, darin als bescheidener Zeuge verschwindend, auch Leo Tolstoi. Sie kommt: als Morgendämmerung Gottes steigt sie über einer mit Blut und Fluch bedeckten Welt empor und sie wird einst zur Sonne und zu einem Gottesfrühling werden, nach ungeheuren Stürmen! Sie wird zuletzt auch Lenin überwinden — wenn einmal die Liebe wieder gross wird in der Nachfolge der Liebe.

L. Ragaz.

Was sollen wir tun?

Eine Betrachtung im Sinne Leo Tolstois.
Zum Gedächtnis seines hundertsten Geburtstages, 9. Sept. 1928.

Es könnte scheinen, als wenn es eine rechte Ueberheblichkeit wäre, eine solche Frage zum Gegenstand einer ausführlichen Betrachtung zu machen, da ich ja entweder selbst nicht weiss, was wir eigentlich „tun“ sollen, oder — sollte ich es wissen — doch

sicherlich nicht die Kraft habe, es nun zu erfüllen. Aber das soll schliesslich doch kein Grund sein, der Frage auszuweichen, die doch eine so brennende, religiöse Zeitfrage ist, und von der im Grunde alles Heil des Einzelnen wie unserer ganzen Kultur abhängt. Versuchen wir wenigstens Klarheit zu gewinnen, damit wir den Weg schauen und die Kräfte kennen lernen, die notwendig sind, die gar grossen Hindernisse auf demselben zu überwinden.

Alle grossen Augenblicke der Geschichte, alle Epochen starker innerer Erregung waren vor dieselbe Frage gestellt. Besonders in unserer Zeit erlebten wir es, als nach dem Zusammenbruch des Krieges alle Leute „irgend etwas tun" wollten, um den Anbruch einer neuen Zeit zu bezeugen. Alle waren natürlich guten Willens, alle waren bereit, dem ethischen Sinne des Lebens irgendwie zu entsprechen; man bildete Gemeinden, kommunistische Siedlungen, wurde radikaler Sozialist etc. Aber allmählich erlahmte die Kraft, da ein äusserer Erfolg natürlich ausblieb, und die Ansätze und Symbole wurden verlassen, weil sie scheinbar keine wirklichen Antworten waren. Man flüchtete vor dieser Gewissensfrage in die Aeusserlichkeit lärmender Vergnügungen oder in die Innerlichkeit eines unklaren und passiven Mystizismus. Das heisst im Grunde: man flüchtete vor sich selbst. Die Frage blieb ohne wahre Antwort.

Und so bleibt es die umso dringendere Aufgabe für uns, heute in ruhiger Besinnung nachzuforschen, was wir tun sollen und tun können.

Ist unser Streben ehrlich, so müssen wir die Antwort, ebenso wie zuerst die Frage, vor allem im Evangelium selbst suchen. Denn der Erste, an den diese Frage gerichtet wurde und der die vorbildliche Antwort gab, war ja bekanntlich Johannes der Täufer. Lukas erzählt darüber die folgende Begebenheit:

> „Und er kam in die Gegend um den Jordan und predigte die Taufe der Busse, zur Vergebung der Sünden. Und das Volk fragte ihn und sprach: Was sollen wir denn tun? Er antwortete und sprach zu ihnen: Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat, und wer Speise hat, der tue auch also. Es kamen auch die Zöllner, dass sie sich taufen liessen, und sprachen zu ihm: Meister, was sollen denn wir tun? Er sprach zu ihnen: Fordert nicht mehr, denn gesetzt ist. Da fragten ihn auch die Kriegsleute und sprachen: Was sollen denn wir tun? Und er sprach zu ihnen: Tut niemandem Gewalt noch Unrecht, und lasset euch genügen an eurem Solde... Und viel anders mehr vermahnte er das Volk und verkündigte ihnen das Heil." (Kap. 3.)

Auch Jesus gab im Grunde dieselbe Antwort, als ihn der „reiche Jüngling" fragte: Was soll ich Gutes tun, dass ich das ewige Leben erbe?

„Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote. Da sprach er zu ihm: Welche? Jesus aber sprach: Du sollst nicht töten, du sollst nicht ehebrechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsches Zeugnis geben, ehre Vater und Mutter, und — du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Da sprach der Jüngling zu ihm: Das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf, was fehlt mir noch? Jesus sprach zu ihm: Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe, was du hast und gib's den Armen. So wirst du einen Schatz im Himmel haben. Komm und folge mir nach. Da der Jüngling das Wort hörte, ging er betrübt von ihm, denn er hatte viele Güter." (Matth. 19, 16 f.)

Welche tragische Wandlung erfährt aber unsere Frage und Antwort schon in der Urgemeinde. Zwar wird auch da von einer kommunistischen Gemeinschaft erzählt, die eine Zeit lang dem inneren Drange aller Mitglieder entsprach. Aber die eigentliche Formulierung der Zeit gaben Petrus und die übrigen Apostel, als sie gefragt wurden und sprachen: „Tut Busse und lasse sich ein jeder von euch taufen in dem Namen Jesu Christi zur Vergebung euerer Sünden, so werdet ihr die Gabe des heiligen Geistes empfangen —" (Apostelgesch. 2, 37). Das ist nicht mehr das ursprüngliche religiöse Leben, da bereits Theologie und religiöser Egoismus die Antwort diktiert haben. Es ist, wenn man will, schon der erste Schritt zur Verkirchlichung, und damit zum Abfall vom Meister. Das kommunistische Experiment ging vorüber, bleibend aber wurde die hauptsächlich zeremoniöse Antwort Petri, dass die Taufe das „rechte" Tun für das Reich Gottes sei.

Und so blieb es mit wenigen Ausnahmen eigentlich bis zum heutigen Tage.

Da war es nun T o l s t o i, der wieder diese grosse und ewige Frage in den Mittelpunkt seines religiösen Ringens und Lehrens stellte, indem er sogar einem seiner grössten Werke diesen Titel gab (ganz abgesehen davon, dass auch all sein anderes Forschen dieser Frage galt). In dem Buche „Was sollen wir tun?" (verfasst 1885—1888) erzählt er, wie er unter dem niederschmetternden Eindruck seiner Besuche in den Elendsquartieren Moskaus anlässlich der grossen Volkszählung den Entschluss gefasst hatte, eine grosse humanitäre Organisation ins Leben zu rufen, um diesen Aermsten der Armen einigermassen zu helfen, und wie er von diesem Plane höchst befriedigt war. Aber der bäuerliche Sektierer Sjutajew, Tolstois eigentlichster Lehrmeister, verwarf instinktsicher diesen Plan als „Unsinn und Selbstbetrug". Es möge doch jeder Bauer einen dieser Armen mit sich aufs Land nehmen, ihn zur Arbeit anhalten, mit ihm an einem Tische sitzen und aus einer Schüssel essen, dabei gute Worte reden, die der andere auch verstehen könne, dann erst werde eine wirkliche Rettung, eine Erlösung erreicht werden. Tol-

stoi begriff diese Lektion augenblicklich und formulierte bald darauf als seine Antwort — freilich bloss als die Antwort der ersten Epoche seines neuen Lebens — folgende drei Forderungen:

sich nicht belügen;
Busse tun;
von der eigenen Handarbeit leben,

d. h. also, selbst seinen Acker bestellen. Später kam dann noch hinzu die negative Forderung, nicht am Kriegsdienst und anderen obrigkeitlichen Einrichtungen teilzunehmen.

Es ist klar, dass diese Lehren uns bei unserem nie verstummenden und oft so leidvollen Fragen zunächst nicht befriedigen können. Dazu sind sie bei aller Wahrheit zu eng, zu äusserlich. Denn das Tun als solches kann doch nicht schon der „Sinn" sein, den wir dabei eigentlich suchen, ganz abgesehen davon, dass es nicht jedermanns Sache sein kann, den Boden zu bestellen, und dass eine solche Arbeit auch letztlich keine absolute Rechtfertigung des Lebens ist, so wenig man auch über diese Forderung geringschätzig die Achsel zucken sollte. Tolstoi selbst hat es wohl ebenso empfunden, denn er hat sich später immer wieder unsere Frage neu gestellt, und seine erste Antwort nur als vorläufig gelten lassen. So dürfen wir ihm denn trotz allem ruhig als unserem Lehrmeister folgen, denn wir werden ja bald erkennen, dass er uns noch in wirklich grosse Tiefen hinabführen wird — freilich nicht so sehr in seinen „theoretischen" Schriften als vielmehr in seinen Briefen und Tagebüchern, die ja den unmittelbaren und lebendigen Geisteskampf seiner grossen Seele widerspiegeln.

Zunächst: was heisst denn eigentlich unsere Frage ihrem tieferen Sinne nach?

Was sollen wir tun? — Nun selbstverständlich sollen wir doch nur Gutes tun, Werke der Nächstenliebe, — das ist ja allbekannt und bedarf kaum der Wiederholung. Oder sollen wir doch etwas Besonderes, Bestimmtes tun? Was für eine Antwort erwarten wir denn eigentlich?

Es ist jedenfalls kein blosses Tun im gewöhnlichen Sinne, nach welchem wir fragen, sondern gemeint ist offenbar: „Wir wollen nun ein neues, ein *wesentliches* Leben beginnen (wir wollen ein seliges Leben erben — wie es in der Bibel heisst), — was muss man da tun?" Oder noch besser: „Wie muss ein solches Leben beschaffen sein?" Denn gemeint ist ja überhaupt nicht so sehr das Tun im äusserlichen Sinne, sondern ein Tun, das imstande wäre, dem so äusserlichen Leben einen inneren Sinn zu verleihen, also *ein sinngebendes, ein rechtfertigendes Tun*.

Freilich, auch bei dieser Formulierung bleibt noch eine sehr wesentliche Frage offen. Es gibt nämlich in Hinblick auf unser Thema zwei sehr verschiedene Menschentypen, auf die zu achten

nötig ist. Einerseits gibt es Menschen vornehmlich aktiver, tätiger Richtung, denen das ethische Wollen primär ist und allein sinnvoll erscheint, als eine Rechtfertigung des Daseins überhaupt. Und andererseits gibt es wieder Menschen von mehr passiv-beschaulicher Art, denen etwa das mystische Erlebnis, das Ergriffen- und Entrücktwerden in die Sphäre göttlicher Nähe, wesentlich ist, und die daher überhaupt nicht ganz fassen können, dass man einem „Tun" solchen Wert beilegen kann. Für die zuerst genannten Menschen ist das Tun (Dienen, Opfern) das Wichtigste, die Erlösung und Einigung mit Gottes Willen, für die anderen dagegen ist alles Tun höchstens vorbereitend von Bedeutung, negativ, durch Ausschaltung alles Hemmenden und Unguten; das Eingehen in Gott selber aber ist ihnen das Letzte und Höchste.

Bei solcher Lage müssen wir einen Augenblick innehalten, um uns grundsätzliche Rechenschaft zu geben über den Sinn menschlichen Tuns überhaupt, und eines ethisch zu wertenden Tuns im besonderen. Denn das ist ja gewiss, dass man kein Tun überschätzen und in ihm etwas Absolutes suchen sollte. Es ist und bleibt im besten Falle nur ein unzulängliches Stammeln dem wahrhaft Göttlichen gegenüber, das vielleicht geschaut, aber nie restlos getan werden kann. Und dennoch: die blosse innere Haltung kann für unsere Daseinsform nicht wirklich genügen. Hier bedarf es der Manifestation jenes Ideellen, der „Fleischwerdung des Wortes", um Wirklichkeit und Leben zu werden. Denn alles Leben ist Einheit, in der Geist und Materie nicht zu trennen sind. Der tiefere Sinn des Ethischen aber liegt in seinem Entscheidungscharakter. Erst unser Tun bezeugt ja, ob unser Sein und Wollen gross und stark war, sodass wir auch zu einer „Leistung" bereit sind. Darum muss man das sittliche Tun ernst nehmen. Nicht so sehr um des Tuns als solchem willen, auch nicht um der andern willen, denen wir vielleicht dienen in ihrer Not, sondern um des Zeugnisses willen. Denn alles reine und selbstlose Tun ist Symbol der göttlichen Kraft im Menschen, die wir bekennen können oder nicht. Der Mensch ist ja ein „Gesandter Gottes" (Tolstoi).

Das ist nun die eigenartige Paradoxie unseres Problems: dass zwar das Tun wesentlich ist, dass es aber dennoch gar nicht so sehr auf das Tun ankommt, da ja das Tiefste und Letzte, das wir erreichen, unausgesprochen und ungetan bleiben muss. Dass also, von innen betrachtet, die Haltung wesentlicher ist als die Handlung.

Aber weder der eine noch der andere Teil dieser Paradoxie kann uns befriedigen. Was wir suchen, liegt offenbar in der Mitte. Auch für uns wird allerdings ein ethisches Tun höchster Art wirklich „sinngebend" sein. Aber es darf andererseits doch wieder nicht beim blossen Tun, beim ethischen Wollen bleiben. Denn nur so-

weit, als dieses Tun Ausdruck einer gottnahen Haltung, eines gottergebenen Glaubens ist, hat es erlösende Kraft und Macht — für mich und für alle anderen. Das ist die Position jenes „religiösen Aktivismus", der da glaubt, dass wir an Gottes Werk irgendwie mitzuwirken haben, und der daher in all seinen Formen eine Verwirklichung des höchsten Sehnsuchtszieles der Seele erstrebt: des Reiches Gottes auf Erden. Es ist auch die Position Tolstois.

Was sollen wir also tun, damit unser Leben sinnvoll werde, damit wir ein „neues Leben" führen können, anders als das bisherige, mag dieses auch an sich ganz gut gewesen sein? Sollen wir auf das Land ziehen und unseren Acker selbst bestellen, sollen wir kommunistische Siedlungen gründen? Mit Recht hat Tolstoi schon in seinem Buche „Was sollen wir tun?" einmal ausgesprochen: „Wenn wir fragen, welche bestimmte Art von Arbeit wir denn tun sollen, so stellen wir in Wahrheit gar keine Frage, sondern wir sagen damit nur, — dass wir in Wirklichkeit nichts tun wollen." (II. Bd. 202/203.) Wer den rechten Geist in seinem Leben hat, der fragt ja gar nicht mehr, denn er findet seinen Weg wie selbstverständlich. Ist doch die Gelegenheit, einzugreifen und Liebeskräfte zu betätigen, tausendfältig, sodass sie nicht erst aufgezeigt zu werden braucht. *Nur wem die Hingabe und die Liebesgesinnung ein Problem sind, der stellt die Frage.*

Betrachten wir zunächst einmal ganz kurz die Antworten der Vergangenheit, also des historischen Christentums, um daraus für die Gegenwart zu lernen.

Es ist klar, dass das Evangelium die Menschen im Tiefsten aufgerüttelt hat. Die antike Ethik mit ihrer Lehre vom „Schön-Gut-Sein" (das man ganz passend auch als eine Lehre des „gentlemanlike" bezeichnet hat), vermochte nicht länger zu genügen. Denn die neue Botschaft war eine allzustarke Mahnung für das Gewissen geworden, die nicht mehr verstummen wollte, selbst dann nicht, als man sich immer mehr bemühte, ihre revolutionäre Kraft zu mindern. Zwei hauptsächlichste Antworten auf unsere Frage wurden im Laufe der Entwicklung der christlichen Kirchen von Bedeutung und blieben es bis heute:

Auf die Frage: „Was soll ein Christ tun?" konnte naturgemäss die erste und unmittelbarste Antwort nur lauten: Jesus nachzufolgen. Aber was konnte nicht alles unter dieser Aufforderung verstanden werden: das Tun einzelner Werke — wie es etwa der Jakobusbrief vertritt —, oder eine blosse Nachahmung gewisser Aeusserlichkeiten des Lebens Jesu, — wie es besonders im Mittelalter geschah, da man Nachfolge durch „imitatio" übersetzte, und darum die mönchische Askese zur gottgefälligen Leistung erhob.

Und endlich verstand man unter Nachfolge auch das programmmässige Tun vorgeschriebener „Guter Werke“ (im weitesten Sinne), das ja bekanntlich die Reformatoren so sehr entrüstete. Denn an Stelle eines wirklichen Tuns von innen heraus — wie es dem Geiste des Meisters entspräche — trat die Werkheiligkeit in all ihren Formen und damit die Veräusserlichung von Religion und Ethik. Es war und ist ein tragisches Missverständnis, dem sich nur Wenige zu entziehen wussten.

Aber Luthers Reaktion darauf bedeutet im Grunde keine viel geringere Gefahr, so aktuell auch noch heute seine Haltung empfunden wird. Es ist seine aus dem Römerbrief geschöpfte Lehre, dass es bei der Erlösung gar nicht auf das Tun ankommt — in dem wir ja immer irre gehen —, sondern allein auf den inneren Glauben, der uns die göttliche Gnade erschliesst. Ohne Zweifel enthält diese neue Antwort eine tiefe Wahrheit, an der nicht zu rütteln ist; aber es bleibt eine halbe Wahrheit, wenn man die Früchte dieses Glaubens — an denen ja (nach dem Worte der Schrift) der neue Mensch zu erkennen ist — als etwas von selber sich Ergebendes nicht weiter betont und fordert. Tatsächlich wurde auch die neue These ganz ebenso wie die zuerst genannte nur allzuschnell missbraucht. Man vergass auf die Früchte, auf die es doch scheinbar nicht so sehr ankam, zu schauen, und begnügte sich immer mehr mit dem Glauben allein. Das heisst aber im Effekt: man überliess die Welt, ganz ebenso wie im Mittelalter, den widergöttlichen Kräften, dem Teufel.

„Gute Werke“ und „alleinseligmachender Glaube“ sind aber beides nur Theorien, das heisst höchst fein ersonnene Versuche einer Rechtfertigung des Nichts-Tuns oder des mangelnden Tuns. Und darum bedeuten sie in ihrer Zuspitzung eigentlich ein Ausweichen vor der letzten und entscheidenden Verantwortung, nicht aber lebendige Stellungnahmen auf die nie zur Ruhe kommende Frage nach dem rechten T u n eines wesentlichen Lebens. Das eine aber können wir doch aus ihnen lernen: dass es im Grunde nur ein sehr schmaler Weg und eine enge Pforte ist, durch welche man zum selig beseligenden Leben eingehen kann, nämlich der Weg, der s o w o h l G l a u b e w i e T a t ist, und der so schwer — nicht etwa zu finden, sondern — zu beschreiten ist Denn es ist kein anderer als der gläubiger Hingabe, echten Opfers, wahren Dienstes. —

Doch ehe von diesem letzten Geheimnis einer tätigen Religion gesprochen werden kann, haben wir noch so mancherlei klarzustellen, das dahin weist.

II.

Was bedeutet es denn eigentlich: „Ein neues Leben beginnen“? Wohl dieses: eine Scheidung vollziehen zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem.

Eine solche Scheidung ist nun scheinbar leichter im Negativen getan als im Positiven. Denn wir wissen mit grösserer Bestimmtheit, was wir nicht tun und wessen wir uns enthalten, als was wir tun und schaffen sollen, da ja im Negativen die irrational-schöpferischen Elemente offenbar eine geringere Rolle spielen. Und so hat denn auch Tolstoi zunächst hier bestimmte Anweisungen zu geben versucht. Vor zweierlei Gefahren sollen wir uns stets hüten: vor der Lüge andern gegenüber und vor der Lüge vor uns selbst. Wir sollen darum das unnütze und schädliche Herumgerede meiden (von dem auch Jakobus im 3. Kapitel seines Briefes so eindringlich spricht, und das so viel Unheil schon angerichtet hat), und mit ihm auch all die konventionellen Lügen einer unaufrichtigen Gesellschaftsform. Und andererseits sollen wir nach Möglichkeit all das Zerstreuende und Ueberflüssige der modernen Zivilisation nicht mitmachen, da es eben vom Wesentlichen hinwegführt und unsere besten Seelenkräfte raubt. Das heisst also im weiteren Sinne, wir sollen nicht vor uns selber fliehen, sondern immer mehr und mehr zu unserem besseren Ich gelangen.

Freilich, so richtig dies auch ist, so kann doch nicht übersehen werden, dass alle solche e i n z e l n e n Angaben doch nicht das Wesentliche und Letzte der Lebensführung erfassen können. Und darum ist auch Tolstoi in seiner ferneren Entwicklung immer weiter weg gekommen von diesen ursprünglichen Formulierungen. In seinem letzten ganz grossen Werke „Der Lebensweg“ (1910; derzeit vergriffen) widmet er wohl ein ganzes Kapitel dem „Nicht-Tun“, aber die Entscheidung im Einzelfalle wird nun gänzlich einer höheren Sphäre überlassen, von der noch zu sprechen sein wird.

Immerhin gibt es doch noch eine andere, ebenfalls negative Bestimmung unseres Tuns von wesentlichem Charakter. Im Gegensatze nämlich zu den früher erwähnten kontemplativ gerichteten Naturen gibt es wieder solche, welche da meinen, dass in einem Tun um jeden Preis das eigentliche Heil der Welt liege. (Vgl. den viel zitierten Spruch Carlyles „Arbeiten und nicht verzweifeln“, der meist in diesem Sinne ausgelegt wird.) Gegen diese Art von Vielgeschäftigkeit — die ja gerade dem Europäer so nahe liegt — ist nun Tolstoi mit Recht sehr heftig aufgetreten (besonders gegen Zola). Es sei immer noch besser, gar nichts zu tun als zu viel zu tun. Und nicht das kann Erlösung schaffen, dass wir überhaupt irgend etwas tun, etwas „arbeiten“, sondern dies vermag nur jenes Tun, das aus einem inneren Müssen entspringt, aus einer inneren Sehnsucht nach Wesentlichkeit und Gottesgehorsam. Es scheint ja fast wie ein Widerspruch zu klingen, der in dieser Erkenntnis liegt, dass man zwar nicht immer etwas tun muss, obgleich man doch auch immer etwas, nämlich Wesentliches, tun sollte.

Doch eben hier hebt die positive Frage, und mit ihr die eigent-

liche Schwierigkeit erst an. Welches Tun ist denn nun ein wesentliches?

Auch hier kann es wieder zweierlei Antworten geben: entweder wird man versuchen, einzelnes wesentliches Tun aufzuzeigen, und wird erlangen, dass zunächst dieses erfüllt werde, ohne Sorge um den sich gewiss bald erschliessenden Sinn, oder aber man wird nur hinweisen auf die Gesinnung und das Gewissen, um so die leise innere Stimme zu wecken, die allein zielsicher angibt, was wir letztlich zu tun haben und wie wir es tun werden. Tolstoi ging, als er selber noch gewissermassen Schüler des neuen Weges war, den zuerst genannten Weg, um dann — in seiner letzten Reife — die eigentliche Lösung, die des zweiten Weges zu gewinnen.

Die magna charta einer Lebensordnung im Sinne wahrer Gotteskindschaft ist und bleibt die Bergpredigt. Sie gibt die ewigen Richtlinien für die Scheidung von Wesentlichem und Unwesentlichem, und ist die eigentliche und letzte Antwort auf unsere Kardinalfrage. Und zwar natürlich auch dann, wenn wir sie als blosse Aufzeigung des Weges, als Feststellung und nicht als äusserlich verpflichtenden Kodex betrachten. Das Verlangen nach Verwirklichung der Bergpredigt und damit einer wahren „Nachfolge" ist darum ebenso alt als das Christentum selbst. Aber wie? Ist etwa die Askese, von der früher die Rede war, schon der Kern dieser einzigartigen Lehre? Oder hat Tolstoi recht, der bekanntlich die Bergpredigt in ganz neuer Auffassung erlebte (das Wort „Widerstrebe nicht dem Uebel" bildet darin das Zentrum, von dem aus sich alles weitere erst ergab), und der dann in fast dogmatischer Weise fünf Gebote herauslas, die gewissermassen für ein wesentliches Leben absolute Geltung besitzen sollten.[1])

Können wir uns bei dieser Antwort befriedigt fühlen? Nein, und dennoch ja. Um da zu entscheiden, ist es notwendig, sich vorerst ein wenig den Sinn ethischer Gebote überhaupt klar zu machen.

Unsere Zeit mit ihrer Neigung zum Irrationalen hat wieder die

---

[1]) Das erste Gebot: Du sollst niemandem zürnen, und deinen Bruder nicht schelten.

Das zweite Gebot: Du sollst dich nicht von deinem Weibe scheiden.

Das dritte Gebot: Du sollst nicht schwören, also in keiner Weise einen Dienst übernehmen, wo man weltlichen Mächten schwören muss.

Das vierte Gebot: Widerstrebe nicht dem Uebel. Uebe keine Gewalt aus (verweigere den Kriegsdienst), und richte nicht.

Das fünfte Gebot: Du sollst deine Feinde lieben, das sind die Menschen, die nicht deine Volksangehörigen sind.

Zusammengefasst wird die ganze Lehre in der berühmten goldenen Regel: Alles nun, was ihr wollt, das euch die Leute tun, so sollt ihr ihnen tun. (Matth. 7, 12.)

Diese Regel kehrt in allen grossen Weisheitslehren wieder. Sie ist eine Minimumforderung, aber keine wirklich letzte Wegweisung.

Abgrundtiefe und Dämonie der Seele entdeckt, und daher mit grosser Leidenschaft Tolstois rationalistischen „Ethizismus“ als unzulänglich abgelehnt, und etwa Dostojewski als den Prediger einer neuen Religion gepriesen. Darin mag nun sicherlich auch manches Richtige liegen, denn tatsächlich wohnt jeder ethischen Forderung etwas Starres und Unzulängliches inne. Aber die Gefahr der neuen „absoluten“ Religion ist um nichts geringer und ähnelt in Vielem der vorhin geschilderten Gefahr des Protestantismus: dass nämlich vor lauter Vertiefung das Tun vergessen wird, entweder weil es überhaupt nicht so wichtig genommen wird („es kommt nicht darauf an“), oder weil es als erlösender Akt gar nicht für möglich gehalten wird, da alles der unverdienten Gnade zukommt. So konnte es denn besonders bei schwächeren Naturen geschehen, dass die sittliche Idee nicht so wahrhaft ernst genommen wurde als sie genommen werden müsste. Und darum war auch seit jeher mit einer gewissen (nicht recht verstandenen) Mystik eine Art praktischer Anarchismus verbunden, oder mit dem sogenannten Spiritualismus eine Art Amoralismus und Libertinismus. Des Paulus richtige und doch so zweischneidige Formel vom neuen Menschen, der über dem Gesetz steht, wird hier zur bedenklichen Versuchung. „Der Reine kann nicht sündigen“ — so lautete schon das Schlagwort gewisser Gnostiker des zweiten Jahrhunderts, und ähnlich das mancher Sekten von Mittelalter und Neuzeit.

Aber freilich scheint die Gefahr der Gegenposition auch nicht geringer zu sein, die Gefahr der Werkheiligkeit des Pharisäertums, das die Gesetzesfrömmigkeit als eine Pflicht jenseits aller lebendigen Augenblicksforderung vertrat. Für sie gibt es zwar kein Leichtnehmen des Sittlichen, aber dieses selbst artet nur allzu leicht zur Unfreiheit und Gebundenheit aus. Es ist klar, dass ein solches Tun im Grunde unwesentlich und darum wertindifferent sein muss. Der flammende Protest des Apostels Paulus hatte schon seinen tieferen Sinn und wird ihn stets behalten.

Als die eigentliche Lösung in dieser Lage gilt darum der Satz, den einer der stärksten geistigen Führer des 16. Jahrhunderts, Johannes Denck, 1526, niederschrieb: „Nur wer die vollkommene Liebe hätte, bedürfte keines Gesetzes.“ Wem aber diese vollkommene Liebe noch fehlt — und wer könnte von sich sagen, dass er sie besässe — wer also noch unterwegs ist zu diesem letzten Ziele, der bedarf dorthin zweifellos noch gewisser Weisungen und Kompassrichtungen, in denen sich sein guter Wille bewähren kann. Und das ist auch der bedeutendste Sinn aller ethischen Gebote und Normen. Nicht Forderungen und Pflichten können sie sein — denn was wäre dann alles sittliche Tun wert? — sondern nur Hinweise und Anleitungen für ein erstes Beginnen. Unter diesem Gesichtspunkte des weisenden

Kompasses ist es wohl auch offenkundig, dass Tolstois fünf Gebote ebenso wie all seine anderen expliziten Lehren viel Gutes geschaffen haben, indem sie irrende oder suchende Menschen aufrüttelten und ein Stück weit führten.

Freilich, auch hierbei gibt es wieder eine Fülle von nicht geringen Missverständnissen und Gefahren. Viele dieser Menschen vermeinen nämlich, dass eine äussere Erfüllung der eigenartig strengen Anweisungen an sich schon Gottes Gebot und daher wesentlich sei, indem sie fälschlich ein Hilfsmittel der Uebung als Selbstzweck ansehen. Aber trotz all dieser wohl bekannten Gefahren der Veräusserlichung behalten die Gebote und Forderungen ihr grosses Recht.. Denn es ist manchmal schon notwendig, dass man ausspricht, was zu tun oder zu lassen ist, und was als unausweichbare Bedingung eines wesentlichen Lebens zu gelten hat. Denn nur zu leicht neigt der Mensch dazu, sich das Leben leicht zu machen und dann vor sich selbst zu rechtfertigen.

Die Hinweisung auf einzelne Verhaltungen, mögen sie noch so grossen pädagogischen oder seelenbildenden Wert haben, kann freilich nichts Letztes bedeuten. Denn das Leben gestattet eben keine Zerstückelung und Atomisierung. Wenn nicht das ganze Leben, aus einem tiefsten Zentrum gespeist, eine grosse Einheit bildet, also wenn nicht die gesamte Lebensführung zum grossen Symbol einer einheitlichen und tieferen Seinsform wird, die nur in jedem einzelnen Falle nach aussen wirkt, in Gedanken, Miene, Wort und Tat, dann ist alles Ethische — denn nur um ein solches konnte es sich im vorhergehenden Falle handeln — trotz seines religiösen Ausgangs ohne wahre Erlösung und fortzeugende Kraft. (Wobei es ja noch fraglich bleibt, ob es ohne den zentralen Kern überhaupt erfüllbar ist.) Dieses Ethische erhält seinen letzten Wert ja erst dann, wenn es nicht aus Gehorsam, sondern aus innerer Freiheit erfliesst, als der stärkste Ausdruck einer dem absoluten Sein zugewandten G e s i n n u n g.

Und damit kommen wir endlich zum Kernpunkt unserer Betrachtung, zur eigentlichen Antwort auf die Frage nach dem rechten Tun. Tolstoi hatte selbst immer mehr die Unzulänglichkeit seiner ersten Formulierungen (seiner Bücher „Mein Glaube“, „Evangelium“, „Was tun?“, „Reich Gottes“) erkannt. Er, der so oft als Sittenapostel missverstanden wurde, kam in seiner weiteren Entwicklung immer mehr und mehr ab von der Forderung einzelner Tathandlungen, deren Unzulänglichkeit oder Unausführbarkeit er fühlte. Aber die neue Einsicht, die nun an die Stelle der früheren Lehre trat, war doch etwas ganz anderes als jener oben erwähnte mystische Anarchismus oder Libertinismus. Sie war, nur vertieft, doch in derselben Linie wie alles frühere. Eigentlich gar nichts Neues, aber verkündet mit der unerhörten Gewalt einer neuen

Entdeckung. Es war der Hinweis auf das eigene Innere, in dem allein die Gebote zu suchen und zu finden sind, die wir zu erfüllen haben. Aber eben diese unaussprechbaren neuen Gebote des verborgensten Gewissens, die ja gar nicht gebieten, sondern nicht anders als befolgt werden können, weil sie ein Müssen und kein Sollen oder Wollen darstellen, sie empfinden wir trotz aller Innewohnung nicht als unser persönliches Gut. Wir erkennen sie vielmehr unmittelbar als die Kraft einer höheren Wirklichkeit, als das Gebot Gottes, für das man nur aufgeschlossen und feinhörig genug werden muss, um es zu erfassen.

„Meiner Ansicht nach kann das Leben eines Menschen, der nach christlichen Grundsätzen leben will, niemals seinen Ausdruck in irgendwelchen äusseren Verhältnissen finden, ob man bei einem Bauer lebt, oder als Einsiedler. Es kommt alles auf die Geistesverfassung an, in der sich der Mensch befindet, a u f d i e A r b e i t a n s i c h s e l b s t, die er leistet, um die Wahrheit, um derentwillen er lebt, im Leben zu verkörpern. (Brief an Tonilow, 21. I. 1909.)

Und noch knapper:

„Der Wille Gottes besteht nicht darin, was man tun soll (denn, was man tun soll, zeigt das Leben), sondern wie man es tun soll. Das w i e ist das, was das wahre geistige Leben schafft." (Sinn des Lebens, S. 27.)

Das ist die eigentliche befreiende Antwort, die Tolstoi im letzten (achten) Jahrzehnt seines Lebens fand. Nicht das also ist die Frage: Was soll ich tun?, sondern das: Wie soll ich leben? oder noch besser: Wie soll ich sein? Den wahrhaften Sinn des Lebens, oder wie Tolstoi sich ausdrückt: „das Gebot", beziehungsweise „den Willen Gottes" kann man immer und in jeder Situation erfüllen, wenn man nur den richtigen Geist, die richtige Gesinnung hat und auf die feine innere Stimme horcht, die uns leitet.

Was aber könnte dieser Geist, diese Gesinnung schliesslich anderes sein als das grosse Wunder der göttlichen L i e b e ?

Die Liebe ist im Grunde kein Tun und kein Machen, sondern ein Haben und Sein. Für sie bedarf es weiter keiner Anweisungen, auch keiner Erklärungen oder Definitionen, es bedarf keiner Vorbereitungen und Veranlassungen. Liebe ist die geistige Urgewalt, die unser Dasein unmittelbar rechtfertigt und uns die grosse Lebensaufgabe stellt. Sie ist natürlich auch keine Forderung — das hat schon Kant richtig gesehen — sondern eine Tatsache. Hat man sie, so ist alles weitere schon gesichert. Und dann vor allem ist die Liebe eine Kraft, die man immer wirken lassen kann, unabhängig von dem besonderen Berufe, den man hat, und von der Situation, in der man ist. Denn es gibt keine Lage, wo man wirklich gehindert wäre, Liebe zu entfalten. Vielleicht kann man nicht

immer wirklich den grossen Aufgaben der Gegenwart genügen — besonders wenn man selber Opfer dieser Gegenwart ist — aber man kann doch immer „göttlich gütig“ sein, wie Tolstoi einmal sagt, in jeder Lage und in jedem Berufe. Und wenn es schon nicht möglich ist in äusseren Taten, so jedenfalls doch immer in der inneren Haltung, in Wort, Miene und Bereitschaft.

Aber gerade diese Liebe ist so viel schwerer zu verwirklichen als alles andere früher genannte, als Askese oder irgend ein äusseres Tun, wie Siedlung, Wohltätigkeit oder Sozialismus, dass sie den meisten kaum noch als möglich erscheint. So sehr auch jeder weiss, was Liebe ist, so wenig wissen die meisten, wie man Liebe eigentlich erfüllt. Man wendet darum so mancherlei gegen ihre alleinige Geltung und Herrschaft ein, sowohl von kirchlicher wie auch von antireligiöser Seite, meinend, sie verdecken oder überbieten zu können. So heisst es etwa, dass der alte Adam uns immer wieder von neuem versuche und dass sich die Dämonen eben nicht vertreiben lassen, dass man also nur durch den „Glauben an Christus“ erlöst werden könnte. Darauf wäre zu antworten, dass dies wohl wahr ist, dass aber natürlich nicht ein blosser Glaube, ein Glaube „an etwas“, erlösen kann, sondern nur der lebendige Glaube, der doch schon jene Einheit von „Sein“ und „Wirken“ darstellt, von der bisher immer die Rede war. Und weiter: wir sollten doch gar nicht so sehr an unsere Erlösung, sondern eben mehr an das Werk der Liebe denken, dann wird sich alles andere auch schon einstellen. (Denn „wo Liebe ist, da ist auch Gott“, wie der Titel einer Volkserzählung von Tolstoi lautet.) Jede andere Art wäre doch nur eine Form von religiösem Egoismus und daher im Grunde vergebliche Mühe.

Wieder ein anderer und sehr e r n s t e r Einwand ist der, dass der Mensch vielleicht überhaupt nicht restlos gut sein kann, wie dies Paulus in dem oft zitierten Worte sagt: „Ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse, das ich nicht will.“ (Röm. 7, 19.) Aber Tolstoi hat recht, wenn er einmal darauf zur Antwort gibt: „Wenn ich nicht wenigstens anfange, ein wenig besser zu werden als bisher, so lüge ich, wenn ich sage, dass ich das Gute will.“ (Brief an seine Tante, 1886.) Oder er verweist auf den Johannesbrief: „Wenn einer sagt, er liebt Gott und liebt seinen Bruder nicht, so lügt er. Denn wie kann er Gott lieben, den er nicht sieht, da er seinen Bruder nicht liebt, den er sieht? . . .“ (Ep. Joh. 4, 20.)

Wieder ein anderer Einwand betrifft etwa die Feindesliebe, ohne welche natürlich die göttliche Liebe undenkbar wäre, die aber, als praktisch unmöglich, Vielen eine unaufhebbare Schranke dieses „neuen Gebotes“ (Joh.) bedeutet. Vielleicht haben sie recht, dass wir unsere Feinde nicht lieben können. Aber sollten wir nicht zu-

nächst einmal versuchen, gar keine Feinde zu haben, das heisst uns nicht feindselig zu unseren Nebenmenschen einzustellen?

Ein letzter Angriff endlich geschieht von einem mehr utilitarischen Prinzipe aus: dass nämlich die Liebe für die Massenprobleme unserer Zeit „nicht mehr“ genüge und dass darum die Organisation an ihre Stelle zu treten habe. Gewiss liegt auch in diesem Argumente ein Körnchen Wahrheit, aber es bleibt im Grunde doch ein Zirkel. Denn wie könnte anders eine Organisation wirklich erlösen, wenn sie nicht aus den Kräften der Liebe gespeist würde? Und es ist die weit tiefere Wahrheit, wenn Gandhi einmal in seinem Kampfe das schöne Tolstoiwort zitiert: „Wenn einer nur ernst machen würde mit der Liebe, so würde die Welt ohne alle weiteren Bemühungen unsererseits von selber recht werden, und die Kreise der Einigung würden immer grösser werden.“ (Jung Indien S. 76.) Denn die wahre Liebe wirkt tatsächlich wie „ansteckend“ (nach einem Worte Tolstois) und ergreift unmittelbar den Abgrund der Seele.

Es ist schon richtig, dass die Liebe das Allerschwerste ist für den alten Menschen, aber sie ist zugleich das Allerleichteste für den neuen und gewandelten Menschen. Hingabe ist nur möglich aus den tiefsten und göttlichen Kräften der Seele. Wo diese Kräfte noch verdunkelt sind durch allerhand eigensüchtige Neigungen und Interessen, da wird es zuletzt an jener Einheit des Lebens mangeln, die ihm allein Sinn verleihen kann.

Was also sollen wir tun?

Dies ist das Einzige, was darauf zu antworten ist: Gib dich hin, das Weitere wirst du selber finden. Gib dich hin an das, wozu du „berufen“ bist und was das Gewissen von dir fordert, wo immer du bist und was immer für äussere Pflichten dir obliegen. G i b d i c h r e i n u n d g a n z h i n, also ohne selbstische Interessen und ohne Rücksichten auf den eventuellen Erfolg, der ja niemals der Lohn unseres Tuns ist. Dieses Tun aber ist nur dann wirklich „ehrlich und rein“,

wenn wir fühlen, dass wir nicht anders können,
wenn es uns leicht fällt,
wenn wir schöpferisch werden im Tun des Guten, und selber Wege finden, auf denen wir dieses Gute verwirklichen können.

Und umgekehrt: was uns schwer fällt, wo wir schwanken und anders können, wo wir innerlich tot bleiben und uns unwohl fühlen trotz aller Bemühungen: das ist nicht rein und nicht ganz ehrlich.

Aber auf eines muss dabei zuletzt noch hingewiesen werden. Solches Tun „rein und ganz“ führt notwendig zu Konflikten mit der Welt (vgl. etwa Tolstois eigenen Lebenskampf), und jede Hin-

gabe an einen idealen Sinn zu einem Widerspruch zur herrschenden Gesellschaft. Das muss man dann freilich auf sich nehmen, aber gerade darin wird sich ja erst der lebendige Glaube bewähren, dessen Wert ja auf einer anderen Ebene liegt wie die Genusswerte der alten Welt. Man muss da schon verzichten lernen, vor allem natürlich auf den unmittelbaren Erfolg und auf die äussere Bequemlichkeit.

Freilich, nicht jeder kann und will so rein dieser innersten Aufgabe folgen, die man in sich fühlt. Die menschliche Schwäche, der alte Adam und die Dämonen des Unbewussten hemmen jeden Einzelnen immer von neuem an wahrhaft fruchtbarer Verwirklichung. Aber da sollte man sich doch wenigstens des Masses der Konzessionen und Kompromisse wohl bewusst sein, die man eingeht. Man sollte wissen, dass man abgewichen ist und sollte den Stachel fühlen, aus der Halbheit heraus zum Ganzen zu gelangen. Denn immer ist ein solches Bewusstsein eines unzulänglichen Kompromisses noch besser als irgend eine Theorie, welche unseren mangelnden Willen rechtfertigt oder beschönigt.

„Ein einziges grosses Werk ist uns aufgegeben: in Liebe mit den Brüdern zu leben, mit allen. Selbstverleugnung tut not. Ich werde streng zu mir sein.“ (Tagebuch 1898.)

Dr. Robert Friedmann (Wien).

Tolstoiworte.[1]

Vom Nichttun.

Die Menschen verderben sich ihr Leben weniger dadurch, dass sie unterlassen, was sie tun müssen, als dadurch, dass sie tun, was sie nicht tun müssen. Deswegen liegt die Hauptaufgabe eines guten Lebens darin, nicht zu tun, was man nicht tun darf.

(Der Lebensweg, 1910.)

Man kann nur dann wissen, was man tun muss, wenn man deutlich weiss, was man nicht tun darf. Wer unterlässt, was er nicht tun darf, tut sicher, was er tun muss, selbst wenn er nicht weiss, warum er es tut. (ebenda.)

Wenn du nicht weisst, wie du handeln, ob du etwas tun oder nicht tun sollst, so lass dir gesagt sein: es ist besser, sich einer Sache zu enthalten, als sie zu tun. Wenn du nicht imstande wärest, dich zu enthalten, und sicher wüsstest, dass das Werk gut ist, würdest du nicht fragen, ob du es tun sollst oder nicht. Wenn du dennoch frägst, weisst du erstens, dass du dich enthalten kannst, und weisst zweitens sicher, dass das Werk nicht vollständig gut ist. Wäre das der Fall, so würdest du nicht fragen. (ebenda.)

---

[1]) Auch diese Worte Tolstois sind von Dr. R. Friedmann ausgewählt. Die Red.

Wenn wir fragen, welche bestimmte Art von Arbeiten wir denn tun sollen, so stellen wir in Wahrheit gar keine Frage, sondern wir sagen damit . . ., dass wir nichts tun wollen.

(Was sollen wir denn tun? II, 202.)

Ich habe viele Regeln für das Leben aufgeschrieben, denen man nur zu folgen braucht, um ein gutes Leben zu führen. Aber es sind zu viele Regeln, und man kann nicht stets aller eingedenk sein. Das Echte muss von innen kommen, vom Gefühl geleitet werden. Wer vom Gefühl durchdrungen ist, der lebt in Gott, der weicht von keiner Regel ab und tut mehr, als die Regeln fordern. In diesem Zustande müsste man immer bleiben.

(Tagebuch 16. X. 1897.)

Die Erfüllung von Gottes Willen liegt nicht in den Handlungen, sondern in dem Gehorsam. Ja, der Wille Gottes besteht nicht darin, was man tun soll (denn was man tun soll, zeigt das Leben), sondern wie man es tun soll. Das „wie" ist das, was das wahre geistige Leben schafft. Wir müssen sanft und demütig bleiben.

(Sinn des Lebens S. 27.)

Leben kann man überall, wenn das Hauptziel nicht im Durchführen eines äusseren Planes, sondern in der Erfüllung von Gottes Geboten besteht. (Brief an Scheermann 11. III. 1907.)

Meiner Ansicht nach kann das Leben eines Menschen, der nach christlichen Grundsätzen leben will, niemals seinen Ausdruck in irgend einem äusseren Verhältnis finden, ob man bei einem Bauer lebt oder als Einsiedler . . . . Es kommt alles auf die geistige Verfassung an, in der sich der Mensch befindet, auf die Arbeit an sich selbst, die er leistet, um die Wahrheit, um derentwillen er lebt, im Leben zu verkörpern. Jeder Mensch weiss, dass er dieses Ideal nicht im Entferntesten erfüllt hat. Denn ein reines, gutes Leben besteht nie in einem bestimmten Zustand, sondern darin, dass man sich unablässig von den Sünden, den Versuchungen und dem Aberglauben frei zu machen sucht, unter denen jeder Mensch zu leiden hat. Die äusseren Verhältnisse sind nicht das Wichtigste. Das Wichtigste ist die B e m ü h u n g, die jemand angewendet hat, um aus den falschen Verhältnissen, in denen er lebt, heraus zu kommen . . . . Und deshalb hat die Bewertung der äusseren Taten gar keine Bedeutung; alles kommt auf die innere, rein geistige Anstrengung an, — die aber kennt nur Gott allein. Und so kommen wir wieder auf dasselbe zurück. Wir dürfen die Menschen nicht um ihrer Taten willen verurteilen, und haben auch gar kein Recht dazu. Wir können nur eines: alle Menschen nach Kräften lieben.

(Brief an Tonilow 21. I. 1909.)

Auf Ihre Frage, wie Sie Ihr Leben „einrichten" sollen, antworte ich mit der Verneinung der Frage selbst. Die Einrichtung unseres Lebens steht nicht in unserer Macht. Die Versuche dazu beein-

trächtigen nur die Gestaltung, von der wir nichts wissen, und die die einzige und beste für uns und für alle ist, mit denen wir in Berührung kommen. Unsere Lebensaufgabe, der Sinn unseres Lebens, besteht darin, dass wir in aller nur möglichen Stärke den in uns lebendigen Gott der Liebe zur Erscheinung bringen.

(Brief vom 2. I. 1908.)

Und doch begeht die Mehrzahl der Menschen, die der Wahrheit folgen wollen, den Fehler, dass sie die Frage: „Wie sollen wir leben?“ durch die Frage: „Was sollen wir tun?“ ersetzen.

(Brief an Kolessnitschenko 11. III. 1907.)

„Wenn wir den Gottesdienst nicht in jeder unserer freiwilligen Handlungen verrichten, verrichten wir ihn gar nicht“ sagt Ruskin. Das muss man tun, und darauf muss man achten.

(Tagebuch 18. VIII. 1901.)

Ein Mensch, der an Christus glaubt, kann keinen Lebensplan entwerfen. Er ist bestrebt, jede Minute das zu tun, was Gott ihm befiehlt, und er weiss, dass daraus nur Gutes entstehen kann.

(Brief, ohne Datum.)

Handeln Sie nur dann, wenn Sie nicht anders können. Ein Mensch kann nur dann nicht anders als in bestimmter Weise handeln, wenn er fühlt, dass er sonst sich, sein vernünftiges Wesen, tötet. In allem andern dagegen kann man nicht nachgibig genug sein, um die andern Menschen nicht in Versuchung zu führen.

(Brief an Feinermann, XII. 1886.)

Wenn Sie mit dem lieben Schopow (einem bulgarischen Kriegsdienstverweigerer) in Verkehr treten können, teilen Sie ihm bitte den Ausdruck meiner Liebe ... und nur einen Rat mit: er möge auf seiner Weigerung nicht bestehen, wenn er es nur der Menschen wegen und nicht Gottes wegen tut. Möchte er sich doch einzig von Gefühlen gegen Gott leiten lassen.

(Brief an den Redakteur des „Freien Gedanken“, Bulgarien, Juni 1901; ähnlich schrieb T. auch an andere Verweigerer (vgl. „Der unbekannte Tolstoi“ hg. v. Fülöp Miller, S. 279 f.).

(Brief an den bulgarischen Kriegsdienstverweigerer Schapow.)

Wir können immer wissen, ob wir seinen Willen erfüllen oder nicht. Er hält uns wie an einem Leitseil, aber wir wissen gleich einem Pferde nicht, wohin wir kommen werden und wozu. Wir merken nur an den Schmerzen, wenn wir nicht dorthin gehen, wohin wir sollen, und in der Freiheit, in dem Fehlen eines Zwanges merken wir, dass wir den richtigen Weg gehen. Je schwerer das Suchen nach dem Wege ist, desto freudiger ist er. Ja, der Mensch muss frei und allmächtig sein, und es gibt diese eine Richtung und man kann sie finden. (Brief an Russanow, 17. XI. 1890.)

(Aus einem Briefwechsel mit der Tante A. A. Tolstoi.)

„Ich tue nicht das Gute, das ich will, sondern das Böse tue ich, das ich nicht will. Wer anders soll diesen Streit in mir überwinden als die Gnade des heiligen Geistes?“

Tolstois Antwort: „. . . . Wenn ich in meinem ganzen Leben wirklich immer nur Böses tue und werde nicht um ein Härchen besser, das heisst, fange nicht an, wenigstens ein bischen weniger Schlechtes zu tun, so lüge ich unbedingt, wenn ich sage, dass ich das Gute tun will. Wenn ein Mensch wirklich das Gute tun will, so geht er immer den Weg des Guten. Und dieses Wandeln . . . . gibt auch Kraft, den Weg weiter zu gehen, und das Bewusstsein, dass du tust, was Gott will, so wenig es auch sein mag . . .“ (1887.)

Damit Sie aber nicht denken, dass ich unter der Erfüllung des Willens Gottes etwas Besonderes verstehe, sage ich, dass der Wille des Vaters ein einiger, allbekannter ist: Liebe zu allen Menschen und Sicheinsfühlen mit ihnen, angefangen vom Nächsten bis zum Fernsten. (1886.)

(Aus einem Gespräch mit Naschiwin.)

Wenn ich aber die Menschen nicht liebe und gleichzeitig die Notwendigkeit der Liebe einsehe. Was soll ich da tun?

Tolstoi: Das ist im Evangelium nicht gut ausgedrückt. Das ist kein Befehl. Der Gedanke Christi besteht darin, dass, wer sich Gott nähern will, zuerst die Menschen lieben muss. Die Liebe zu den Menschen ist eine gewisse Bedingung für die Annäherung an Gott.

N.: Doch ist es nicht in meiner Macht, zu lieben oder nicht zu lieben.

Tolstoi: Es ist in Ihrer Macht. Unsere Schwäche, Selbstliebe, unser Egoismus verhindern nur die Offenbarung des natürlichen Gefühls der Liebe zu allen Menschen. Möge man in sich die Liebe zu sich selbst besiegen, möge man die eigenen Schwächen beherrschen, dann kommt die Liebe zu den Menschen von selbst. Das „Reich Gottes“ wird mit Mühe erreicht, heisst es im Evangelium.

Die Seligkeit ist das Schaffen seiner Seligkeit, eine andere gibt es nicht. (Sinn des Lebens, S. 11.)

Man muss sich weniger bemühen, Gutes zu tun als gut zu sein, weniger zu leuchten als rein zu sein. Die menschliche Seele lebt gleichsam in einem Glasgefäss, das man beschmutzen oder rein halten kann. Je reiner das Gefäss ist, umso besser scheint das Licht der Wahrheit hindurch, leuchtet dem Träger wie auch anderen. Deswegen liegt die Hauptaufgabe des Menschen im Inneren, besteht im Reinhalten des Gefässes. Sobald du es nicht beschmutzst, wird es in dir hell, und du leuchtest dir selber und anderen.

(Der Lebensweg, S. 339.)

Der Kongress der religiösen Sozialisten in Mannheim.

(31. Juli bis 5. August.)

Der Bund der „religiösen Sozialisten Deutschlands“ kam dieses Jahr nicht an den weiten Ufern des Bodensees, in Meersburg, dem lieblichen Städtchen der Annette Droste-Hülshoff, zusammen, wie ursprünglich geplant war, sondern in einer davon sehr gründlich verschiedenen Umgebung. Nicht sommerlich blaue Wogen mit weissen Segeln und ferne schneebedeckte Firnen bildeten den Hintergrund seiner Verhandlungen, sondern großstädtische Mietskasernen und rauchende Fabrikschornsteine. Er tagte in Mannheim, an das sich jenseits des Rheins die Chemiestadt Ludwigshafen anschliesst. Und das war ja eigentlich der richtige Rahmen für das, was er zu bedenken und zu verarbeiten hatte.

Etwa 150 Delegierte aus allen Teilen Deutschlands waren zusammengekommen. Dazu drei Holländer, ein Oesterreicher, vier Schweizer. Obschon der Kongress sich „international“ nannte, so war er im Grunde doch eine deutsche Angelegenheit und wir andern nur Gäste. Die Versammlung setzte sich aus einem grossen Kontingent von Pfarrern zusammen, zu dem aber doch ein mindestens ebenso grosses von „Laien“ kam, unter denen die Arbeiter verhältnismässig stark vertreten waren. Wir tagten in dem einfachen und freundlichen Wartburg-Hospiz und genossen zum grossen Teil eine warme Gastfreundschaft bei Mannheimer Gesinnungsgenossen. Heiss brannte die Augustsonne, aber wir hielten in der Arbeit aus und gerade sie half uns, auszuhalten.

Im Mittelpunkt der Verhandlungen stand das Problem des Verhältnisses zwischen dem Bunde und dem M a r x i s m u s. Um das „Manifest“ von Pfarrer E c k e r t ist, wie unsere Leser wissen, ein heisser Kampf entbrannt. Seine Wortführer waren Professor Hans Müller in Jena auf der einen und Pfarrer Eckert (dieser vor allem mit seinem „Manifest“) auf der andern Seite. Die Eisenacher Thesen, die wir (in Nr. 6) veröffentlicht haben, schienen den Konflikt beseitigt zu haben. Aber das war nur Schein; er blieb in gleicher Kraft wie vorher bestehen. Würde nun Mannheim ihn zum Austrag bringen? Das ist n i c h t geschehen. Ja, es ist nicht einmal zu einem rechten Kampf gekommen. Denn Pfarrer Eckert verzichtete von vornherein darauf, sein „Manifest“ als Bekenntnis des ganzen Bundes anerkannt zu sehen und will es, umgearbeitet, wieder unter seinem eigenen Namen herausgeben.

Ich habe meine Stellung dazu in den „Neuen Wegen“ kund getan (1927, Nr. 10) und war bereit, eine ähnliche Position auch in Mannheim zu vertreten. Fast möchte ich bedauern, dass es nicht zu einer gründlichen Austragung der Gegensätze gekommen ist, die nach meiner Ansicht eine U e b e r b i e t u n g hätte werden sollen. So begann man den Kampf und erklärte doch gleichzeitig, dass man nicht kämpfen wolle. Und wer hätte es verantworten können, von aussen herein den Streit anzufachen?

Zu einer Entscheidung ist es also auf dem Kongress nicht gekommen. Die beiden Richtungen scheinen sich ungefähr die Waage zu halten. Der Rückzug des „Manifestes“ von Pfarrer Eckert, insofern es ein Bekenntnis des Bundes hätte sein sollen, musste doch so gedeutet werden. Desto mehr überraschte es mich, wenn nun in dem (übrigens nicht von Eckert verfassten) Bericht des „Sonntagsblattes für das arbeitende Volk“, welches das Organ des Bundes ist, diejenigen, die nicht auf dem Boden des „Manifestes“ stehen, ziemlich unverblümt zum Austritt aufgefordert werden. Das ist doch ganz sicher nicht der Sinn des Kongresses gewesen. Ich hoffe sehr, dass die Sache nicht so g e m e i n t sei; denn einen solchen Geist müsste ich für schlechterdings verhängnisvoll halten.

Es scheint mir auch, der Gedanke eines Manifestes, das etwas wie ein einheitliches Credo wäre, sei nicht glücklich. Bleibt die Bewegung lebendig, so schafft sie sich die „Manifeste“, die ihren Sinn ausdrücken, von selbst.[1]) Dieser Sinn behält denn auch viel mehr seine Freiheit und seinen Reichtum, als wenn man ihn allzu früh in eine Bekenntnisschrift presste. Als die Reformation ihre symbolischen Bücher schuf, war sie schon so ziemlich fertig. Das „Kommunistische Manifest“ aber war ursprünglich nicht ein solches, sondern ein flammendes Prophetenwort.

Ich habe im übrigen, trotz meinem innern Widerspruch zu manchem, an dem Kongress grosse Freude gehabt. Sein ganzer Stil unterschied sich sehr günstig von dem Heppenheimer. Es herrschte in allem ein Ton der Herzlichkeit und Brüderlichkeit. Man spürte den Hauch des echten deutschen Idealismus. Und wenn die deutschen Freunde zu allerlei Fragen anders stehen als wir, so beruht das zum Teil auf ihrer andersartigen Lage und dürfen wir ihnen nicht zuviel dreinreden. Wir Schweizer denken ja gewiss in vielen Dingen anders. Wir stehen viel kritischer zum Marxismus, weil wir ihn durchgelebt haben; wir halten wenig von der „Eroberung der Kirchen“ durch Wahlen und Aehnliches; wir geben nicht viel auf äussere Organisation; wir halten uns unabhängiger von der Partei; wir legen kein Gewicht auf eine gewisse Einheitlichkeit des Credo. Der deutschen Bewegung drohen auf ihrer Linie sicher grosse Gefahren. Das Allentscheidende wird sein, dass sie mit äusserster Kraft das Zentrum behauptet, die Glaubens- und Liebesquelle der ganzen Bewegung, die in dem neuen Verständnis Christi und des Reiches Gottes gegeben ist. Von hier aus allein kommt ihr der Sieg. Auf der andern Seite aber zeigt sie einen Schwung, eine Tatkraft, ein Draufgängertum, die wir vielfach sehr vermissen. Es wird darum sehr gut sein, wenn die religiös-sozialistischen Bewegungen der verschiedenen Länder und Kulturkreise sich miteinander näher verbinden und einander ergänzen. Es war auffallend, wie sehr z. B. die holländischen und die schweizerischen Vertreter der Bewegung ohne jede vorherige Aussprache in allen Punkten übereinstimmten, wo ein Unterschied gegen die deutsche Art zutage trat. Weil diese Verschiedenheit in der Einheit und Einheit in der Verschiedenheit der Bewegung so heilsam ist, darf man es wohl als ein besonders erfreuliches Ergebnis der Mannheimer Konferenz betrachten, dass sie eine solche engere Verbindung in der Freiheit angebahnt hat. Es geschah dies durch Berichte über den Stand der Bewegung in verschiedenen Ländern (leider fehlten England, Skandinavien und der romanische Kulturkreis), vor allem aber auch durch Schaffung eines gemeinsamen Ausschusses für die gesamte internationale Bewegung. Diesem Ausschuss gehören vorläufig an: Für Deutschland: Eckert; für Holland: Banning; für Oesterreich: Otto Bauer (nicht mit dem bekannten sozialdemokratischen Führer zu verwechseln!); für die Schweiz: Ragaz, der sozusagen „Alterspräsident“ ist, und als Sekretärin und Verbindungsglied zwischen der „germanischen“ und „romanischen“ Bewegung Hélène Monastier. Dieser Ausschuss soll sich aus den verschiedenen darin nicht vertretenen Ländern ergänzen. Seine Aufgabe ist natürlich nicht, gleichsam das Komitee eines internationalen Vereins, sondern wirklich bloss, das Verbindungsglied zwischen den verschiedenen nationalen Bewegungen des religiösen Sozialismus zu bilden. Daneben mag er ein Organ für gemeinsame Aktionen sein, deren Notwendigkeit sich einstellen wird. Dem gleichen Zwecke dient eine Zeitschrift, die zunächst die deutschen Freunde gründen wollen, die aber wohl einen internationalen Charakter annehmen mag und von der wir seinerzeit Genaueres sagen wollen.

---

[1]) Ein solches Manifest sind zum Beispiel die „Predigten eines religiösen Sozialisten“ von Emil Fuchs (Verlag Leopold Klotz in Gotha), die in Bälde besprochen werden sollen.

Ich möchte zum Schlusse an dem Bilde dieses Kongresses noch einige Züge hervorheben, die mir besonders charakteristisch und auch erfreulich erschienen.

Charakteristisch und erfreulich war, wie man sich zum Militarismus stellte. Dieses Thema stand ebenfalls ausdrücklich auf der Traktandenliste und wurde in einem Referate von Pfarrer Hartmann in Solingen-Foche behandelt. Da war nun die antimilitaristische Stimmung fast einmütig; einige schwache Vorbehalte kamen dagegen nicht in Betracht. Gegen den Panzerkreuzer wurde auch protestiert, und zwar bevor er vom Ministerrat beschlossen war. Besonders bedeutsam war das Verhalten der zwei Volksversammlungen, die improvisiert worden und sehr zahlreich besucht waren. Sobald die Losung: „Nie wieder Krieg!" ertönte, brach sofort mächtiger Beifall los, während andere, scheinbar populäre Parolen mit Schweigen aufgenommen wurden. Man wurde durch diese Erfahrung um so mehr erquickt, als wir auf unserer Rheinfahrt, in Oppau, einem der Zentren der deutschen Giftgas-Laboratorien, den gelb-grünen Rauch zum Himmel steigen sahen, sozusagen aus den Küchen der Hölle heraus.

Hoch interessant und selbstverständlich eine gute Sache war auch das Auftreten eines katholischen Sozialismus, d. h. einer ganzen Gruppe von Gesinnungsgenossen, die sich ausdrücklich zur römisch-katholischen Kirche bekennen (zu ihnen gehört auch Otto Bauer). Ja sogar ein jüdischer Sozialismus, d. h. einer, der zur jüdischen Kultgemeinde hält, meldete sich an. Die katholisch-sozialistische Gruppe organisiert sich innerhalb des Gesamtbundes besonders. Aus dieser religiösen Mannigfaltigkeit ergeben sich für den Bund natürlich schwere Probleme. Ich werde vom katholischen Sozialismus in Bälde ausführlich reden. Die ganze Erscheinung aber ist natürlich hochbedeutsam und eröffnet grossartige Perspektiven.

Endlich sei noch erwähnt, dass der Kongress bei der sozialdemokratischen Arbeiterschaft und ihren Führern die freundlichste Aufnahme fand. Die sozialistische Stadtverwaltung und die Parteiinstanzen begrüssten ihn warm. Die Stadtverwaltung schenkte jedem Teilnehmer ein grosses Album mit Erinnerungen an Mannheim, gewährte freie Fahrt im Tram und lud, wenn ich nicht irre, zu einer Fahrt auf dem Rhein ein — lauter Dinge, die wir in der Schweiz nie erlebt haben.

So waren es zwar äusserlich heisse, aber schöne und gehaltvolle Tage, die wir in den Räumen des Wartburg-Hospizes und ein wenig auch ausserhalb desselben verlebten. Man gewann aufs neue den Eindruck, dass wir erst am Anfang einer Bewegung stehen, deren Schwungkraft immer stärker und deren Perspektiven immer grösser werden — in Deutschland und überall. L. R

Zur Weltlage

Die Presse.

1.

Man hat sie dies Jahr in Köln in ihrer ganzen Grösse, ich weiss nicht, ob auch in ihrer ganzen Niedrigkeit, gesehen. Hier aber wird, um ohne viel Umschweife die Sache beim Namen zu nennen, von der Korruption der Presse, hauptsächlich der Tageszeitung, die Rede sein.

Den „Neuen Wegen", die sich einem derartigen Unterfangen zur Verfügung stellen, zolle ich den gebührenden Dank. Es wür-

dens nicht alle tun. Und das ist ja eben der Anfang vom Elend, zu dessen Darstellung ein Buch, nicht bloss ein paar Seiten notwendig wären.

Anderthalb Jahrzehnte bald trägt man das mit sich herum, seit dem Ausbruch des Weltkrieges. Mancher vielleicht schon länger. In den vier Jahren des Krieges ists angeschwollen zur unerträglichen Last und die Jahre nachher haben nichts davongenommen, nur immer hinzugetan. Und wer da etwas unternehmen will, dem ist, als gäbe man ihm auf, allein einen ungeheuren Berg abzutragen. Da können nur alle helfen, alle redlich Gesinnten. Diese alle möchte man aufrufen.

Braucht man denn jemand zu fragen, ob er an die Bedeutung des Problems glaube? Braucht man jemand auf die Bedeutung der Presse aufmerksam zu machen? Ich denke, jeder muss es wissen, welche Rolle ihr heutzutage zukommt. Die Leute von der Presse wissen es auch. Seit den Tagen, da man um die Freiheit der Presse gerungen hat, hat man ihre Bedeutung erkannt.

Man sollte nur viel mehr daran denken. Man sollte es jedem, der teil hat an unserm Kulturgut, zur Aufgabe geben können, einmal darüber nachzudenken, was die Zeitung heutzutage geworden ist. So viel nämlich, dass kein anderer Kulturfaktor in seiner Wirkung auf die breite Masse ihr gleichkommt. Dass sie die Bibel, die Kanzel aus jahrhundertelanger Herrschaft verdrängt hat, dass sie das Katheder, das Buch weit hinter sich lässt, dass sie der Tradition ihre Allmacht abgenommen hat. Ist jemand, der keine Zeitung liest, ist ein Haus, in dem sie fehlt? Ist etwas, was ihr hierin gleich kommen könnte? Ist je etwas gewesen, das ihr hierin gleichgekommen wäre? Dem Wort des Pfarrers entzog sich der Gleichgültige und Widerspenstige, dem Artikel der Zeitung entzieht sich sozusagen keiner.

Zu allem bedeutenden Geschehen ist sie da. Bei den Wahlen und Abstimmungen vor allem ist sie da und leitet die Stimmabgabe des Bürgers zu Wohl und Wehe der Gemeinde, des Landes und der ganzen Welt. Sie schafft dem Bürger seine politische, wirtschaftliche und vielfach sogar religiöse Weltanschauung, macht ihm seine Gefühle für den staatlichen Nachbarn und schiebt ihm die Lösung jeglichen Problems zu. Sie ebnet Wege zwischen Produzent und Konsument und ist für die meisten die einzige Rinne, durch die ihm aus der Fülle der Wissenschaften ein paar Tropfen zusickern. Die meisten führt sie ein in die moderne Lebensführung, dirigiert Sitten und Bräuche, berät in Hygiene, Kunst und Mode. Alles erfasst sie. Sobald irgendwo eine Idee heraus ist, ergreift sie der Journalismus und hegt und hätschelt oder tötet sie. Nichts kommt der Zeitung gleich. Die Kirche nicht mehr. Es ist nichts zu ändern, und

schliesslich, was läge daran, ob die Presse oder die Kanzel tue, was das Gute fördern soll?

Die Schule? Ihr Wirken ist bedeutend. Aber ihr Einfluss verblasst, sobald der junge Mensch den Kinderschuhen entwachsen ist. Denn niemand ist mehr da. Aber die Zeitung ist immer da. Bis ans Ende seines Lebens Alle Tage, nicht nur am Sonntag. Beim Bauer, beim Arbeiter, beim Gelehrten. Beim Einsamen und in der Gesellschaft, welch letztere dem Einzelnen selten mehr vermittelt als die Ansicht der Zeitung.

Die Zeitung befiehlt zu verehren und zu hassen. Sie kann ein friedliches Volk von heute auf morgen in reissende Wölfe verwandeln und bringt es fertig, wenn es ihr beliebt, dass sich die Lämmer den Wolf zum Freund erküren. Ihr ist alle Gewalt gegeben über die Seele der Masse. Sie ist nicht die Stimme des Volkes, sondern sie macht die Volksstimme, dass sie tönt, wie sie es haben will und hierauf ruft sie: „Hört durch mich die Stimme des Volkes."

2.

Niemand leugnet die Macht der Presse. Nun sei die Frage gestellt: Was hat die Zeitung zu tun? Die Antwort ist einfach: Dem Souverän zu dienen. Und der Souverän sind wir. Dient die Zeitung uns, dem Volk? Wenn sie uns dient, so steht sie unter unserm Willen. Haben wir Volk, wir, der Souverän im demokratischen Staat das Zeitungswesen in unserer Hand? Haben wir es so in der Hand, unter unserer Aufsicht, wie es für eine so ungeheuer wichtige Institution, die wichtigste im Völkerleben, sein soll?

Wer ist die Zeitung, wer versteckt sich hinter ihr? Seid ihr es, Völker, die sie führt und verführt, deren Meinung sie macht? Als der Despot regierte, war es klar, dass er die Zeitung in seinen Dienst stellte. Nun das Volk der Souverän sein soll, ist es doch klar, dass er über der Zeitung stehen soll. Alles wird heutzutage kontrolliert. Lehrer, Arzt und Pfarrer stehen unter den Vorschriften der Allgemeinheit. Was tut man zur Kontrolle eines so hochwichtigen Werkzeuges wie die Zeitung es ist? Natürlich meinen wir unter Kontrolle weder Knebelung der Presse noch irgend eine Dressur des Journalisten. Sondern das gerade Gegenteil, eine Garantie ihrer Freiheit. Was tut man um dem Axiom der Gerechtigkeit par excellence: e i n e s Mannes Rede ist keine Rede, nachzuleben? Es wäre wohl absurd, auf die Frage, ob die Zeitung unter unserm Willen oder wir unter dem Willen der Zeitung stehen, zu antworten: „Es geschieht nach unserm Willen, falls wir verführt und hin- und hergewürfelt und geschoben werden wie leblose Ware."

Natürlich heisst es: „Die Zeitung soll des Volkes Meinung bilden helfen, soll ihm eine Anschauung und Ideen geben, die

es nicht hat." Allerdings. Die Frage ist aber die, ob sie es tut, und zwar zu des ganzen Volkes Bestem tut. Es ist klar, dass die Zeitung uns zu belehren und aufzuklären hat. Wenn aber unser Denken durch die Zeitung so beeinflusst wird, dass wir, im Glauben unser Bestes zu fördern, schliesslich nur nach irgend einer Pfeife tanzen, so sind wir nicht mehr Herr, so sind wir nur scheinbar der Souverän. Wenn wir durch den Zwang der Zeitung zu den Ansichten und Auffassungen nicht der Besten, sondern der Eigennützigsten und Pfiffigsten bekehrt werden, wenn wir den Willen dieser Letztern tun, statt derer, die uns zum Besten raten, dann ist die Zeitung nicht zu unserm Nutzen, sondern zu unserm Schaden da. So ist gegenüber dem Regiment des Despotismus nichts geändert, so ist es so weit gekommen, dass uns, dem Volke, die vielgefeierte Freiheit der Presse schnuppe sein muss. Wir bleiben die Herde, die einige führen, wohin sie wollen. Das ist tatsächlich unser Los. Wir wollen nicht versäumen, anzuerkennen, dass viele gute Anläufe vorhanden sind. Keineswegs wollen wir in Abrede stellen, dass es Journalisten gibt, die sich ihrer Verantwortlichkeit bewusst sind. Diese möchten wir hier nicht befehden, sondern zur Hilfe aufrufen.

Allein, wenn man den Blick auf die Verheerungen richtet, die das Zeitungsunwesen verschuldet hat, dann erfasst einen nicht Trauer, sondern Verzweiflung. Durch die Zeitung, durch sie allein war das Ungeheuerliche unseres Weltkrieges Tatsache geworden, denn nie wäre er in diesem Ausmasse möglich gewesen ohne der Völker Hass und Leidenschaft. Und diese Gefühle sind, mögen die Zünsler und Feuerspeier sagen, was sie wollen, in keinem Volke gewesen, ehe sie nicht durch die Zeitung massenweise eingelöffelt wurden. Ihre Lügen haben die Weiber mit ihren Gatten, die Mütter mit ihren Söhnen an die Bahnhöfe getrieben, dass sie jauchzend ihr Liebstes in grauenvolle Schlachten schickten. Ihre Lügen haben die Gelehrtesten und Gescheitesten der Nationen verblendet, dass sie Wahnsinn mit heiliger Pflicht verwechselten. Im Weltkrieg, vier Jahre lang, Tag für Tag, haben wir die Verheerungen erleben müssen und seither ists weiter gegangen. Seither wird der verpestende Drache des Hasses weiter genährt. So hat sich das ehrliche Volk an das Intriguen- und Ränkespiel der Zeitung und der Diplomatie gewöhnt, dass es überhaupt nichts mehr merkt und meint, es müsse so sein. So muss man sogenannte Volksabstimmungen hinnehmen, von denen jedermann weiss, dass das Resultat nur das Ergebnis einer verfluchten Zeitungskampagne ist. Denn die Zeitung vollbringt das Wunder, dass jeder Bürger seinen Stimmzettel in die Urne zu werfen meint, während ihm doch der Zeitungsmann den seinen untergeschoben hat. Da muss man mit Bemühen gewahren, wie auch die beste Idee es schwer hat, sich einen Weg zu bahnen,

sobald ein paar allmächtige Zeitungen hemmend in ihren Weg springen. Da muss man es hinnehmen, dass die dicke Kruste der Vorurteile, die von je jede Geistesregung einzwängte, durch die Zeitung zum eisernen Panzer gehärtet wird. Da ärgert man sich über die Denkfaulheit, dass man landauf und -ab, beim beweglichen Städter wie beim bedächtigen Landmann nichts mehr anderes hören kann, als nur die Ansichten und Urteile des unfehlbaren Stadt- oder Landesanzeigers. Da ist es so weit gekommen, dass Lüge, Unehrlichkeit und Uebertreibung einerseits in jedem wehenden Lüftchen gewittert werden, weil man aus seiner Zeitung weiss, dass der andere immer lügt, und dass man anderseits in Lüge, Unehrlichkeit und Uebertreibung ganz versponnen wird, weil man nicht merkt, dass das liebe Leibblatt selber ein dickes Tuch der Lüge webt. Ja, so weit ist es gekommen, dass man sich nicht empört über die Lüge, aber dann empört man sich, wenn einmal einem Redaktor aus irgend einer Anwandlung, aus Missgeschick oder Unachtsamkeit passiert, eine gegensätzliche Meinung, ganz so wie sie der Gegner vorbringen würde, in seinem Blatte aufzunehmen. Und das will ein Forum der Gerechtigkeit und Wahrheit sein!

Täuschen, ablenken, umgehen, übertreiben oder verschweigen, Meinungen und Stimmungen machen, Lüge, List und Diplomatie, das ist zum verdienstvollen Tun geworden. Alles, nur nicht die gerade, ehrliche Wahrheit.

3.

Man wendet ein: „Warum der Zeitung allein vorwerfen, was allgemeine Schäden der Zeit, vielleicht jeder Zeit sind?“ Gewiss, es ist leider so, dass die Wahrheit und die Ehrlichkeit von jeher einen bösen Stand hatten. Aber wir bleiben dabei, dass die Zeitung die Schuld an den faulen Zuständen in erster Linie auf sich nehmen muss. Sie hat dem teuflischen Geist der Lüge Vorschub geleistet, statt ihn zu bekämpfen. Sie, die ein erzieherischer und bildender Faktor ersten Ranges hätte sein sollen, sie hat ihre hohe Aufgabe vergessen. Sie ist das wichtigste Werkzeug des Lügengeistes geworden. Darum klagen wir sie vor allem an.

Hier vermissen wir Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit am meisten. Hier tut uns der Mangel an Würde, an Hochsinn, Gesundheit und edler Haltung, an Ritterlichkeit und christlicher Wahrheitsliebe am wehesten. Bei ihr, die das Organ einer so hohen Mission ist, und die am Volk ein Diener sein will oder zu sein vorgibt. Denn das zeugt nicht von Würde und Hochsinn und Ehrlichkeit, mit dem Grundsatz auszuziehen: Lügen wir nur drauflos, es bleibt immer etwas hängen. Eine wissentliche Lüge verbreiten und sie nachher nur unter dem Druck eines Gesetzesparagraphen in irgend einem Winkel des Blattes dementieren. Je nachdem übertreiben und aufblasen oder aber beschönigen und bemänteln, je nachdem hämisch

überlegen verspötteln, was einem nicht in den Kram passt oder aber lobhudeln, dass alles in Butter schwimmt.

Wenn sich der Zeitungsleser Rechenschaft darüber geben wollte, was alles an ihm gesündigt wird! Dieses bewusste, absichtlich vergiftende Lügen ist das Schlimmste. Lügen, deren sich jeder Schulbub schämen würde, sind hier guter Brauch geworden. Was würde man von der Schule sagen, wenn sie sich solcher Gepflogenheiten schuldig machte?

Auch ist es fern von Ritterlichkeit, den Gegner zu verhöhnen und zu besudeln, unwürdig besonders, seine angebliche Naivität der Lächerlichkeit auszusetzen oder ihn wegzuwerfen, als ob er in keinen alten Schuh zu stecken wäre, wenn man weiss, dass man einen ernsten und tüchtigen Mann vor sich hat.

Ihr sagt: „Der Kampf bringt das mit sich.“ Nein! Eine Zeitung hat nicht das Recht, in rohen Kriegsgesellenbräuchen mitzumachen. Denn sie ist eine Dienerin des Geistes. Sie hat auch nicht mit Dolchen und Kanonen zu spielen und zu drohen, sie soll Argumente bringen. Sie soll ernst sein, denn sie redet zu ernsten Menschen.

Denn wir reden nicht von der Presse, die einfach da ist, um Geld zu verdienen oder die das Publikum unterhalten oder belustigen will. Sondern von der, die Ideen verbreiten will, die vorgibt, dem Volk und der Wahrheit zu dienen, also von der Grosszahl der Zeitungen. Fast jede Zeitung gibt vor, für hohe, ideale Güter zu kämpfen. Dann darf sie keinen versteckten, eigennützigen Interessen dienen. Von den Heuchlern geht der grösste moralische Schaden aus, nicht von den öffentlichen Spitzbuben. Dann hat sie sich zu erinnern, dass es edlen Geisteskampfes unwürdig ist, die Tatsachen wissentlich zu verdrehen, dass man von ihr nicht allein verlangen dürfte, dass sie den Argumenten des Gegners gerecht werde, sondern sogar, dass sie sich in seine Welt hineinfühle.

Unehrlich ist es auch, die guten Ideen der andern in Bausch und Bogen zu verurteilen und nachher aber das Wesentliche als sogenannte eigene Idee doch zu verwerten, nur um eines Prestiges willen.

Es ist unwürdig, sich der Zeitung zu bedienen, um zum Volk zu reden und sich hinter ihr zu verstecken. Wer sein Gesicht nicht zeigen mag, soll schweigen. Die Anonymität ist ein Missbrauch, mit dem man längst hätte abfahren sollen.

4.

Wir streiten der Zeitung das Recht nicht ab, eigene Grundsätze zu haben. Wenn sie nur ehrlich sein will. Aber glaubst du, Zeitungsleser, noch an ehrlichen Dienst am Ganzen, wenn du einmal weisst, dass man dir die wichtigsten Argumente des Gegners verschweigt, dir beweisende Stellen und Dokumente vorenthält, dir

von Allerwichtigstem gar nicht redet, vor dir Beweise und Tatsachen so gruppiert, dass du daraus ein ganz falsches Bild bekommen musst. Glaubst du noch an Ehrlichkeit, wenn man dich mit all den teuflischen Kniffen der heutigen Journalistik so bearbeitet, dass du wie ein Verblendeter umhertappen musst, dich glauben macht, dass du das Für und Wider einer Sache rein zu sehen bekommest, während man doch das eine rosa und das andere dunkel färbte? Kannst du noch wissen, aus welchem Brunnen du das lautere Wasser holen sollst, wenn durch alle Röhren die Einzelinteressen fliessen? Was musst du davon halten, wenn man dein Land, deine Anschauungen vor einem fremden Leserkreise angreift und herunterrreisst, ohne dass dir Gelegenheit geboten wird, dich am selben Orte zu verteidigen?

Nie bekommst du das Für und Wider einer Sache ungekaut und unverdaut? Selten habe ich gefühlt, dass die Zeitung mich nur führen wollte zur richtigen Erkenntnis. Man würgt uns das Urteil in den Kropf. Und sollen doch Bürger demokratischer Staaten sein.

Wo ein Suchen der Masse und des öffentlichen Denkens da ist, ein Entgegenkommen, da geschieht es zumeist zum Gelderwerb, zur Vermehrung der Abonnentenzahl. Auch hier Sünde über Sünde, ein Nachrichtendienst ohne intellektuelle und moralische Höhe. Dazu ein Massenschreiben, die Spalten offen für jede Nichtigkeit, eine Produktion in Grossformat — auch dies übrigens nur zum Abonnentenfang — ohne zu bedenken, dass heutzutage allein das bedächtig gesprochene, wohlüberlegte Wort, dass Auswahl not tut, damit einen der Wust des Gedruckten nicht verwirrt.

Und sollen wir erst von den missgestalteten Gesellen reden, die sich einschleichen als neutral, um nachher umso unverschämter über alles ihre Brühe zu schütten? Und du Mann aus dem Volke hörst ihnen zu!

Das sind die Sünden der Zeitung. Zeitungsleser, lies etwa diese oder jene Broschüre, worin man, in irgend einer Kampagne begriffen, die Zeitungsblüten zusammengelesen hat, was da alles zum Vorschein kommt. Und niemand hat sich weiter darüber empört, als nur die Betroffenen. Lies die Klagen deines Leibblattes über die Blätter der Gegner. Die Haut schaudert einem manchmal vor den Vorwürfen, dass es unter Kulturmenschen so unwürdig zugehen soll, und niemand empört sich, als die, die es allemal gerade angeht.

Ja, wir wissen es wohl, dass die Gewissenlosigkeit vieler Zeitungsleute nicht allein für sich dasteht, sondern aus einem grossen Sumpf der Unehrenhaftigkeit herauswächst und dass man den Sumpf ausrotten sollte, um die Sumpfvegetation zum Verschwinden zu bringen. Wie sollten wir alle das nicht wissen, zu einer Zeit, da

sich die Spatzen auf den Dächern so grauenvolle Dinge erzählen wie die von den hohen Herrschaften, denen der Völkerfrieden ein Ekel ist, ihrer Dividenden wegen, oder solch andern, auf deren Wage Glück und Unglück von Millionen Menschen nicht einmal ihren persönlichen Ehrgeiz wiegt? Und unumwunden gibt ja heute jeder zu, dass Lügen, Listen und Verdrehen die eigentliche Rolle der Diplomatie seien und dass Diplomatie eines jeden tüchtigen Mannes beste Verdienstquelle sei.

Aber dennoch! Die Schande, dieser Gewissenlosigkeit grösster Diener zu sein, die sollte keiner, der eine Feder führen kann, mehr auf sich nehmen. Die Feder dient dem Wort, und das Wort, das man zur Menge spricht, ist heilig.

Wir wissen auch wohl, dass Leidenschaft und Affekt manches harte Wort eingeben, sei's auch zur ungerechten Waffe greifen lassen. Aber darum handelt es sich ja nicht, denn das ist lange nicht das Schlimmste. Wenn einmal von allen Lügen und allen Delikten gegen die Wahrheit nur noch die im Affekt des Kampfes um ideale Güter begangenen übrigblieben, dann wären wir mit unsern Klagen zu Ende.

Heute aber klagen wir auf geistigen Massenmord. Die Presse, sie, die einst gerungen hat für ihre Freiheit, sie tyrannisiert heute die öffentliche Meinung. Sie lügt, übertreibt und verzerrt, sie leistet dem Schwindelgeist Vorschub. Sie verbreitet den Hass. Sie steht im Dienst des Eigennutzes. Sie erstickt lebensfähige Ideen. Sie enthält ernsten Menschen, die fähig sind, selber zu urteilen, die Argumente vor. Alles in allem, heute geben wir der Zeitung die Schuld an den schlimmsten Schäden im Volksleben, dem Geist der Unwahrheit, des Schwindels.

5.

Aber es hilft nichts, bekehren zu wollen. Es hilft nur eines: dass wir andern, das ganze Volk, dem Ehrlichkeit Bedürfnis ist, dass wir uns der Bedeutung der Zeitung bewusst werden und sie unter unsern Willen zwingen. Sie zwingen, dass sie sich einer ehrlichern Moral anpassen muss. Es hilft auch gar nichts, über den Geist der Unwahrhaftigkeit im allgemeinen zu klagen. Wir müssen im Konkreten arbeiten und das Werkzeug dieses Geistes fassen.

Alle, die dich führen und verführen, kennen die Bedeutung der Presse — warum kennst du, Volk, sie nicht? Ihr Millionen Menschen, die ihr ehrlich seid, warum wisst ihr es nicht und empört euch nicht? Ihr Tausende, die ihr euch bemüht um das Wohl des Volkes in allerhand Vereinen der Wohltätigkeit, warum erkennt ihr es nicht und tut nichts? Die andern wissen es. „Ihr werdet vergebens Kirchen bauen, Missionen halten, Schulen gründen und alle möglichen guten Werke verrichten, wenn ihr es nicht versteht, die

Waffen der guten Presse zu gebrauchen," soll ein Papst gesagt haben. (N. Z. Z. Nr. 919, 1928.) Er wusste es. Die grossen Finanzhamster, die Leute der Trusts, alle Gewalthungrigen kennen die Macht der Presse und zwingen sie unter ihren Willen. Wo ein Krieg geschmiedet, ein Raubzug ausgesonnen wird, da wird die Presse mobil gemacht. Wisst ihr andern es auch? Seid ihr überzeugt von der Notwendigkeit einer Tat?

Vielleicht, und ihr fragt nach Mitteln und Wegen. Den Zeitungsleser erziehen, dass er nicht mehr so leichtgläubig ist, zwischen den Zeilen lesen lernt und die Zeitung keine Macht mehr über ihn hat? Niemand verbietet es ihm, wird man sagen, sich zwei, drei oder mehr Zeitungen zu halten. Doch! Zeit und Geld vor allem verbieten es den meisten, mehr als eine Zeitung zu lesen. Und das weiss man, und darauf soll man darum ehrlicherweise überall abstellen, dass der Bürger nur e i n e Zeitung liest. Etwas anderes vorauszusetzen, ist Heuchelei. Und selbst wenn es möglich wäre, den Zeitungsleser zu erziehen, so ist uns doch in der Seele zuwider, dass dem Geist der Unredlichkeit und der gemeinen Meinungsmacherei dies grosse Feld soll belassen werden.

Wir sind Millionen, wir andern, die Gerechtigkeit und Wahrheit begehren. Warum hört man so selten eine Stimme? Warum besonders vereinigen sich nicht die Tausende aus allen Vereinen der Volkswohlfahrt zu einer gemeinsamen Tat? Immer und immer hört man die einen wie die andern bittere Klagen erheben über schmähliche Behandlung von seiten einer feindlichen Presse. Die Friedensfreunde, die Alkoholgegner, die Gesundheits- und Wohlfahrtsberater, die in gemeinnützigen Vereinen aller Art Tätigen, die Sittlichkeitsförderer und wie sie alle heissen mögen, erkennen sie nicht, dass sie nur in der Luft der Wahrheit gedeihen können? Sie zersplittern ihre Kräfte, wenn sie nicht erst den gemeinsamen Feind, die Lüge, zu Boden werfen.

Könnten sich nicht alle zusammenschliessen zu einer grossen Macht, alle, die erkannt haben, dass das Volk aus der Tyrannei erlöst werden muss und dass die Gesundung der Presse der grösste Fortschritt unserer Zeit bedeuten würde? Es ist im Volke mehr Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit vorhanden, als viele sagen. Es ist kein Krieg, kein Wirtschaftskonflikt, der nicht nötig hätte, sich in einen Idealismus zu verkleiden, um das Volk hinzureissen. Nie wagt sich die brutale Gewalttat als solche vor dem Volk zu zeigen. Eine Fahne, eine grosse Idee muss den Völkern zu jeder Mobilmachung vorangetragen werden. Warum löst man nicht diese gesunden Kräfte, die im Boden schlummern, wenn es gilt, gegen Gemeinheit und Unredlichkeit zu mobilisieren? Wenn dieser Idealismus, wenn die moralischen Energien zum Kampfe auszögen, dann würden auch die Mittel gefunden, dem widerlichen Geist den

Garaus zu machen. Aus der Presse selber käme dann mancher, um mitzuhelfen.

Zweck dieser Zeilen war es, einige zur Besinnung aufzurufen. Vielleicht werden diese sich einmal zum Worte melden und die Hand zur Tat bieten. Es sollten sich Männer zusammenfinden zur systematischen Arbeit. Man sollte in gemeinsamer Arbeit jedes Vergehen gegen die Wahrheit, alle Schädlinge im Zeitungswald aufdecken und einsammeln, um erst einmal alle Ungläubigen von der Notwendigkeit einer energischen Tat zu überzeugen. Das wäre ein Anfang. Und vielleicht würde dann einmal die schlafende Lawine geweckt werden, die den Frühling kündet. Wahrheit und Männerwürde! Wer hilft? Dr. P. Leuzinger.

Nachwort. Die vorstehenden Ausführungen eines ernsten und dem Guten und Rechten ergebenen Mannes fordern zu einem Feldzug auf, der in gewissem Sinne die Vorbedingung aller andern Feldzüge für das Gute und Rechte ist. Es soll aber nicht bei diesem Appell bleiben, sondern zur Aktion kommen. Diese ist in den Schlussworten des vorliegenden Aufsatzes kurz angedeutet, schwebt aber dem Verfasser als ein noch bestimmterer, einfacher Plan vor. Wer mitmachen will, wende sich an ihn. Seine Adresse ist: Dr. P. Leuzinger, Cointrin, Genève.

Es sei zum voraus bemerkt, dass es sich dabei nicht etwa um die Bildung eines neuen Vereins oder dergleichen handelt, sondern nur um die ganz lose und freie Organisierung einer Arbeit, die neben und mit ihrer sonstigen zu tun gewiss Viele geneigt und fähig sind, welche nur auf ein Zeichen dafür und eine Anleitung dazu gewartet haben. Denn wer unter uns kennte nicht die Furchtbarkeit des Uebels, das der Aufsatz kennzeichnet? Wer wüsste nicht, dass jedes seiner Worte unübertriebene Wahrheit ist? Darum endlich auf zur befreienden Tat. Die Red.

Zum Bettag.

Alles oder nichts.

Ja, du bist frei, mein Volk, von Sklavenketten
Und von der Hörigkeiten alter Schande,
Kein Hochgeborner schmiedet dir die Bande
Und wie du liegen willst, darfst du dich betten.

Doch kann dich dies nicht von der Knechtschaft retten,
Die ohne Grenzen schleicht von Land zu Lande;
Ein grimmer Wolf im weichen Schafsgewande
Schafft sie zum Lehn sich all bewohnte Stätten.

Wenn du nicht völlig magst den Geist entbinden
Von ihres Dunstes tötlicher Umhüllung,
Nicht tapfer um der Seele Freiheit ringen,

Dann wird der Feind stets offne Pforten finden,
All deinem Wollen rauben die Erfüllung
Und endlich jede Knechtschaft wieder bringen.

Gottfried Keller.

Zum Bettag. Wie wird es mit der Schweiz gehen? Wir spüren alle, dass es nun heisst: „Sein oder Nichtsein — das ist die Frage.“ Die Krisis geht bis aufs Leben. Ueberall sind die Mächte der Verderbnis am Werk. Die Kraft, eine neue Berufung der Schweiz — die eine Fortführung der alten wäre — zu ergreifen, erscheint so gering, der Wille dazu besonders bei unsern „Führern“ (die k e i n e sind) und wieder besonders bei unsern Intellektuellen so schwach, dass wir oft meinen, die Stunde, die unsere Grossen in ihren dunkelsten Augenblicken etwa geschaut, sei nahe, wo der Leib unseres Volkes zerfalle, weil seine Seele ausgezogen sei. Der ganze gewaltige Ernst dieser Tatsache — es ist sicher eine! — muss alle die erschüttern, denen am Leben der Schweiz liegt.

Dann aber dürfen wir vielleicht doch einen Trost haben. Regt sich nicht, fast unerwartet, neues Leben in dieser Seele der Schweiz? Haben wir davon nicht gerade in der letzten Zeit hocherfreuliche Zeichen gesehen? Bezeugen uns nicht gerade die Zeitungen, die ja sonst — Ausnahmen abgerechnet — auch gar sehr Zeichen unseres Verfalls sind, in diesen Zeiten der Wahlenangst, dass im Volke eine grosse Gärung vor sich gehe, dass es sich nach neuen Losungen, nach neuen Gedanken, nach neuen Idealen sehne? Sagen sie uns nicht, dass dieses Verlangen vor allem eine s o z i a l e Richtung einschlage? Wissen wir selbst nicht doch auch, dass es an einem neuen r e l i g i ö s e n Verlangen — wie man so sagt, sagen wir lieber: an einem neuen Fragen nach G o t t nicht fehlt? Und ist nicht deutlich, dass diese beiden Hauptströme der Not und Hoffnung sich zu v e r e i n i g e n trachten? Gerade die Anzeichen dieser letzteren Bewegung mehren sich. Dürfen wir denn nicht trotz allem an unserer paradoxen Hoffnung, die nur ein Teil unserer Gesamthoffnung ist, festhalten: dass in der Vereinigung dieser beiden grossen Aufgaben der Zeit zu der Einen, gerade auch auf dem Boden der Schweiz, das Grösste, was in ihrer Vergangenheit aufgeleuchtet ist, eine neue Erfüllung finde? Schon, was wir jetzt an neuem Leben beobachten, berührt uns ein wenig wie Frühlingswunder. Und die Wiedergeburt eines Volkes ist, wie die des einzelnen Menschen, sicherlich immer ein W u n d e r. Aber das Wunder wird dem G l a u b e n verheissen und ihm geschenkt. Lasset uns darum glauben und arbeiten!

Zur Chronik. Es ist diesmal über die Weltbegebenheiten von drei Monaten zu berichten, soweit wenigstens als sie in den Rahmen der Chronik fallen. Das bedeutet, dass mehr al fresco gemalt werden und allerlei Einzelnes, das sonst auch drankommen dürfte, wegfallen muss.

W e l t p o l i t i s c h e s.

Die Linien des weltpolitischen Geschehens sind in diesem Zeitraum, einige Ausnahmen abgerechnet, nicht sehr auffällig hervorgetreten, wenigstens für das Auge dessen, der nicht mit den mikroskopischen und teleskopischen Instrumenten des Kenners und Fachmannes — der übrigens gerade auch infolge davon öfters irrt! — ausgerüstet ist. In C h i n a macht sich, wie es scheint, nach dem vollständigen Sieg der Nationalpartei (Kuomingtang) und dem Verschwinden Tschansolins der Gegensatz zwischen der „bürgerlichen“ Richtung und dem „Kommunismus“ wieder stärker geltend. Es wird wohl noch lange gehen, bis diese gewaltige chinesische Welt (bekanntlich der Bevölkerungszahl nach etwa ein Viertel der Menschheit) zu einer neuen und beruhigten Gestalt gelangt. Wir werden die durch all diese Not und Gärung geschaffenen Zustände ein andermal illustrieren. Ob die Grossmächte China bei der Herstellung einer neuen Ordnung helfen, bleibt wohl zweifelhaft. Amerika und England haben wenigstens auf der Oberfläche eine bessere Haltung angenommen, jenes schon lange, dieses seit einiger Zeit (Deutschland kommt vorläufig dafür nicht in Betracht, da es d i e s e Art von „Weltpolitik“ nicht mehr mitmacht

und mitmachen kann), Japan dagegen hat es unter einem neuen Ministerpräsidenten für notwendig gehalten, die starke Faust auf die Mandschurei zu legen, damit diese nicht einfach ein Teil des neuen China werde. Der Papst seinerseits hat diesem eine Botschaft der Anerkennung und Sympathie geschickt.

Nach dem teilweisen Zusammenbruch der mehr oder weniger national gefärbten Mission scheint sich das Christentum als chinesische Bewegung erst recht kräftig zu regen, kräftiger und jugendlicher als im ganzen das europäische Christentum.

Allerlei Zuckungen scheinen durch die Mongolei, die einst ein Herd furchtbarster Erdbeben der Geschichte war (Tamerlan, Dschingiskhan!), zu gehen. Das etwas phantastisch eingekleidete, sensationelle Buch von Ossendowsky: „Tiere, Menschen und Götter“ gibt doch von den in dieser geheimnisvollen Welt waltenden Kräften wohl ein im wesentlichen richtiges Bild. — In Indien haben sich die nationalen Parteien ein neues Programm gegeben, das, wenn es verwirklicht würde, England so ziemlich ausschaltete. Aber ob sie dazu die Kraft und das heisst vor allem: die Einigkeit haben? Und ob es heute schon für sie selber gut wäre? Ob überhaupt der Nationalismus, den Tagore so klassisch darstellt und verurteilt, nun auch Asien erobern soll? Tagore ist, wie übrigens auch Gandhi, still geworden, was nicht bedeutet, dass sie nicht beide leben! — Ganz Vorderasien ist durchzuckt von nationalen Leidenschaften, die da und dort als Flammen emporzüngeln, oft aber auch bloss als Rauch von schwelender Glut emporsteigen.[1])

In Aegypten hat sich, wohl nicht ohne Zustimmung der Engländer, die Faust einer Diktatur auf das Parlament gelegt, das für drei Jahre aufgehoben ist. Die panafrikanische Bewegung entwickelt sich weiter, obschon in dieser Periode keine besonderen Ereignisse sie verraten haben. Sie werden schon wieder hervortreten.

Kommen wir vorläufig nach Europa herüber, so züngeln die Flammen und auch die schwelende Glut der nationalen Leidenschaft auf dem Balkan nicht weniger als in Vorderasien. Mussolini bläst drein. Albanien ist ihm vorläufig verfallen. Er macht dort einen Strohmann, einen Abenteurer schlimmster Art, zum König. In Jugoslavien führt die durch ihn gereizte Angst und Wut des Kampfes um den Vertrag von Nettuno, d. h. um Dalmatien (den eine westliche Kapitalistengruppe Jugoslavien aufdrängt), zu den Mordszenen im Parlament, denen u. a. Stephan Raditsch und sein Neffe, jener ein eigenartiger romantischer Demagoge im bessern Sinne, zum Opfer fallen. England und Frankreich greifen in Bulgarien gegen die Komitadschis ein, was als Streich gegen Mussolini gedeutet wird. Eine Niederlage des Faschismus bedeutet das Wiederaufkommen des franzosenfreundlichen, türkenfeindlichen und republikanischen Venizelos in Griechenland.

Ungarn arbeitet fieberhaft an der Zerstörung des Vertrages von Trianon und der Wiederaufrichtung seiner Monarchie. Alle möglichen dunklen Pläne gehen davon aus und führen dazu hin. Rumänien leidet an Verdauungsbeschwerden und sozialen Zuckungen. Es ist gegen die Minderheiten und gegen seine Opposition (soweit diese nicht allzu stark ist) so brutal wie alle diese Oststaaten. Deren Gefängnisse sehen stetsfort Greuel in Masse, die zum Himmel schreien. In Polen treibt Pilsudsky, immerhin ein Diktator etwas höheren Stils, eine Politik, die eine Mischung von Romantik und gesundem Menschenverstand zu sein scheint. Der Konflikt zwischen Polen und Litauen wegen Wilna kommt nie zur Ruhe und bleibt ein Brandherd der Weltpolitik. Das internationale Intriguenspiel, das Litauen als Ausfallstor benutzen will (England gegen Russland, Russland gegen England und den „Westen“ überhaupt, Deutschland je nachdem gegen die eine oder andere Seite), verschärft die

---

[1]) Ganz ausgezeichnet orientiert darüber, wie über diese ganze Bewegung des Orients, das Buch unseres Freundes Dr. Hans Kohn: „Geschichte der nationalen Bewegung im Orient“, über das wir noch ausführlicher zu reden gedenken.

Sachlage noch. Schlecht bleibt das Verhältnis zwischen Deutschland und Polen, dessen wundeste Punkte Danzig und der Korridor bilden.

Aber schlimmer als das alles verstört augenblicklich die deutsch-österreichische Anschlussbewegung die sich mühsam durcharbeitende Einigung Europas. Sie ist durch die arg missbrauchte Schubertfeier wieder brennend geworden. Diese Bewegung ist zusammengesetzt aus einer rastlosen deutschen Propaganda und einem österreichischen Mangel an Selbstständigkeitsgeist, der von dem Anschluss die Rettung aus aller Not erwartet. Das würde sich gewiss als grosse Illusion erweisen. Wer sich nicht selbst helfen mag, dem ist auch von aussen her nicht zu helfen. Es ist aber auch durchaus nicht abzusehen, welchen Nutzen dieser Anschluss Deutschland bringen sollte. Er hätte nur als eine „grossdeutsche" (in Wirklichkeit „grosspreussische") Machtpolitik, als Wiederaufnahme des Naumannschen „Mitteleuropa", einen Sinn. Aber dieser Sinn würde zum Unsinn, denn eine solche Politik führte mit Sicherheit zu einem gewaltigen Fiasko und zur endgiltigen Katastrophe Europas. Was aber sollte, abgesehen davon, die Durchzwängung dieses Anschlusses Deutschland nützen? Der kulturelle und wirtschaftliche, wie der nationale Zusammenhang Deutschösterreichs mit dem deutschen Reiche ist ohne den staatlichen Anschluss durchaus möglich, ja sogar, wie die Geschichte des Elsass lehrt, leichter als mit ihm. Es ist also bloss der deutsche Nationalismus, der diesen Anschluss erzwingen will, wobei die Schubertfeier dafür insofern charakteristisch ist, als eine gewisse Romantik im Spiele sein wird. Vielleicht ist es auch das Bedürfnis, den Verlust des Weltkrieges auf diese Art gutzumachen, ja ins Gegenteil zu verkehren. Bedenklich ist besonders, dass ausgerechnet die deutschen Linksparteien und in erster Linie die Sozialdemokratie als Träger dieses neuen Nationalismus erscheinen.

Wir andern müssen aus vielen Gründen gegen diesen Anschluss sein. Einmal: Die Wiederaufnahme der mitteleuropäischen Machtpolitik müssen wir selbstverständlich als töricht und verhängnisvoll betrachten. Sodann: Wir können es für keinen Gewinn halten, wenn Deutsch-Oesterreich, das etwas Eigenartiges sein kann, das eine wertvolle besondere Kultur vertritt und das gerade als Brücke zwischen dem Deutschtum und der slavischen Welt eine grosse Aufgabe hat, zu einer reichsdeutschen Kolonie und Wien zu einer Filiale von Berlin wird. Drittens: Ebensowenig kann ein Freund des neuen Europa einen Sieg des Prinzips wünschen, dass alle die gleiche Sprache sprechenden Bevölkerungen in ein einziges und gleichsprachiges Staatswesen zusammengefasst werden müssten. Im Gegenteil muss gerade dieses Prinzip bekämpft werden, und wenn man das Wilsonsche „Selbstbestimmungsrecht" dafür anführt, so verkehrt man dessen Sinn in sein Gegenteil. Viertens: Ein nachträglicher Sieg im Weltkrieg, den der Anschluss ohne Zweifel bedeutete, ist dem deutschen Volk nicht zu wünschen. Er brächte nur seine militaristischen und nationalistischen Elemente wieder obenauf. Und endlich, was gegenwärtig die Hauptsache ist: Der Anschluss bedeutete heute den Krieg, den Weltbrand. Denn weder Frankreich und Italien, noch die Kleine Entente mit Polen liessen sich ihn gefallen. Wohl auch England nicht.

Schon darum sollte man mit diesem Unfug Schluss machen. Er ist ein Frevel gegen alle die guten und befreienden Gedanken, die zum neuen Europa und zum Weltfrieden führen. Unser Ziel muss ein auf föderalistischer Grundlage geeinigtes Europa sein. Dann ist eben dieser „Anschluss", wie mancher andere, sowohl verwirklicht als unnötig gemacht (Das ist kein Widerspruch!). Oesterreich aber kann und soll inzwischen anders geholfen werden, namentlich durch Anschluss, aber nicht staatlichen, an den Osten und Nordosten. Es wäre gut gewesen, man hätte das alte Oesterreich nicht zertrümmert, sondern in eine föderalistische Republik verwandelt. So haben wir es einst auch in den „Neuen Wegen" vorgeschlagen. Auch das Elsass wäre besser wenigstens autonom geblieben. Uebrigens ist dort nun etwas mehr Vernunft von Frankreich her eingezogen.

Wenn sich hier also ein weltpolitisches Problem wieder deutlich verschärft hat, so beobachten wir das Gleiche, wenn wir nun wieder über den Rahmen Europas hinausblicken. Hier ist nun wirklich Tagestatsache geworden, was bis vor kurzem noch mehr ein böser Traum zu sein schien: ein Gegensatz zwischen dem englischen und dem nordamerikanischen Weltreich, der sogar die Perspektive eines Krieges zwischen beiden nicht als ein blosses Hirngespinst erscheinen lässt. Das Flottenabkommen zwischen England und Frankreich soll seinen Sinn in der Bildung einer Koalition gegen die nordamerikanische Vormacht haben. Deswegen soll Kellogg nicht nach London, wohl aber nach Dublin gegangen sein, und die Vereinigten Staaten unabhängig von England Aegypten zur Teilnahme am Kelloggpakt eingeladen haben. Auch allerlei anderes deute auf diese neue Konstellation hin. Nun ist ja sicher, dass Oppostion gegen ein gewisses Amerika (nicht das ganze!) auf allen Lebensgebieten eine der grossen Notwendigkeiten geworden ist und immer mehr werden wird. Aber eine kriegerische Auseinandersetzung zwischen ihm und Europa wäre der Weltuntergang, und man sollte mit diesem Feuerlein am wenigsten spielen.[1])

Gegen diesen neu auftauchenden tritt der Gegensatz zwischen England und Russland etwas zurück. (Ein Teufel frisst den andern.) Immerhin ist er noch nicht verschwunden. Russland fährt fort, mit und ohne Absicht, in aller Welt jene „Weltrevolution" zu schüren, die in erster Linie gegen das englische Weltreich ginge. Und England legt natürlich seine Gegenminen. Einige meinen, auch mit dem Kelloggpakt verbinde man eine Absicht gegen Russland, die Russland durch seinen Beitritt zu durchkreuzen versuche. Dass solche Pläne gegen Russland in gewissen Kreisen gehegt werden und einen Teil des weltpolitischen Schachspiels bilden (bei dem der Teufel hinter den Spielern steht!), ist gewiss nicht zu bezweifeln, nur ist es von diesen Plänen bis zur Ausführung noch weit. Russland selbst fühlt sich wohl mit Recht als der militärisch und finanziell Schwächere; darum ist es ihm mit seinen Abrüstungsvorschlägen ernst.

Bedenklich ist der nordamerikanische Versuch, den ganzen ungeheuren amerikanischen Kontinent unter seine Vormacht zu bringen, wie er in seinem Vorgehen gegen Nicaragua deutlich wird. Der panamerikanische Kongress in Havanna hat nicht den Mut gehabt, diesem „Panamerikanismus" entgegenzutreten. Noch bedenklicher ist der ganz stille, aber deswegen nicht weniger wilde Kampf zwischen den Vereinigten Staaten und Japan, das von jenem wirklich schlimm in die Enge gedrängt wird und auf seinen Tag wartet. Hier taucht wieder das furchtbare Antlitz der Rassenfrage auf.

Der Kampf um den Frieden.

Man hat im Angesicht dieser und anderer Erscheinungen — denen fieberhafte Kriegsrüstungen entsprechen! — oft das Gefühl, dass sich dunkle Wetter von allen Seiten zusammenzögen und die Dämonen sich zu einem neuen Feste rüsteten. In den Mittelpunkt der Gegenbewegung ist in den letzten Monaten der Kelloggpakt getreten. Leider liegt wenig Trost darin. Die Leser der „Chronik" erinnern sich wohl, dass ich im Gegensatz zur allgemeinen Skepsis im Kelloggpakt immerhin ein Zeichen der Macht erblickt habe, welche die Friedensbewegung gewonnen habe. Aber nun ist das Unternehmen im Verlaufe seiner Entwicklung stark verschlechtert worden. Seine Vertreter behaupteten früher mit Nachdruck, der Pakt schliesse auch den Verteidigungskrieg aus und lasse nur noch das Recht auf Notwehr übrig, das etwas ganz anderes wäre. Aber durch die seitherigen Interpretationen ist nun die Sache so gewendet worden, dass der sogenannte Verteidigungskrieg erst recht sanktioniert worden ist. Und nun wissen wir ja, was das bedeutet: jeder Krieg wird nun erst recht als Verteidigungskrieg aufgemacht, und das ist ja keine Kunst. Darum aber darf man jetzt mit desto besserem Gewissen rüsten; denn nun ist ja

[1]) Von dem Abkommen das nächste Mal mehr!

der Krieg geächtet und man treibt nur noch „Notwehr"! Dadurch ist der Kelloggpakt geworden, was er nicht von Anfang an war: eine ungeheure Heuchelei und ungeheure Gefahr. Es ist mir ein psychologisches Rätsel, dass Männer wie Haynes Holmes, der Herausgeber der „Unity", einer tapferen und in mancher Hinsicht vortrefflichen amerikanischen Zeitschrift, von dem Ereignis der Unterzeichnung dieses Paktes in messianischen Tönen reden und es als eine Weltwende bezeichnen können. Das wäre es, wenn es ernst wäre, aber es ist eine offenkundige Komödie. Denn die Regierungen zeigen nicht die geringste Neigung, deswegen auch nur ein Kriegsschiff für das Wasser oder die Luft weniger zu bauen, im Gegenteil. Es ist, als ob diese leidenschaftlichen Gegner des Völkerbundes mit diesem amerikanischen Unternehmen ihr Gewissen beschwichtigen wollten und sich darin selbst betrögen. Ich meinerseits muss bekennen: diese Feier der Unterzeichnung des Paktes in Paris am 27. August, mit dem Aufwand von Toiletten und diplomatischem Firlefanz, wo im „feierlichsten Moment" der Filmoperateur in Aktion trat, mit der aus boshaften Phrasen bestehenden Rede Briands, sagen wir es offen: mit seiner ganzen Atmosphäre schamloser Verlogenheit, beängstigt mich als eines der schlimmsten Vorzeichen naher grosser Katastrophen. Solche idealen Lügenszenen haben oft genug diese Bedeutung bekommen.

Damit ist nicht ausgeschlossen, dass einiges Gute dabei sein kann, das wir festhalten dürfen. Der Krieg ist jetzt immerhin feierlich als Verbrechen bezeichnet. Daraus dürfen die Völker ihre Folgerungen ziehen und werden es hoffentlich tun. Russland hat sie bereits ausgesprochen. Dass es, mit diesem Kommentar, beigetreten ist, hat wieder seine Bedeutung. Und da die Schweiz ja auch beitreten wird, so wird es unsern Kriegsgerichten und Militaristen ein wenig erschwert, Menschen zu verurteilen, die eine geächtete und als Verbrechen erklärte Sache nicht mehr mitmachen, also sich auch nicht darauf vorbereiten wollen. Mögen die Diplomaten und Regierungen den Kriegsächtungspakt auf ihre Art auslegen und benützen, die Dinge haben ihr eigenes Gesetz und es gibt eine „List der Geschichte", die grösser ist als die der Diplomaten und Generalstäbler mit ihrem Anhang.

Im übrigen schwankt der grosse Kampf hin und her. In der Schweiz hat der Antimilitarismus Fortschritte in Sprüngen gemacht. Die antimilitaristische Lehrerbewegung gehört zum Erfreulichsten, was wir in der Schweiz seit langem erlebt haben. Sie hat allerdings an der Versammlung der Fédération Romande in Pruntrut unter für sie äusserst ungünstigen Umständen eine numerische Niederlage erlitten, die unsere Militaristen wieder etwas getröstet hat. Man hat auch den antimilitaristischen Lehrern die „Schweizerische Lehrerzeitung" gesperrt und die Generalversammlung des Lehrervereins in Solothurn hat diesen Beschluss nicht eindeutig aufgehoben. Solche offiziöse Delegierten sind halt sehr oft Träger des Bestehenden und mehr von wirklichen oder vermeintlichen Standesinteressen als vom heiligen Geist erfüllt. Die Bewegung selbst lässt sich dadurch nicht aufhalten. Zu den Berner und Zürcher Lehrern haben sich die Aargauer und Berner mit sehr grossen Zahlen von Zustimmungen zur Genfer Resolution (die bekanntlich auf vollständige und sofortige Abrüstung der Schweiz geht) gesellt. Es haben im ganzen etwa tausend schweizerische Lehrer sich durch ihre persönliche Erklärung auf diesen Boden gestellt. Das ist aber nur ein Teil der so denkenden Lehrer. Denn die meisten Kantone wurden durch die Unterschriftensammlung gar nicht berührt und auch in denen, wo sie stattfand, erreichte man natürlich nicht alle, die gerne mitgemacht hätten.[1])

---

[1]) Ein Dokument der Bewegung ist die von unserer Freundin Alice Descoeudres, einer ihrer eifrigsten Vorkämpferinnen, herausgegebene Sammlung von Aeusserungen, die der Kampf gezeitigt. Sie ist unter dem Titel „Désarmément" erschienen und auch bei der „Zentralstelle für Friedensarbeit" in Zürich zu haben.

Ein Erfolg scheint, trotz gewisser Bedenken, die man anfänglich dagegen hegen konnte, der Zivildienst (vorsichtigerweise „Hilfsdienst" genannt) in Liechtenstein, im Bergell und im Bündner Oberland zu sein. Er vereinigt nicht bloss erklärte Antimilitaristen, sondern will einfach Hilfe leisten, ohne nach einem Credo zu fragen (es sind sogar ausgesprochene Militaristen dabei!), aber selbstverständlich richtet ein solches Unternehmen seine Spitze gegen den Krieg und ist insofern in einem weiteren Sinne antimilitaristisch. Es scheint, nach allerlei Schwierigkeiten des Beginns, sich erfreulich zu entwickeln. Leute aus allen Völkern und Zonen, von Norwegen bis Indien, machen mit, und die vollbrachte Arbeit ist schon jetzt gross. Unsere Militaristen aber sind darob in schwere Aengste geraten. „Thurgauer Zeitung", „Neue Berner Zeitung", „Gazette de Lausanne" und andere Gazetten von gleich edlem Charakter wittern Landesgefahr. Man versucht besonders die Gebrüder Ceresole, in erster Linie natürlich Pierre Ceresole, zu verdächtigen. Aber das macht keinen Eindruck mehr.

Nach allen Symptomen macht vielmehr die antimilitaristische Stimmung auch in der Masse des schweizerischen Volkes ungeahnte Fortschritte. Daher die Angst und Wut der militaristischen Kreise, die sich in wilden Schimpfereien oder auch in Gefasel nach Art eines anonymen „Theologen" ergehen, der in der „Neuen Zürcher Zeitung" orakelt.[1]) Allerlei Abwehrpläne werden gesponnen, natürlich ohne jede Aussicht.

Auch die Dienstverweigerungen gehen weiter. Besonders interessant war der Fall Wuilleumier, der am 11. Juli in La Chaux-de-Fonds vor dem Militärgericht zur Verhandlung kam. Dieses verweigerte dem Angeklagten die im neuen Militärstrafgesetz gebotene Möglichkeit, „ehrenhafte Gründe" für die Dienstverweigerung als mildernden Umstand zu betrachten, weil seine Gründe nicht „religiöser Natur" seien, was den Verteidiger, Freund Ceresole, mit Recht zu einer scharfen Einsprache veranlasste. Es ist ja auch wirklich interessant: wenn in Zürich Wolfgang Schwemmer sich auf Gott beruft, so betrachtet man das als Zeichen von Geistesstörung, wenn aber in La Chaux-de-Fonds einer sich auf sein Gewissen beruft, ohne Gott zu nennen, so wird sein Motiv dadurch „unehrenhaft". — Am 18. Juni ist der Handlanger Bron von Gland vom Militärgericht der 1. Division wegen Dienstverweigerung aus religiösen Gründen (!) zu drei Monaten Gefängnis und zwei Jahren Entzug der bürgerlichen Rechte verurteilt worden. Marc Dubois, der schon 74 Gefängnistage hinter sich hat, erscheint nächstens zum drittenmal vor dem Militärgericht der 2. Division. Eduard Liechti tut das zum viertenmal. Er wird Ende November dreihundert Gefängnistage hinter sich haben. Allen diesen tapfern und treuen Bekennern Christi (mit oder ohne Berufung auf ihn!) unsern brüderlichen Gruss!

Die gedankenlose Behauptung, dass wir in der Schweiz keinen Militarismus hätten, wird schon durch diese Behandlung der Dienstverweigerer widerlegt. Sie widerlegt sich aber auch sonst. Nur zwei Beweise dagegen aus der neuesten Zeit. Der erste: Bundespräsident Schulthess und Ständerat Wettstein haben neuerdings an der Feier des 1. August mit allem Nachdruck erklärt, dass unsere Armee die Grundlage unserer Demokratie sei. Was ist das, wenn nicht Militarismus? Der zweite: Nun hat man richtig die Büsten Sprechers und Willes im Bundeshaus aufgestellt! Stehen dort etwa auch die von Spitteler, Hodler und Dunant? Und ist das nicht Militarismus?

Während bei uns in der Schweiz trotzdem der Vorstoss des Antimilitarismus die überwiegende Tatsache ist, wogt in der Welt im ganzen der Kampf auf und ab. Der Völkerbund hat gegenwärtig eine schlechte Zeit. Sein Kredit ist beinahe auf den Nullpunkt gesunken. Das darf einem leid tun — wie es denn auch dem Schreibenden leid genug tut — aber man soll doch nicht

[1]) Er gesteht dabei selbst, das Neue Testament nicht mehr recht zu kennen, beruft sich aber auf seine Kollegienhefte!

vor dieser Tatsache die Augen verschliessen oder sie durch einen sogenannten Optimismus andern verhüllen. Namentlich ist es Aufgabe der Vereinigungen für den Völkerbund, für diesen selbst als Bremse hinterm Ohr zu wirken, nicht als Bremse am Rad, was er wirklich nicht nötig hat. Statt dessen hat man oft den Eindruck, als ob für sehr viele Leute der Völkerbund und Völkerbundsvereinigungen wirklich das seien, als was ihre Gegner sie von Anfang an hingestellt: eine Beruhigung der Gewissen. Denn man kann durch eifriges Völkerbundsgetue den Schein erregen, als täte man etwas, während man nicht nur nichts tut, sondern auch nichts tun will, ja sogar vor allem darauf aus ist, ein wirkliches Tun zu verhindern. Man darf deswegen den Völkerbund nicht aufgeben — er ist unentbehrlich — darf auch nicht bloss über ihn schimpfen — was ein törichtes und verächtliches Geschäft ist, bei dem freilich die Mehrzahl der Schweizer sich genügen lässt — aber einen neuen Stoss hat er nötig, und dazu muss man mithelfen. Auch kann er völlig umgestaltet werden.

Der Kongress der Völkerbundsvereinigungen im Haag hat leider, trotz einigen guten Beschlüssen, keine Taten getan. Auch der Friedenskongress in Warschau (an dem wieder nur rechtsstehende Schweizer teilnahmen, wir andern haben ja dazu gar keine Beziehung mehr, weil es bei uns keine Friedensgesellschaften mehr gibt) zeigte, verglichen mit seinen Vorgängern, eine gewisse Stagnation. Der Kongress des Kirchenbundes für internationale Freundschaft in Prag hat eine ordentliche Resolution gegen den Krieg gefasst, genauere Berichte aber stehen noch aus.

Wenn dergestalt die Menschen schlaff werden, predigen desto lauter die Dinge. Zu der Hamburger Mahnung ist die von London gekommen, indem die gewaltigen englischen Luftmanöver mit aller möglichen Deutlichkeit aufs neue bewiesen haben, was der Aufsatz von Professor van Embden zeigt[1]): dass es vor der Luftwaffe keine wirkliche Verteidigung mehr gibt! Daneben erfährt man immer wieder, wie die Volksmassen durch keine Losung stärker bewegt werden, als durch die: „Nie wieder Krieg!" So haben sie auch Herriot in Köln mit: „Vive la France!" und Stresemann in Paris mit: „Vive l'Allemagne!" begrüsst. Die Folgerung, die man aus dieser Tatsache, verglichen mit dem Verhalten der Regierungen und ihren Militärs ziehen muss, ist klar: Die Völker müssen selbst aufgerufen und aufgeboten werden, dass sie mit aller Kriegsrüstung auch dem Kriege ein Ende machen. Das ist das Stadium des Kampfes, in das wir nun endgiltig eintreten. Die Aechtung des Krieges soll zur Weltwende werden. Aber die Völker müssen den Kelloggpakt ausführen.

Der Sozialismus

wird ebenfalls, ob er wolle oder nicht, durch dieses Problem wie überhaupt durch das Gewaltproblem am stärksten berührt. Das beweist neuerdings die Affäre des deutschen Panzerkreuzers. Sie wird zu einem jener symbolischen Ereignisse, die an kritischen Wendepunkten der Geschichte für Anschaulichkeit der prinzipiellen Fragen sorgen. Die Tatsachen sind bekannt. Die Oppostion gegen diesen Panzerkreuzer, der als erster von vieren geplant ist, bildete einen der volkstümlichsten und zugkräftigsten Punkte des sozialdemokratischen Wahlprogramms. „Brot statt Panzerkreuzer!" Und nun, wie man in der Regierung sitzt, ist einer der ersten Akte der sozialdemokratischen Minister, für diesen Panzerkreuzer zu stimmen, mit der Begründung, dass sonst die Koalition in Stücke ginge. Dass man auf seinem Sessel bleibt, ist offenbar wichtiger als alle Prinzipien und Wahlversprechungen! An dieser unglaublichen Erfahrung wird allerlei klar: Einmal die Verachtung der Massen durch ihre Führer, die ihnen Wahlparolen als Köder vorwerfen, von denen

[1]) Der als Flugblatt erschienen ist (bei der Zentralstelle für Friedensarbeit) und der nicht genug empfohlen werden kann.

sie nachher erklären, dass sie forderten, was von vornherein unmöglich war; dann der schon in der Anschlussfrage hervorgetretene Nationalismus auch dieser Linksparteien, der sie an allem ernsthaften Antimilitarismus verhindert; weiter ihr verborgener Gewaltglaube, der ja bei völliger Abwesenheit eines andern Glaubens nur allzunatürlich ist; endlich, dass Machtgewinn für den Sozialismus nur Gefahr ist, solange er nicht neuen Geist und neue Kraft bekommen hat.

Das gleiche Bild bot im Grunde die Versammlung der zweiten Internationale in Brüssel. Auch hier war das Kriegsproblem entscheidend, und auch hier ist das Versagen klar genug. Zwei Strömungen im heutigen Sozialismus verhinderten jede wirklich revolutionäre Stellungnahme. Da ist einmal jener „Sozialpatriotismus" eines Paul-Boncour, Vandervelde und de Brouckère, dessen letztes Wort das schweizerische Milizsystem bedeutet und für den nun unsere Militaristen begeistert sind. Aber kein kleineres Hindernis bildet jener „Marxismus", der nicht höhnisch genug über den „Sozialpatriotismus" reden kann, der aber ebenso wie dieser an die Gewalt glaubt und darum zu keiner ehrlichen Abrüstungsparole gelangen kann. Es ist besonders die „Austromarxismus" genannte neue Aufputzung des Marxismus, welche mit der These arbeitet, dass zwar der Sozialismus von sich aus keine Gewalt brauchen möchte, aber darauf gefasst sein müsse, dass seine Gegner sie brauchten, sobald er zur Macht zu gelangen drohe, und darum sich rechtzeitig zu rüsten habe. Dass auch ein Teil der schweizerischen Sozialdemokraten diese Losung nachspricht, werden wir anderwärts zeigen.

Das Ergebnis ist ein schweres moralisches Fiasko des Sozialismus. Dieses ist in bezug auf Brüssel nur mühsam verdeckt worden. Das Manifest, das man herausgegeben hat, ist ein Dokument der Halbheit und schwach verhüllter Widersprüche, auch nicht ohne Unehrlichkeit, wenn man an die Erklärung der Franzosen über die Rheinlandräumung denkt. Es enthält manches Gute (z. B. in bezug auf die Kolonialfrage), aber auch viel blosse Phraseologie. In bezug auf die Abrüstung fordert es nicht mehr, als der viel verhöhnte bürgerliche Pazifismus, und die revolutionäre Gebärde, die man macht, ist ohnmächtig. Denn es steht nicht der Wille zur Kriegsdienstverweigerung und zur Kriegsverhinderung um jeden Preis dahinter.

Es ist auf der Linie des Kriegs- und Gewaltproblems, wie auf allen andern klar, dass der Sozialismus eines neuen Ansatzes bedarf, wenn an ihm Unfruchtbarkeit und moralischer Zerfall nicht bald sehr deutlich werden sollen. Da ist nun aber wieder verheissungsvoll, dass die Massen so ganz anders gestimmt sind, als ihre sogenannten Führer. Das zeigt die mächtige Bewegung, welche die deutsche Arbeiterschaft ergriffen hat, als die Kunde von der Bewilligung des Panzerkreuzers kam. Wenn diesen Massen nur wirklich sozialistische, die heutigen sozialistischen Programme und Parteien überbietende Losungen gegeben werden, wird eine immer gewaltiger anschwellende Woge den Sozialismus dem Sieg entgegen tragen.

Soziales im allgemeinen.

Dass die soziale und sozialistische Bewegung überall wieder im Anschwellen ist, scheint klar. Nur einige neueste Tatsachen: Der Schweizerische Gewerkschaftsbund hat im letzten Jahre um 12,000 Mitglieder zugenommen. — In England zeigen die gerade auf der Unternehmerseite immer wieder auftauchenden Bestrebungen, einen „Industriefrieden", d. h. eine gewisse baldige Ausgleichung von Kapital und Arbeit zu schaffen, wie weitblickende Industrielle einsehen, dass die bisherige fast ausschliessliche Herrschaft des Kapitals nicht mehr lange dauern kann. Wie der Sozialismus die katholische Kirche ergreift (freilich noch nicht die schweizerische!), soll andernorts gezeigt werden. Auch die Versuche, den sogenannten Kooperationsstaat zu propagieren, zeigen, dass auch Nichtsozialisten nicht mehr an die heutige Ordnung glauben.

In der Schweiz ist neuerdings besonders interessant die Bauernbewegung. Schon in der letzten Bundesversammlung erweckte vor allem eine sozialdemokratische Motion mit einem Programm der Hilfe für die Bauern eine grosse Debatte. Auch die von der Kommission der Schweizerischen Predigergesellschaft einberufene zweite Konferenz, die diesmal im Rüttihubelbad tagte, hat sich mit dem Problem des Schuldenbauers beschäftigt. Inzwischen hat die Trockenheit dss Sommers die Krise des Bauerntums verschärft und zu Erscheinungen geführt, die man bei den Arbeitern bolschewistisch und staatszerstörend, auch antipatriotisch nennen würde. Man will am 9. Spetember mit dem Tannenreis am Hut nach Bern ziehen, um dort dem Bundesrat die Bauernnot zu demonstrieren. Dagegen wäre nun an sich nichts einzuwenden. Die Not der Bauern ist Tatsache. Aber leider ist dieser Zug wieder bloss eine Nachäffung deutscher Vorgänge. Sodann wäre die Frage, ob dieser Zug nicht besser nach Brugg dirigiert würde, um dort gegen die bisherige, von dort ausgehende Bauernpolitik zu protestieren. Denn deren Fiasko bedeutet doch die heutige Krise des Bauerntums.

Inzwischen ist plötzlich der Bundesrat, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, mit einer Initiative hervorgetreten, einem grossen Plan für rasche Hilfe, aus dem als Hauptpunkt eine Zinserleichterung herausschaut. Das ist ein offenkundiges, grobes Manöver, dazu bestimmt, für die bevorstehenden Wahlen zur Bundesversammlung die Bauern bei der bürgerlichen Fahne zu halten.

Die sozialdemokratische Partei ist nun, drei Jahrzehnte zu spät, aber doch nicht absolut zu spät, mit einem Bauernprogramm hervorgetreten. Es scheint mir nicht grosse Originalität zu besitzen und müsste prinzipieller und gründlicher werden, aber das kann ja noch geschehen.

Die Annäherung zwischen dem auf dem Lande und dem in der Fabrik und Werkstatt arbeitenden Volk vollzieht sich unaufhaltsam. Nur zwei wesentliche Dinge stehen noch dazwischen: einmal die Meinungsverschiedenheit in bezug auf die Zollpolitik; anders ausgedrückt: ob hohe Zölle auf Lebensmittel und entsprechend hohe Preise der landwirtschaftlichen Produkte in der Schweiz dem Bauer helfen oder andere Massnahmen: vor allem Reform des Hypothekarkredites, Ausbau des Genossenschaftswesens als Verbindung zwischen Stadt und Land, Verbesserung des Betriebes und geistige Erhebung der Bauernbevölkerung; sodann, wie der Vertreter der Landwirtschaft, Hofstetter, im Rüttihubelbad (meine eigene These bestätigend) ausführte, die Freigeisterei, womit noch eine gewisse Richtung der Sozialdemokratie dem Sozialismus zu dienen glaubt. Aber diese zwei Haupthindernisse werden dahinfallen, langsam oder schnell, je nachdem. Gross ist die Not eines grossen Teils des schweizerischen Bauerntums, aber diese Not kann und soll, wie jede andere, Gutes wirken.[1])

Etwas besser scheint es in der ostschweizerischen Textilindustrie zu gehen. Diese ist freilich nicht mit dem Weberschifflein in der Hand nach Bern gezogen. Und doch war es eine ebenso grosse Volksnot.

Allgemein Politisches.

Hat die Aktion für die Bauern leider schon zum Teil eine wahlpolitische Tendenz, so gilt das auch für das meiste Andere, was nun unsere Parteien tun. Für viele Berufspolitiker sind halt Wahlen, durch die sie selbst Karriere machen, die grosse Hauptsache. Und doch zeigen z. B die deutschen Ereignisse, was mit Wahlen allein ausgerichtet ist und sollten besonders „Marxisten" es wissen. Aber da stellen sie auf einmal Marx in den Winkel. Interessant ist dabei Dreierlei. Man sieht auf der bürgerlichen Seite auf einmal ein, dass man den sozialen Problemen grössere Aufmerksamkeit widmen

[1]) Tscharners „Bauernsozialismus" wird trotz Laur immer aktueller. Die Schrift sei noch einmal warm empfohlen. Sie ist zu haben bei A. Rudolf in Zürich und beim Verfasser, der Lehrer in Oberhallau (Schaffhausen) ist.

müsste, zu Wahlzwecken! Sodann fürchtet man den Antimilitarismus und sucht ihn möglichst moralisch totzuschlagen. Endlich besinnt man sich auf einmal darauf, dass man eigentlich auch Ideale haben sollte. Aber da man in der Eile keine finden kann (wo sie vorhanden waren und sind, hat man sie ja bloss verhöhnt und schlecht gemacht!), schreit man nach der Jugend, die schleunigst dafür sorgen soll — bis zu den Wahlen! Denn nachher könnte man sie schwerlich mehr brauchen. Immerhin, eine Ahnung des Besseren erscheint in diesem Schrei nach den Idealen. Nur dass es töricht ist, zu erwarten, die Jugend habe als solche in einer Zeit der geistigen Degeneration einen geheimen Vorrat von Idealen. Von Idealismus vielleicht — aber „Ideale" müssen ihr gezeigt werden!

Eine kleine Verheissung ist das Auftauchen des Verlanges nach einer wirklich freien und der Wahrheit dienenden Presse. Die in Zürich seit einiger Zeit erscheinende „Peripherie" hat sich in „Das freie Wort" umgewandelt und will diesem Verlangen dienen. Möge ihm ein besseres Gelingen beschieden sein, als ähnlichen bisherigen Versuchen!

Kulturelles.

Am wüstesten und scheinbar hoffnungslosesten sieht die Welt auf dem Gebiete des allgemein kulturellen Lebens aus. Fortschreitende Maschinisierung und damit Entseelung des ganzen Lebens; immer wachsende sittliche Entartung, besonders im sexuellen Leben, überhaupt eine Zunahme alles dessen, womit der Mensch sich betäubt: sei's Kino, sei's „Tanz", sei's „Fest" oder was immer; Allmacht des Mammons über die ganze Welt, über Natur und Geist, die er beide beherrscht und verwüstet, und so fort in infinitum! Diesen Zustand der heutigen Welt offenbaren besonders die grossen Fremdenkurorte. Sie sind eine Aufreizung zum Bolschewismus wie Weniges. Eine untergehende Gesellschaft scheint hier wieder einmal nach der Parole: „Après nous le déluge" zu leben. Diesen Zustand beleuchtet sowohl das Endschicksal der Expedition Nobile, als auch der Ausgang eines Loses, wie das des Geldmannes Löwenstein und die Verhaftung von Hugo Stinnes wegen Betrugs. Als Degenerationserscheinung betrachte ich ohne Angst vor dem Vorwurf der Rückständigkeit Anlässe wie z. B. die Olympiaden, die weit davon entfernt, die Gesundheit zu mehren, sie nur untergraben und weit davon entfernt, die Völker einander näher zu bringen, sie nur in neue nationale Gehässigkeiten und Eifersüchteleien verstricken. Das alles ist mir, zum mindesten in der heutigen Form, kurzweg Zivilisationsverderben, Wahn oder Schwindel, Zeichen des Untergangs einer ganzen Welt.

Zur Zivilisation in dem Sinne des Wortes, worin es mehr einen Gegensatz zur Kultur bedeutet, rechne ich auch Unternehmungen wie die „Pressa" in Köln. (Schon diese Abkürzungen, die das Wort entseelen! Als ob man nicht mehr Zeit fände, ein paar wirkliche Worte auszusprechen!) Interessant mögen solche Ausstellungen sein, aber bloss zum Erschrecken. Im übrigen gibt es Dinge, die man nicht ausstellt. Ich habe mich meinerseits resolut geweigert, die „Neuen Wege" an diese Ausstellung, die auch eine Rubrik „Evangelische Presse" enthielt, zu schicken.

Personalia.

Gestorben ist Giolitti, der einst allgewaltige italienische Politiker, auf den Trümmern des liberalen Italiens. — In Ragaz ist während einer Badekur vom Herzschlag ereilt worden Frank Thomas, der Genfer Evangelist, ein Mann mit einem grossen, impulsiven Herzen und einer beredten Zunge, der sich im Dienste Gottes und der Menschen verzehrt hat. — In England ist Lord Haldane geschieden, eine Verkörperung der Tragik des europäischen und besonders des deutsch-englischen Schicksals. Zweimal hat er, ein für die deutsche Kultur des älteren Stils begeisterter Mann, Deutschland, d. h. seinen

dermaligen Leitern, eine Verständigung mit England angetragen, die für Deutschland grosse Vorteile gehabt hätte, zweimal ist er an dem, was ich die Korpsburschenpolitik der damaligen deutschen Staatslenker nenne, gescheitert und dann ein englischer Kriegsminister geworden, der sein Land wirksam auf den für unvermeidlich gehaltenen Krieg mit jenem Deutschland vorbereitete. Zuletzt ist er, der Sprössling eines uralten Aristokratengeschlechtes, der Arbeiterpartei beigetreten, ganz nur idealen Motiven gehorchend, und englische bürgerliche Blätter wissen diese Tat zu würdigen. Pas partout comme chez nous! — Von Professor Duhm ist anderwärts die Rede.

Und Professor Forel ist achtzig Jahre geworden, trotz seiner beinahe übermenschlichen Arbeitsleistung, vielleicht auch ein wenig infolge davon. Ich denke in religiösen und philosophischen Dingen anders als er und halte sein Buch über die „Sexuelle Frage" für einen schweren Irrtum; aber dem steht gegenüber sein Pionierkampf gegen den Alkohol und die Prostitution, wie später seine Oppostion gegen den Krieg, überhaupt eine Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit des Eintretens für alles als gut und recht Erachtete, wie man sie nur ganz selten antrifft. Auch wo er Dinge vertrat, die ich nicht billigen kann, tat er es aus reinem Willen, in der Ueberzeugung, damit dem Guten zu dienen. Es ist das Rätsel an diesem Menschen, dass er, der „Ungläubige", gläubiger war, als die allermeisten Gläubigen, und er, der „Materialist", idealistischer als die allermeisten Idealisten. Er ist darum uns allen eine Beschämung, Mahnung, Ermunterung; ein wahres Wunder steht er vor uns. In diesem Sinne danken auch wir ihm in tiefer Verehrung.

Parpan, 3. September.

Sozialdemokratie und Freidenkertum. Mein Aufsatz über „Sozialismus und Freidenkertum" hat ein gewisses Aufsehen erregt, das mich überraschte. Ich hatte halt vergessen, dass wir in einer Zeit der Vorbereitung zu grossen Wahlen stehen! Besonders auf katholischer Seite, aber nicht nur dort, hat man die Sache so dargestellt, als ob durch meine Ausführungen sozusagen authentisch festgestellt werde, dass die Sozialdemokratie als Ganzes der Freidenkerei verfallen sei. Man hat meinen Aufsatz als eine Art Verzweiflungsschrei eines Mannes aufgefasst oder wenigstens hingestellt, der, weil er seine Ohnmacht gegenüber der freidenkerischen Strömung einsehe, zu einem letzten Appell, zu einer Drohung, einer Flucht in die Oeffentlichkeit oder so was greife. Und man hat zum Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung darauf hingewiesen, dass der Genosse Heinrich Bräm mich im „Volksrecht" in aller Form mit der Exkommunikation aus der sozialistischen Parteikirche bedroht und andere sozialistische Zeitungen (welche?) dieses Anathema nachgedruckt hätten.

Ich sehe mich genötigt, zu dieser Darstellung in möglichster Kürze einige Bemerkungen zu machen.

Sie ist eine starke Entstellung der Tatsachen und meiner Absicht. Es lag mir ganz ferne, in meinem Aufsatz Statistik in bezug auf die Bedeutung der Freidenkerei in der heutigen schweizerischen Sozialdemokratie zu treiben Der Aufsatz hatte einen viel umfassenderen Sinn. Sein Anlass war, wie ich ausdrücklich bemerkt habe, das Buch von Oskar Ewald über „Religion und Freidenkertum". Ich benutzte eine Besprechung dieses bedeutsamen Werkes, um das allgemeine Problem des Verhältnisses von Sozialismus und Freidenkertum zu erörtern, und zwar nach der Art dieser Aufsätze „Zur Weltlage" nicht in systematischer Abrundung, sondern bloss zur Beleuchtung einer wichtigen Tatsache der heutigen Lage. An den schweizerischen Sozialismus habe ich unr ganz nebenbei gedacht; die „Neuen Wege" sind eben nicht bloss auf die Schweiz eingestellt.

Und nun hat es mir vor allem auch ganz fern gelegen, zu behaupten, die schweizerische Sozialdemokratie sei als Ganzes mit dem Freidenkertum identisch. Ausdrücklich erklärte ich, dass dieses in den sozialdemokratischen Blättern zurückgetreten sei und die Massen sich von ihm innerlich abge-

wendet hätten. Nimmt man auch noch meine Beurteilung der Lage in dem Vortrag: „Der gegenwärtige Stand des religiös-sozialen Problems“ dazu, welche in dem Satze gipfelt: „Die antireligiöse Haltung der sozialistischen Arbeiterschaft ist gebrochen“, so leuchtet ein, dass es mir nicht in den Sinn kam, die Rolle des Freidenkertums so darzustellen, wie man es mir zuschreiben will. Ich denke darüber völlig anders. Nach meinem Urteil kann von einer freidenkerischen Einstellung der grossen Masse der sozialistischen Arbeiterschaft der Schweiz überhaupt keine Rede sein. Das Freidenkertum spielt bei uns seine Rolle bloss in einem kleinen Kreis von sozialistischen Intellektuellen und besonders Halbintellektuellen und in abgeschwächter Form auch noch in einem weiteren Kreis von davon ein wenig Berührten.

Was aber die sozialdemokratischen Zeitungen betrifft, so täte man ihnen grosses Unrecht, wenn man behauptete, sie seien in ihrer Mehrheit dem Freidenkertum verfallen. Vielmehr kann man das mit Recht wohl nur von ganz wenigen sagen, vielleicht in voller Schärfe nur etwa von der „Berner Tagwacht“ (ob das wohl besser wird, nachdem deren spiritus rector, Robert Grimm, nun durch seine Beteiligung an der Pfarrerkonferenz im Rüttihubelbad eine Art Kirchenvater geworden ist?) und daneben etwa noch, soweit die innerste Meinung der Redaktoren in Betracht kommt, in der letzten Zeit aber viel weniger in direkten Aeusserungen, vom „Volksrecht“ in Zürich. Man darf wohl ruhig sagen, dass es mehr sozialistische Zeitungen in der Schweiz gibt, die der religiösen Wahrheit als solcher (nicht gerade dem offiziellen Christentum) offen zustimmen, also solche, die sie bekämpfen und dass ihre überwiegende Mehrheit sich in religiösen Dingen neutral verhält, d. h. die Ueberzeugung ihrer Leser in diesen Dingen achtet.

Das ist in dieser Hinsicht nach meinem Urteil die Sachlage.

Aber der Genosse Heinrich Bräm und seine angedrohte Exkommunikation?

Zu meinem Leidwesen muss ich mit einem Wort auch darauf zu sprechen kommen. Jener Genosse, der im „Volksrecht“ die Artikel schreibt, die ich in bezug auf einen bestimmten Punkt als „kindisch“ bezeichnet habe, ist also Heinrich Bräm, der Verwalter des zürcherischen Altersasyls „Lilienberg“ bei Affoltern am Albis. Ich habe ihn nicht mit Namen genannt, und hätte er geschwiegen, so hätten sicher nicht ein halbes Dutzend von Lesern der „Neuen Wege“ geahnt, wen ich meine. Nun also wissen ein paar tausend Menschen, dass Heinrich Bräm der Verfasser dieser zum Teil kindischen Artikel ist. Es ist seine Schuld, dass sie das erfahren. Ich wollte ihn schonen. Es lag mir auch fern, ihm Freidenkerei vorzuwerfen. Was ich ihm vorwarf, war bloss seine törichte Art, den Sozialismus als Messias hinzustellen, und zwar so, dass zwischen dem Sozialismus, wie man ihn allfällig als Ideal verstehen kann, wenn man ihm den höchsten möglichen Sinn verleiht, und dem Sozialismus, wie er in Wirklichkeit ist, kein Unterschied gemacht wird, dass kein Wort gesagt wird von den ungeheuren Schwierigkeiten, die der Verwirklichung des Sozialismus im Wege stehen. Ich schrieb diese Verwechslung der Naivität eines Mannes zu, der dem wirklichen Leben der Arbeiterbewegung ferne steht, nannte diesen Mann (wegen seiner trefflichen Leitung jener Anstalt) „sehr verdient“. Nun muss ich leider mein Urteil über ihn ändern. Seine Entgegnung im „Volksrecht“ ist in jeder Beziehung minderwertig. Sie ist unwahr, insofern sie die Tendenz meines Aufsatzes entstellt. Sie zeigt, dass Bräm völlig unfähig ist, über die Probleme, die doch den Gegenstand seiner Artikel bilden, zu urteilen. Sie beweist, dass er nicht ein naiver Schwärmer, sondern im besten Fall ein blinder Parteifanatiker ist. Das Schlimmste an seinem Artikel aber ist, dass er statt auf meine Argumente einzugehen, gegen die Religiös-Sozialen losschimpft und sie vor die Frage des Austrittes oder vielleicht gar Ausschlusses aus der Partei stellt.

Nun möchte ich, den Genossen Bräm im übrigen stehen lassend, nur die Frage stellen: Wer ist Genosse Bräm? Was bedeutet es, wenn er uns mit Aus-

schluss droht? Genosse Bräm mag darüber zu bestimmen haben, ob jemand aus dem Altersasyl „Lilienberg“ ausgeschlossen werde, aber in bezug auf die sozialdemokratische Partei hat er nicht mehr und nicht weniger zu sagen als jeder Durchschnittsgenosse. Aber das „Volksrecht“, das hinter ihm zu stehen scheint? Nun, wenn das „Volksrecht“ wirklich gleicher Meinung sein sollte, so sind auch die Genossen Nobs und Heeb noch lange nicht die sozialdemokratische Partei. Exkommunikationen, von einer Gruppe einer Partei gegen eine andere angedroht, haben wenig zu bedeuten. Das „Volksrecht“ hat übrigens der Erwiderung eines hervorragenden Parteigenossen Raum gegeben, ohne redaktionell Stellung zu nehmen. Das alles wissen doch eigentlich auch jene Journalisten gut genug, die dem Bannstrahl, den der Verwalter des Altersasyls hinter dem Albis gegen die Religiös-Sozialen geschleudert, eine so grosse Bedeutung beimessen.

Im übrigen würden mich solche Drohungen nicht schrecken, auch wenn sie von bedeutend wichtigeren Autoritäten ausgingen. Meine Stellung zum Sozialismus und zur Arbeiterbewegung ist gottlob völlig unabhängig von irgend einer Partei oder Parteiinstanz, von irgend einem Parteisegen oder Parteifluch. Ich diene dem Sozialismus und der Arbeiterbewegung in völliger Freiheit und Freiwilligkeit, in der Partei oder ausser der Partei, je nachdem, immer bloss nach dem Gebot meines Herzens und Gewissens.

Soviel von der Exkommunikation des Genossen Bräm auf dem Blitze schleudernden „Lilienberg“. Ihre Bedeutung ist damit ins rechte Licht gestellt.

Was im übrigen die Freidenkerei anbetrifft, so bleibt es dabei: Sie ist weit davon entfernt, die schweizerische Sozialdemokratie zu beherrschen. So weit aber eine kleine Clique noch die Partei und ihre Organe zur Propaganda der Freidenkerei missbraucht, tut sie freilich etwas, was nicht nur illoyal ist und gegen die Prinzipien und das Programm der Partei verstösst, sondern dieser auch den schwersten Schaden zufügt. Ich wiederhole: Es wird, wenn es sich als nötig erweisen sollte, dafür gesorgt werden, dass auch dieser Rest einer bösen Erbschaft des Bürgertums verschwindet, und zwar bald. Freiheit, gewiss, aber nicht Freidenkerkirche!

Das „Volksrecht“ und die Militärfrage. Das Zürcher „Volksrecht“ hat in einer Reihe von Artikeln (Nr. 183, 192, 193) redaktionell zum religiösen und überhaupt zum radikalen Antimilitarismus, zur Dienstverweigerung und zum Gewaltproblem im allgemeinen auf eine Weise Stellung genommen, die nicht ohne Antwort bleiben durfte. Diese Antwort ist inzwischen im „Volksrecht“ selbst von verschiedenen Seiten erfolgt, dazu im „Aufbau“ und in der St. Galler „Volksstimme“ auf vortreffliche Weise durch den Genossen Dr. Kramer, ebenso, was besonders erfreulich ist, in der sonst den Religiös-Sozialen wohl nicht besonders gewogenen „Basler Arbeiterzeitung“ und wohl auch anderswo. Ich meinerseits darf wohl auf meine Schrift „Sozialismus und Gewalt“ hinweisen, dazu auf zahllose Aeusserungen in den „Neuen Wegen“ und im „Aufbau“ (hier besonders auf einen zum vorletzten Parteitag geschriebenen Artikel), dazu auf die Ausführungen in unserm Buche „Ein sozialistisches Programm“. Auch gedenke ich, wenn ich dazu Kraft und Zeit finde, das ganze Problem nochmals ausführlich zu behandeln. An dieser Stelle beschränke ich mich bloss auf ein paar notwendige Klarstellungen.

Für Leser, die das „Volksrecht“ nicht kennen, sei bemerkt, dass es im wesentlichen die bekannte These vertritt, dass der Sozialismus zwar von sich aus Gegner der Gewalt, des Krieges und des Militärs sei, dass er aber gewärtigen müsse, von den Bürgerlichen mit militärischer Gewalt angegriffen zu werden, namentlich sobald er an die Macht gelange, und daher für diesen Fall selbst ein Heer (das Heer!) zu seiner Verfügung haben müsse. Der Militarismus sei nur „ein Teilchen aus dem Gesamtbau des Kapitalismus“ und es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, dass dieses herausgebrochen und für sich allein beseitigt und ausgetilgt werden könnte. Es müsse der Ka-

pitalismus besiegt werden, mit ihm falle auch der Militarismus. Wenn man das übersehe, sei jede Anstrengung gegen diesen zur Ohnmacht verurteilt. Eine gehässige Ablehnung der Dienstverweigerung bildet die Krönung der Artikelserie.

Ich mache zu diesen Ausführungen des „Volksrecht", die im wesentlichen ein Angriff auf die Religiös-Sozialen sind, von der prinzipiellen Auseinandersetzung absehend, drei Bemerkungen.

Zum Ersten: Das „Volksrecht" hält es für zweckmässig, unsere eigene Position so darzustellen: „Sie [sc. die Arbeiterschaft] soll sich ruhig abschlachten lassen, insofern die gewaltlosen Mittel nicht genügen, dies zu verhindern." Diese Behauptung, die schon auf dem Berner Parteitag eine Rolle spielte und seither immer wieder gegen uns verwendet wird, ist selbstverständlich eine schwere Entstellung unseres Gedankens, und da wir sie wiederholt scharf zurückgewiesen haben, darf sie nicht einmal mehr die bona fides für sich in Anspruch nehmen. Genau das Gegenteil entspricht der Wahrheit: gerade wir wollen die Arbeiterschaft vor jener Abschlachtung bewahren, die ihr sicheres Los wäre, wenn die vom „Volksrecht" und seinen Gesinnungsgenossen befolgte Taktik durchgeführt würde. So liegt das Problem. Ich denke, wir haben schon einmal die Probe auf das Exempel geliefert, damals, als wie die Partei vor dem auch durch das „Volksrecht" geforderten Eintritt in die kommunistische Internationale bewahren halfen, der zur sicheren Katastrophe der schweizerischen Arbeiterbewegung geführt hätte.

Das Zweite, was die Artikel des „Volksrecht" so unerfreulich macht, ist seine Behandlung der Dienstverweigerung. Es scheut sich nicht, den alten bürgerlichen Vorwurf aufzunehmen, dass Leute, die selbst keine Folgen zu fürchten hätten, andere zu einer Tat verleiteten, die zu Gefängnis und all den andern Nöten führe. Die Männer und Frauen, die für das Recht der Dienstverweigerung öffentlich eingestanden sind, haben, denk ich, auch wenn sie nicht in das Gefängnis gekommen sind, auf allerlei Weise für ihre Ueberzeugung bezahlt. Auch wer für den Sozialismus eintritt, muss das Risiko auf sich nehmen, dass Menschen, die ihm folgen, dadurch in schwere Lagen gebracht werden; soll er deswegen davon schweigen? Aber nie haben wir die Dienstverweigerung anders als eine heilige Angelegenheit des einzelnen Gewissens behandelt. Das „Volksrecht" nennt freilich schon unser Eintreten für die Dienstverweigerer „Verherrlichung" der Dienstverweigerung und „Propaganda" für diese. Offenbar sollten wir diese tapferen jungen Männer ohne ein Wort der Unterstützung vor der Oeffentlichkeit lassen, oder ihr Gewissen nach dem Rezept der Feldprediger zu beschwichtigen versuchen! Wenn das „Volksrecht" für die Entstehung und Ausbreitung der Dienstverweigerung keinen anderen Grund weiss, als eine Verführung durch einige Propagandisten, so steht es damit auf dem gleichen Boden, wie die Leute, welche den Sozialismus auf diese Art erklären; denn so gut wie der Sozialismus, der einst auch klein anfing, aus den Verhältnissen und dem Gewissen entstand und keine Propaganda imstande gewesen wäre, ihn zu erzeugen, so verhält es sich selbstverständlich auch mit der Dienstverweigerung, die jetzt noch eine kleinere Macht ist als der Sozialismus, aber unaufhörlich wächst und im Begriff ist, eine umfassende Volksbewegung zu werden. Auch das ist ja an der Darstellung des „Volksrecht" so unrichtig und unerfreulich zugleich, dass es die Bedeutung der Dienstverweigerung möglichst herabzusetzen versucht. Es redet von „wenigen Dutzenden" von Dienstverweigerungen, die die Militärgerichte verurteilt hätten; es handelt sich aber in der Schweiz um viele Hunderte von Verweigerungen und in der ganzen Welt um Zehntausende, mit den Erklärungen der Pomsomby-Aktion um Hunderttausende. Aber was ist das für ein Geist, der in solchen Dingen bloss mit Zahlen rechnet! Soll man etwa vom Martyrium eines Jaurès, eines Landauer, eines Eisner, eines Karl Liebknecht und einer Rosa Luxemburg auch sagen: „Was ist das — fünf Men-

schen!“ Das „Volksrecht“ frägt im Hinblick auf jene verurteilten Dienstverweigerer: „Hat das an unserem Militärwesen das Geringste geändert?“ Ich könnte antworten: „Hat etwa der ganze Sozialismus daran etwas geändert?“ Aber ich tue das nicht, sondern antworte: Nichts, gar nichts hat das Gewissen unseres Volkes in bezug auf das Kriegs- und Militärproblem so in Unruhe gebracht und erhalten, als die Tat dieser „wenigen Dutzende“ von Männern, nichts, gar nichts hat so viel dazu beigetragen, jene antimilitaristische Volksstimmung zustande zu bringen, die jetzt Tatsache ist, als der in der Dienstverweigerung gipfelnde Antimilitarismus des Glaubens und der Gesinnung.

Damit komme ich zu meiner dritten und letzten Bemerkung. Ist schon die Geringschätzung geistiger Faktoren, die sich in dieser Beurteilung der Dienstverweigerung äussert, eine bemühende Erfahrung, so muss überhaupt gesagt werden, dass an den Artikeln des „Volksrecht“ das Niederschlagendste das ist, was wir andern als Mangel an wirklich sozialistischer Gesinnung und wirklich sozialistischem Glauben empfinden. Es ist von nichtsozialistischer Seite (vergleiche „Das Freie Wort“, Nr. 1) erklärt worden, das „Volksrecht“ argumentiere genau wie die „Neue Zürcher Zeitung“ und die „Neue Zürcher Zeitung“ genau wie das „Volksrecht“. In der Tat, wer gewisse Abschnitte dieser „Volksrecht“-Artikel läse, ohne zu wissen, dass es das „Volksrecht“ sei, müsste annehmen, er lese in der „Neuen Zürcher Zeitung“ oder im „Bund“. Der Eindruck dieser Aeusserungen auf Viele ist damit am besten gekennzeichnet. Es sind denn auch die Ausführungen des „Volksrechtes“ von den bürgerlichen Zeitungen gegen den Antimilitarismus und die Dienstverweigerung verwendet worden. Das ist nicht verwunderlich. Es ist auf beiden Seiten der gleiche Glaube an die Gewalt, die gleiche Kapitulation vor bestehenden Mächten. Von diesen Gedanken bis zur Bewilligung des Panzerkreuzers nach rechts oder zum Bolschewismus nach links ist nur ein Schritt, und die innere Logik der Sache nötigt dazu, diesen Schritt zu tun, sei's nach rechts oder nach links.

Die Haltung des „Volksrecht“ gehört in den ganzen tragischen Zusammenhang des sozialistischen Versagens vor dem sozialen Hauptproblem der Zeit. Die ganze Haltlosigkeit dieses Sozialismus in bezug auf dieses Problem wird auch dadurch deutlich, dass gleichzeitig durch die bürgerliche Presse Aeusserungen des Parteipräsidenten Reinhardt gehen, die jeder schweizerische Oberst getan haben könnte. Mögen sie anders gemeint sein, so sind sie doch Symptome einer schweren Verwirrung. Es gibt aus dieser Lage nur einen Ausweg: den Durchbruch zu einem konsequenten sozialistischen Antimilitarismus, der aus einer wirklich sozialistischen Gesinnung und einem wirklich sozialistischen Glauben fliesst. Daran hängt die Zukunft des Sozialismus.

Professor Duhm — von einem Auto getötet. Professor Bernhard Duhm ist einer der grössten Erforscher und Darsteller des Alten Testamentes in der nun abgelaufenen Epoche gewesen. Er hat die unter dem Namen der Wellhausenschen Hypothese besonders bekannte Auffassung der Geschichte Israels, die nicht in Moses, sondern in den grossen Propheten ihren Höhepunkt sieht und die frühere Auffassung sozusagen umdreht, selbständig und geistvoll weitergeführt. Auch wenn man, wie der Schreibende, gegen diese Auffassung im allgemeinen und speziell gegen Duhms Art vieles einzuwenden hat, muss man die grosse Bedeutung seines Lebenswerkes anerkennen. Und besonders wertvoll scheint mir, dass er einer von denen war, welche die Botschaft vom kommenden Reiche Gottes verkündigten. Dieser Mann nun, dessen achtzigsten Geburtstag man vor kurzem gefeiert hat, und der sich für ein neues Semester rüstet, wartet mit seinem Sohn an der Strasse: ein Auto kommt, wo es nicht kommen dürfte, es fährt dem Tram vor — ähnlich, wie wir es in der Stadt fast alle Tage erleben, — wirft den Greis um, fährt zweimal über seinen Leib und

macht sich aus dem Staube. Der Tod vollendet dann in ein paar Stunden sein Geschäft. Ein erschütterndes Ereignis fürwahr!

Der Vorfall hat grosses Aufsehen erregt. Dass ein Auto gerade einen Professor Duhm überfahren kann! Wenn tagtäglich in der Stadt Zürich allein sechs bis acht Autounfälle angezeigt werden, wenn im Kanton Zürich jährlich fünfzig bis sechzig Menschen durch das Auto getötet und eine zehnmal grössere Anzahl mehr oder weniger schwer verletzt werden, wenn diese Zahl in der Schweiz auf zwei bis dreihundert Tote und entsprechend viel Verletzte ansteigt, in Frankreich auf zwei- bis dreitausend Tote, in den Vereinigten Staaten auf zehntausende und dazu immer die entsprechende Zahl von Verletzten — und so fort ins Unendliche, dann kräht kein Hahn danach. Es muss schon ein Professor Duhm überfahren werden, bis man es der Mühe wert hält, ein wenig aufzuhorchen. Meistens sind es ja nicht Professoren oder Bundesräte oder Zeitungsredaktoren, denen die Ehre zuteil wird, von den Rädern des modernen Götterwagens zermalmt zu werden, sondern arme Arbeiter und ihre Kinder oder sonst einfache, namenlose Leute. Was hat das zu sagen! Der „technische Fortschritt“ fordert nun einmal diesen Tribut! Wenn diese Woche ein Regierungsrat, die nächste ein Bankdirektor und die übernächste ein bekannter Journalist dran käme und so fort, dann gäbe es bald eine Aenderung — aber solches gewöhnliche Fussgängerpack! Und doch gibt es noch einige Leute, denen vorkommen will, ein armes Proletarierkind, das „aus eigener Schuld“, wie man zu sagen pflegt, in die Bahn eines solchen mörderischen Ungeheuers lief, sei vor Gott so viel wert, als der berühmteste Professor, und eine Mutter, die von Arbeit und Nachtwachen ermüdet einmal nicht recht auf die stete Lebensgefahr der Strasse geachtet hat und unter die Räder gekommen ist — die Räder eines Wagens, worin ein vielleicht halbbetrunkener Müssiggänger zu seiner Mätresse raste! — bedeute ein ebenso herzzerreissendes Leid als das Erlöschen eines achtzigjährigen Gelehrtenlebens, so tragisch dieses sich auch gestalten mag. Und es ist ja nicht nur der „Tod auf der Strasse“, um den es sich handelt. Es ist die beständige Lebensgefahr, der beständige Angriff auf die Nerven; es ist die Verstänkerung von Stadt und Land, die Verwüstung von Natur und Kultur, die Ermordung des Schlafes — meistens des Schlafes schwer arbeitender Menschen und meistens durch Leute, die von Trink- und Essgelagen und Schlimmerem kommen! — die Verstörung aller Stille und Einsamkeit, der Raub am Recht auf die Strasse und noch vieles andere dazu, was uns dieser „Fortschritt der Technik“ bringt. Aber das alles lässt man sich gefallen, stumpf und sklavisch, zwar nicht ohne Schimpfen, aber ohne T a t. Und doch sind die, welchen durch diesen frechen und frevelhaften Unfug das Leben verdorben wird, immer noch die grosse Mehrzahl. Was hindert sie, durchgreifenden Wandel zu schaffen. Ich habe die Antwort schon mehrfach gegeben: d e r G ö t z e n d i e n s t! Sie staunen das Auto als Wunder der Technik an und Wunder der Technik muss man verehren, auch wenn sie mörderische Wirkung haben. Dass eine Technik, die mordet und verstört, vom Teufel ist, dass nur eine Technik Wert hat, die des Menschen Würde und Freiheit erhöht, wagt man nicht zu denken. Man lässt sich einreden, dass der moderne Verkehr nun einmal solches fordere. Man beneidet wohl auch heimlich die Leute, die im Auto sind und möchte selbst darin sitzen. Man betrügt sich und andere mit den kleinen Vorteilen, die ja auch mit den schlimmsten Uebeln verbunden sind. Und das Menschenleben ist ja nicht mehr heilig! So dient man dem Götzen, weil das, was man einst „Furcht Gottes“ nannte, zum Ammenmärchen geworden ist.

Wie lange noch? Findet sich wirklich niemand, der sich daransetzt, diesen unmenschlichen und gottvergessenen Zustand zu ändern? Ein einziger entschlossener Mensch genügte dazu.

Es handelt sich ja nicht um die Abschaffung des Autos oder irgend einer Technik, sondern nur darum, ob die Technik dem Menschen dienen, oder der

Mensch durch die Technik entmenscht, versklavt, dämonisiert werden soll. Sollten wir wirklich schon so entnervt, betäubt und entartet sein, dass wir diesen Kampf nicht mehr zu führen vermöchten?

Professor Duhm hat sich vor allem mit den Propheten Israels beschäftigt. Er besass eine wundervolle Gabe, ihr Wirken lebendig und aktuell zu machen, sie in unsere Zeit hineinzustellen. Der Kampf dieser Männer, wie aller Propheten aller Zeiten, galt den Götzen, zu denen die Menschen von Gott weg immer wieder abfielen. Diese Götzen galten jeweilen als der neueste grosse „Fortschritt". Auch die Moloche und Baale, mit denen die Propheten kämpften, von Elias bis Ezechiel, waren Repräsentanten der neuesten Zivilisation und wurden allgemein als solche verehrt — an Stelle Gottes. Immer auch war es für sie charakteristisch, dass ihr Dienst den Menschen entwürdigte, versklavte oder auch mordete.

Gegen sie vertraten die Propheten den wirklichen Gott, der immer auch des Menschen Schutz und Heiligung ist. Ich weiss nicht, ob Professor Duhm auch die modernste Welt mit solchen Augen angeschaut hat. Jedenfalls gibt es heute Moloche und Baale, die unvergleichlich mehr Opfer verschlingen, als alle Moloche und Baale der Israeliten, Phönizier, Assyrer und Babylonier zusammen. Einer von diesen Molochen oder Baalen ist nachgerade das geworden, was man „Technik" nennt. Es ist eine der Zentralfragen unserer Kultur, ob Gott und der Mensch gelten sollen oder die „Technik".

Kurse und Versammlungen

„Heim" Neukirch a. d. Thur: Ferienwoche 30. Sept. bis 6. Oktober.

Romain Rolland. Leitung: Fritz Wartenweiler.

Zu den Männern, die nicht müde werden, ihrer Zeit ins Gewissen zu reden, gehört der Franzose Romain Rolland, der seit Jahren von Villeneuve aus durch Bücher und ungezählte persönliche Briefe ein Berater aller suchenden Menschen ist. Viele lernten aus seinem „Jean-Christophe", Vielen war sein Ruf „Ueber dem Hass" ein Trost in schwerer Zeit. Wir wollen versuchen, uns gegenseitig im Verständnis dessen zu helfen, was er uns zu sagen hat.

Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an Fritz Wartenweiler, Nussbaum, Frauenfeld; Didi Blumer, Heim, Neukirch a. d. Thur.

Volkshochschulheim Habertshof, Kreis Schlüchtern.

Seit vier Jahren besteht die nahe bei dem Städtchen Schlüchtern (Bahnlinie Frankfurt—Fulda) gelegene Heimvolkshochschule Habertshof. Auf freie Initiative gegründet, hat sich das Heim durch schwerste Anfänge emporgearbeitet und steht heute im Begriff, den 13. Lehrgang abzuhalten. Der Habertshof vertritt eine religiös-sozial begründete Haltung. Der nächste Lehrgang beginnt am 8. Oktober und dauert bis zum 22. Dezember 1928. Vom Lehrplan seien u. a. erwähnt die Kurse:

Emil Blum (Leiter des Heimes): „Die politischen Kräfte der Gegenwart."

Wilhelm Sturmfels (Lehrer an der Akademie der Arbeit): „Die Welt der Arbeit."

Franz Steppat: „Die kapitalistische Wirtschaftsordnung und die Aufgaben des Sozialismus."

Gymnastische Uebungen und Singstunde finden täglich statt. Eine mehrtägige Wanderung geht in die Rhön.— Die Kosten betragen Mk. 180.—. Auf

begründeten Antrag hin kann der Betrag bis auf Mk. 100.— ermässigt werden. — Nähere Auskunft erteilt die Geschäftsstelle des Habertshofes, Elm, Bezirk Kassel.

Volkshochschulheim für Mädchen. Casoja, Valbella ob Chur.

Beginn des fünfmonatigen Winterkurses am 29. Oktober.

An Stunden sind vorgesehen:

1. Haushaltungs- und Ernährungslehre: R. Müller.
2. Einführung in die häusliche Krankenpflege mit praktischen Uebungen: E. Kupli.
3. Einführung in Fragen des Frauenlebens, Vergangenheit und Gegenwart: G. Rüegg.
4. Lesen und Besprechen von Schweizer-Dichtern: E. Kupli.
5. Lichtbilder von Kunstwerken und fremden Ländern: G. Rüegg.
6. Handfertigkeit.
7. Unterricht im Skilaufen. Singen und Volkstänze.

Das Kursgeld beträgt für den ganzen Kurs Fr. 550.—. Es kann teilweise oder ganz erlassen werden

Anmeldungen an G. Rüegg, Casoja, Valbella ob Chur.

Mein Dank.

Ich kann meine Arbeit an den „Neuen Wegen", die mir für einmal auf so einzigartige Weise abgenommen worden ist, nicht wieder aufnehmen, ohne zu danken, obschon ich gerade, indem ich dies versuche, so recht spüre, wie wenig solche dürftigen Dankesworte dem gerecht werden können, was ich an Gutem und Grossem in diesen Wochen erfahren habe. Ich muss mich darum sofort durch das Versprechen erleichtern, dass mein Dank vor allem meine künftige Arbeit, mein künftiger Weg, mein künftiger Kampf sein soll.

In diesem Sinne danke ich allen, die mir durch Aufsätze, Artikel, Briefe und anderes in diesen Wochen Gutes getan, Achtung und Liebe bezeigt, mein Herz bis zum Rande mit Freude und Beschämung zugleich erfüllt haben. Ich hatte keine Ahnung davon, dass so etwas bevorstehe und noch weniger den Wunsch, dass es geschehe. Ich verachte alle konventionelle Demut, die eine der schlimmsten aller konventionellen Lügen ist, an denen die Welt krankt, aber darum darf man mir glauben, wenn ich gestehe, dass ich Angst gehabt habe, als ich erfuhr, dass mein sechzigster Geburtstag bekannt geworden sei und ich irgend welche Feier erwarten müsse. Nach anfänglichem Widerstreben habe ich darein gewilligt, dass die „Neuen Wege" auf diesen Anlass Bezug nähmen, aber, wie die Freunde gern bezeugen werden, unter der Bedingung, dass ausser einer kurzen Widmung die in Betracht kommenden Beiträge nur unserer gemeinsamen Sache und nicht mei-

ner Person gälten. Nun ist daraus ein Heft geworden, das dieses Versprechen nicht ganz hält und das im übrigen einen meine Erwartungen bei weitem übertreffenden Reichtum umschliesst. Und dazu ist ein Strom von andern Aeusserungen gekommen, der mich noch mehr überrascht hat. Es ist mir nun zuerst genau so gegangen, wie Lejeune vermutet hat: es wäre mir leichter gefallen, Schmähartikel zu lesen, als diese Bezeugungen des Lobes und der Liebe. Ich bin an jene doch mehr gewöhnt. Wenn ich sie lese, dann denke ich: „Nein, so bist du nicht, du bist besser, sogar viel besser", mein Stolz erhebt sich; aber als ich nun diese Zeugnisse der Freundschaft und Anerkennung las, da dachte ich wieder: „Nein, so bist du nicht", aber diesmal mit dem Zusatz: „Du bist viel, viel weniger, unvergleichlich weniger" — die Beschämung drückte mich nieder. Ich gestehe, dass ich viele dieser Aeusserungen mit dem Herzklopfen einer Art Angst und nur unter starker Selbstüberwindung gelesen habe. Ich bin stets tief empfänglich gewesen für jede Ermunterung, jedes Zeichen von Verständnis und Freundschaft oder gar Liebe, denn ich leide — im Gegensatz zu dem, was wohl manche von mir denken — nicht an einem Uebermass von Selbstgefühl und Selbstsicherheit. Viele einzelne dieser Geburtstagszeugnisse hätten mich für Monate, ja für Jahre getröstet und erquickt — aber nun ein solches Uebermass auf einmal, statt einzelne „Becher kühlen Wassers", dem Dürstenden gelegentlich gereicht, auf einmal ein Strom von Lob und Liebe! Es war mir bange, war mir schwer.

Und doch ist es dabei nicht geblieben. Schliesslich habe ich doch alles angenommen, aus Gottes Hand. Ich habe mir freilich gesagt: „Das bist ja nicht du, wie du bist, sondern höchstens du, wie du sein möchtest; das bist ja nicht du, sondern die Sache, die du mit vielen andern vertrittst und die nun in deiner Person eine gewisse Ehrung empfängt." Aber so ausgelegt habe ich es angenommen. In diesem Sinn danke ich für jedes dieser Zeichen. Jedes hat mich, trotz der Fülle, individuell erfreut. Für jedes habe ich gedankt. Aus Gottes Hand habe ich alles genommen. Denn es hatte doch einen guten und hohen Sinn. Ich habe viel Unbill erlitten, es ist mir viel, sehr viel Unrecht angetan worden. Das ist wahr, es wäre unwahr, es zu verhehlen. Und ich gestehe, dass mir in den letzten Zeiten infolge von allerlei besonders bösen Erfahrungen eine furchtbare Gefahr nahe trat, eine Gefahr, welche für die Seele tötlich ist und der sie von sich aus doch so schwer entgehen kann: die Gefahr der Verbitterung. Und da kann wohl sein, dass dieser ganze Strom nötig war, um die Verbitterung auszulöschen, ich hoffe für immer, was auch kommen möge. Und das sei ein Teil meines Dankes!

Es bleibt aber dabei, dass alles schliesslich nicht mir, sondern

der Sache gegolten hat. Es hat mich beglückt und gestärkt, auch an diesen Zeichen zu erkennen, dass sie lebt. Aber auch ganz abgesehen von meinem Geburtstag habe ich in diesen Wochen Grosses erlebt, das mir für die Sache, und zwar gerade für ihren letzten und tiefsten Sinn, neue starke Zuversicht gibt und mich mit dem Psalm jubeln lässt: „Der Herr hat Grosses an uns getan, des sind wir fröhlich." Davon kann ich weiter nichts verraten, aber meine beste, wenn auch bescheidene Gegengabe für alles, was man mir gerade in diesen Wochen gegeben hat, sei das Bekenntnis dieses Erlebens, das ja wie alle Gaben Gottes, jedem von uns gilt (denn Gott ist gegen uns alle gleich), sei der gestärkte Glaube an unsere Sache, die unser aller Leben und Freude ist, die heute, meine ich, sichtbar wieder auflebt, überall, die aber schliesslich in der Kraft unseres Gottes ruht, der wirklich ein lebendiger, starker und getreuer Gott ist.

Parpan, 5. September 1928. L. Ragaz.

Einladung zur religiös-sozialen Konferenz in Basel
am 6. und 7. Oktober 1928.

In ihrem Trachten nach der Verwirklichung des Christentums nicht nur im persönlichen, sondern auch im öffentlichen und sozialen Leben hat die sogenannte religiös-soziale Bewegung der Schweiz je und je auch in Konferenzen die sie beschäftigenden Probleme zu erörtern und ihre Gesinnungsfreunde in persönlichen Kontakt zu bringen gesucht. Eine solche Konferenz, anschliessend an die letztjährige in Bad Lostorf und frühere in Zürich, Bern, Romanshorn etc., soll auch dieses Jahr wieder stattfinden und wir laden dazu auf Samstag, den 6. und Sonntag, den 7. Oktober nach Basel ein.

Aus dem hetzenden Getriebe, das mehr und mehr nicht nur unsere Arbeits-, sondern auch unsere Freistunden erfüllt, rufen wir für eine kurze Zeitspanne heraus.

Allerdings nicht, um dieses Getriebe einen Augenblick zu vergessen und sich in schöner Ruhe zu erlaben, sondern vielmehr, um es besser verstehen zu lernen und Stellung dazu zu nehmen.

Das Verhältnis der heutigen Arbeiterschaft zum Evangelium und die Beziehung der modernen Wirtschaft und Arbeit zu Leib und Seele der Menschen möchten wir miteinander erörtern, wie auch wieder das stets dringende Problem des Krieges, des furchtbaren Zerstörers menschlichen Lebens und segensreicher Arbeit.

Hier unser

Programm.

Samstag, den 6. Oktober:

Nachm. 4 Uhr: Eröffnung der Konferenz. Vortrag von Herrn Prof. Dr. L. Ragaz, Zürich: „Wie reden wir zum sozialistischen Arbeiter von Christus?" Anschliessend Aussprache. Lokal: Gemeindehaus St. Matthäus, Klybeckstrasse 93.

6.30 Uhr: Gemeinsames Abendessen.

Abends 8 Uhr: **Volksversammlung.** Ansprachen von Herrn Georg Früh, Sek.-Lehrer, Sekretär der Schweiz. Zentralstelle für Friedensarbeit, Zürich: „Krieg, Militär und Sozialismus", und von Herrn Pfarrer K. von Greyerz, Bern: „Krieg, Militär und Christentum".

Sonntag, den 7. Oktober:

Vorm. 9.30 Uhr in der **Peterskirche**: Gottesdienst. Predigt von Herrn Pfarrer Paul Trautvetter, Höngg.

Vorm. 11 Uhr: Vortrag von Herrn Dr. Max Weber, Sekretär des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, Bern: „Wirtschaftsdemokratie".

12.15 Uhr: Gemeinsames Mittagessen.

2 Uhr: Fortsetzung der Aussprache vom Samstag und Aussprache über den Vortrag von Herrn Dr. M. Weber.
Vortrag und Aussprache im Volkshaus „Burgvogtei", Rebgasse 12.

Wir hoffen, dass recht Viele es möglich machen können, an dieser Zusammenkunft teilzunehmen, und bitten auswärtige Freunde, sich bis spätestens 20. September bei Herrn E. Lüscher-Odolon, Davidsbodenstrasse 71, Basel, anzumelden und anzugeben, ob und eventuell für welche Nächte sie ein Freiquartier wünschen, oder ob ihnen ein Hotelquartier besorgt werden soll, oder ob sie selbst für Quartier sorgen.

Das Basler Organisationskomitee:

A. Bietenholz-Gerhard
Frl. G. Gerhard
Frau Dr. A. Gerwig-Henking
Dr. Ed. Koechlin-von Orelli
Pfr. Rud. Liechtenhan-Barth
E. Lüscher-Odolon
Andreas Martig
Dr. G. Mattmüller-Métraux
Frl. M. T. Schaffner.

Der schweizerische Ausschuss:

Pfr. H. Bachmann, Arbon
Mlle. Elisabeth Blaser, Le Locle
Dr. Pierre Ceresole, La Chaux-de-Fonds
Dr. J.-L. Claparède, Genf
Mlle. Alice Descoeudres, Villette
Pfr. Georg Felix, Praez
Pfr. J. Goetz, Romanshorn
Pfr. K. von Greyerz, Bern
Frl. Josephine Helbling, Luzern
Otto Hermann, Volketswil
Frau A. Künzler-Giger, Flawil
Werner Laesser, Aarau
Frl. Marie Lanz, Bern
Pfr. Rob. Lejeune, Zürich
Mlle. Hélène Monastier, Lausanne
Prof. Dr. Leonh. Ragaz, Zürich
Frl. Anna-Marie Sauter, Zürich
Pfr. Paul Trautvetter, Höngg
A. Urech, Muri (Aarg.)
Mlle. Clara Waldvogel, Neuchâtel
Dr. Max Weber, Wabern b. Bern.

Willkommen in Basel.

(Zur religiös-sozialen Konferenz am 6./7. Oktober 1928.)

Es ist nicht von ungefähr, dass die diesjährige Konferenz der religiös-sozialen Bewegung der Schweiz in Basel stattfindet. Alles hat seinen Grund. Und so, wie wir es in Basel ansehen, ist es gut so, und wir freuen uns, dass sich die Freunde aus der ganzen Schweiz wieder einmal in unsere Stadt begeben, nicht um Festreden zu halten, phrasenreichen Versprechungen zu erliegen oder gar, um uns an reichgedecktem Bankett mit Ehrenwein, Ehrendamen und Ehrenpräsidenten, an Musik, Fahnen und Festzug zu ergötzen. Nein, dazu brauchen wir keine Konferenz zu veranstalten, solche Möglichkeiten stehen genügend offen für diejenigen, die dafür ein Bedürfnis empfinden. Auch nicht um zu ruhen und uns vergangener Taten zu erfreuen — dazu hätten wir sehr wenig Ursache — sondern um zu *arbeiten* treffen sich die Freunde aus Nah und Fern, Freunde verschiedener Sprachen, aber gleicher Erkenntnis. Um zu arbeiten an dem Reiche, das wir alle ersehnen, an das aber viele Menschen noch nicht zu glauben wagen, an das

Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens, des wirtschaftlichen und des geistigen. Ein Stein an diesem Gebäude, an dem wohl schon lange gearbeitet wurde und noch lange wird gearbeitet werden müssen, soll unsere diesjährige Konferenz werden. Als Bauarbeiter wollen wir uns treffen, jeglicher an seinem Platz, an seiner Arbeit, jeglicher mit der ihm gemässen Kraft. Und mag sie noch so unbedeutend scheinen, wir erwarten jeden Mann mit seinem besonderen Werkzeug und Beruf, aber auch jede einzelne Mitarbeiterin, die willens ist, ihr Wesen dem ganzen Werke einzuverleiben und ihm das zu geben, was Männer ihm nicht zu geben vermögen: Seele. Dann, wenn alle die Freunde und Freundinnen, Genossen und Genossinnen ihr Bestes, ihr Innerstes hergeben, dann wird es nicht fehlen; wir werden unsern Bau festigen können, dass er allen Stürmen, die auf ihn eindringen, standhält und alle Wetter an ihm zerschellen.

Arbeit ist es also, was uns zusammentreibt, dessen wollen wir uns bewusst sein. Aber ausserhalb dieser Aufgaben werden uns doch auch noch einige freie Stunden zur Verfügung stehen, in denen die so wichtige persönliche Freundschaft von Mensch zu Mensch gepflegt werden kann. Diese Stunden werden uns dann zu einem stillen, aber wahren, bleibenden Genuss werden.

Und nun, liebe Freunde, erwarten wir euch in der alten Stadt am Rhein, in der Dreiländerecke. Ihr werdet von den Basler Freunden herzlich empfangen werden. Und darauf kommt es schliesslich doch an. Möge ein guter Stern über unserer Zusammenkunft walten, damit sie jedem Teilnehmer eine Stärkung nach innen und nach aussen werde. Emil Lüscher-Odolon.

Redaktionelle Bemerkungen.

Trotz vielem und dringlichem anderweitigen Stoff durften wir nicht versäumen, Tolstoi die Ehre zu geben. Denn das ist für uns kein gewöhnliches „Jubiläum“. Ein Verzeichnis von Tolstoi-Literatur wird im nächsten Heft folgen. Ebenso noch ein Tolstoi-Beitrag, der diesmal nicht Raum fand. Den Bettag berücksichtigen wir ausser durch zwei kleine besondere Beiträge gewiss auch durch das ganze Heft, dann aber speziell auch durch den Aufsatz: „Die Presse.“ Denn welche Frage könnte für die Erneuerung des schweizerischen Lebens wichtiger sein?

Einige wichtige Berichte werden im Oktoberheft folgen, auch anderes Zurückgestellte.

Der Vater der Barmherzigkeit.[1])

2. Kor. 1. 3 und 4. Gelobt sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal, dass wir auch trösten können, die da sind in allerlei Trübsal mit dem Trost, damit wir getröstet werden von Gott.

Dass Gott barmherzig ist, verkündigt die ganze Heilige Schrift von der ersten bis zur letzten Seite. Der Verfasser des 103. Psalms nennt ihn barmherzig und gnädig, geduldig und von grosser Güte. Im zweiten Brief an die Korinther bricht Paulus in einen Lobpreis Gottes aus, wo er ihn den Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes nennt und im Hebräerbrief werden wir aufgefordert, um des mitleidigen Hohepriesters willen, der uns in Jesus Christus gegeben ist, zu dem Gnadenstuhl Gottes hinzutreten, auf dass wir dort Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden. Es ist gar nicht einzusehen, woher wir etwas von der Barmherzigkeit wüssten, wenn wir sie nicht bei Gott sähen und von ihm lernten. Die Natur ist nicht barmherzig. In ihr geht es mitleidlos zu, da tobt ein wilder Krieg, wo ein Wesen auf Kosten des andern lebt, ihm die Nahrung wegnimmt oder es verzehrt. Die Menschen sind nicht barmherzig, sie kümmern sich um ihr eigenes Wohlergehen und verhärten ihre Herzen gegeneinander, haben wohl etwa Bedauern mit sich selbst, nehmen aber das Unglück anderer leicht als etwas Natürliches hin. Sie hätten nie von sich aus das wunderbare Wort Barmherzigkeit auf die Lippen genommen, weil sie wohl wussten, dass es dort keinen reinen Klang gibt. Die Menschen sind nicht barmherzig, aber Gott ist es. Er ist der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes. Weil er der Vater und Schöpfer ist, der durch sein Wort die Welt aus dem Nichts ins Dasein ruft, ist er auch der Vater der Barmherzigkeit und der Ursprung und die Quelle alles Trostes. Dass er das ist, wissen wir nicht von uns aus, sondern weil es, wie es oben hiess, die Schrift verkündigt. Dass Gott ist und dass wir göttlichen Geschlechtes sind, das können wir von uns aus wissen, unsere Vernunft kann es erfassen, seine ewige Kraft und Gottheit kann ein nicht gänzlich verfinstertes Herz ersehen aus den Werken seiner Macht; hier gibt es das, was man Erfahrung nennt: ein zur Kenntnisnehmen von Wirklichkeiten, die keinem, der sehen will, verborgen bleiben können. Von Gottes Barmherzigkeit dagegen haben wir keine Erfahrung und kann es keine geben. Sie steht ge-

---

[1]) Nach einer Predigt am 6. Mai 1928. Der Umstand, dass diese Predigt, die wir leider erst jetzt bringen können, auf Henri Dunant Bezug nimmt, raubt ihr nichts von ihrer Aktualität. Sie passt übrigens, wenn man's recht bedenkt, auch gut zur Tolstoi-Feier. Die Red.

wissermassen in der Luft. Wenn Gott barmherzig genannt wird, so verstehen wir darunter das, was an ihm über Bitten und Verstehen geht. Ueber Bitten geht die Barmherzigkeit deshalb, weil ihre Gedanken höher sind als unsere Gedanken und ihre Wege besser als unsere Wege und wir nicht wissen, was wir beten sollen, wenn nicht der heilige Geist unserer Schwachheit aufhilft und uns mit unaussprechlichem Seufzen vertritt, und über Verstehen geht sie deshalb, weil sie ein Geheimnis ist, das kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat, in keines Menschen Herz gekommen, sondern von Gott denen bereitet ist, die ihn liebhaben. In seiner Barmherzigkeit tut Gott etwas Besonderes, was er auch nicht tun könnte und dabei doch Gott bliebe. Sie ist das unerhört Neue an ihm, das was er nicht tun und sein müsste und doch tut und ist, worin er gleichsam sich selbst überbietet und mehr und völliger Gott ist als sonst. Hier strahlt seine Gottheit am hellsten, es ist wie wenn von dem Feuer Gottes ein Funke abspränge und heller und immer noch heller leuchtete und zuletzt heller leuchtete als das Feuer selbst. Da ist Gott *unser* Gott, da ist seine Liebe *am Werk*, da ist sein Regiment *aufgerichtet*. Er ist da der Vater aller Menschen, der sich über seine Kinder erbarmt und damit das tut, was diese Kinder nötig haben und worauf sie angewiesen sind, worauf sie aber keinen Anspruch besitzen und was sie daher auch niemals erwarten konnten. So verkündigt die Heilige Schrift Gottes Barmherzigkeit als das Wunder, das alle Morgen neu ist.

Wenn wir so von Gottes Barmherzigkeit hören, ist das erste, was uns dabei in den Sinn kommen muss, dass sie eben bei Gott ist und bei ihm zutage tritt und daher nicht bei den Menschen ist und nicht bei ihnen zutage tritt. Von dem, was die Menschen sind, haben wir so gut wie von dem, was Gott ist, ein gewisses natürliches Verständnis, wir kennen bis zu einem gewissen Grade uns selbst und das, was wir sind und nicht sind, es kann uns die innere Natur unseres Wesens nicht gänzlich verborgen bleiben, und da werden wir anerkennen müssen, dass Barmherzigkeit, *diese* Barmherzigkeit, nicht unsere Sache, Erbarmen zu üben nicht unsere starke Seite ist. Der grosse Theologe des Mittelalters Thomas von Aquino zählt vierzehn Werke der Barmherzigkeit auf, sieben leibliche und sieben geistliche. Die leiblichen sind: Hungernde speisen, Dürstende tränken, Nackte kleiden, Gäste beherbergen, Kranke besuchen, Gefangene loskaufen und Tote begraben. Die sieben geistlichen Werke der Barmherzigkeit sind: Unwissende lehren, Zweifelnden raten, Traurige trösten, Fehlende zurechtbringen, Beleidigern vergeben, Lästige ertragen und für alle beten. Nun könnte man fragen, ob angesichts dieser doppelten Liste von gebotenen Werken der Barmherzigkeit jemand die Kühnheit habe, hervorzutreten und ähnlich wie der Jüngling im Evangelium zu sprechen:

„Das habe ich alles gehalten von Jugend auf.“ Es soll hier nur auf eines der vierzehn Werke der Barmherzigkeit hingewiesen werden, auf dasjenige, in welchem uns aufgetragen ist, Lästige zu ertragen. Offenbar sind lästige Menschen gemeint. Jeder hat Menschen, die ihm lästig sind oder es ihm doch zuzeiten sind. Jeder hat Leute um sich, die ihm lästig sind, die sich, ohne dass sie gerufen wurden, an ihn heranmachen, beständig etwas von ihm wollen, ihm nachlaufen und nicht merken, dass er von ihnen genug hat, die durch ihr zudringliches Wesen seine Gleichgültigkeit zum Widerwillen steigern. Und dann geschieht es doch wahrscheinlich recht selten, dass der Betreffende das Werk der Barmherzigkeit sieht und übt, das ihm hier aufgetragen ist. Er wird den Lästigen eben nicht ertragen, ihn nicht dulden, falls er dazu nicht einen ganz bestimmten Grund hat, sich nicht an seinen Platz stellen, sondern ihn mit kalter Höflichkeit oder vielleicht ohne jede Höflichkeit fortschicken, indem er ihm zu merken gibt, dass man ihm überflüssig ist, d. h. er wird den Lästigen eben nicht ertragen, sondern abschütteln. Ja, wir werden in einem solchen Augenblick, wo wir einem Menschen, der uns sucht und der uns nötig hat, zeigen können, dass wir ihn in keiner Weise nötig haben und dass wir seine Gesellschaft sehr wohl missen können, ein Gefühl leiser Befriedigung empfinden. Es ist etwas in uns, das bleibt bei dem Leid des andern, bei der Betrübnis, die wir ihm vielleicht selbst verursacht haben, nicht nur gleichgültig, sondern geniesst es geradezu. Es kommt darin beim Menschen etwas zum Vorschein, wo er, ähnlich wie Gott in seiner Barmherzigkeit mehr und wahrhaftiger Gott ist als sonst, mehr und völliger Mensch ist als sonst, wo auch er es nicht bewenden lässt bei dem, was wir sonst an ihm sehen und immer von ihm wissen, sondern darüber hinausgeht und etwas tut, was er nicht tun müsste, etwas Neues und Unmotiviertes. Da tut auch der Mensch etwas Besonderes, Unerklärliches, erfährt sein Wesen eine Erweiterung und Ausgestaltung, die nicht sein müsste, da geschieht auch bei ihm das Wunder, das alle Morgen neu ist. In dem, was der Mensch von sich aus und in völliger Freiheit tut, ist er ganz Mensch, ganz bei sich selbst und kann hier nichts anderes offenbaren als seine Unfähigkeit und Unlust zum Erbarmen und seinen Mangel an Liebe und Mitgefühl.

Wenn wir bei den Menschen, bei uns selbst und bei andern, dann doch auch viel anderes sehen, wenn wir doch auch Erfahrungen machen, die in uns einen andern Eindruck wecken, wenn wir bei den Menschen doch nicht nur Gleichgültigkeit und Härte beobachten, sondern sehen, wie von ihnen auch Trost, Rettung und Heilung ausgeht, so kann das nach unserm Textwort nur so zugehen, dass an diesen Menschen etwas sichtbar wird von der grossen, unbegreiflichen Barmherzigkeit, die eine Offenbarung Gottes

und seine Gabe ist, und es wird sich herausstellen, dass diese etwas anderes ist als Mitleid. Mitleid stellt sich bei den Menschen verhältnismässig schnell ein und es ist nicht schwer, es künstlich zu erzeugen. Es gibt viele Leute mit einem weichen Herz, und bei vielen Leuten ist es leicht, sie zu rühren, ihren Augen Tränen des Mitleides zu entlocken und sie sogar zu einer raschen Tat der Hilfe zu entflammen. Wer die Mittel für ein wohltätiges Werk zu beschaffen hat, macht im Ganzen und Grossen gute Erfahrungen. Wenn es gilt, einen guten Zweck zu fördern, sind die Leute fast immer zu haben. Nur muss leider gesagt werden, dass es oft geradezu hartherzige Menschen sind, die bei wohltätigen Werken am eifrigsten mittun. Die Stiftung für das Alter und das Blindenheim erfahren häufig die tatkräftigste Unterstützung aus denjenigen Häusern, wo die Dienstboten am schlechtesten gehalten sind. Man muss sich oft verwundert fragen, wie solche Widersprüche möglich sind. Man sollte doch meinen, wenn sich ein Mensch rühren lässt, dann habe er ein lebendiges Verständnis für die Not der Brüder, aber es bleibt in diesem Fall offenbar alles an der Oberfläche, nichts geht tief hinein, nichts haftet. Wenn ihn einmal die Not gequälter Menschen recht ergriffe, dann liesse sie ihn nicht mehr los, dann müsste er darüber nachsinnen und studieren, wie es so hat kommen können, es müsste ihn Nacht und Tag bedrücken, dass es so viel Trübsal gibt, und er müsste sich darüber Gedanken machen, wie der Not könnte gesteuert werden. Es müsste der Wille aufgerufen, der ganze Mensch gepackt und in heiligen Aufruhr versetzt werden und es müsste, wenn er gerade nicht helfen könnte, in ihm ein Stachel zurückbleiben, ein grosses Verlangen, ein tiefes Unbefriedigtsein, weil er es nicht vergessen könnte, dass alle Menschen seine Brüder sind. Beim Mitleid ist von dem allem nichts zu bemerken. Es ist eine flüchtige Wallung im Gemüt, die sich bald hierhin, bald dorthin kehrt, sich heute nach einer armen Witwe mit sieben unerzogenen Kindern und morgen nach einem an der Pfote verletzten Kätzchen wendet. Ja, wenn wir den tiefsten Grund alles Mitleides kennen lernen wollen, müssen wir noch weitergehen und sein innerstes Geheimnis aufdecken. Die buddhistischen Weisen in Indien lehren: „Wenn du einem Leidenden begegnest, dann hilf ihm und gib ihm etwas. Wenn du das nicht tust, stört dich der Anblick des Leidenden in deinem eigenen Lebensgenuss.“ Hier ist das Geheimnis alles Mitleides enthüllt. Es ist erkannt, dass es im Grunde immer Mitleid mit uns selbst ist. Der Anblick fremden Leides beeinträchtigt uns in unserm eigenen Lebensgenuss, darum möchten wir es gern weg haben. Unser Mitleid ist nicht Erbarmen, sonderen eine Angelegenheit der Nerven. Zimperlichkeit und Nervenschwachheit ist unser Mitleid und darum Interesse an uns selbst und nicht am andern. Darum ist der

Mitleidige meistens auch beruhigt, wenn ihm der Anblick des fremden Leides erspart wird. Es war eben der Anblick des Leides, der ihn störte, seine Nerven angriff. So hat man Mitleid mit einem Bedürftigen und schenkt ihm eine Münze und weiss genau, dass ihm damit nicht geholfen ist, aber man wird auf diese Weise seinen das Gewissen beunruhigenden Anblick los. So kann man auch den Krieg verabscheuen, weil die Vorgänge des Krieges unsern schwachen Nerven in dem Masse zusetzen, dass wir es einfach nicht mehr aushalten, einfach weil wir entsetzt sind über seine Scheusslichkeit und der Gedanke an seine Leiden uns verfolgt und uns vielleicht sogar noch am Schlaf stört. Beim Mitleid, und möchte es noch so aufrichtig sein, ist es der Mensch, der zum Worte kommt und sich auf seine Weise auslebt, der Mensch entdeckt da in seinem Innern eine Seelenkraft und sucht eine Gelegenheit, sie anzuwenden, findet sie bei einem Bedauernswerten und bedauert nun, aber dieses Bedauern ist nun seine Sache, sein Besitz, seine Tugend, mit der er sich herausstreicht. Er weiss ganz genau, wo dieses Bedauern am Platze ist und wo nicht, er kennt die Würdigen und die Unwürdigen, und überhaupt weiss er sich auf der Höhe der Situation. Aus dem Mitleid wird eine Gerechtigkeit, aber es ist die Gerechtigkeit der Pharisäer und Schriftgelehrten, die Gerechtigkeit des auf sich selbst gestellten und in sich ruhenden Menschen, der Gott nicht braucht, die Gerechtigkeit, von der es im Evangelium heisst, wenn die unsrige nicht besser sei, so werden wir nicht in das Reich Gottes kommen.

Nach dem Bericht des Evangelisten Lukas hat Jesus einmal die Jünger zu sich gerufen und zu ihnen gesprochen: „Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet, und die Ohren, welche hören, was ihr hört, denn ich sage euch, viele Propheten und Könige wollten sehen, was ihr seht und haben's nicht gesehen, und wollten hören, was ihr hört und haben's nicht gehört." Jesus wollte damit den Jüngern klar machen, dass ihnen eine grosse Vergünstigung zuteil wurde, dass sie zu einer ungewöhnlichen Stunde lebten und etwas sehen und hören durften, um deswillen sie von Vielen konnten beneidet werden. Er meinte damit nichts anderes als die Offenbarung der Barmherzigkeit Gottes, die er selber war. Wir haben gehört, die Barmherzigkeit Gottes habe die Bedeutung, dass Gott etwas tut, was über Bitten und Verstehen geht, dass er darin über sich selbst und über sein eigenes Wesen, wie wir es verstehen und ordnungsgemäss denken können, hinausgehe und etwas Besonderes tue. Aber nun fühlen wir wohl, dass dieser Bestimmung noch die Fülle und der Inhalt fehlt. Darum wollen wir uns jetzt daran erinnern, dass in unserer Korintherbriefstelle Gott nicht nur der Vater der Barmherzigkeit, sondern auch der Vater Jesu Christi genannt wird. Paulus sagt hier, dass Gott deshalb der Vater der

Barmherzigkeit ist, weil er der Vater Jesu Christi ist. Dass Jesus Christus in die Welt gekommen ist, das ist die Erfüllung davon, dass Gott es nicht bewenden lässt bei dem, was wir sonst von ihm wissen und immer an ihm verstehen, sondern darüber hinausgeht und etwas Besonderes tut, etwas unerhört Neues und überschwänglich Herrliches, etwas, was wir nie hätten erwarten dürfen und er auch nicht zu tun schuldig gewesen ist, was er aber denen bereitet, die ihn lieb haben. Die Liebe Gottes zu uns erscheint in der Tatsache, dass er trotz unserm durchgängigen Mangel an Barmherzigkeit und Mitgefühl, den wir bei uns wahrnehmen und durch den wir ihm den Rücken kehren, sich nicht von uns lossagt, sondern sich zu uns bekennt und statt auf uns und unsern Mangel auf sich selbst und seinen Reichtum schaut, und unser Gott wird sichtbar und hörbar allen denen, die er sehend und hörend macht. Durch seinen Willen geschieht es, dass sein Geheimnis, durch das er sich gegen alle Menschen als Gott behauptet, zum Geheimnis eines Menschen, des Menschen Jesus Christus wird. Weil wir Jesus Christus haben, wissen wir, dass Gott sich nicht darauf einlässt, unsere Schwachheiten wie ein Experte in Augenschein zu nehmen und zu bekritteln. Was wir selbst mit dem Mitleid gemacht haben, als wir es unter die Lupe nahmen und dagegen unsere Einwendungen erhoben, das tut er nicht, obschon sein Blick tiefer dringt und schärfer unterscheidet als der unsrige. Er setzt vielmehr diesem Mitleid den entgegen, von dem der Hebräerbrief sagt, dass er der Hohepriester sei, der wahrhaft Mitleid haben kann mit unserer Schwachheit, weil er in allem, wie wir, versucht ist durch die Sünde. Durch dieses Mitleid ist unser Mitleid gerichtet und verworfen, aber es ist auch im Leben dieses Mitleidigen vom Stall zu Bethlehem an über sein Kämpfen, Leiden und Sterben hinweg bis zu der Auferstehung an der Ostern Gott als ein Vater kundgetan, der nicht nur ein gütiger Helfer und recht väterlicher Vater, sondern der Vater aller Barmherzigkeit ist. Bei ihm ist das, was wir nicht zu leisten vermögen, mit unendlicher Langmut übersehen und mit grosser Geduld nachgesehen. Dort gibt es, was sonst ein Unsinn und Widersinn und eine empörende Ungerechtigkeit, hier aber höchste Weisheit und Fülle aller Gnaden ist: ein Eintreten des Einen für die Andern, des Gerechten für die Ungerechten, des Reinen für die Unreinen, des Starken für die Schwachen, des Schuldlosen für die Sünder. Nur Barmherzigkeit, nur freie schenkende Gnade kann das vollbringen. Es ist dabei nichts so, wie wir es eingerichtet hätten, nichts nach unsern Gedanken, sondern alles gegen unsere Gedanken und darum nach den grossen und ewigen Gedanken Gottes. Es ist hier alles Geheimnis und Wunder. Wir können dazu nur unser Einverständnis geben oder uns dagegen stellen und auflehnen, nur glauben und anbeten oder misstrauen

und Anstoss nehmen. Nach allem, was wir bei uns selbst sehen und von uns aus wissen können, liegt es uns näher, nicht zu glauben und unser Einverständnis nicht zu geben, weil wir in der Versicherung, dass dort, wo es um unser Schicksal geht, die Entscheidung nicht bei uns liege, nur eine Gefahr sehen können. Könnte sie nicht mehr sein als eine Gefahr, könnte sie nicht ein Blendwerk des Teufels sein? Wenn wir die Kraft haben, dieses Misstrauen abzulegen, wenn wir uns selbst zum Trotz nicht Aergernis nehmen, sondern anbeten, annehmen den barmherzigen Hohepriester und mit Freuden zum Gnadenstuhl Gottes herzutreten, auf dass wir Barmherzigkeit erlangen und Gnade finden, so kann es nur der heilige Geist sein, der uns führt. Er sagt uns, dass wir Gegenstand von Gottes Erbarmen sind, und dass uns in Jesus Christus geholfen ist. Er lehrt uns Barmherzigkeit als Barmherzigkeit verstehen und Gott als Gott, d. h. als Vater der Barmherzigkeit begreifen, weil er der Vater Jesu Christi ist.

Schliesslich ist von der Barmherzigkeit Gottes noch zu sagen, dass sie nicht für sich bleiben, sondern zu uns, den Menschen kommen, in ihrem Leben das Zeichen einer Wende, in ihrem Dunkel ein Licht werden will. Damit kommen wir zu dem, was in unserer Korintherbriefstelle ausgedrückt ist mit den Worten: „Auf dass auch wir die trösten, die in allerlei Trübsal sind mit dem Trost, womit wir selbst getröstet werden von Gott.“ — Das ist es, was wir zum Schluss noch betrachten wollen und was höher ist als alle Vernunft. Wir vernehmen nicht nur, dass Gott ist und dass er barmherzig ist, sondern, dass seine Barmherzigkeit für uns da ist, dass wir in diesem durch die Unbarmherzigkeit der Menschen in Unordnung gebrachten, verwüsteten Leben mit ihm leben können nicht ohne Zuversicht, nicht ohne Klarheit, nicht ohne Wirkung und Segen sogar. Eben in der Kraft jener Barmherzigkeit. Das ist das Neue, das uns die Schrift hier einzuprägen nicht vergisst. Es ist da also von einem Trösten die Rede, das uns dann möglich werde. Aber es wird dann ein besonderes Trösten sein, das uns dann möglich wird, kein zügellosses Ausleben unserer weichen Gefühle, kein kluges Abgrenzen der Sympathien, kein vornehmes Wählerischsein in der Auslese der würdigen Empfänger und auch kein rasches Besänftigen des Wehes, das sich vor unsern Augen abspielt und das wir darum gern los sein möchten, sondern ein Trösten, ein Schmerzlindern und Wundenheilen, das ein Werk der freien, grossmütigen Barmherzigkeit ist, die Freunden und Feinden in gleicher Liebe entgegenkommt, weil sie kein Menschenwerk, sondern ein Lobpreis des Vaters ist, der seine Sonne über Gute und Böse scheinen und über Gerechte und Ungerechte regnen lässt. Wir meinen etwas von dieser Barmherzigkeit, die nicht von Menschen ausgeht, sondern sie besucht, bei dem Manne zu sehen, dessen Name jetzt

in vieler Leute Mund ist, weil in diesen Tagen sein Geburtstag zum 100. Mal wiederkehrt, bei dem Genfer Henri Dunant. Es ist etwas unwiderstehlich Ergreifendes am Leben und an der Persönlichkeit dieses Mannes. Wir meinen an ihm einen Abglanz und Widerschein von Gottes Herrlichkeit, insofern sie Erbarmen ist, zu entdecken. Darum schon bei dem Kinde dieses auffallende und lebendige Mitleiden mit denen, die in schmutzigen und sonnenlosen Wohnungen hausen müssen und nichts ihr eigen nennen als ein ununterbrochene Kette von Entbehrungen und Enttäuschungen, daher bei dem Manne dann die Fruchtbarkeit des Denkens, die ihn den für uns heute zur Selbstverständlichkeit gewordenen Gedanken einer planmässigen und organisierten Hilfe für die Verwundeten im Krieg und die Kranken im Frieden fassen und aussprechen liess, daher die Weite seines Gefühls, das Freund und Feind mit gleicher Herzlichkeit einschloss und seinem Werk sofort einen internationalen Zug verlieh, daher diese wundervolle Bescheidenheit eines Mannes, der in den Tagen seines Ruhmes seinen Rockkragen mit zahlreichen Orden hätte schmücken können, aber ihn zum Unterschied von vielen heutigen Schweizern nicht dekoriert hat, daher seine lächelnde Ueberlegenheit in den Tagen der Armut und des Vergessenseins, wo er auf der Strasse schmale Bissen essen und seinen schäbigen Rock mit Tinte aufschwärzen musste, daher auch die umfassende Wirkung dieses Mannes, der staunenerregende Fortschritt seines Werkes bis auf den heutigen Tag, wo alle namhaften Kulturländer von ihm erreicht sind und ein breiter Strom von Liebe, Teilnahme und Fürsorge sich über die Völker ergossen hat. Das war er, Henri Dunant, ein bedeutender Mann, am bedeutendsten durch das, was er selbst nicht war, hervorragend vor allem als ein Hinweis auf das, was grösser ist als er. Sein Werk der Barmherzigkeit kann das unsrige nicht überflüssig machen, noch darf es uns entmutigen, das unsrige in Angriff zu nehmen. Was dort geschehen ist, kann immer geschehen. Zu jeder Stunde kann es geschehen und geschieht es, dass Gott seine Menschen, zu denen auch wir gehören, in seine Barmherzigkeit hineinruft, denn mancherlei sind die Trübsale, unter denen gelitten wird, und darum auch mancherlei die göttlichen Hilfen, sodass auch wir die leeren Hände ausstrecken dürfen, damit er uns den rechten Tröster sende, durch den wir unsere Brüder recht trösten können.

Ernst Hubacher.

Emerson.[1])

(1803—1882)

„Es wird bekannt gegeben" — sagt Emerson an einer recht charakteristischen Stelle seiner Essays —, „dass ein gewisser Herr

[1]) Vortrag, gehalten in Bern 1926 vor der Gruppe „Neue Wege und Aufbau".

Grand eine Rede zum Nationalfest des 4. Juli halten wird und dass ein gewisser Herr Hand vor dem Mechanikerverein redet. Doch geht keiner von uns dorthin, weil wir wissen, dass diese Herren nicht ihren eignen Charakter und ihre innere Erfahrung der Gesellschaft mitteilen werden ... Wenn wir Grund hätten, eine solche redlich-vertrauliche Mitteilung zu erwarten, so würden wir allen Widerständen und Unbequemlichkeiten zum Trotz in Scharen dorthin ziehen. Die Lahmen würden sich auf Krücken und Tragbahren dorthin begeben. Nun aber ist eine öffentliche Aussprache nur ein Ausweichen, ein diplomatisches Um-die-Sache-herumgehen, eine Ausrede, ein Knebel, keine Hingabe seiner selbst, keine Rede, kein Mensch!"

Ich gestehe sofort, dass ich es eigentlich für heute Abend auf keine allgemeine Mobilisation von Lahmen und Hinkenden abgesehen hatte. Ohne diese Worte von Emerson hätte ich aber vielleicht nicht gewagt, die ganz Gesunden und Rüstigen, die glücklicherweise die überwältigende Mehrheit der hier Versammelten bilden, aus dem gemütlichen Lehnstuhl, aus ihrem Familienkreis herauszulocken.

Eine akademische Rede über Emerson kann ich, möchte ich und will ich nicht halten.

Emerson ist ein Mensch, der zu den allerlebendigsten gehört, obschon er vor mehr als vierzig Jahren gestorben ist, ein ganz lebendiger Mensch.

Die Entdeckung Emersons — wenn ich so reden darf — ist mir eines der wichtigsten Lebensereignisse gewesen. Er ist mir selbst ein lebendiger Freund geworden, der auch andern verstorbenen oder halbverstorbenen Freunden ein neues Leben gab. — Von diesem Erlebnis möchte ich heute Abend reden, ganz frei, ganz offen, ganz persönlich, und bin meinen Berner Freunden dankbar, dass sie mir eine so gute, so natürliche Gelegenheit dazu gaben.

Es ist wunderbar, wie schon winzige Angaben genügen, um uns der wesentlichen Sympathie, die uns mit einem noch unbekannten Menschen verbindet, in einer fast blitzartigen Offenbarung bewusst zu machen. Zufällig ist mir irgendwo, als ich noch fast kein Wort Englisch verstand, der erste Band der „Essays" Emersons in die Hände gefallen. Ich öffnete ihn auf der ersten Seite — wohl einer der abstraktesten, die er geschrieben hat — und trotzdem ich mich mit dem Text, wie gesagt, ungefähr nach den gleichen Methoden wie Champollion mit den ägyptischen Hieroglyphen herumschlagen musste, so packte mich durch diese Hieroglyphen und durch diese abstrakte Ausdruckweise hindurch doch stark und deutlich das Gefühl: hinter diesem undurchsichtigen Berge von Sprache und Ausdruck steckt ein Bruder, steckt ein Freund.

Ich glaube, ich hatte schon damals das Gefühl, das ich seither so klar und schön von Emerson selbst ausgedrückt vernahm, dass man

sich in einer so wichtigen Sache wie der Bekanntschaft mit einer verwandten Seele nur keine Sorge zu machen habe. „Sei überzeugt, mein Freund,“ schreibt Emerson, „dass das Gute, das wirklich zu dir gehört, ganz von selbst zu dir kommen wird, kommen muss. Das unfehlbare Gesetz einer eigentümlichen Gravitation, die in der sittlichen Welt waltet, wird es zu dir bringen, wenn die Zeit gekommen ist. Es kann dich nicht verfehlen.“

Begegnest du im Volksgedränge der Seele, die du beim ersten Blick als eine dir verwandte erkennst, beeile dich nicht, sofort mit ihr nähere Bekanntschaft zu machen. Bei den allerwichtigsten Sachen — und es gibt keine grössere als das Zusammentreffen mit einem neuen Freunde — sei ja nicht übereifrig in der Ausgestaltung deines eigenen Schicksals. Lass das Schicksal reifen. Wenn du im Gedränge den Freund wieder aus den Augen verlierst, so heisst das vielleicht nur, dass eine so heilige Sache wie wahre Freundschaft erst in einer reineren, ruhigeren, geweihteren Atmosphäre ihre ersten Sprossen treiben darf.

So ungefähr hätte Emerson zu mir geredet; denn jeden, der nur seine Seele den Strahlen des freien Geistes öffnen wollte, hat er ausdrücklich als Bruder und Freund begrüsst. Zum Teil sind auch jene Worte genau seine eignen und sie wurden durch meine eigene Erfahrung bestätigt.

Zwei Jahre nach dem Tage, wo mir beim Lesen der ersten Seite der Essays ein eigentümlicher Funke ins Herz gesprungen war, traf ich den Freund wieder, und zu diesem entscheidenden zweiten Zusammentreffen hatten Raum und Zeit diesmal ihr Bestes getan. Ich traf ihn mitten im Stillen Ozean — dessen englischer Namen „pacific“ mir in diesem Zusammenhang noch besser gefällt — in der fast märchenhaften Schönheit und Gemütlichkeit der kleinen Universitätsbibliothek des amerikanischen Gebietes von Hawaii. Dort in den von sanfter, duftender Luft frei durchzogenen offenen Räumen, deren Fenster und Türen auf die sorgfältig gepflegten Rasenplätze und die anmutigen tropischen Bäume und Sträucher des umliegenden Parks freien Blick gewährten, habe ich den Freund wieder getroffen. Dort fand ich, ohne sie zu suchen, seine Essays und las sie.

„Glaube,“ schreibt er, „wie du lebst, dass jedes Wort, das auf der Welt gesprochen wird und das du hören solltest, schliesslich zu deinem Ohre tönen wird. Jedes Sprichwort, jedes Buch, jeder Wink, welche dir zur Hülfe oder Ermutigung gehören, werden dich einmal auf geradem oder gewundenem Wege erreichen. Jeder Freund, nach dem sich nicht dein eigensinniger, launiger Wille, aber das grosse, liebende Herz in dir sehnt, wird dich in seine Arme schliessen. Und dies, weil das Herz in dir auch das Herz in allem ist . . .“

Und da gibt es merkwürdige Zufälligkeiten: Die Familie, von der ich während meines ganzen Aufenthaltes in Hawaii wie ein Sohn

aufgenommen wurde, stammte wie Emerson aus Boston und wie er hiess sie Emerson. In ihr und um sie herum lebte der schöne, ernste, energische und gleichzeitig sanftmütige Geist der Enkel der puritanischen Pilgerväter. Ich lasse es mir also nicht nehmen, dass ich damals tatsächlich mit und bei Emerson — dem angeblich dreissig Jahre früher verstorbenen — in tiefstem freundschaftlichem Verkehr gelebt habe, und dass er mich auch wie einen Sohn aufgenommen hat. Dies steht auch in tiefer Harmonie mit der Lehre des grossen Freundes, der sein wahres Leben nie im Individuellen, sondern im Leben des Geistes, im Leben der grossen „Ueber-Seele", wie er sie nannte, im Leben Gottes erkannte.

Auch freute mich — Sie werden mir dieses Geständnis sicher nicht übel nehmen —, dass jene junge Lehrerin aus Boston, die ich mehrmals bei Freunden traf und die in ihrer Person die Schönheit, die ernste Anmut, den Verstand und die Güte der typischen Neuengländerin vereinigte, gerade wie Emersons erste Frau Miss Tucker hiess. . .

* * *

Demjenigen, der sich anschickte, ausführliche biographische Daten über Emerson mitzuteilen, gibt er selbst nach dieser allgemeinen Warnung: „Lasst den Menschen an Gott glauben und nicht an Namen, an Orte und Personen" noch andere klare Winke:

„Bist du eigentlich," schreibt er, „der Freund der Kleiderknöpfe deines Freundes oder seiner Gedanken? Dem Edelmütigen wird sein Freund in hundert Einzelheiten ein Fremder bleiben. — Warum sollten wir nach engeren persönlichen Beziehungen mit ihm verlangen, warum ihn in seinem Hause besuchen oder seine Mutter und seinen Bruder und seine Schwestern unbedingt kennen wollen. Gehören solche Dinge zum Wesen unseres heiligen Verkehrs? Lasse doch von diesem Betasten und schwärmerischen Umklammern ab!"

Und an einer anderen Stelle mit einer noch sarkastischeren Note: „Was für eine Schande wäre es denn nicht meinerseits, wenn ich nun aufzählen sollte, wie viele Paare seidene Strümpfe du besitztest und zwar von diesen und noch von jener orangefarbenen Sorte, oder ein Inventar über deine Hemden, die einen für besondere Gelegenheiten und die andern für den täglichen Gebrauch, aufstellen."

Ralph Waldo Emerson ist mehr als irgend ein anderer ganz in seinen Werken zu finden, eine Biographie kürzer als die kürzeste Lexikonbiographie genügt bei ihm vollständig: Er wurde im Jahre 1803 in Boston (Vereinigte Staaten) geboren; acht Jahre alt verlor er seinen Vater, der Pfarrer war, und musste sich, wie seine vier Brüder, tapfer durch seine Schul- und Universitätszeit hindurchkämpfen. Er studierte Literatur, Philosophie und Theologie an der Uni-

versität Harward, wurde zum Pfarrer einer freigesinnten unitarischen Kirche in Boston gewählt, von der er sich nach einigen Jahren in vollkommener Freundlichkeit trennen sollte, weil er sich noch weiter entwickelt hatte und in der Frage des heiligen Abendmahles mit seiner Gemeinde nicht mehr einig ging. — Etwas später hielt er an der Promotionsfeier vor der ältesten Klasse der theologischen Fakultät in Harward eine berühmte Rede, wo er schlicht und einfach seine Auffassung des Christentums und der Religion erklärte. Daraufhin wurden seine Beziehungen zur Harward University während dreissig Jahren unterbrochen. Nach Verlauf dieser Zeit wurde er aber zum Mitglied des Aufsichtskomitees ernannt. Sein Lebenswerk bestand in der Vorbereitung und Ausarbeitung von Vorträgen über literarische, philosophische und vor allem sittlich-religiöse Fragen, die er in den verschiedenen Städten Amerikas und auch Englands hielt und nachher veröffentlichte. — Diese Vorträge, tiefreligiös in ihrer Inspiration, ganz frei nach Stoff und Form, kann man als unübertreffliche Beispiele von Laienpredigten hinstellen. Man findet sie alle in der zwölf-bändigen Ausgabe der „Gesammelten Werke“ die Edward Waldo Emerson, der Sohn des grossen Denkers, zum hundert-jährigen Jubiläum seines Geburtstages herausgab. — Die wichtigsten sind unter dem Titel „Essays“ veröffentlicht worden und können heute in den verschiedensten Ausgaben und Sprachen, jetzt meistens in einem einzigen Band, gefunden werden. Emerson beteiligte sich an allen grossen sozialen Kämpfen seiner Zeit; er diente als freiwilliger Offizier im Sklavenbefreiungskrieg im Jahre 1863, obschon er sich schon damals und später immer stärker im Sinne einer radikalen Opposition gegen den Krieg entwickelte. Die Abschaffung des Krieges hielt er für die unmittelbar auf die Abschaffung der Sklaverei folgende Aufgabe der Menschheit.

Emerson verlor seine Frau wenige Jahre nach seiner Heirat und heiratete später ein zweites Mal.

Er besuchte Europa und besonders England dreimal und traf schon bei seiner ersten Reise mit dem damals noch sehr wenig bekannten Schriftsteller und Philosophen Carlyle zusammen, mit dem er die engste Freundschaft schloss und einen lebenslangen Briefwechsel führte. „Dieser Mann,“ schrieb Carlyle an einen Freund nach ihrem ersten Zusammentreffen, „kam zu mir auf Besuch. Ich weiss nicht, was ihn hierher führte. Wir behielten ihn für die Nacht und dann verliess er uns. Ich sah, wie er den Hügel hinaufging. Ich begleitete ihn nicht, und sah nicht, wie er wieder hinunterging; ich zog es vor, da zu bleiben und zu schauen, wie er wie ein Engel himmelwärts verschwand!“

Im Jahre 1882 starb Emerson in Concord — und wir, die wir ihn nicht auf den Friedhof begleiteten, sehen auch nur, wie er wie ein guter Engel wohl auch hinaufstieg, nicht zu verschwinden,

sondern sich als grosser leuchtender Stern den andern anschliessend, die schon dort oben glänzen, uns mit seinem festen, reinen, sanften Blick auf dem Weg neuer Hoffnung, neuen Glauben und neuer Liebe zu führen.

* * *

Freunde, ich habe ihnen gesagt, dass die Bekanntschaft mit Emerson mir eines der grössten Erlebnisse gewesen ist. Wie kann ich das nun beschreiben? Vielleicht so, wenn ich mich ohne Undankbarkeit gegen andere Freunde diesseits und jenseits des Grabes in dieser Weise ausdrücken darf:

Er ist der erste Mensch gewesen, von dem ich den Eindruck hatte: „Dieser da glaubt wirklich an Gott," — w i r k l i c h — eine grössere, eine umwälzendere Entdeckung in der Welt kann es nicht geben!

Sie meinen vielleicht, dass wenn ich das Evangelium je gelesen hatte, ich doch vorher wenigstens einen Menschen hätte kennen sollen, von dem das Gleiche in noch stärkerem Masse galt.

Das war eben nicht so, oder nicht ganz so, denn den Menschen Jesus, so wurde mir lange Zeit ganz feierlich erklärt, durfte ich eigentlich nicht als einen wirklichen, normalen Menschen ernst nehmen. Wenn ich das tue, so sei das eben der tödliche Irrtum, das allergründlichste Missverständnis; das habe er übrigens selbst verboten oder verbieten wollen. Die Folge davon war eine doppelte: erstens, dass ich nicht recht wusste, was ich von der historischen Wahrheit des Evangeliums zu denken hatte, das dann eben nicht von menschlicher Geschichte, sondern von ganz ausserhalb der „gewöhnlichen Wirklichkeit" liegenden Sachen berichten wollte, und zweitens, wenn es mir einigermassen gelang, das Evangelium in der traditionellen Weise als Bericht irgend einer Wirklichkeit ernst zu nehmen, so durfte es jedenfalls nicht die Wirklichkeit des gewöhnlichen Menschentums sein. Somit wurde mir wohl ein Wesen beschrieben, das endlich einmal in Worten und Taten an Gott geglaubt hat, das aber eben gar kein Mensch war. Ein zweites solches Wesen sollte es übrigens nie und nimmer wieder geben, das heisst, nicht vor dem jüngsten Gericht.

Nun, liebe Freunde, ich wäre des grossen Menschen, von dem ich heute Abend zu erzählen habe und der diese Probleme selbst in der rücksichtsvollsten, wenn auch aufrichtigsten Weise behandelt hat, gänzlich unwürdig, wenn ich behaupten wollte, dass mit diesen Bemerkungen die Frage erledigt sei. Ich gebe vollständig zu, dass mir in diesen Dingen ein wichtiges Licht fehlen kann, solange es fehlt, muss ich aber sagen: ich sehe nicht. —

Dies nur zur Erklärung, wie m i r Emerson eigentlich als der erste Mensch vorkommen konnte, der w i r k l i c h an Gott glaubte.

Dann geschah auch sofort das zweite Wunder: Als mir Emerson

einmal geholfen hatte, mich wirklich von der innerlich erdrückenden, innerlich fremden Tradition zu befreien und das Evangelium menschlich und frei, das heisst wieder göttlich zu interpretieren, da kam denn Jesus erst zu seinem Rechte, er wurde wieder ein wirklicher M e n s c h, nun aber derjenige, der wie kein zweiter an Gott geglaubt hat.

Glaubt aber nicht, irgendwo bei Emerson eine unangenehme, verletzende, negative Polemik im Sinne der Philosophen des 18. Jahrhunderts gegen die gewöhnliche Auffassung von Jesus zu finden. Diese ganze Auffassung korrigiert er sozusagen, um den schönen Ausdruck eines Freundes auch hier zu gebrauchen, nicht nach rückwärts, sondern nach vorwärts. Ich kenne keinen Menschen, keinen Schriftsteller, der, wenn er von Jesus redet, einem einen so erhabenen Widerschein von dieser S e e l e zurückwirft. — Ich schreibe S e e l e, um der Streitfrage Gott oder Mensch aus dem Wege zu gehen, die vielleicht doch nur einem Wortstreit entspringt. Für Emerson ist Jesus ein Gott, aber gerade wie jeder von uns es auch ist in dem Augenblick, wo er jede Selbstsucht aufgibt, um ganz im Dienst des Geistes des Vaters aller Menschen und aller Wirklichkeit zu leben. Dies entspricht jedenfalls einer ganz klaren Stelle des Evangeliums:

> (Joh. 10, 34—36) „Steht nicht in eurem Gesetze geschrieben“, fuhr Jesus fort,
> „Ich habe gesagt: ihr seid Götter!“
> „Wenn euer Gesetz die, an die sich das Wort Gottes richtet, „Götter“ nennt, und die Schrift doch nicht Lügen gestraft werden kann, warum klagt ihr mich denn der Gotteslästerung an, weil ich gesagt habe: ‚Ich bin Gottes Sohn!‘, mich, den der Vater geheiligt und in die Welt geschickt hat?“

Vielleicht entspricht diese Auffassung wieder weniger andern, richtig oder falsch verstandenen oder überlieferten Worten Jesu. Das ist hier nebensächlich.

Die Grundwahrheit, für die Emerson in aller Demut geschrieben, gestritten und gelebt hat, ist nämlich folgende: „Der Glaube, der auf einer A u t o r i t ä t beruht, ist kein Glaube, ob diese Autorität nun Prophet, Bibel, Priester, Kirche oder öffentliche Meinung heisst.“ „Der Grad, in dem man sich auf eine Autorität stützt, ist auch der Grad des Verfalles der Religion, des Verschwindens des Geistes.“ „Die Stellung, die die Menschen Jesus nun seit Jahrhunderten gegeben haben, ist eine Stellung der Autorität. Dies ist für die Menschen selbst charakteristisch und kann die grossen Tatsachen nicht verändern: Gross ist die Seele und schlicht. Sie schmeichelt nicht, sie folgt nicht blindlings, sie beruft sich nicht auf andere, sie glaubt an sich selbst.“

Noch schärfer schreibt er an einer andern Stelle:

„Gott wird sich Feiglingen nicht offenbaren ... Du musst sorgfältig auf dich selbst hören und dich nicht nach der Andacht der andern Menschen richten. Sogar ihre Gebete können dir schädlich sein, bis du selbst deine eigenen gefunden hast.“

Mit Emerson leuchtet eine von Jesus proklamierte, von seinen Namensjüngern aber bald wieder tief begrabene Wahrheit wieder auf, nämlich, dass unser Verhältnis zu Gott nicht nur keine Sache der Tradition sein darf, sondern eigentlich erst dann beginnen kann, wenn diese Tradition innerlich überwunden ist: „Erst wenn du deinen Gott der Ueberlieferung zerbrochen hast, erst wenn du mit deinem Gott der schönen Redekunst aufgehört hast, kann Gott dein Herz mit seiner Anwesenheit in Flammen setzen.“

In diesen Mahnungen ist nicht das Negative die Hauptsache, sondern das starke Vertrauen Emersons, dass in der heiligen, ungestörten Einsamkeit des Gewissens jeder von uns die grosse Stimme hören wird.

Diese Ratschläge Emersons dürfen auch nicht eng verstanden werden. Dass wir einander gegenseitig bedürfen und einander helfen müssen in der Entwicklung des geistigen Lebens, war ihm selbstverständlich klar, sonst hätte er nicht geredet und gelebt.

„Die Heiligen und Halbgötter, welche die Geschichte anbetet, müssen wir immer mit einem grossen Vorbehalt annehmen. In Zeiten der seelischen Oede werden wir gestärkt dadurch, dass wir uns ihrer erinnern. Wenn sie aber unserer Aufmerksamkeit aufgezwungen werden, wie dies seitens gedankenloser Menschen geschieht, so ermüden sie und ersticken sie uns. Die Seele offenbart sich einsam, ursprünglich und rein nur dem Einsamen, dem Selbständigen, dem Reinen.“

„Das Christentum“, schreibt er noch, „werden wir nie vom Religionsunterricht aus sehen können: auf den Weiden, von einem Boote auf dem Teich aus, im Walde, wo die Vögel singen, mögen wir vielleicht, gereinigt durch das freie Licht und durch den Wind, getaucht in die See der schönen Formen, die das Feld uns bietet, das Glück haben, die Lebensgeschichte Jesu in ihrem richtigen Verhältnis zu erfassen. Mit Recht ist das Christentum den besten Menschen lieb, und doch gab es nie einen in der christlichen Kirche erzogenen jungen Philosophen, der sich nicht besonders über diesen mutigen Text des Apostels Paulus freute: „Dann wird auch der Sohn selbst demjenigen untertan sein, der ihm alle Dinge unterworfen hat, auf dass Gott alles in allem sein kann.“[1]) Wie gross und willkommen die Ansprüche und die Tugenden der Einzelnen sein mögen, so drängt doch der Instinkt des Menschen sehnsüchtig vorwärts dem Ueberpersönlichen, dem Unbegrenzten entgegen und

---

[1]) 1. Kor. 15, 28.

rüstet sich gegen eng dogmatisierende Scheinheilige freudig mit jenen weitherzigen, generösen Worten der Bibel selbst."

In diesem Zusammenhang sollte die ganze Ansprache an die Theologiestudenten gelesen werden.

„Das geschichtliche Christentum, wie es uns erscheint und seit Menschenaltern erschienen ist, ist nicht die Lehre der Seele, sondern eine Uebertreibung des Persönlichen und des Ritualen. Es hat mit schädlicher Uebertreibung auf die Person Christi den Nachdruck gelegt. Die Seele kennt keine Person. Die Art und Weise, wie dieser Name von Ausdrücken begleitet wird, die einst der Bewunderung und Liebe entsprangen, heute aber in offizielle Titel erstarrt sind, tötet jede edelmütige Zuneigung und Freundschaft. — Alle, die mich hier hören, müssen fühlen, dass die Sprache, in der Christus in Europa und Amerika beschrieben wird, nicht der natürliche Stil der Freundschaft und der Begeisterung für ein gutes und edelmütiges Herz ist, sondern eher die konventionelle Form, die ein- für allemal für einen bestimmten Halbgott festgelegt ist, und in der etwa die Morgenländer oder die Griechen ihren Osiris oder Apollo beschreiben würden."

„Die Ungerechtigkeit dieser üblichen Art der christlichen Predigt", sagt er weiter in der gleichen Rede, „ist nicht weniger offenkundig Jesus gegenüber als gegenüber den Seelen, die sie entheiligt. Entehre nicht das Leben und die Gespräche Christi, indem du sie isolierst und als Besonderheit erklärst. Lasse sie, eben wie sie geschehen, warm und lebendig als Teile des menschlichen Lebens, der Landschaft und des fröhlichen Tages daliegen."

Solche tiefe, wichtige Wahrheiten sind manchmal leichter aus grosser Entfernung zu erkennen. Der Chinese Ch'ien Yuan Tung,[1]) einer der Führer der „Neuer-Geist-Bewegung", schrieb i. J. 1922: „Wir können uns vor Christus beugen, weil er derjenige war, der den tief revolutionären Geist besass und den Mut hatte, mit alten Gewohnheiten zu brechen, der neue Begriffe schuf und niemand nachahmte. Statt diesen grossen Revolutionsgeist von ihm zu übernehmen, haben ihn die Christen einfach angebetet und ihm dadurch Unrecht getan."

Durch die vorstehende Zusammenstellung verschiedener Worte Emersons, die sich alle auf eine Frage beziehen, die mir persönlich viel zu schaffen gab, könnte ich aber ihm selbst in Ihren Augen auch ein grosses Unrecht tun. Es entsprach eben ganz und gar nicht seiner Art, ein grosses Kapitel über irgend eine polemische Frage hauptsächlich im negativen Tone zu schreiben. Nicht dass es ihm dazu an Mut gefehlt hätte: er hatte aber für die Wahrheit, die in jeder aufrichtigen, wenn auch begrenzten Ueberzeugung liegt, eine

[1]) Chinese Recorder, Oktober 1922, nach Hodgkin: China in the family of nations, Seite 222.

so tiefe und natürliche Achtung, dass es ihm nie eingefallen wäre, den nach seinem Gefühle zu eng geschlossenen Kreis einer solchen Ueberzeugung einfach unterdrücken zu wollen; vielmehr zog er ruhig und in aller Liebe und Freundlichkeit um diesen Kreis einen grösseren herum. Nur gelegentlich und nebenbei brauchte er die negativen Wendungen, die ich aus zwölf Bänden zusammengesucht und zitiert habe.

Der Erhabenheit der Gestalt Christi hat er nicht nur keinen Abbruch getan, sondern an jeder der zwölf bis fünfzehn Stellen der Essays, wo er seinen Namen nennt, hat er durch irgend einen neuen, frischen Ausdruck gezeigt, wie lebendig er die unermessliche Grösse Jesu empfand. — Diese Grösse hielt er aber für das natürliche Mass des Menschen überhaupt. Emerson ist, wie gesagt, nicht nur derjenige, der persönlich und direkt, aus erster Hand sozusagen, an Gott glaubt, sondern auch derjenige, der einen die lebendige, greifbare W i r k l i c h k e i t Jesu wie kein anderer erleben lässt.

Nach den Erfahrungen des Krieges, nach der Katastrophe, in die eine in der Zwangsjacke der erstarrten Formen fast abgestorbene Religion uns, wie Leichen in ein Grab, millionenweise hineinstürzen liess, darf man sich wohl fragen, ob hier nicht eine viel deutlichere, eindringlichere Auseinandersetzung mit der bisherigen Haltung der Christenheit nötig wäre, als bis jetzt erfolgt ist.[1]) An Emersons Beispiel können wir jedenfalls lernen, wie solche Auseinandersetzungen ohne Kompromisse und doch in aller Liebe geschehen können.

Im Juni 1832 hatte Emerson der Kirche vorgeschlagen — wie es scheint mit der Hoffnung auf ihre Zustimmung —, das heilige Abendmahl einfach als Gedenkfeier ohne Gebrauch der „Elemente" (d. h. von Brot und Wein) zu gestalten. Das Komitee, dem dieser Vorschlag überwiesen wurde, sprach Emerson in seinem Bericht sein Vertrauen aus, lehnte es aber ab, für diese Aenderung einzutreten, da es sich für einen solchen Beschluss nicht für zuständig hielt.

So wurde Emerson vor die Frage gestellt, ob er gewillt sei, in seinem Pfarramt zu bleiben und den Ritus in der üblichen Form auszuführen.

Er ging allein in die „White mountains", die damals wenig besucht waren, um die ernste Frage zu überlegen, ob er bereit sei — eher als einer Verpflichtung seines Pfarramtes nachzukommen, die nicht mehr mit seinem Glauben und seinem Empfinden in Einklang stand — eine Stelle zu opfern, in der er seinen doch so mannigfaltig und eng an ihn gebundenen Leuten dienen konnte, und für die er sich so viele Jahre lang vorbereitet hatte. Für ihn war aber nur eine Antwort möglich. Eine Woche später kam er zurück

[1]) In dieser Beziehung sollte das ganze Werk von Alfred Loisy heute besonders erwähnt werden.

mit klar gefasstem Entschluss, den er seiner Gemeinde in einer Predigt mitteilte. Am gleichen Tage reichte er seine förmliche Demission ein. Seine Gemeinde wollte sich äusserst ungern von ihm trennen. Man hoffte, dass noch irgend ein Ausgleich möglich sei. Schliesslich, nach zwei Vertagungen und ausgedehnter Diskussion wurde seine Demission mit dreissig Stimmen gegen vierundzwanzig angenommen. Gleichzeitig wurde beschlossen, dass sein Gehalt ihm bis auf weiteres bezahlt werde.

Der letzte Zug ist echt amerikanisch im besten Sinne. Die Edelmut solcher Leute erweist sich nicht in Worten, sondern in Taten, und zwar nötigenfalls auch in einer so niedrigen Sache wie der Finanzfrage, die für uns alle ja bekanntlich noch eine gewisse Rolle spielt. Der Gedanke, dass der Freund und Pfarrer, von dem sie schieden, infolge seiner Ueberzeugungstreue noch materiell leiden müsse, war ihnen unerträglich.

Ich bedauere, dass mir der Mangel an Zeit verbietet, Ihnen den Abschiedsbrief zu lesen, den Emerson an seine Gemeinde richtete. Keine Erbitterung, im Gegenteil eine tiefere Freundschaft. — da herrschte Christusgeist auf beiden Seiten.

Nicht so glatt verlief die Sache, als Emerson sechs Jahre später seine berühmte Rede an die Studenten am Promotionstag in Harward vorlas. „Er begegnete“, schreibt sein Sohn, „dem Widerstand derjenigen, die ein wachsames Auge für jede Ketzerei haben und die selbst der Tradition gegenüber verpflichtet und ihr ausgeliefert sind. Diese schmerzlich getroffenen und gekränkten Hirten der Herde protestierten oder leugneten in heftiger Weise jede Mitschuld am Zustandekommen einer solchen Kundgebung.“

Emerson lehnte es ab, sich in eine Diskussion einzulassen. Den Gedanken, der ihm in ernstem Gebete gegeben worden war, hatte er geäussert, und dann zog er sich zurück, um ihn selbst wirken zu lassen. „Er war wie ein Sonnenstrahl in die Versammlung hineingeglitten, und gerade wie ein Sonnenstrahl glitt er wieder heraus.“

Wäre es denn nicht besser gewesen, solchen peinlichen Auseinandersetzungen auszuweichen? Frage und Antwort finden sich in einer Stelle seines Tagebuches. „Warum sollte ich einen Glauben lokkern oder stören, der für viele Geister ein nützliches Mittel ist, um näher an Gott zu kommen?“ — „Auf diese Frage will ich nun antworten. Ich tue es, weil ich glaube, dass die gewöhnliche Meinung in dieser Sache schädlich ist, indem sie zwischen Gott und Mensch ein Medium einschaltet und Gott von unserm Geiste entfernt.“

Unter den besten Freunden Emersons befand sich der berühmte Pfarrer und soziale Vorkämpfer Theodor Parker. Und nachdem auch einige der hier versammelten Freunde durch meine sehr konzentrierte und dadurch etwas verzerrende Zusammenstellung der kritischen Bemerkungen Emersons vielleicht schmerzlich getroffen

sein könnten, freut es mich besonders, auf das schöne und innige Verhältnis Emersons zu diesem grossen Freunde hinzuweisen. „Parker," schreibt sein Biograph, Pfarrer Altherr, „schaute zu Emerson auf, wie der Schüler zum Meister." Er nennt ihn „das glänzende Gestirn, das sich in den Winternächten über Boston erhob, ein Anblick, wie ihn Amerika nie zuvor genossen, noch jetzt (1859) ein gesegnetes Wunder." Parker genoss im Kreis der Bostoner „Freunde" das Glück vertrauten Umgangs mit Emerson, gegen dessen Pantheismus — ich werde sofort auf dieses Wort von Pfarrer Altherr zurückkommen — er freilich seinen eigenen Theismus klar abgrenzte und bemerkte, sein Christentum werde ihm Emerson nicht umstürzen! In der Folge blieb das Verhältnis zwischen den beiden Männern immer das: Emerson der theoretisierende Meister und Parker der in die Praxis umsetzende selbständige Genosse: jener der ruhmbedeckte Feldherr, und dieser der General in der Schlacht. Was Emerson sagte und schrieb, wurde willig bewundert, weil er die Kirche verlassen; was Parker in viel positiverem Sinne verkündete, regte die Welt auf, weil er es im kirchlichen Amt tat! Emerson starb als der gepriesene Denker, Seher und Priester seines Jahrhunderts, Parker fiel dreissig Jahre vorher, an den Wunden, die der Kampf ihm geschlagen, verblutend."

Ich bin nicht im stande zu beurteilen, ob alle Nuancen dieser übrigens für beide Männer gleich ehrenden Darstellung ihres Verhältnisses in jeder Beziehung der Wirklichkeit entsprechen. Es kam nur darauf an zu zeigen, wie sich ein christlicher Pfarrer wie Parker, der Emerson aus nächster Nähe kannte, zu ihm stellte.

Ich weiss auch nicht, ob der Ausdruck Pantheismus, den Pfarrer Altherr zur Kennzeichnung der Stellung Emersons im Gegensatz zu derjenigen Parkers anwendet, von Parker selbst oder von seinem Biographen stammt. Jedenfalls hat Emerson selbst nie dieses Wort gebraucht, um seine eigenen Ansichten zu bezeichnen. In gewisser Beziehung und bis zu einem gewissen Grade mag es, rein philosophisch gesprochen, berechtigt erscheinen. Es haftet aber dem Worte Pantheismus ein Beigeschmack an, vor allem derjenige der analytischen pedantischen Schulphilosophie, der ihn auf Emerson angewendet, ebenso irreführend und anstössig erscheinen lässt, als wenn er etwa auf das Evangelium bezogen würde.

Damit gelangen wir zur Frage nach dem philosophischen System, das Emerson angenommen oder aufgestellt hat — und sind in der glücklichen Lage zu antworten, dass er eben gar kein System angenommen oder aufgestellt hat. Eigentlich ebenso wenig wie Jesus, obschon ihn seine Schulbildung hie und da verleitet, auch Worte der Schule statt Worte des gewöhnlichen Lebens zu gebrauchen. Als man einst Emerson fragte, was die Transcendentalisten, wie er und seine Freunde, sich dann und wann bezeichnen lies-

sen, dächten und glaubten, da antwortete Emerson: „Um das zu erfahren, brauchst du dich nicht an die deutschen Metaphysiker zu wenden, sondern brauchst einfach das, was die Tradition zu deinen eigenen Seelenerlebnissen hinzugefügt hat, wieder fallen zu lassen: was übrig bleibt, ist unser Transcendentalismus!"

Emerson leugnete prinzipiell die Fähigkeit der Worte, oder besser gesagt der logisch analytischen Begriffe, in irgendwelcher Zusammensetzung die tiefsten Wahrheiten in befriedigender Weise zu beschreiben, zu definieren, zu erklären. Damit hat er den Grundgedanken, den Bergson noch ganz besonders betonen sollte, siebzig Jahre früher angegeben, und zwar in einer Weise, die mir konsequenter erscheint als diejenige Bergsons. Während letzterer einen ganzen Band braucht, um in wohl balancierten, analytisch-logischen Betrachtungen zu beweisen, dass die wichtigsten Fragen solchen Betrachtungen eben unzugänglich sind, erledigt Emerson die Sache in einigen Seiten und fährt dann in der Erforschung oder Beschreibung der Grundwahrheiten in einer ganz anderen Art als der analytisch-logischen weiter.

Gegen das Trachten nach logischer Erklärung und analytischer Darstellung von Dingen, für die ein solcher Schlüssel einfach nicht passt — z. B. der Unsterblichkeit der Seele —, schreibt er:

„Wir dürfen diese Schlösser nicht mit einem Dietrich bearbeiten. Wir sollen diese niedrige Neugierde aufgeben. Eine Antwort in Worten ist illusorisch, tatsächlich ist sie keine Antwort. Verlange keine Beschreibung der Gegenden, nach denen du segelst. Die Beschreibung beschreibt sie nicht. Morgen wirst du dorthin gelangen und an Ort und Stelle Kenntnis davon erhalten. Menschen fragen nach der Unsterblichkeit der Seele, nach den Beschäftigungen im Himmel, nach dem Schicksale des Sünders usw. Sie bilden sich sogar ein, Jesus hätte genau auf diese Fragen Antworten gegeben. Nie aber sprach dieser erhabene Geist in ihrer Mundart. Mit Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe, den Kennzeichen der Seele, ist der Begriff der Unveränderlichkeit wesentlich verbunden. Jesus, in dieser sittlichen Welt lebend, vom Sinnlichen befreit, allein auf die Offenbarung des Sittlichen achtend, hat den Begriff der Dauer vom Wesen jener Kennzeichen nie getrennt und sprach nie ein Wort über das fortdauernde Leben der Seele. Es war seinen Jüngern vorbehalten, die Dauer vom Element des Sittlichen zu scheiden, die Unsterblichkeit der Seele als Lehre aufzustellen und sie mit Argumenten zu beweisen. In dem Augenblick, wo die Lehre der Unsterblichkeit getrennt gelehrt wird, ist der Mensch schon gefallen. In der Strömung der Liebe, in der demütigen Anbetung ist die Frage des Fortdauerns ausgeschaltet. — Kein Mensch, in dem Gott lebendig ist, wird diese Frage stellen und sich zu solchen Argumenten herablassen. Denn die Seele steht treu zu sich selbst, und der Mensch, in dem sie lebt,

kann nicht von der Gegenwart, die unendlich ist, hinwandern nach einer Zukunft, die bestimmt begrenzt und somit endlich ist.

Diese Fragen über die Zukunft, die zu stellen wir immer wieder versucht sind, sind ein Bekenntnis unserer Sünde. Gott hat keine Antwort für sie. — Keine Antwort in „Worten“ kann eine Frage über „Dinge“ beantworten. Die Seele antwortet nicht mit Worten, aber mit dem Dinge selbst, nach dem gefragt wird.

Sehr ähnlich sagt Jesus: „Wenn du tust, was ich dir sage, wirst du erkennen, in wessen Namen ich spreche.“[1])

(Schluss folgt.) Pierre Ceresole.



Aussprache

Zum Streit über F. W. Förster.

Breslau-Karlowitz, 7. Juli 1928.

Herrn Jakob Weidenmann, Kesswil am Bodensee.

1. Kor. 16, 14.

Sehr geehrter Herr, ich will nicht den entrüsteten Ton aufnehmen, den Sie angeschlagen haben. Sie verkennen mich durchaus, wenn Sie mir einen sehr gründlichen Exodus aus der ganzen verhockten Gemütlichkeit bürgerlich beschränkten Denkens anraten zu müssen glauben. Ich bin nie behaglicher Philister gewesen, bin stets meinen Weg gegangen und tue es jetzt mit 65 Jahren erst recht. Als gereifter Mann bin ich nicht gewöhnt, unbekümmert drauflos zu schreiben, fühle mich also auch nicht veranlasst, etwas von dem, was ich geschrieben habe, zurückzunehmen.

Dass ich die Stimmung in meinem Vaterlande richtig beurteilt habe, beweist der Ausfall der Maiwahlen.

Bekannt ist mir, dass Fr. W. Förster, den ich übrigens im „Mutigen Christentum“ (Nr. 4 vom 22. 1. 28: „Wie es gemacht wird“) gegen unsachliche Angriffe verteidigt habe, um seiner Ueberzeugung willen viel gelitten hat, und ich ehre ihn deshalb. Aber mir fehlt trotz allem ein Letztes, das Letzte . . . doch über Gefühle lässt sich nicht streiten, eher schon über den wissenschaftlichen und ethischen Wert von Kants Schrift „Zum ewigen Frieden“.

Drum schliesse ich . . . endgültig und verabschiede mich von Ihnen, sehr geehrter Herr, mit ergebenstem Gruss Dr. Sattig.

Schlusswort der Redaktion.

Die vorstehende Erwiderung auf den Brief von J. Weidenmann im Juniheft kann leider erst jetzt, also etwas stark verspätet, erscheinen, da das Juli-August-Heft wie das September-Heft dafür keinen Raum hatten. Ich möchte mir nun erlauben, zu dem bestimmten Punkte, der in der Kontroverse Weidenmann-Sattig verhandelt wird, wenigstens in Kürze ebenfalls Stellung zu nehmen.

Es ist mir durchaus klar, dass keine Rede davon sein kann, Förster daraus einen Vorwurf zu machen, dass er im Auslande lebt und von dort aus sagt, was er dem deutschen Volke zu sagen hat. Namentlich darf man bei Förster nicht an irgend etwas denken, das wie Feigheit oder Schonung seiner selbst aussähe. Förster ist der Mann einer fast unerhörten Tapferkeit und Unbedingtheit, einer Tapferkeit und Unbedingtheit, wie man sie in Jahrhunder-

[1]) Joh. 7, 16—17.

ten nur ein oder zweimal sieht; ich kann ihn in dieser Hinsicht immer nur mit Männern wie Hosea und Jeremia vergleichen. Sein wirkliches Martyrium, sein Aushalten in Sturm und Einsamkeit allerschwerster Anfechtung, einer Anfechtung von weltgeschichtlichem Format, ist viel mehr, als das Erschossenwerden oder das Sitzen hinter Gefängnismauern wäre.

Man darf vom Wesen des Martyriums nicht zu äusserlich denken!

Wenn das gesagt ist, dann darf man freilich zugeben, dass Försters Aufenthalt im Ausland ein Problem einschliesst. Es scheint auch mir so, dass Förster wohl in Deutschland weilen und dort sein Los empfangen müsste, wenn er nur Deutscher wäre, ich meine, Deutscher im engeren Sinne, wenn er ein Mann wäre, bei dem Deutschland sozusagen zuerst käme, bei dem das Nationale das Zentrum bildete. Nun aber ist Förster in einem andern Sinn Deutscher, in einem universalistischen Sinn, man könnte sagen: in einem katholischen Sinn (Katholizismus heisst ja Universalismus); er ist Grossdeutscher auf seine Art. Denn für ihn besteht eben das tiefste und beste Wesen des Deutschtums im Universalismus, im Verständnis auch des fremden Volkstums und in der Geltendmachung seines Rechtes, und besteht die Mission des deutschen Volkes in seiner völkerverbindenden Tendenz. Ein solcher Deutscher aber muss gerade auch das Ausland kennen; er muss die Kräfte kennen, die heute in der Welt am Werke sind, um ihre Synthese finden zu können. Ein Brückenbauer darf nicht nur das eine Ufer, die eine Seite des Abgrundes kennen. Gerade die Arbeit an der Erfüllung des Deutschtums treibt Förster zu den andern Völkern. Und wo hätten heute die Deutschen einen Mann, der ihnen so wie er, und zwar besonders gerade in den politischen Dingen, den Blick in die Weite öffnen könnte? Gerade indem er das neue Europa bauen hilft, baut Förster sein neues, grösseres Deutschland.

Man mag, wenn man will, von einem tragischen Konflikt zwischen Försters engerer und weiterer Berufung reden. Beides kann er nicht, im Ausland und in Deutschland gleichzeitig wirken. Gewiss, es gäbe eine grössere Spannung, hätte sie gegeben, wenn er in Deutschland selbst seine Botschaft verträte und vertreten hätte, und zwar dauernd und ausschliesslich; der von nationalistischen Mördern erschossene, ins Gefängnis geworfene Förster hätte vielleicht das deutsche Gewissen besser erreicht, hätte vielleicht auch einiges anders gesehen, als der im Exil Lebende. Aber man darf einem Manne nicht von aussen her seinen Weg vorschreiben. Förster wird den Konflikt zwischen diesen beiden Möglichkeiten gewiss selbst am tiefsten und schmerzlichsten empfinden. Er hat den jetzigen Weg gewählt, hat ihn gewiss wählen müssen; es ist sein Weg und als solchen müssen wir ihn nehmen, auch von Gott aus nehmen! Man darf einem Manne nicht in das innerste Geheimnis seines Verhältnisses zu Gott hineinreden. Und Försers Weg ist übrigens noch nicht zu Ende.

L. R.

Berichte

Die Reichenauer Konferenz vom 12./13. August 1928.

Die diesjährige Reichenauer Konferenz war fast durchwegs erfüllt vom Gedanken an die Ueberwindung des Krieges, obwohl dies direkt keines der vorgesehenen Themen war. Dies zeigt wieder einmal, wie dieses Problem in der Gegenwart nun einfach reif geworden ist und vor allem anderen nach Erledigung ruft.

Zwar das Thema des Sonntags stand damit in Zusammenhang. Pfarrer Dieterle, St. Gallen, sprach über die Frage: „Darf man sich verteidigen?“ Er unterschied in einleuchtender Weise drei verschiedene Entwicklungsstufen: die der Gewalt, welche ohne langes Besinnen dreinschlägt, die der

Rechtsordnung und die der Liebe. Heute sind wir an dem Punkt angelangt, wo wir den — zwischen den Einzelnen schon vorhandenen — Zustand der Rechtsordnung auch bei den Völkern einführen müssen und wo sie eben auf diese Weise am besten verteidigt sind. Die Frage: „Darf man sich verteidigen?" verwandelt sich in die zweite: „Kann man sich noch verteidigen, auf die althergebrachte primitive Weise, oder müssen wir nicht an einen ganz neuen Weg der Verteidigung denken?" Die Völker sind einfach nicht mehr verteidigt und gesichert auf die alte Weise, und so bringen uns ganz reale Betrachtungen zur dringenden Forderung, die alten, gefährlichen Wege zwischen den Völkern zu verlassen und neue einzuschlagen — also zur Forderung der Abrüstung.

In der Diskussion wurde von einem alten Kämpfer für diese Forderung nachgeholt, dass das vielleicht nicht so leicht und einfach gehe, sondern wohl vielfach das Opfer dazu nötig sein werde — das Opfer, welches ja auch das Evangelium von uns verlangt.

So offen von Abrüstung, Dienstverweigerung usw. reden, das erregt Bedenken. Ein persönlicher Freund von Vielen von uns wies auf die Verantwortlichkeit hin, die dadurch die Pfarrer auf sich lüden. Es kam fast darauf hinaus, als ob einige Pfarrer eigentlich die alleinigen Urheber der Bewegung für radikale Abrüstung seien. Das sollten sie um so weniger sein, da sie, persönlich vom Militärdienst befreit, sich im sichern Port befänden. Der Gesetzgeber sei ihnen auf diese Weise entgegengekommen, weil er im andern Falle (wenn die Pfarrer Dienst leisten müssten) Gewissenskonflikte zwischen Beruf und gesetzlicher Pflicht vorausgesehen hätte. Ein sehr wertvolles Zugeständnis: damit ist gesagt, dass zwischen der Sache, die der Pfarrer zu vertreten hat, und dem Militärdienst ein tiefer Zwiespalt besteht. Ja, warum beseitigt man den nicht dadurch, dass man dieses gefährliche Amt, die Verkündigung des Evangeliums, aufhebt? So müssen ja die Konflikte immer wieder heraufbeschworen werden!

Aber spielen denn die Pfarrer die grosse Rolle in dieser Bewegung? Nein! (Leider oder glücklicherweise!) Die denkende und empfindende Jugend unserer Tage hat's vielmehr in sich! Das erklärte uns einer aus dieser Jugend selber.

Freilich musste der sich dann von einem Theologen belehren lassen, seine Dienstverweigerungsgründe schienen noch unklar aus verschiedenen Elementen vermischt zu sein; dem wurde mit Recht entgegnet, dass man für eine Handlung verschiedene Gründe haben könne.

Ein Votant fragte: Was verteidigen wir Schweizer denn eigentlich mit unserer Landesverteidigung? — Unser schönes Land? Unsere Berge? — Nein, die kann uns niemand wegnehmen. — Unser Leben? Das Leben unserer Angehörigen? Nein, das bringen wir vielmehr allein dadurch in Gefahr, dass wir von den Waffen Gebrauch machen. — Also nur unsere politischen Freiheiten! Ja, sind wir eigentlich so viel freier als alle andere Völker um uns her? Haben diese nicht zum Teil grössere Freiheiten, fortschrittlichere soziale Einrichtungen als wir? Es ist auf alle Fälle nur ein sehr zweifelhaftes Plus von Freiheit, das wir den Andern voraus haben, und um dieses zweifelhaften Plus willen die schweizerische Jungmannschaft in den Tod zu schicken, das liesse sich niemals verantworten.

Sind nun diese „bloss utilitaristischen" Gründe für Abrüstung nicht erlaubt? Nein, wir Schweizer dürfen vielmehr froh sein, dass Gott uns nicht nur vor eine prinzipielle ethische Entscheidung stellt, sondern uns einfach zeigt, dass unsere ganze hergebrachte Verteidigungsmethode uns nichts mehr nützt, dass überhaupt die alten Begriffe von Verteidigung und Notwehr zusammenstürzen. Ach, wenn man weiss, wie rein und hoch die Schweizer denken und wie sie sich, bei Volksabstimmungen z. B., nur von den erhabensten Motiven leiten lassen (!), dann muss man Gott dafür danken, dass er uns gnädig ist und uns nicht untergehen lassen will, sondern uns helfen. Will man lieber warten, bis die Motive ganz „rein" geworden sind — und alles zu spät ist!? Hat man so wenig eine Ahnung von der Not der Stunde?

Sehr eindrucksvoll war weiter der Hinweis auf das Pauluswort, dass Christus die bestehenden Gewalten entkleide. Das geschehe jetzt mit dem Kriegswesen. In früheren Zeiten konnte noch eine romantische Grösse damit verbunden werden, aber jetzt sehen wir es ganz wie es ist, ganz eine höllische Fratze; heute müssen wir merken, dass es ganz vom Teufel ist.

Montag morgen hielt uns Pfarrer Walser von Flerden eine tiefe, zum Herzen sprechende Betrachtung, anknüpfend an die Erzählung von Jesus, der übers stürmische Meer zu seinen bedrängten Jüngern ins Schiff kommt. Kommt er bald über die Fluten zu uns, die wir, in Bedrängnis mühsam vorwärtskämpfend, nach ihm schreien?

Pfarrer Fulda von Safien redete dann über das Thema „Evangelische Sachlichkeit". Seine Arbeit war ein mit Ernst und Wärme durchgeführter Versuch, eine Vereinigung zwischen unserer religiös-sozialen Bewegung und der Barthschen Theologie zu finden. Es hat immer unsere Sympathie, wenn jemand streitende Brüder versöhnen will, wenn einer zu zeigen bestrebt ist: „Seht, eigentlich steht ihr gar nicht so weit auseinander, als ihr meint!" Sollte man nicht annehmen, dass zwischen den beiden, aus gemeinsamen Ursprüngen herrührenden Bewegungen (Blumhardt!) eine Verständigung möglich sei? In der Tat ist eine solche ja hin und wieder versucht worden. Aber dennoch erweist sich auch hier, dass das Nächste oft das Fernste ist.

Am klarsten wurde das wohl, als jener gleiche dialektische Theologe, der schon am vorhergehenden Tage gesprochen, äusserte, dass der Krieg noch lange nicht das Schlimmste sei und dass man ihn nicht mit sentimentalen Gründen bekämpfen dürfe. Und dabei will man auch Antimilitarist sein! Ich muss gestehen, dass mir dann jemand sympathischer ist, der offen erklärt: „Ich bin Militarist, ich kenne keine Sentimentalitäten!" Die Art und Weise, wie alttestamentliche Strafgerichte zum Beweis herangezogen wurden (als ob wir noch in den Zeiten des Alten Testamentes lebten!), wie Gott und Mensch auseinander gerissen und damit der Grundstein des Evangeliums zerstört wurde, war tieftraurig. Solche Theologen haben offenbar keine Ahnung davon, dass eine Beweisführung, die nur im mindesten noch den Krieg zu rechtfertigen oder zu entschuldigen scheint, auf die „Laien" (und nicht die schlechtesten!) einfach empörend wirkt; denn diese empfinden das ohne weiteres als eine Erscheinung der sattsam bekannten Kriegstheologie. Merkwürdig, aber bezeichnend für die Theologie ist es doch, wie sie sich immer über das untheologische Evangelium Jesu (das sie nicht brauchen kann!) mit der grössten Unverfrorenheit hinwegsetzt — über dieses Evangelium, dem es freilich auch selbstverständlich ist, dass Gott das Erste und Letzte sein muss, um die Menschen zu retten, das aber eben darum von Anfang bis zu Ende auch aufs Tun des Menschen dringt.

Ja, wir wissen auch, dass eine entwaffnete Schweiz damit noch keine gewaltlose Schweiz ist, mit andern Worten, dass man unterscheiden muss zwischen vorläufigen Zielen und dem letzten Ziel. Aber weil wir mit einem Schritt nicht gleich das Letzte erreichen können, sollen wir deshalb uns davon abhalten lassen, überhaupt Schritte auf dem Wege zu tun? „Jesus hat nichts gegen die römische Rechtsordnung unternommen, welche doch noch viel unvollkommener war als die unserige." Aber diejenigen, die mitgeholfen haben, dass diese Rechtsordnung heute trotz allem doch über der damaligen steht, waren sie etwa von seinem Geist verlassen, z. B. diejenigen, welche die Sklaverei überwinden halfen? Haben sie nicht vielmehr aus seinem Geist heraus gehandelt?

Die Theologie weiss nicht, was für eine Verantwortung sie auf sich lädt, wenn sie jetzt, wo die Menschen aufzuwachen beginnen, sie, anstatt ihnen ihre Bewegung und Erschütterung zu deuten und recht aus der Tiefe zu begründen und zu stärken, möglichst zurückzuhalten sucht und den seltsamen Verdacht ausspricht, Gott könne es uns übelnehmen, wenn wir endlich einmal die ärgsten Teufeleien sein lassen. Ist es wirklich das Gleiche, ob ein Primitiver

seinen Feind mit dem Beil erschlägt oder ob die kultivierten Völker des Abendlandes einander gegenseitig ihre Zivilbevölkerung mit Giftgas ausrotten? Erkennet ihr nicht die Zeichen der Zeit?

Damit ungefähr möchte ich die Diskussion des zweiten Tages zusammenfassen. Besonders ergreifend war die Teilnahme einer Frau, der es physisch höchst erschwert war, zu reden, und die es sich dennoch nicht nehmen liess, die Urstimme des christlichen Gewissens aller theologischen Verdunkelung zum Trotz hören zu lassen.

Für die ganze Konferenz sind wir sehr dankbar. Auf welcher Seite der Grossteil der Teilnehmer stand, war keine Frage, und im übrigen müssen wir ja dadurch vorwärts kommen, dass die Geister sich aussprechen. Ch. Holzer.

Der internationale Kongress für religiösen Sozialismus in Le Locle.[1])

Am 24. und 25. August fand in Le Locle der internationale Kongress für religiösen Sozialismus statt. Etwa zehn französische Delegierte, drei deutsche, drei Engländer, ein Holländer, einige Deutschschweizer und zahlreiche Mitglieder der Gruppen der Socialistes chrétiens in der welschen Schweiz fanden sich zur Verhandlung zusammen.

Die Berichte, welche die Delegierten erstatteten, besonders die von Fred Hughes aus London, Gewerkschaftssekretär der Büroangestellten, von Pfarrer Eckert aus Mannheim, Bruijin aus Holland, Paul Passy, dem verehrten Führer des christlichen Sozialismus französischer Zunge, und ebenso die Vorträge, welche im Verlaufe des Kongresses gehalten wurden, zeigten auf der einen Seite, dass die verschiedenen nationalen Gruppen religiöser Sozialisten oder christlicher Sozialisten („socialistes chrétiens") zwar eine besondere und originale Eigenart besitzen, aber doch auf einem gemeinsamen Boden stehen. Nicht nur konnten die Delegierten sich leicht über eine gemeinsame Erklärung verständigen,[2]) sondern sie beschlossen auch mit gleicher Einmütigkeit, die Verbindung zwischen den verschiedenen Gruppen aufrecht zu erhalten und enger zu gestalten, um sich damit auch die Basis für eine gemeinsame Aktion zu schaffen. Pfarrer Eckert schlug vor, dass der Kongress die Beschlüsse des Mannheimer bestätige, die sich auf eine gewisse internationale Organisation, zunächst in Form eines gemeinsamen Ausschusses, bezogen.[3]) Die in Mannheim ernannten Vertreter der verschiedenen Länder und Gruppen wurden bestätigt und ergänzt. Einmütig fasste der Kongress folgenden Beschluss: „Der internationale Kongress für religiösen Sozialismus in Le Locle vom 24. und 25. August 1928 ernennt ein internationales Komitee, das die Aufgabe hat, die Verbindung zwischen den religiös-sozialistischen Gruppen der verschiedenen Länder aufrecht zu erhalten. Es setzt sich aus folgenden Freunden zusammen: Eckert (Mannheim), Bauer (Oesterreich), Banning (Holland), Ragaz (Schweiz), Passy (Frankreich), Hughes (England).

---

[1]) Neben dem Kongress religiöser Sozialisten von Mannheim, über den im letzten Hefte berichtet worden ist, fand diesen Sommer auch ein solcher in Le Locle statt. Während dort naturgemäss die Deutschen die grosse Mehrheit bildeten und die andern mehr einen Anhang, so herrschte ebenso naturgemäss in Le Locle das französische Element vor und bildeten die übrigen den Anhang. Dass künftig das Zusammentreffen zweier Kongresse dieser Art in einem Sommer vermieden werden sollte, ist wohl allen Beteiligten klar geworden. Wir bringen im Folgenden einen Bericht über den Kongress aus der Feder seiner Präsidentin, unserer Freundin Helene Monastier.

Für Ausländer sei noch bemerkt, dass Le Locle ein grosses Uhrenindustrie-Dorf im Neuenburger Jura ist. Die Red.

[2]) Diese wird im nächsten Hefte erscheinen.

[3]) Vgl. Nr. 9, 422—424.

Präsident ist Ragaz (Zürich), Sekretärin Helene Monastier (Lausanne).

Der Kongress erteilte diesem Komitee folgende Aufträge:

1. Sich provisorisch selbt zu ergänzen dadurch, dass es sich an Persönlichkeiten in den Ländern wende, die am Kongress nicht vertreten waren;

2. im Jahre 1930 einen internationalen Kongress, womöglich in Holland, zu veranstalten;

3. von Zeit zu Zeit Bericht über die Tätigkeit der verschiedenen Gruppen des religiösen Sozialismus zu erstatten.

Der Kongress verwendete viel Zeit auf das Werk der Jugenderziehung, dem fast überall der religiöse Sozialismus seine Aufmerksamkeit und Arbeit zuwendet, sodann auch dem Kampf gegen den Krieg. Pfarrer Hartmann, der Präsident der 210 antimilitaristischen deutschen Pfarrer, Pierre Ceresole, Georg Früh und ein Vertreter der christlichen Kommunisten, sprachen nacheinander zur Sache. Der Kongress versäumte nicht, dem Dienstverweigerer Liechti, der in seinem ganz in der Nähe gelegenen Gefängnis den Kampf gegen den Militarismus verkörpert, durch einige unter den Fenstern seiner Zelle gesungene Lieder seine warme Sympathie zu bezeugen.

In einer der öffentlichen Versammlungen wurden die Kongressteilnehmer von Vertretern der sozialistischen Stadtbehörden begrüsst, die in gehobenem Tone von der sittlichen Aufgabe des Sozialismus sprachen und die Vertreter des religiösen Sozialismus als Mitarbeiter willkommen hiessen. Alle fühlten sich warm verbunden in der Erinnerung an Charles Naine, der so viel getan hat, um den Sozialismus der neuenburgischen Berge mit tieferem geistigem Gehalt zu durchdringen. Zweimal füllte eine zahlreiche und sympathisch gestimmte Zuhörerschaft den Saal, um die fremden Delegierten anzuhören.[1])

Der Sonntag (26. August) war speziell der Föderation der christlichen Sozialisten französischer Zunge (Fédération des Socialistes chrétiens de langue française) gewidmet. Eröffnet wurde die Tagung durch eine schöne Predigt von Pfarrer Pettavel. Darauf sprach der alte Kämpfer Paul Passy über den Wert des moralischen Gesichtspunktes für die sozialistische Propaganda. Eine angeregte Aussprache darüber gipfelte in der Schlussfolgerung, dass der Sozialismus keine Fortschritte machen könne, ohne sich mit geistigen Kräften zu verbünden und auf eine sittliche Grundlage zu stützen.

Der Kongress ernannte Henri Pidoux zum Präsidenten der Fédération Romande. Daran schloss sich die Behandlung von zwei etwas heiklen Fragen. Elie Gounelle machte den Vorschlag, dass die Gruppen der socialistes chrétiens in die Fédération du christianisme social français eintreten sollten. Die socialistes chrétiens Frankreichs, die mit Recht das Werk Elie Gounelles und Wilfreds Monods bewundern, wünschten, sich der von ihnen geleiteten Bewegung anzuschliessen; die welschen Schweizer dagegen, die darunter zu leiden haben, dass sie immer wieder mit den katholischen „Christlich-Sozialen" verwechselt werden, die den Sozialismus bekämpfen, konnten sich nicht ent-

---

[1]) Die meisten von ihnen sprachen französisch, die andern wurden ins Französische oder ins Esperanto übersetzt. Der Kongress durfte sich beglückwünschen, das Esperanto als Uebersetzungssprache eingeführt zu haben, und sprach mit starker Mehrheit den Wunsch aus: „Der internationale Kongress, der selbst das Esperanto als Uebersetzungssprache angewendet hat, empfiehlt allen Gruppen der verschiedenen Länder, diese Sprache zu studieren, um dadurch ihre internationale Verbindung und besonders den Kongress von 1930 zu erleichtern."

Zusatz der Redaktion: Ich möchte schon jetzt meinen starken Widerspruch dagegen anmelden. Esperanto schafft keine wirkliche Verbindung, und der religiöse Sozialismus hat nach meiner Ansicht Besseres zu tun, als an der Entseelung der Welt mitzuarbeiten!

schliessen, durch den Beitritt zu einer „christlich-sozialen“ Bewegung neuen Verwirrungen Nahrung zu geben.[1]) Es wurde beschlossen, dass die Franzosen alle Freiheit hätten, den Anschluss zu vollziehen, während die Schweizer in ihrer Antwort erklären sollten, dass nur ganz äusserliche Gründe sie daran verhinderten, sich mit einer Bewegung zu verbinden, die sie alle bewundern, wenn sie auch weiter als sie gehen wollen. — Daran schloss sich die Verhandlung eines andern schwierigen Problems. Einige französische Genossen waren durch gewisse radikale Ansichten einiger Welschschweizer in bezug auf die Religion alarmiert und befremdet worden. Sie sprachen das energisch aus, und es entspann sich eine lebhafte Diskussion. Aber unter aufrichtigen Menschen findet sich immer ein Weg der Verständigung. Diese erfolgte auf Grund der „Freiheit des Christenmenschen“ und eines gegenseitigen Vertrauens. Die Diskussion lief in einer brüderlichen Umarmung der Gegner aus, und der Kongress endigte in der freudigen Bewegung, die das Gefühl vollkommener Einigkeit des Geistes erzeugt.

Helene Monastier.

Zur Weltlage

Ein Weckruf.)

Vorbemerkung. Ich glaube, dass die folgenden Dokumente auch eine Beleuchtung der heutigen Weltlage sind und stelle sie daher gern unter diese Rubrik. Die Red.

1. Das Glaubensbekenntnis des „Duchoborzen“.[2])

Die Welt-Bruderschaft des einen, ewigen Geistes.

Ein Duchoborze (Geisteskämpfer) erkennt mit seiner Seele und mit seinem Verstande den Geist-Gott in sich, in seinem Körper — Tempel.

Um ein wahrer Duchoborze zu sein, braucht man nicht in der Sekte der Duchoborzen geboren zu sein, sondern muss vom Geist-Gott geboren werden, von der Sonne, deren Strahl durch den Sinn und das Gemüt der Menschen strömt und ewig ist. Ein Duchoborze erkennt den anderen Duchoborzen nicht am Körper, sondern am Geiste.

Die Lehre Jesu wurde von vielen hervorragenden Menschen in dem Sinne anerkannt und verstanden, dass Jesus der Name des Menschen war; Christus aber ist der Geist Gottes, welcher durch Jesus sprach und die Wahrheit verkündete.

---

[1]) Darf man wohl Namen und die sich daran knüpfenden Missverständnisse so wichtig nehmen? Die Red.

[2]) Diese Dokumente, die uns ein ferner Freund zugestellt hat, kommen wohl auch zur „Tolstoi-Feier“ gerade recht. Die Duchoborzen haben im Leben Tolstois eine grosse, beinahe entscheidende Rolle gespielt. Aber diese Dokumente greifen über den Rahmen der bisherigen Duchoborzenbewegung hinaus, und namentlich das letzte tönt wie ein Posaunenton, der kommende Gerichte und Umwälzungen ankündigt. Möge niemand solche Töne leicht nehmen. Die Red.

Die russische Kirche verfolgte die Anhänger dieser Lehre und ein russischer Bischof war der Erste, der unsern verfolgten Brüdern beim Gerichtsverhör den Namen „Duchoborze“ gegeben hat, weil sie den Kampf mit dem Geiste Gottes führten.

Wir Duchoborzen glauben, dass wir uns dem Himmelreich in drei Stufen nähern können:

Die e r s t e Stufe zum Reiche wurde durch die Abschaffung der Vermittler zwischen Gott und den Menschen, d. h. durch die Abschaffung der Priester, sowie der Heiligenbilder im Duchoborzentum erreicht;

auf der z w e i t e n Stufe verwarfen die Duchoborzen die Gewalt des Staates und alles Blutvergiessen; sie gelobten, nicht mehr dem Fleische und dem Mammon zu dienen, sondern nur Gott und der Bruderschaft im Geistigen, und wollen durch materielle G l e i c h h e i t alle Not und allen Kummer unter den Menschen vertilgen;

die d r i t t e Stufe besteht für den Duchoborzen darin, dass er nicht nur durch schöne Worte gegen das Blutvergiessen, gegen den Mammon und gegen die materielle Ungleichheit auftritt, sondern seiner Ueberzeugung gemäss auch l e b t und beispielgebend für die ganze Menschheit dieses Bruderleben auch wirklich führt.

Der Mensch ist nicht durch seinen Willen auf die Erde gekommen, sondern es war der Wille des Vaters, des Geistes. E r hat ihm alles, was er benötigte, mitgegeben und ihm gesagt: wie du alles u m s o n s t bekommen hast von Mir, so vergiss nicht meine Gebote und gibt ebenso umsonst alles, was durch deinen Sinn und deine Hände fliesst, wieder her!

Jesus war ein treuer Sohn seines Vaters, des Geistes, der ihn zur Erde gesandt hat und er gab alles, was er vom Vater empfangen hat, den Völkern der Menschheit, die ihn gehasst und seinen Leib gekreuzigt haben. Sein G e i s t ist in seinen Nachfolgern auferstanden.

Die Duchoborzen folgen dem als wahr Erkannten, dieser inneren Stimme des Geistes, auch in t i e f s t e N o t, aus Liebe zur Menschheit.

Unter den Duchoborzen-G e m e i n s c h a f t l e r n gibt es kein persönliches Eigentum; so wie auch bei Gott alles E i n s und u n g e t e i l t ist, so ist auch alles ungeteilt bei den wahren Duchoborzen. Die Versklavung kommt nicht von Gott, sondern durch die Menschen selber.

Die wahren Duchoborzen-Geisteskämpfer aus allen Ländern werden sich sammeln und das Reich gründen, sie werden auf dem der Bruderschaft gehörigen Land siedeln und dann wird mit dem Reiche ein Anfang gemacht.

Sie werden in Dörfern siedeln und eine jede Familie wird ein

von der Gemeinschaft erbautes Haus bekommen, auch etwas Land für Obst und Gemüsegarten für eigenen Bedarf. Die Dörfer werden eine gewisse Anzahl Einwohner haben; in der Mitte wird eine Schule aufgebaut und neben ihr das Haus der Versammlungen. Dann kommen die verschiedenen Werkstätten und ein Krankenhaus. Für die Alten und Waisen, sowie für sonstige Arbeitsunfähige wird auch ein Asyl sein; ein grosser Park und Garten für die Allgemeinheit wird angelegt. Die Felder für die gemeinschaftliche Bearbeitung werden diese Dörfer umgeben und die verschiedenen notwendigen Industrien werden gegründet: Getreidemühlen, Sägemühlen, Spinnereien, Webereien und andere.

Ein jeder wird sich seine Lieblingsarbeit wählen und alle Arbeiten werden in der Gemeinschaft frei verrichtet. Die Arbeitenden werden aus der Gemeinschaftskasse bezahlt nach bestimmten Preisen. Die Leitung wird in die Hände eines Verwalter-Patriarchen gegeben und wird dieser sich gute Ratgeber und treue Diener des Geistes wählen, die ihm zur Seite im Dienste der Gemeinschaft stehen werden.

Zum Unterricht in Wissenschaft und im Geistigen werden für die Jugend dem Geiste treuergebene Lehrer gerufen und es werden auch für ältere Wissbegierige Vorträge gehalten. Den Kindern wird auch gelehrt, in einem j e d e n Menschen seinen Bruder, seine Schwester zu erkennen und ihn zu ehren und jedem Menschen ohne Unterschied des Standes, Ranges, Ansehens und Vermögens i m - m e r bereitwilligst zu helfen.

Not und Leid werden verschwinden. Das Buch des Lebens ist im Menschen verborgen und ist zu vergleichen mit einer Kornkammer. Das Korn schlummert, solange es nicht in den Boden kommt und wird niemals Frucht tragen, bevor es nicht selber stirbt. So ist es auch mit dem Menschen; er erwacht nicht eher, bis er in die geistige Welt der Gedanken eintritt. Fängt er an aufrichtig zu denken, so geht in seiner Seele die Aussaat des Lebens auf in dem Gebiete der unendlichen Wahrheit.

Hat aber der Mensch dieses Buch des Lebens noch nicht geöffnet, so ist er noch allen möglichen Versuchungen ausgesetzt: Stolz, Selbstsucht, Eitelkeit, Neid, Hass und alles Böse, so entfernt sich ein solcher Mensch vom Leben und Geist.

S u c h e t und ihr werdet finden, klopfet und es wird euch aufgetan!

(Frei übersetzt nach der Schrift: „Was ist ein Duchoborze?“ aus der Weltgemeinschaft des Einen Geistes. Februar 1928.)

2. W a s ich in der letzten Zeit von den Duchoborzen gehört habe.

Ein grosser Aufschwung vollzieht sich bei den Duchoborzen

seit der Ankunft des jungen Führers Peter Verigin, der offenbar tiefe Einsicht für die verschiedenen Formen des Einen Geistes hat und sich der grossen Mission der Vereinigung aller Duchoborzen in eine grosse Familie der Weltbruderschaft gewachsen fühlt. Er ruft jetzt die in Kanada zerstreuten Farmer-Duchoborzen auf, sich mit der grossen Gemeinschaft in Britisch-Columbien zu vereinigen; er schlägt keinen vor den Kopf mit der Unfehlbarkeit der Sekte, er erkennt sogar die „Freien" als vollwertig an, die er „die Glocke" der Duchoborzen nennt und die früher den Gemeinschaftlern immer viel Sorge machten. Er warnt sie zwar vor gewaltsamen Einmischungen in das Leben der Gemeinschaft, doch erkennt er sie als die am Horizonte des Lebens auftauchende Jugend! Verigin geht so weit, dass er alle Geistesfreunde, welcher Rasse und Nation sie auch angehören mögen, als wahre Duchoborzen anerkennt, wenn sie sich als Geist-Wesenheit erkennen und den Körper als Hülle, als Werkzeug ansehen, in der sich der Geist im Leben offenbaren will.

Ich schrieb an Verigin und begrüsste ihn und seine grosse Mission im Namen unserer internationalen Bruderschaft des Liebesdienstes in Freiheit und habe ihm meine Ahnungen, sowie meine Weltanschauung mitgeteilt; ich schilderte ihm, wie ich die verschiedenen Richtungen des Duchoborzentums als Ganzes betrachte und diesen Weg als eine Parallele zu unserem Wege erkenne. Das Ganze sehe ich als einen Riesenbaum an, welcher entstanden ist aus dem Samen (= Geist), der die Wurzeln tief im Materiellen geschlagen hat und aus der Erdenmaterie die Kraft herausholt; den Stamm bildet die Gemeinschaft, er ist der Träger und Unterhalter und stellt die Zentrale des Ganzen dar; die zum Himmel ragenden kleinen Aeste und Aestchen stellen die radikalen, freien, revolutionierenden Elemente vor; sie sind die Empfänger des Lichtes und ohne sie muss der Stamm verdorren — anderseits können aber auch die Spitzen nicht leben ohne die Zufuhr der materiellen Säfte der Erdenmaterie über Wurzel und Stamm, deshalb soll kein Teil den andern untergraben wollen, jeder Teil hat seine besondere Tätigkeit und Aufgabe und soll erkennen, dass das Ganze von dem Geiste erfasst und geleitet wird, der alles durchwebt und vereint.

Dieses Bild (den Brief las Verigin in der grossen Versammlung vor) hat alle angesprochen und Verigin drückte seine Verwunderung darüber aus, dass einer, der niemals in ihrem Kreise gelebt hätte, doch die Duchoborzen erkannt und verstanden hätte.

P. Birukoff, der alte Freund Tolstois, holt nun Frau Verigin ab und wird wahrscheinlich auf der Rückreise Freund Bartes in Eden besuchen.

Die Zeit wird zeigen, welche Wege und Möglichkeiten sich öffnen werden auch für eine eventuelle äussere Vereinigung solcher

Freunde, die sich den Duchoborzen anschliessen wollen, und welche Formen sie annehmen könnte. Wir werden allen, die sich dafür interessieren und den Wunsch mir mitteilen, je nach dem Empfang weiterer Nachrichten, von den kommenden Ereignissen Mitteilung zusenden.

Nikolai Sheierman,
Hovsta Station, Schweden.

3. Ein Aufruf der „Söhne der Freiheit" aus der Christlichen Weltgemeinschaft (Duchoborzen).

Wir, die „Söhne der Freiheit", rufen noch einmal die ganze zivilistierte Welt, vielleicht zum letzten Mal, auf, ernst über die Annäherung der grossen Gefahr nachzudenken. Die Geldgier hat den Geist der Völker verdorben, und gegenwärtig dient fast ein jeder Mensch dem Mammongott. Es hat wenig Bedeutung, unter welchen Namen wir uns verbergen, nennen wir uns Duchoborzen, Baptisten, Quäker, Katholiken, Methodisten oder anderswie. Wir dienen alle dem Mammon und beschäftigen uns mit dem Ansammeln der Güter, von denen der Meister einst sagte, dass sie Rost und Motten fressen und Diebe stehlen können, aber wir haben keine Zeit für das, was eigentlich Christentum heisst. Gegenwärtig erlauben alle sogenannten Christen und ihre Kirchen dem Militarismus, sich ihrer zu bedienen, und Katholiken sowie Protestanten mit allen ihren Kirchen haben sich bis jetzt nicht losgesagt von der Unterstützung des Militarismus, dieser grössten aller Sünden gegen die Lehre Christi und das Reich Gottes.

Wir halten uns bis jetzt an den Buchstaben und nicht an das Wesen der Lehre und dienen demselben grausamen Gotte, welchem die Pharisäer dienten, die Jesum Christum gekreuzigt haben und die bis jetzt auch seine Jünger verfolgen und kreuzigen.

Die Fehler, Laster und Irrtümer, die vor 2000 Jahren der Menschheit eigen waren, bestehen auch jetzt noch unverändert.

Unsere Zivilisation, die an den grössten Täuschungen Schuld trägt, ist gänzlich taub gegenüber den Lehren, die uns der Zerfall der grossen Kulturen von Aegypten, Griechenland und Rom gegeben hat. Wir bestärken und verteidigen bis jetzt noch dieselben Fehler, welche jene alten Kulturen zerstört haben, von denen uns die höchsten Schöpfungen der Kunst geschenkt wurden.

Teure Mitchristen! Mit wem sollen wir nun halten, wenn das grosse Abschlachten kommen wird? Mit den Mördern, Henkern und Quälern, oder mit den Friedensfreunden, welche bereit sind, lieber selber zu sterben, als einen andern Menschen zu töten? Glaubet, dass das Reich Gottes gekommen ist, aber auch, dass das Reich der Zerstörung im Anzug ist. Und was sollen wir diesem entgegenstellen? Wir Christen der Gegenwart sind nur Christen

dem Namen nach, durch unsere Taten aber sind wir Antichristen; denn wir dienen dem falschen Christus — dem Mammon, nicht dem wahren Christus des Friedens und der Liebe, welcher uns vor zweitausend Jahren vor der drohenden Gefahr gewarnt hat. „Tut Busse, sonst geht ihr unter," sagte er. „Ihr sollt eure Schwerter zu Pflügen und eure Bajonette zu Sicheln umschmieden!", hat er schon durch die Propheten gerufen.

Wer darf sagen, dass wir diesen Ermahnungen gehorcht haben? Tun wir nicht das Entgegengesetzte? Schmieden wir nicht die Pflüge in Kanonen um, machen wir nicht aus unsern Sicheln Bajonette? Um der christlichen Welt zu beweisen, dass wir, die „Söhne der Freiheit", wirklich dem Ideale gemäss leben, opfern wir uns selbst und unsern Besitz für die Ideale der Bruderschaft, für die auf Golgatha Jesus Christus sein Leben eingesetzt hat.

Einige unserer Brüder, die einige Morgen Land in Thrums und Grand-Forks (British Columbia) hatten, sagen sich heute von diesem Land los und geben es den Arbeitenden der ganzen Menschheit ab. Auf jedem solchen Land steht ein Plakat mit folgender Inschrift: „Söhne der Freiheit, dieses Land ist eine Gabe Gottes für diejenigen, die auf ihm arbeiten wollen. Dieses Land ist für immer frei von Steuern, welche zu Kriegsvorbereitungen verwendet werden, es kann weder gekauft noch verkauft werden."

Wir haben von neuem offen der ganzen Welt zu erklären, dass wir euer gewaltsames, totes Zivilisationssystem der Kindererziehung nicht anerkennen können. Wir dürsten nach Wissen im Geiste. Wir erkennen nur die wahre Erziehung an, die auf das einzige Gebot der Liebe zu Gott und dem Nächsten gegründet ist, das Gebot, welches Christus in allen Propheten gegeben hat: „Tut andern das, was ihr euch selber getan wünscht." „Die gegenwärtige Erziehung" in den Schulen entwickelt unter dem Banner der physikalischen Kultur und Gesundheitsdisziplin den falschen Nationalismus, der in den Jahren 1914—18 die Ursache einer Sintflut menschlichen Blutvergiessens war. Wir fahren aber noch jetzt fort, die Welle des organisierten gegenseitigen Hasses zu unterhalten, welche bald die ganze Menschheit im Blute zu ersäufen droht.

Zum Schlusse wenden wir uns noch an Euch, liebe Brüder und Schwestern in Christo, und wiederholen die Worte des Meisters: „Tut Busse, kommet zur Besinnung und haltet ein auf dem falschen Wege." — Es mag sonst zu spät sein und die Tage der Blutzivilisation mögen gezählt sein; sie wird mit ungeheurem Getöse niederstürzen und alles Lebende unter ihren Trümmern vernichten.

Gott sei den Unvorbereiteten gnädig!

Unserm Gott sei Ehre!

Thrums, B. C. Canada, 16. Sept. 1928. Peter Maloff.

Zur Chronik.

1. Weltpolitisches.

Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit der Welt standen diesen Monat drei Ereignisse: Die Völkerbundsversammlung, der Kellogg-Pakt (immer noch) und das englisch-französische Uebereinkommen.

Die Völkerbundsversammlung

hat diesmal nichts gebracht, was das Herz hätte höher schlagen lassen. Das Urteil über sie steht unter dem Zeichen allgemeiner Enttäuschung. Dies wohl hauptsächlich aus drei Gründen: weil die Abrüstungskonferenz entgegen einem Antrag des deutschen Delegierten Graf Bernstorf hinausgeschoben worden ist, weil es in der Frage der Räumung des Rheinlandes keinen Fortschritt gegeben und weil Briand seine bekannte Rede gehalten hat. Nun ist ja sicher, dass der Völkerbund gegenwärtig keine guten Tage hat: darüber haben wir uns in der letzten Chronik geäussert. Aber die allgemeine Enttäuschung über diese Versammlung möchte wohl ebenso unbegründet sein, als etwa der Enthusiasmus über frühere. Solche Dinge sind meistens anders, als sie aussehen. Was die Rede Briands betrifft, so kann sie auch wohltätig wirken. Tatsache ist, das die weltpolitische Haltung der deutschen Linken einen Weltskandal bedeutet und die ganze deutsche Aussenpolitik schon lange an Zweideutigkeit leidet. Man macht in Pazifismus, setzt aber einen Wehrminister ein, der sich sehr deutlich zur deutschen Aufrüstung bekennt; man jammert darüber, dass man als ein wehrloses Volk mitten unter Schwergerüsteten stehe und hat in aller Stille, innerhalb und ausserhalb Deutschlands, eine neue, raffiniert moderne Rüstung aufgebaut, die an Schlagfertigkeit und Furchtbarkeit leicht allen andern überlegen sein dürfte; man klagt über den Imperialismus der andern und treibt eine Riesenpropaganda für den Anschluss Oesterreichs, der Deutschland zur Vormacht Europas machte und den unter den heutigen Umständen die andern nicht dulden können; man redet von dem verarmten deutschen Volk und hat gewaltige Mittel, wie für die Propaganda jeder Art (auch die „intellektuelle“), so auch für die militärische und industrielle Machtsteigerung zur Verfügung. Kurz, die Welt muss von dieser Politik den Eindruck bekommen, dass sie doppelzüngig und doppelherzig sei, dass sie den Pazifismus bloss benutzen wolle, um die andern zu schwächen, auf dass man selbst dann wieder der Mächtigste sei. Es ist Försters Recht, dass er immer wieder unerbittlich auf diese Tatsache hinweist. Dass Briands Rede als scharfer Windstoss in diese vergiftete Atmosphäre der Zweideutigkeit hineingefahren ist, bedeutet also für die Friedens- und Verständigungssache noch nicht ohne weiteres einen Schaden, eher einen Gewinn. Denn sie bedeutet einen Gewinn an Wahrheit; Frieden und Verständigung aber können nur auf Wahrheit ruhen. Skandalös ist bei alledem besonders das Verhalten der Linken. Diese Linke — gemeint ist vor allem die Sozialdemokratie— scheint nun völlig das Erbe des Nationalismus und Militarismus antreten zu wollen. Ihr Reichskanzler geht nach Genf und hält dort eine Rede, die jeder Deutschnationale genau so hätte halten können, findet auch dafür das Lob der Nationalisten. Neben dem Genossen Löbe, dem Präsidenten des Reichstages, tut sich der Genosse Radbruch, Professor der Jurisprudenz in Heidelberg, in Verherrlichung des Anschlusses hervor. In Sachen des Panzerkreuzers ist man natürlich bei den „Führern“ ein wenig kleinlaut geworden, aber man ist nicht bekehrt, sondern redet von dem Interesse für den Wehrwillen, das die Genossen bekommen müssten. Kurz: man ist die nationalste und staatserhaltendste Macht geworden. Das moralische Fiasko der Sozialdemokratie und damit des Sozialismus, das darin liegt, ist ungeheuer.

Ich darf im Angesicht dieser Entwicklung wohl an einige Worte der Juni-Chronik über die deutschen Wahlen und den Sieg der Sozialdemokratie erinnern: „Da aber von dem allem [was ein wirklicher Sozialismus tun könnte und müsste] wahrscheinlich nichts geschehen wird, lauert im Hintergrund schwere Enttäuschung, ja Katastrophe. Das Tragische ist eben, dass hinter dieser politischen Macht des Sozialismus nicht nur keine entsprechende wirtschaftliche, sondern auch keine genügende sittliche Macht steht."

An Stelle der Räumung der Rheinlande ist, zum Teil wohl infolge dieser Sachlage,

das englisch-französische Uebereinkommmen

getreten. Es ist schwer, über dessen Tragweite zu urteilen, nicht nur, weil es noch nicht genügend bekannt ist, sondern auch, weil man nicht weiss, wie weit es gegen den Widerspruch der Vereinigten Staaten aufrecht erhalten wird. Aber es zeigt doch auf alle Fälle eine Tendenz der weltpolitischen Lage an. Diese Tendenz liegt in dem Zusammenschluss Englands und Frankreichs einerseits gegen die Uebermacht der Vereinigten Staaten, anderseits gegen Russland und die deutschen Ansprüche, auch gegen Italien. In dem weltpolitischen Kino ein neues Bild! Neu ist vor allem der Gegensatz von Kontinent zu Kontinent, der darin auftaucht und der in dieser Form vorher nicht vorhanden war. Dann tritt noch besonders hervor die darin beschlossene Vorherrschaft Frankreichs und seiner Verbündeten auf dem Kontinent, der also mit dem neuerwachten, wenn auch noch etwas maskierten Deutschlands wetteifert. Ein starkes, fast plötzliches Sinken aller Friedenshoffnungen und eine Neubelebung des Rüstungsfiebers ist die unmittelbare Folge dieser neuen Konstellation.

Der

Kellogg-Pakt

kommt unter diesen Umständen erst recht in ein tragisches Licht, wenn ihm auch beständig neue Völker beitreten. Immerhin muss doch festgestellt werden, dass sich überall, wenn auch nicht bei den Regierenden, ein Wille zeigt, ihn ernst zu nehmen, aus ihm Ernst zu machen, auch gegen die Heuchelei der Regierungen.

Ziehen wir ein vorläufiges

Fazit,

so ist klar, dass die Bilanz für den Frieden ungünstig ausfällt. In der Tat hat die Friedensbewegung im Laufe der letzten Monate fast auf der ganzen Linie einen starken Rückschlag erlitten. Das englisch-französische Abkommen würde, wenn es sich auswirkte, allen Abrüstungsplänen ein jähes Ende bereiten. Der Völkerbund ist matt, fast ohnmächtig. Auch die sonstige Friedensbewegung ist — mit einigen Ausnahmen — auf einen kleinlauteren Ton gestimmt. Der Sommer hat diesmal fast keinen ermunternden Ton der Posaune gebracht. An der Weltkonferenz der Friedensgesellschaften in Warschau war sogar das Wort „Dienstverweigerung" auszusprechen verboten; von der Weltkonferenz der Kirchen in Prag erwartet man von vornherein nicht gerade Radikalismus. Die Konferenz der antimilitaristischen Weltjugend in Eerde bei Omme in Holland bot ein Bild innerer Zerrissenheit, und Aehnliches war auch sonst zu erleben.

Diese Lage feststellen, heisst keineswegs am Sieg der Friedenssache verzweifeln. Grosse Kämpfe haben stets dieses Gesetz von Ebbe und Flut gekannt. Eine Wendung kann in Bälde eintreten.[1])

Es kommt im übrigen darauf an, wie wir die Lage behandeln. Zweierlei scheint mir in dieser Beziehung in die Augen zu springen. Einmal: der

[1]) Es steht auch im einzelnen nicht so schlimm, wie es scheint. Die Räumung des Rheinlandes soll doch in naher Aussicht stehen, ebenso eine endgültige und verhältnismässig befriedigende Regelung der Reparationsfrage.

Schlüssel zur Lage, praktisch gesprochen, befindet sich in bezug auf Europa vor allem in den Händen der Linken, und augenblicklich ganz besonders der deutschen Linken. Hier muss ein Umschwung stattfinden, ein Umschwung zur Eindeutigkeit der internationalen Friedenspolitik. Damit aber dieser Umschwung eintreten könne, ist eine Radikalisierung (im besten Sinne) des **ganzen** Sozialismus nötig. Vielleicht dass diese allein auch über den jetzigen Gegensatz von Sozialdemokratie und Kommunismus hinausführt und ihn überwindet. Sodann: Die Friedenssache, und zwar als Losung völliger und sofortiger Abrüstung, muss die Aufgabe einer allgemeinen, europäischen und amerikanischen Volksbewegung werden. Diese wird die höchsten menschlichen Losungen haben und von den tiefsten und heiligsten Kräften sich nähren müssen. Mit aller Klarheit und Energie müssen diese Ziele erfasst werden.

Was die übrigen weltpolitischen Geschehnisse betrifft, so seien folgende hervorgehoben:

Es scheint gerade in bezug auf das Problem des Weltfriedens wichtig zu sein, wie

die amerikanischen Wahlen,

die nächstens stattfinden sollen, ausfallen werden. Leider scheint davon nichts zu erhoffen. Unsere amerikanischen Gesinnungsgenossen (z. B. die ausgezeichneten Menschen von der World To Morrow) erwarten weder von Hoover noch von Smith ein „neues Lied“ in Sachen der Weltpolitik, eher immerhin noch von Smith, der dafür aber gegen die Prohibition ist und sich übrigens so gut wie Hoover (der Quäker!) in den Händen der Grossfinanz befindet. Der sozialistische Kandidat aber, Norman Thomas, ein ausgezeichneter Mann, hat natürlich gar keine Aussicht auf Sieg und bedeutet vorläufig nur eine Standarte der Opposition — vorläufig, denn es ist auch in Amerika noch nicht aller Tage Abend!

In

China

scheint inzwischen eine gewisse Konsolidation eingetreten zu sein. Die neue Regierung in Nanking ist gewählt, eine, wie es scheint, recht originale, nicht bloss dem Abendland nachgeahmte Verfassung eingeführt. Dass damit die grosse chinesische Gärung zu Ende sei, ist nicht anzunehmen, aber wenn dieser unglücklichen chinesischen Welt wenigstens einige Ruhe würde!

Auf dem

Balkan

scheint die Tätigkeit des griechischen Premiers Venizelos eine gewisse Befriedung und Einigung zum Ziele zu haben, aber das lässt sich aus der Ferne schwer beurteilen. In diesem Osten muss ein Meer von weltgeschichtlichem Fluch ausgeschöpft werden.

Interessante Entwicklungen gehen im

Faschismus

vor sich. Er hat sich eine neue Verfassung gegeben, die ihn vollends einerseits zum geschlossenen Ordensstaat, anderseits zum Herrn und Regenten Italiens macht und auch die Nachfolge Mussolinis regelt — was sich übrigens als eitel erweisen dürfte!

2. Schweizerisches.

Mit der

Affäre Rossi

kommen wir in die schweizerischen Dinge hinein. Für die nichtschweizerischen Leser sei bemerkt, dass es sich um einen der Exekutoren des Mussolinischen Mordwillens gegen Matteotti handelt, der als zuviel Wissender ins Ausland ge-

flohen war, aber nun durch ein lang vorbereitetes Spionagenetz in den Tessin gelockt, auf Schweizerboden in ein Automobil geschafft und dann in der italienischen Enklave von Campione formell verhaftet wurde. Die Aufregung in der Schweiz ist gross, man hört sogar da und dort etwas wie das Gerassel eines Säbels. Aber nur ein ganz sanftes, symbolisches. Denn gerade an solchen Vorkommnissen wird klar, welche Illusion unser Militär als Schutz unserer „Ehre" ist. Kleinlauter, sagen wir es offen: feiger als nun gegen die faschistische Frechheit könnte unser Bundesrat nicht sein, auch wenn wir keine Armee hätten. Ja, wir stünden dann wohl viel grösser und würdiger da, als mit dieser „schimmernden Wehr", in der wir uns vor jeder „frechen Mordgeberde" ducken. Wichtiger als diese Grenzverletzungen, die man als solche, wie die Grenzen selbst, überhaupt nicht allzu wichtig nehmen sollte, scheint mir zu sein, ob die Schweiz den Mut zum geistigen Kampfe gegen den Faschismus hat, der die Verneinung ihres Lebensprinzipes ist. Und da weiss man nun, dass dieser Feind mitten unter uns sitzt, und zwar in seiner gefährlichsten Form nicht als „fascio", sondern als Gesinnung sehr vieler, zum Teil sehr einflussreicher und hochstehender Schweizer. Da liegt der Hase im Pfeffer! Und wenn man dem Schweizervolk nicht einmal die Noten bekannt gibt, die man mit Italien wechselt, angeblich um seine Nerven zu schonen, so kann man natürlich auch nicht gut als Verteidiger der Demokratie auftreten. Die Schweiz ist wahrlich nicht von Italien her am meisten gefährdet! An einen Krieg mit Italien zu denken, bleibt vollends Kinderei.

Die Wahlen

zur schweizerischen Bundesversammlung (Nationalrat und Ständerat) scheinen ganz unter das Zeichen des bürgerlichen Blocks zur Abwehr der roten Flut (die man offenbar für sehr gefährlich hält) zu kommen. Eine Broschüre: „Sollen die Sozi die Schweiz regieren?" wird in riesigen Massen, auf Kosten der grossen Geldsäcke, ins Volk geworfen. Im übrigen geschehen da nun ganz interessante Dinge. Man erfährt bei solchen Anlässen — die Angst ist oft geschwätzig— wie man in gewissen Kreisen die Volksstimmung beurteilt. Darauf hat schon die letzte Chronik hingewiesen. Sie muss von sozialen Problemen bewegt sein, denn der freisinnige Parteipräsident, Dr. Meyer, der zugleich Chefredaktor der „Neuen Zürcher Zeitung" ist, bekennt sich am freisinnigen Parteitag beinahe zum Sozialismus. Auch müssen die politischen Aktien der Frauen gestiegen sein. Denn ihnen wird das Stimm- und Wahlrecht in Aussicht gestellt. Der freisinnige Parteitag lässt sich von Adrian von Arx einen Vortrag über „Sozialpolitische Aufgaben" halten, der bis zu jenen Grenzen geht, die einer nichtsozialistischen Sozialreform gezogen sind. Dem Dichter des „Helfer" ist es damit selbstverständlich ernst. Diese Stimme aus dem bürgerlichen Lager muss nach den Wahlen gehörig beachtet werden, es ist fast schade, dass die Schrift im Lichte der Wahlagitation herauskommt. Dass die Veröffentlichung des Projektes für die Altersversicherung, wie die Musysche Subvention für die Landwirtschaft, Wahlmache ist, liegt auf der Hand, ebenso, dass dabei stark auf die Dummheit spekuliert wird. Die Katholisch-Konservativen aber proklamieren die „Grundsätze des Christentums" und versichern (Tagung der katholischen Lehrer!) auf dem Rütli ihren Glauben an Gott Mars wie durch Musys Mund den an Gott Mammon!

Am allerinteressantesten aber ist, was uns das „Volksrecht" (10. Oktober), wie es scheint, auf Grund genauer Kenntnis der wesentlichen Tatsachen, erzählt. Darnach hätten sich im Hause Musys in Freiburg ein ganzer Harst von freisinnigen und konservativen Finanzmagnaten und Industrieherren um ein opulentes Essen zusammengefunden zum Schutz des Geldsackes und des Christentums gegen die rote Flut. Eine Frucht dieser Besprechungen in Freiburg sei auch die Gründung des „Eidgenössischen Vereins für reformierte Politik" gewesen. Letzteres wird bestritten, wie es denn auch

schwer zu glauben ist. Dagegen wird stimmen, dass aus diesem Kreise die Broschüre: „Gegen den Strom. Solidarität statt Sozialismus“ hervorgegangen sei. Vielleicht reden wir ein andermal von dieser Erscheinung und fügen heute nur noch hinzu, dass die Wahlen auch eine Spaltung zwischen den „Evangelischen“ gebracht haben, insofern als nun Jakob Haas, der Sekretär des „Schweizerischen Verbandes evangelischer Arbeiter und Angestellten“ auf einer selbständigen Liste als Nationalratskandidat erscheint und dadurch zum Konkurrenten von Nationalrat Hoppeler wird. Dass das seinen Grund zum Teil in der reaktionären Haltung Hoppelers hat, ist wohl sicher. Diese verschiedenen Versuche, vorwiegend vom Standpunkt der „positiven“ Partei im kirchlich-religiösen Leben aus das soziale Problem, in dem das politische eingeschlossen ist, zu erlassen, (wobei Dr. Hoppeler darin schon eine „Rechte“, „Linke“ und Mitte unterscheidet), werden in unseren Kreisen wohl zu wenig beachtet. Sie sind zum Teil unerfreulich, gewiss, aber als Symptome einer Gärung und Entwicklung interessant. Mehr sind sie wohl nicht. Sie sind vielleicht Zeugen eines Schmelzprozesses, an dessen Ende Grösseres stehen wird.

3. Sozialismus und Sozialreform.

Auch davon ist einiges zu berichten. Der Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie, der Anfang September in Zürich stattfand, verlief in scheinbarer Ruhe, wies aber einige interessante Züge auf. Er zeigte Grimm in zwei wichtigen Vorträgen als scheinbaren Wortführer (die sogen. Parteileitung, d. h. der Geschäftsausschuss des Parteivorstandes, die er beherrscht, hat ihren Sitz in Bern), bewies aber zugleich, wie sehr erschüttert seine Stellung ist, denn er unterlag glänzend in Sachen der Spielbankinitiative, für die er gern die Losung ausgegeben hätte, gegen die aber der Parteitag mit grosser Mehrheit entschied und das Parteivolk mit noch viel grösserer entscheiden wird. Aber auch in der Militärfrage vermied seine Gruppe offenbar den Zusammenstoss mit unserer Auffassung. Wir andern zögen freilich einen ehrlichen und zugleich loyalen Kampf einem faulen Frieden vor. Die Stellung des Parteitages zur Spielbanksache ist im übrigen eine sehr erfreuliche Ehrenrettung des schweizerischen Sozialismus und ein sehr gutes Zeichen.

Die Aktion zugunsten der notleidenden Landwirtschaft gipfelt nun in einer Subvention an diese in Form eines Vorschusses von sechzig Millionen Franken zur Erleichterung der Zinsenlast für schwer verschuldete Bauern. Dass dies eine klägliche Lösung ist, leuchtet allen Ehrlichen ein. Aber was will man von einer solchen, auf Wahlzwecke berechneten, verlogenen Mache erwarten? Wie man der Landwirtschaft wirklich hülfe, zeigen sehr viel besser die Ausführungen eines Mannes, der es ehrlich meint, nämlich Dr. Gadients, in der „Neuen Bündner Zeitung“ (Nr. 221—23). Wann werden endlich solche Männer an die rechte Stelle kommen?

Ich meinerseits möchte mir erlauben, noch auf eine Hilfe für unsere Landwirtschaft hinzuweisen, die man zu übersehen scheint. Es steht mir seit langem durchaus fest, dass wir für die Erzeugnisse der Landwirtschaft im Vergleich zu denen der Industrie viel zu wenig bezahlen. Die Frage ist bloss, woher wir die Mittel nehmen sollen, mehr dafür zu bezahlen. Und da ist nun die Antwort, theoretisch gesprochen, spielend leicht:

Wenn wir den Alkoholkonsum aufgäben, oder auch bloss auf ein bescheidenstes Mass beschränkten, hätten wir Geld genug und übergenug, um die Erzeugnisse der Landwirtschaft in ungleich grösserer Menge zu kaufen und ungleich besser zu bezahlen, als jetzt. Mit den siebenhundert Millionen, die in der Schweiz jährlich für Alkohol ausgegeben wer-

den, könnten wir, auch nach Abzug dessen, was die Fremden verbrauchen, Milch, Obst, Gemüse, Fleisch (wer solches haben will) so gut bezahlen und so reichlich kaufen, dass alle Bauernnot sozusagen mit einem Schlag verschwände.

Wollen wir das nicht ein wenig mehr bedenken? Der Umstand, dass mit der etwas zum Theater gewordenen Bauerndemonstration in Bern (die der Bauernsache nur geschadet hat) gleichzeitig die schweizerischen Abstinenten in Bern tagten, ist ein Symbol dieses Zusammenhanges.

Man wird sagen: „Ja, wenn — —!" Ich antworte: Wollen wir dieses „Wenn" nicht doch bedenken?

Daneben wäre noch auf Zweierlei hinzuweisen: auf die tausend Feste des Schweizervolkes, die noch neben dem Alkohol Millionen verschlingen, und das Militärbudget! Wollen die Bauern nicht auch an dieses denken?

Was die Schultheßsche Wahl-Altersversicherung betrifft, so ist sie im Grunde ein Hohn. 200—300 Franken, nach fünfzehn Jahren vielleicht 500—600 Franken — soviel vertut heute ein Bourgeois leicht auf einer einzigen Autofahrt! Dass man sich nicht schämt!

Von Begebenheiten der weitern Welt auf dem Gebiete des Sozialismus und der Sozialreform seien noch erwähnt: die Vorgänge in Oesterreich, wo eine faschistische Bewegung (die der „Heimwehren") zu einem Hauptschlag gegen die Sozialisten ausholen wollte (nicht ohne alldeutsche Treiberei) und nun am 7. Oktober ein sehr deutliches Fiasko erlitten hat, und Mussolinis grossartige agrarische Pläne. Mag Mussolini auch alles, was er tut, im Dienste des imperialistischen Scheines tun, so hat er doch manchmal ein flair für „kommende Dinge".

4. Vom Kampf zwischen Militarismus und Antimilitarismus

ist wieder manches zu melden. In der Schweiz dauert die Aufregung der militaristischen Kreise an. Die Schweizerische Offiziersgesellschaft hat an die Kantonsregierungen ein Schreiben erlassen, worin sie diese ermahnt, gegen die antimilitaristischen Lehrer, die so arg die wahre Pflicht und Aufgabe des Lehrers vergässen, vorzugehen. Offenbar ist die Meinung dieser Meister vom Säbel, die Pflicht und Aufgabe des Lehrers sei die Einbläuung des Militärpatriotismus als des Kerns der Staatsreligion. Sollte vielleicht von Zeit zu Zeit eine Offizierspatrouille die Schulinspektion besorgen und statt des Bildes Pestalozzis das Ulrich Willes in den Schulhäusern aufgehängt werden? Bis jetzt hat bloss der „freisinnige" Schulminister des Kantons Zürich, Dr. Mousson, dieser Aufforderung der Offiziere Folge geleistet. Inzwischen hat — was hiermit nachgetragen sei — die Bevölkerung von Aarau eine der Mitunterzeichnerinnen der antimilitaristischen Kundgebung der aargauischen Lehrerschaft, Frl. Nötiger, trotz heftiger Agitation der „Vaterländischen" gegen sie, glänzend, mit fast so viel Stimmen als eine unangefochtene Kollegin, wiedergewählt. Ein Zeichen!

Einen Zuzug problematischer Art haben die Militaristen durch einen Artikel bekommen, den Heinrich Hanselmann, der Leiter von Albisbrunn und einer unserer hervorragendsten Pädagogen, für gut fand, in der „Neuen Zürcher Zeitung" zu veröffentlichen. Davon anderwärts mehr.[1])

Die Offiziersgesellschaft hat auch beschlossen, an die Kandidaten für die Bundesversammlung mit der Frage zu gelangen, wie sie sich zu Militär und Militärbudget stellten, um sie dann je nachdem zu unterstützen oder zu bekämpfen — eine ganz unnötige Sache bei den Bürgerlichen und nutzlose bei den Sozialisten.

---

[1]) Inzwischen sind von der Zentralstelle zwei neue treffliche Flugschriften zu diesem Thema erschienen. Georg Früh, „Erzieher, was tut ihr für den Frieden?" und Werner Schmidt, „Schule und Friede". Sie seien warm empfohlen.

Eine Sache von grösserer Tragweite ist die Aktion Mottas in der Völkerbundsversammlung, wo er, unter dem grossen Beifall Boncours und vieler anderen die allgemeine Einführung des schweizerischen Milizsystems als den besten Weg zum Frieden pries. Eine ärgere Unwahrheit kann es nicht geben, aber es ist eine gefährliche Unwahrheit. Wir werden weiterhin das Unserige tun, sie zu enthüllen. Motta aber hat nun glücklich den „Rank" gefunden, seine Haltung in Genf und die in Bern zu versöhnen: denn je mehr er in Bern die Ausgaben für unser Milizheer empfiehlt, desto besser dient er dem Weltfrieden. O, du verlogene und betrogene Welt![1])

Von den Friedenstagungen dieses Sommers ist schon die Rede gewesen. Sie haben meistens enttäuscht. So vor allem, wie erwähnt, der Welt-Friedenskongress in Warschau. Aber auch der der Völkerbundsvereinigungen im Haag, insofern von ihm kein kräftiger Stoss ausging. Die Konferenz der Jugend in Eerde bei Ommen war durch den Gegensatz zwischen östlicher, mehr revolutionärer, und westlicher, mehr pazifistischer Haltung, gestört, während der Kongress der Kriegsdienstgegner auf dem Sonntagsberg (über den ein ausführlicher Bericht im 11. Heft erscheinen soll) von dem zwischen einem absoluten Antimilitarismus und einem relativen, im Fall eines „proletarischen" Krieges aussetzenden, berührt wurde. Der Kirchenkongress in Prag war, wenn man einmal damit rechnet, dass er ganz radikal nicht sein kann, nicht schlimm. Gerade die radikalste Gesinnung, wie sie am besten in der Rede von Dr. Simons, dem Präsidenten des deutschen Reichsgerichtes, zum Ausdruck kam, fand nach den Berichten am meisten Beifall. Es tagt. Aber das Erfreulichste war doch die Friedenstagung deutscher Katholiken in München, wo die besonders von den Professoren Uhde und Keller und von Pater Straatmann ausgegebene Dienstverweigerungslosung siegte. Merkwürdig: in dem gleichen Augenblick, wo man auf Seiten des Protestantismus geneigt ist, die Stimme des Gewissens zugunsten „objektiver" Autoritäten eher gering zu schätzen, fängt der Katholizismus an, sich auf diese Instanz zu berufen![2])

Interessant sind auch unter dem Gesichtspunkt von Militarismus und Antimilitarismus die Vorgänge in Oesterreich. Es zeigt sich dort ganz klar, dass die Arbeiterschaft ohne Waffengewalt viel besser mit ihrem Gegner fertig wird, als mit ihr und dass diese sie nur in Schwierigkeiten, ja Katastrophen stürzt.

Endlich seien zwei weitere Dienstverweigerungen in der Schweiz erwähnt: Richard Lanicca ist in Chur zu drei Wochen (!), Gottlieb Leuenberger in Luzern zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden, dieser auch zur Ausstossung aus der Armee und zu dreijähriger Einstellung in den bürgerlichen Ehrenrechten.

Un-kulturelles

ist natürlich immer zu melden. Der „Untergang des Abendlandes" in Form der Vorherrschaft der Losung „Panem et circenses (Brot und Spiele)", d. h. materieller Interessen und sportlich-technischer Sensationshungers, schreitet unaufhörlich fort. Von Zeit zu Zeit beleuchtet irgend ein Ereignis die Bahn des Verfalls, auf der wir uns bewegen, mit Blitzlicht. So das Auto-Rennfest von Monza in Oberitalien, wo einer dieser vom Dämon Besessenen mit seiner Maschine in die Zuschauermenge rast und in einer Sekunde 23 Menschen tötet und mindestens ebensoviele schwer verletzt, das Schauspiel aber fortgesetzt wird, als ob nichts geschehen wäre. Darob allgemeines Entsetzen.

---

1) Gegen diese Mottasche These wendet sich sogar Oberst Feyler in der „Neuen Schweizerischen Rundschau".

2) Von Prag und München ein andermal mehr!

Aber warum denn? Geschieht das Gleiche nicht auch bei uns alle Tage? Beruht denn nicht der heutige Gebrauch dieser Verkehrsmaschine auf der Voraussetzung, dass Menschenleben gegen Technik nicht in Betracht kommen können? Es sind meistens nicht 23 auf einmal, die getötet werden, es sind aber nur in der Schweiz etwa jeden Tag einer, dazu Tausende Verletzter; es ist die Brutalität aller Tage und aller Nächte. Doch die menschliche Phantasie oder Phantasielosigkeit ist so beschaffen, dass sie nur dann stutzt, wenn sie etwas Krasses, quantitativ Grosses nebeneinander hat, sonst aber stumpfsinnig das Aergste hinnimmt. Der Götzendienstcharakter eines solchen Treibens, das ganz stark an die altheidnischen Zirkusspiele erinnert, liegt auf der Hand. Es widerspricht dem nicht, wenn ein kirchliches Hochamt ein solches Fest einleitet. Als das Christentum noch echt war, warf sich einmal ein Mönch einem solchen Treiben entgegen und fiel unter den Schwertern der Gladiatoren, heute werden ähnliche Dinge gesegnet.

Zu der Brutalität kommt die Gesetzlosigkeit. Es ist selbstverständlich, dass man das Gesetz übertritt. Wo dieses seine Wächter findet, redet man von „Autofallen“ und entrüstet sich sittlich. Und das sind die gleichen Kreise, die sich sonst als Hüter von „Ruhe und Ordnung“ ausgeben, womit auch wieder klar wird, was damit eigentlich gemeint ist.

Auf die gleiche Linie gehört der Versuch,

die Spielbanken

in der Schweiz wieder einzuführen. Man hält die materialistische Entseelung des Schweizervolkes für weit genug fortgeschritten, um ihm so etwas bieten zu dürfen. Zwar glaube ich, dass es gelingen wird, diese Schande von unserem Lande abzuhalten, namentlich, nachdem sich die sozialdemokratische Partei (bisher als einzige von den grösseren) dagegen erklärt hat. Aber wir dürfen uns nicht in Sicherheit wiegen, der Gegner wird alle Hebel in Bewegung setzen.

In den Vereinigten Staaten wird sich der Wahlkampf diesmal vor allem um die Prohibition bewegen. Es ist das eine gewaltige Sache. Was man bei diesem Anlass ganz deutlich erfährt, ist die Tatsache, dass gesetzliche Verbote in Fragen der Sitte, die nicht eine überwältigende Volksmeinung hinter sich haben, schwer durchzuführen sind, ja sogar das Fortschreiten einer Bewegung des Guten hemmen können. Das gilt freilich nicht von den Spielbanken, die bloss dem vermeintlichen Interesse einer ganz kleinen Gruppe von Menschen entsprechen.

Personalia.

Gestorben ist Bruno Wille, ein Führer des Freidenkertums höheren, ja höchstens Stils, sagen wir besser: der freireligiösen Bewegung und einer jener Sozialisten aus reinem und hohen Idealismus, die um die Wende des Jahrhunderts sich gerade in Berlin der Arbeiterbewegung zahlreich zur Verfügung stellten. Ich kenne von seinen Werken bloss „Die Offenbarungen des Wachholderbaumes“, in denen er die Lehre Fechners von der Allbeseelung dichterisch zu gestalten versucht. Es ist ein bedeutendes Werk, viel wertvoller als manches, was heute glänzt.

11. Oktober. -L. R.

Die „Saffa“.

Die Schweiz ist wochenlang unter dem Zeichen der „Saffa“ gestanden. Dieses gemein-hässliche Wort bedeutet bekanntlich „Schweizerische Ausstellung für Frauenarbeit“. Ob wir wirklich nicht mehr Zeit haben, statt „Saffa“ „Ausstellung für Frauenarbeit“ oder abgekürzt meinetwegen „Frauen-Ausstellung“ zu sagen?

Abgesehen von diesem Mitmachen einer hässlichen und geistlosen Mode, was ist von der Sache zu sagen?

Man könnte Einiges einwenden. Die Ausstellung ist zum Teil eine starke

Anhäufung von Stoff und zum Teil ist es Stoff, der ebensogut in eine Ausstellung für Männerarbeit gepasst hätte. (Ich denke z. B. an die pädagogische Abteilung.) Das Prinzip, dass es sich um eine spezifisch weibliche Leistung handle, ist nicht genügend durchgeführt worden. Aber das sind Fehler, die vielleicht schwer zu vermeiden waren. Entscheidend ist die Beantwortung der Frage: Hat die Ausstellung das erreicht, was sie erreichen wollte? Sie wollte doch wohl in erster Linie zeigen, was Frauengeist und Frauenkraft zu leisten vermöchten und damit auf Frauen und Männer Eindruck machen, auf jene im Sinne einer Steigerung ihres weiblichen und auf diese im Sinne einer Minderung ihres männlichen Selbstbewusstseins. Das Erste ist wohl ohne Zweifel erreicht worden. Ich denke aber, auch das Zweite. Zwar ist beim Zweiten ein Vorbehalt zu machen. Es haben wohl gerade diejenigen Männer, die es sozusagen nicht nötig hatten, oder es doch am wenigsten nötig hatten, den tiefsten Eindruck davongetragen. Immerhin mögen auch einigen andern die Augen ein wenig aufgegangen sein. Und wenn das berechtigte Selbstgefühl der Frauen gestärkt worden ist, so wird das wohl auch auf die Männer zurückwirken. Man wird die Vermehrung des Gefühls für Wert und Würde des Weibes hoffentlich bald an allerlei Zeichen beobachten können, z. B. am raschen Verschwinden einer Haar- und Kleidertracht, die, zum Teil aus dem Hang zur Nachahmung, zum Teil aus dem zur Anreizung des Mannes entsprungen, jedenfalls vom Gegenteil des Gefühls von weiblicher Würde und weiblichem Adel zeugen, vielleicht auch an einem etwas verminderten Respekt vor allerlei offizieller Männerherrlichkeit.

Am meisten Eindruck hat dem Schreibenden die Abteilung gemacht, welche die industrielle Frauenarbeit darstellte, und zwar die Fabrikarbeit wie die Heimarbeit. Man musste da, wenn man diese jungen und alten Frauen an der Arbeit sah oder auch nur die Werke ihrer Hände beschaute, aufs tiefste erschüttert werden von der Grösse und Schwere dieser Arbeit, die unter uns tagtäglich so viele Frauen tun, neben dem vielen Andern, das zum Teil die gleichen Frauen, zum Teil die übrigen verrichten. Der Anteil der Frau an dieser Arbeit ist im ganzen fortwährend gewachsen. Auf 208,802 Männer kommen jetzt 126,001 Frauen. Davon sind rund 9000 Mädchen im Alter von 14 bis 16 Jahren! Bedenkt man wohl, was das alles bedeutet? Ob es in der Absicht der Ausstellerinnen lag oder nicht, man konnte es jedenfalls in dieser Abteilung empfinden. Sie war zwar mit oder ohne Absicht, zum Teil notwendigerweise, idealisiert. An Stelle des lärmenden, schmutzigen, schlecht gelüfteten Fabrikraumes (der oft der Natur der Arbeit nach nicht anders sein kann) war hier das helle, saubere und gesunde Ausstellungslokal; statt sechs bis acht Maschinen bedienten diese Mädchen und Frauen hier nur eine; diese Mädchen und Frauen selbst waren gewiss unter den intelligentesten und nettesten ausgewählt. Kurz: es war ein teilweise falsches Bild. Aber wer dafür Herz und Augen hatte, konnte durch das Falsche hindurch schon das Echte sehen. Er spähte vergeblich nach Zeichen von Glück und Freude in den Mienen dieser Frauen, er spürte es beschämt und ergriffen, dass er im Reiche der Fronarbeit der Frau stehe, dass dies eben doch Sklavinnenarbeit sei, wenn auch in einem andern Sinne als es die einstige war.

Aber auch hier stand man vor der Tüchtigkeit, der gewaltigen Leistung der Frau und beugte sich vor dieser, vor ihrem Wert, ihrer Heiligkeit.

Aber noch einmal: ob der Eindruck auf die Männerwelt wirklich gross war, dauernd sein, durchschlagen wird? Die Rede des Bundespräsidenten, der, nicht ohne Schuld der anwesenden Frauen, den Mut fand, in seiner Eröffnungsrede doch die politischen Frauenrechte abzulehnen, ist geeignet, skeptisch zu stimmen. Und hier stossen wir auf den schwachen Punkt dieser Sache. Die Frauen haben ausgestellt, was sie leisten können, gewissermassen also auch, was sie sind. Ob man in solchen Dingen durch Ausstellung nicht immer auch etwas verliert, etwas nicht leicht Fassbares und Sagbares, vielleicht aber

doch Allerwichtigstes? Und ob es nicht doch etwas Anderes ist, als was diese Ausstellung zeigen konnte, das zur neuen Stellung, zur neuen Freiheit und Würde der Frau führen wird? Da war es aber schmerzlich, erfahren zu müssen, dass gerade dieses Andere die Frauen nicht zu behaupten wagten. Die Leiterinnen haben nicht gewagt, die Ausstellung völlig alkoholfrei durchzuführen und damit sozusagen zu dem Werk einer der grössten aller Schweizerfrauen, der Frau Professor Orelli, Ja zu sagen. Ebensowenig haben sie es gewagt, die Friedenssache so zur Geltung zu bringen, wie gerade sie hätten tun müssen. Gerade an diesen zwei Punkten hätten sie zeigen müssen, was die Frau kann, — die Frau im höchsten Sinne des Wortes; gerade hier aber haben sie diesmal noch versagt. Darum wollen wir unserseits zu dem Werke doch Ja sagen und ihm unsere Bewunderung nicht vorenthalten, müssen aber hinzufügen: wenn Frauenwert und Frauenrecht bei uns neu zu Ehren kommen sollen, dann muss das Andere noch mehr dran kommen, das Andere, worunter wir übrigens nicht bloss Abstinenz und Frieden verstehen, sondern sittlichen Frauenmut, sittlichen Frauenglauben, sittlichen Frauenstolz. L. R.

Heilpädagogik und Kaserne.

Es sind in der letzten Zeit wenige so bedauerliche Tatsachen vorgekommen, wie der Aufsatz von Heinrich Hanselmann: „Ein waffenloses Volk" in der „Neuen Zürcher Zeitung" (Nr. 1581). Gerade die Kreise, die von ihm so geringschätzig behandelt werden, haben Hanselmann als einen unserer besten Pädagogen geehrt. Sollte das etwa auch ein Zeichen von pathologischer Minderwertigkeit gewesen sein? Denn solche wirft Hanselmann den Antimilitaristen vor. Er gesellt sich damit zur Betrachtungsweise des Burghölzli und des Stammtisches, die ja darin einig sind, jeden für „verrückt" zu halten, der nicht gerade so denkt, wie es intellektuelle und andere Philister für „normal" halten. Wenn aber unser Volk irgend etwas nötig hat, so ist es die Achtung vor dem Recht der einzelnen Persönlichkeit, vor der Forderung des individuellen Gewissens. Wenn dieses Element unter uns nicht neu gestärkt wird, so verfällt unsere Demokratie unrettbar der Demagogie und Ochlokratie. Unsere Schule, deren tiefster Sinn ja der ist, Grundlage echter Demokratie zu sein, müsste also gerade hier einsetzen und ein pädagogischer Pionier müsste hier wegweisend vorangehen. Statt dessen kommt einer, der bisher als solcher galt, und erklärt die ganze Arbeit der Schule als beinahe wertlos, jedenfalls ganz ungenügend, wenn nicht die militärische Erziehung dazu komme. Was er über deren Segnungen sagt, lässt vermuten, dass er selbst nie in einer Kaserne gewesen sei. Und als ob die Engländer und Amerikaner, die alle keinen obligatorischen Militärdienst haben, oder bei uns die Frauen, nicht ebenso viel Selbstzucht, Fähigkeit, sich dem Notwendigen zu fügen, der Pflicht schweigend zu gehorchen, besässen, als die Völker mit ausgeprägtem Militärsystem! Als ob solche Dinge nicht bessere, tiefere Wurzeln haben müssten, als militärischen Drill! Wie denn überhaupt ganz bedenklich ist, zu sehen, welche Begriffe von Freiheit und Autorität ein Mann zu haben scheint, dem wir gerade hierin das Beste an Erkenntnis zutrauten. Wenn er schliesslich den General Wille sozusagen zu einem Pestalozzi macht, so ist das die Krönung der vollständigen Kapitulation unserer Pädagogik vor dem Militarismus, die dieser Aufsatz bedeutet. Ganz bedenklich ist ferner die vollkommene Abwesenheit aller Kenntnis des Problems, um die es sich handelt. Der Antimilitarismus ist nur als Kampf gegen den Krieg zu verstehen. Aus der ungeheuren Gefahr, die über uns hängt und die völligen Untergang bedeutet, erklärt sich die Schärfe, die Unbedingtheit seiner Haltung. Von dieser Einsicht findet sich bei Hanselmann keine Spur. Er sagt uns mit keiner Andeutung, wie denn diese Gefahr überwunden werden soll, so lange wir fortfahren, Militärdienst zu treiben, und zwar mit der Begeisterung, die Hanselmann voraussetzen muss, und uns auch sonst auf den Krieg zu rüsten. Er ist darin wieder der typische Durchschnittsschweizer, der vom

Krieg doch nur als von einem fernen Schauspiel weiss und ihn darum geruhsam rein pädagogisch betrachten darf. Wir andern aber ringen mit ihm auf Tod und Leben, als mit einer nahen, unmittelbaren, dämonischen Macht, der nur das Aufgebot des Unbedingten gewachsen ist. Für Hanselmann ist das aber wohl pathologisch.

Aber wenn diese Kapitulation vor dem Militarismus wenigstens auf eindeutige Weise geschähe! Das Schmerzlichste an dem Aufsatz ist seine Zweideutigkeit. Ich nehme zu Ehren des Verfassers ohne weitres an, sie sei ungewollt. Aber vorhanden ist sie. Denn seine Ausführungen gipfeln in dem Satze: „Ich bin gegen den Krieg, aber für das Militär!" Was soll das heissen? Entweder heisst das: „Ich bin für einen Militärdienst ohne Abzweckung auf den Krieg." Dann haben wir den Zivildienst und dann soll man ihn auch so nennen. Wenn man aber den Zivildienst nicht will, dann will man halt Militär, das sich auf den Krieg vorbereitet und ist also unter Umständen für den Krieg. Zu sagen: „Ich bin gegen den Krieg, aber für das Militär," bedeutet ungefähr das Gleiche, wie wenn man sagen wollte: „Ich bin gegen das Trinken, aber für die Bierbrauerei." Ein Militär, das nicht Zivildienst ist, und doch nicht dem Krieg dienen soll, ist weder Fisch noch Vogel. Aber eine solche unklare Formel passt allzuvielen unserer Schweizer nur zu gut. Wer ist denn nicht gegen den Krieg? Nur das Militär möchte man um keinen Preis missen. Das Uebrige wird sich schon geben. Wenn also einer kommt und sagt: „Ich bin gegen den Krieg, aber für das Militär," dann ist er unser Mann! Aber der Wahrhaftigkeit unserer Volksseele ist damit ein schlechter Dienst getan. Ich glaube nicht, dass Pestalozzi an einem solchen Wort Freude hätte.

Es ist eine traurige Erfahrung. Hanselmann ist Heilpädagoge, oberster Leiter der Anstalt Albisbrunn, die wir geneigt sind, zum Besten zu zählen, was die Schweiz besitzt. Das ganze Mühen und der ganze Sinn von Albisbrunn ruhen auf der Voraussetzung von der Heiligkeit und dem unvergleichlichen Wert jedes Kinder- und Menschenlebens. Und nun versteht ausgerechnet dieser Mann, der unter uns der bekannteste Vertreter der Heilpädagogik ist, nicht, dass es Leute gibt, die unbedingt verhindern wollen, dass es wieder 6,500,000 und mehr Waisen gibt und Kinderelend wie ein Ozean, und dazu 30 Millionen vernichtete Leben überhaupt! Ist das nicht zum Verzweifeln?

Es tut mir bitter leid, dass ich das habe sagen müssen. Aber es ist nicht meine Schuld. Ich hoffe, sein Aufsatz habe Hanselmann manche durch das Gewissen beunruhigte Nacht gebracht und er werde ihn eines Tages gutmachen.

L. R.

Gegen eine Verdrehung. Eine notwendige Berichtigung.

In den Erörterungen über den sogenannten Fall Schwemmer spielt die Behauptung eine grosse Rolle, dass Schwemmer sich mit seiner Dienstverweigerung als „spezielles Werkzeug Gottes" fühle. Diese Aeusserung wird Schwemmer selbst in den Mund gelegt. Aber es handelt sich dabei wieder einmal um eine Verdrehung des wirklichen Tatbestandes. Nach Schwemmers sehr bestimmter Aussage[1]) hat nicht er selbst, sondern der Grossrichter Dr. Eugster diesen Ausdruck im Sinne einer an Schwemmer gerichteten Frage gebraucht, worauf Schwemmer in seiner Antwort von einer „Notwendigkeit" sprach, der wir zu gehorchen hätten, was offenbar etwas anderes ist. Es geschah dann das mehr als Merkwürdige, dass der Grossrichter einen von ihm selbst geprägten und Schwemmer in den Mund gelegten Ausdruck dazu gebrauchte, diesen im Urteil als „nicht ganz normal" zu bezeichnen. Das sind schon wunderbare Praktiken der „Rechtsprechung". Dieses Vorgehen hat dann zur Folge gehabt, dass auch Schwemmer wohlgesinnte Menschen doch den Eindruck bekamen, er müsse mindestens an einer gewissen religiö-

---

[1]) Die durch absolut zuverlässige Zeugen bestätigt wird!

sen Ueberspanntheit leiden. Für die vielen aber im Schweizerland herum, die ohnehin darauf aus sind, alles, was der Stammtischphilister nicht billigt und begreift, als „pathologisch" zu erklären, war das ein gefundenes Fressen. Es seien darum alle Freunde gebeten, diesen Irrtum aufzuklären. Ich selbst möchte aus meiner vieljährigen und genauen Kenntnis Schwemmers hinzufügen, dass nichts ihm ferner liegt, als irgend eine Form von Ueberheblichkeit und dass er geistig so gesund ist, wie irgend einer und höchstens ein für unsere Zeit „nicht ganz normales", das heisst, ein nicht abgestumpftes, religiöses Gewissen besitzt. L. R.

Versammlungen.

Bern. Tolstoi-Feier: Sonntag den 28. Oktober, abends 8 Uhr, im Grossratssaal. Programm: Einleitender Vortrag von Pfarrer Hubacher, Bern. Aufführung eines kurzen Einakters von L. Tolstoi. Musikalische Darbietungen.

Zu dieser Feier laden wir alle Leser der „Neuen Wege" herzlich ein und bitten sie, Freunde und Bekannte darauf aufmerksam zu machen.

Der Ausschuss der Gruppe „Neue Wege" und „Aufbau".

Aargau. An der letzten Zusammenkunft ist beschlossen worden, an Stelle der Zusammenkünfte im engern Kreise, öffentliche Vorträge zu veranstalten, wo die uns berührenden Fragen auch weitern Kreisen zugänglich gemacht werden können. Wir erwarten von unsern Freunden und Gesinnungsgenossen, dass jeder für diese Veranstaltung in seinem Bekanntenkreise wirbt.

Als erster Vortrag ist in Aussicht genommen: **„Der Sozialismus und die Religionsfrage."** Referent: Professor Dr. L. Ragaz. Der Vortrag findet statt Sonntag den 18. November, nachmittags 2 Uhr, in der Aula der neuen Kantonsschule in Aarau.

Wir bitten unsere Freunde, von dieser Voranzeige heute schon Notiz zu nehmen und den 18. November zu reservieren. Der Ausschuss.



Von Büchern

Tolstoi-Literatur.

I. Tolstois Tagebücher:

1. 1895—1899, 1900—1903, 2 Bände, herausgegeben von Dr. L. Berndl, Diederichs, Jena, 1922.
2. 1895—1899, in Auswahl, herausgegeben von L. Rubiner. Max Rascher, Zürich, 1918.
3. 1847—1852, Tagebuch der Jugend, herausgegeben von Dr. L. Berndl. Gg. Müller, 1919.
4. Leider fehlen noch die wichtigsten Tagebücher von 1903—1910 in deutscher Uebersetzung.

II. Tolstois Briefe:

1. 1848—1910, gesammelt und herausgegeben von Sergejenko (Tschertkows Sekretär). Ladyschnikow, Berlin, 1911.
2. L. Tolstois religiöse Briefe. Vollständig herausgegeben von Karl Nötzel, 1922. Eberhard Arnold, Verlag Sannerz.
3. Briefwechsel mit der Gräfin A. A. Tolstoi (Tante), 1857—1903, mit den

Erinnerungen der Gräfin. Herausgegeben von Dr. L. Berndl. Gg. Müller, 1913. Neue, vermehrte Ausgabe. Rotapfelverlag, Zürich, 1926.
4. Brief an seine Frau. Herausgegeben von Umanskij. Zolnay, Verlag, Wien, 1925.
5. Vater und Tochter. Tolstois Briefwechsel mit seiner Tochter Marie (Obolenski). Herausgegeben von P. Birukow. Rotapfelverlag, 1927.
6. 18 unveröffentlichte Briefe von Tolstoi. Uebersetzt von Dr. A. Hess. Velhagen u. Klasings Monatshefte, Juli 1911.
7. Die Rettung kommt . . . 30 unveröffentlichte Briefe Tolstois an Eugen Heinrich Schmitt. Herausgegeben von Keuchel. Harder-Verlag, Hamburg, 1926.
8. Tolstoi und der Orient. Briefe und sonstige Zeugnisse über Tolstois Beziehungen zu den orientalischen Religionen. Herausgegeben von P. Birukow. Rotapfelverlag, 1925. (Wichtig.)
9. Der Romain Rolland-Allmanach 1926. (Rütten u. Löning). Enthält Tolstois grossen Brief an Rolland, 1887.

III. Weitere Dokumente.

1. Tolstoi-Denkwürdigkeiten, -Erinnerungen und -Briefe. Herausgegeben von Umanskij. Wien, 1921. Sehr wertvoll, enthält unter anderem auch das Tagebuch Val. Bulgakows und den Briefwechsel mit G. A. Russamow. (Waldheim u. Eberle, Wien.)
   Ein zweiter, geplanter Band ist leider nie erschienen.
2. Der unbekannte Tolstoi. Herausgegeben von René Fülöp-Miller. (Die offizielle Ausgabe der Familie Tolstoi.) Amalthea-Verlag, Wien, 1927.
3. Tolstois Flucht und Tod. Herausgegeben von René Fülöp-Miller. Cassirer, Berlin 1925.
4. Gespräche mit Graf Leo Tolstoi, von N. Gussew und L. Spiro. Reclam (o. J.).
5. Gespräche mit Tolstoi, mitgeteilt von J. Teneromo (Pseudonym für J. B. Feinermann). Erich Reiss, Verlag, Berlin, 1911.
6. Leo Tolstoi, ein Leben in Selbstbekenntnissen (Tagebuchblätter und Briefe). Herausgegeben von A. Luther, Bibliograph. Institut, 1924. (Sehr wertvoll, da das ganze Leben umfassend.)
7. Leo Tolstoi, Biographie und Memoiren. Herausgegeben von Paul Birukow. Deutsche Ausgabe leider unvollendet (bis 1884), Wien, Perles, 1906. (2 Bände.) Russische Ausgabe vollendet. (4 Bände.) Berlin. 3. Auflage. 1921—23.
8. Andere Erinnerungsbände sind leider nur in russischer Sprache erschienen. So von Goldenweiser, Makowizki, und besonders von Tschertkow, Tolstois intimstem Freunde. Von ihm hatte der Rotapfelverlag einiges angekündigt, doch ist noch nichts erschienen. Die Erinnerungen der Gräfin sind zum Teil in Nr. 2 und 3 erschienen, ebenso die Erinnerungen der Tochter Alexandra, usw.
   Viel Material ist auch noch in Zeitschriften, Erinnerungsbänden und Biographien enthalten; es ist bisher noch nie gesammelt worden.

IV. Tolstois religiös-ethische Werke (nach 1900):

Heute sehr zerstreut und kaum noch im regulären Buchhandel erhältlich.

1. Der Sinn des Lebens. Bei Diederichs.
2. Gedanken über Gott. Bei Diederichs.
3. Antwort an den heiligen Synod. Wo ist der Ausweg? Aufruf an die Menschheit. Die soziale Sünde. Die Sklaverei der Zeit, usw. Zum Teil gesammelt als „Sozial-ethische Flugschriften“ bei Diederichs.
4. Gedanken weiser Männer. Albert Langen, München, 1904. (Dr. A. Hess.)

5. Für alle Tage. (2 Bände.) Kars Reissner, Verlag, Dresden, 1907. (Dr. Skarvan und E. H. Schmitt.)
6. Der Lebensweg . . . Tolstois letztes Werk, sehr bedeutend. Uebersetzt von Dr. A. Hess. Vögels Verlag, Berlin. Vergriffen. Neuauflage nicht geplant.
   La Pensée de l'Humanité. Paris, Librairie Ambert, 1912.
   The Pathway of Life. New York, Intern. Book Publish. Comp., 1919. (2 Bände.)
7. Eine Aphorismensammlung, hauptsächlich auf Grund des Buches „Für alle Tage", erschien unter dem Titel: Leo Tolstoi, Lebenskunst, eine Sammlung von Emil Engelhardt. Der Innere Kreis, Verlag, 1922.
8. Tolstoi-Buch. Herausgegeben von Meyer-Benfey. Franz Wunder-Verlag, Berlin, 1911.

V. Bücher über Tolstoi:

1. Tolstoi nach seinen Tagebüchern, von Prof. Dr. Karl Holl. Teubner, 1922.
2. Tolstoi und Jesus, von Prof. Dr. Karl Heim. Furche-Verlag, 1920, 1922.
3. Das Leben Tolstois von Romain Rolland. Frankfurt, 1922. Die beste Biographie.
4. Karl Nötzel: Das heutige Russland; eine Einführung an der Hand von Tolstois Leben und Werken. I. Band. . . . . bis 1862. Georg Müller, München, 1915. II. Band. Tolstois Meisterjahre, bis 1878. Ebenda, 1918. Der religiöse Tolstoi wird also hier noch nicht behandelt.
5. Oskar Ewald. Von Laotse bis Tolstoi. Gebr. Paetel, 1928.
6. N. Gussew: Das Leben Leo Tolstois. Offizielle Ausgabe der Soviet-Regierung aus Anlass des 100. Geburtstages Tolstois. Moskau, 1928. (Erschien in fünf Sprachen.) Bd. I. (Gussew, Tolstois Sekretär, ist derzeit Direktor des Tolstoi-Museums in Moskau.)
7. In einigen Monaten erscheint: Leo Tolstoi, Einleitung und Aussprüche. Herausgegeben von Robert Friedmann. Sammlung „Religio". Georg Müller, München.
   In Kürze erscheint:
8. Leo Tolstoi-Almanach. Harder-Verlag, Karlsruhe. Mit einem wichtigen Beitrag von Val. Bulgakow: Tolstois innere Entwicklung.
9. Leider dürfte Bulgakows Erinnerungsband, den der Rotapfelverlag in Uebersetzung herausgeben wollte, nun doch nicht erscheinen.
10. Emil Witkop, Tolstoi. 1928. Wittenberg.

Dr. R. Friedmann.

Besonders hervorgehoben sei noch die umfassende und sehr gut orientierende, eigene Stellungnahme nicht scheuende Darstellung von Emil Blum: Tolstoi in seinem Ringen um einen Sinn des Lebens. Neuwerk-Verlag. Schlüchtern, 1924.

Ebenso sei auf die von Berndl übersetzten und herausgegebenen Tagebücher auch von uns aus extra hingewiesen. Sie sind fast noch wertvoller als die Schriften.

*

Auskünfte über die Tolstoibewegung und weitere Literatur gibt jederzeit bereitwillig der Tolstoi-Bund, Wien, IX., Latschkagasse 9/10. L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Mit der Veröffentlichung des Vortrags von Ceresole über Emerson, der sich gut an das „Tolstoi-Heft" anschliesst, beginnen wir eine Serie von Auf-

sätzen und Vorträgen über „repräsentative Männer“ (um einen Ausdruck von Emerson zu brauchen), die uns etwas Besonderes zu sagen haben. Wir bringen sie in zwangloser Reihenfolge, soweit der Raum es erlaubt. Der Vortrag über Emerson gibt vielleicht auch Anlass zur Verhandlung von Problemen, die unseren Kreisen zu schaffen machen, besonders des Problems der „Absolutheit des Christentums“. Gern veröffentlichen wir Aeusserungen darüber.

Ueber Tolstoi wird wohl noch Einiges erscheinen.

Ein Bericht über die religiös-soziale Konferenz in Basel wird im nächsten Hefte kommen, ebenso einige andere nach und nach.

Arbeit und Bildung.

Programm für das Wintersemester 1928/29, erste Hälfte.

I. Die Lebensvorgänge unseres Körpers.

Leiter: Dr. Max Kleiber. Montag, abends 8 Uhr. Beginn: Montag, 22. Oktober.

Nach dem Wunder der Sternenwelt das des menschlichen Körpers, nach dem Makrokosmos der Mikrokosmos. Der Kurs bezweckt eine Einführung in das Leben des Körpers und das Geheimnis des Lebens überhaupt. Die Tatsachen und Probleme des Essens und Trinkens, der Atmung, der Kleidung und Wohnung und ihre Bedeutung im Haushalte der Natur werden zu den letzten Fragen der Weltanschauung führen. Das Interesse und die Mitarbeit der Teilnehmer sollen den Verlauf der Abende mitbestimmen.

II. Die neuen Formen der kapitalistischen Politik und Wirtschaft und die Aufgaben des Sozialismus.

Der Kurs soll sich auf fünf Abende auf folgende Weise verteilen:

1. Die weltpolitische Lage.
2. Die industrielle Konzentration.
3. Das Finanzkapital.
4. Sozialismus und Landwirtschaft.
5. Weltanschauung, Demokratie, Gewaltproblem.

Der Kurs findet am Mittwoch, abends 8 Uhr, statt. Die Referenten über die einzelnen Themen sowie der Beginn werden später bekannt gegeben.

Dieser Kurs bezweckt eine Orientierung über die veränderte Lage, der heute der Sozialismus gegenübersteht, und die neuen Aufgaben und Einstellungen, die ihm darauf erwachsen. Sachkundige Referenten werden eine freie Aussprache einleiten. Neue Themen können eingeschoben werden.

III. Wie liest man Bücher?

Leiter: Dr. Theodor Greyerz. Näheres wird später angegeben.

Der Kurs schliesst an den Umstand an, dass wir nun eine Bibliothek zur Verfügung haben. Er will für deren richtige Benutzung und damit überhaupt für den richtigen Gebrauch des Buches geistige Handreichung tun.

IV. Der Samstagabend: Der Hebräerbrief.

Leiter: L. Ragaz. Beginn: 20. Oktober.

An Hand dieser biblischen Urkunde sollen, ihrem Grundthema gemäss, vor allem die Bedeutung der Person Christi in der Geschichte der Welt und des Reiches Gottes, das Verhältnis des Menschlichen und Göttlichen in ihm, der Zusammenhang von Altem und Neuem Testament, Weissagung und Erfüllung, Sinnbild und Wirklichkeit, die Rolle des Leidens, Glaubens und Hoffens in Geschichte und Menschenleben erörtert werden. In der Aussprache wird Gelegenheit gegeben, auch andere, die Teilnehmer bewegende Fragen zu behandeln. Jeder, der aufrichtig die Wahrheit sucht, ist an diesen Abenden willkommen.

V. Der Frauenabend: Die Frau und ihre Arbeit.

Leiterinnen: Frau C. Ragaz und Frau Dr. R. Tschulok. Diese Abende finden am ersten und dritten Dienstag des Monats, um 8 Uhr, statt. Beginn: 6. November.

Die Aufgabe dieser Abende ist, Frauen, die von den Nöten und Hoffnungen des heutigen Lebens bewegt werden, zu einer Aussprache darüber und, soweit solche möglich ist, zur Aktion zusammen zu bringen, ihnen Weg und Arbeit der Frau klar zu machen und dafür Kraft zu sammeln. Diesen Winter soll die Arbeit der Frau auf verschiedenen Lebensgebieten verhandelt werden.

VI. Die Musik- und Literaturabende

1. Der Musikabend: Johann Sebastian Bach.

Leiterin: Frl. Sophie Widmer. Alle vierzehn Tage, Donnerstag, abends 8 Uhr. Beginn: 25. Oktober.

Diese Abende sollen der Einführung in den grössten Meister der Tonkunst, an Hand von Belehrung und Klavier-Darbietungen, und zugleich dem freundschaftlichen Zusammensein dienen.

2. Die Abendfeiern.

Der regelmässige Musikabend soll ergänzt werden durch einige Abende, an denen Musik, Gesang und Literatur sich verbinden.

VII. Der Monatsabend. Besprechung von wichtigen aktuellen Fragen.

Jeden vierten Dienstag im Monat. Beginn: 23. Oktober.

Der Monatsabend hat den Zweck, nicht nur die Mitglieder und Kursteilnehmer zur Besprechung wichtiger Tagesfragen zusammen zu führen, sondern dafür auch für einen weiteren Kreis eine unabhängige Plattform zu schaffen.

Alle diese Anlässe finden im Heim, Gartenhofstrasse 7, in Zürich, statt. Für die Kurse I und II wird ein Kursgeld von je Fr. 3.— erhoben. Die übrigen Kurse sind frei. Jedermann ist zu allem herzlich eingeladen.

Der Vereinigung steht eine Bibliothek zur Verfügung. Die Bücher können Mittwoch und Samstag, abends von 6—8 Uhr, bezogen werden und sind auch Nichtmitgliedern zugänglich.

Die Kommission.

Der neue Mensch.[1])

Ziehet den alten Menschen mit seinen Werken aus; und ziehet den neuen an, der da erneuert wird zu der Erkenntnis nach dem Ebenbild des, der ihn geschaffen hat; da nicht ist Grieche, Jude, Beschneidung, Vorhaut, Ungrieche, Skythe, Knecht, Freier, sondern alles und in allen Christus. Kol. 3, 9—11.

In jenen ersten Tagen, als die Apostel auftraten, sah man einen neuen Menschen in Jesus, und das war der Triumph in der Seele derer, die an Jesus Christus glaubten. Die Fahne sozusagen eines neuen Menschentums war aufgehisst, und unter dieser Fahne standen mit grosser Freudigkeit und in grosser Kraft die Menschen der Völker, die Menschen der Menschen, die Apostel. Sie waren keine Religionsstifter, sie waren keine engherzigen Dogmatiker, keine Lehrmeister nach irgendwelcher Schablone; sie wollten nicht eine Partei gründen, keine Nationalität hochhalten, nichts von besonderem Wesen den andern Menschen gegenüberstellen, um selbst gross zu sein, damit andere ihnen untertan wären; sie wollten nicht sich erheben als Herren über Knechte, als Weise über Unweise und als Hohe über Niedrige, sondern Menschen der Menschen wollten sie sein und sollten sie sein. Ihr Herr und Meister war der neue Mensch, in welchem allen Menschen ein Licht aufgehen sollte, dass sie auch Menschen würden; sie sind ja angelegt zu Menschen, aber sie sind keine Menschen. Das mussten diese Menschen der Menschen mit Trauer schauen, deswegen waren sie nicht bloss voll Freude und voll Kraft in der neuen Hoffnung, sondern auch voll Trauer mitten unter denen, denen sie die Botschaft bringen sollten, für die sie arbeiten, für die sie leiden, für die sie ihr Leben hergeben sollten, denn sie sahen, dass sie unter Nichtmenschen lebten. Es musste ihnen schwer zu Herzen gehen, dass alle eigentlich zu Menschen geschaffen waren, — sie tragen ja alle etwas von Gott in sich; auch nicht in dem Geringsten, den sie damals schauten, war alles von Geist entflohen; in allen war etwas von dem Lichte, das uns Menschen von Tieren unterscheidet, das aber freilich umso greller und widerwärtiger leuchten kann, wenn es nicht durch das Tierische

[1]) Diese Predigt stammt aus dem soeben erschienenen neuen Band der Predigten und Andachten Blumhardts, die unser Freund und Mitarbeiter Lejeune herausgibt.. (Christoph Blumhardt, „Ihr Menschen seid Gottes!“ Predigten und Andachten aus den Jahren 1896 bis 1900.) Man darf wohl ohne Uebertreibung sagen, dass das Erscheinen dieses Bandes, wie auch schon das des früheren und wohl noch in höherem Grade, ein Ereignis ist, und zwar eins, das man eigentlich in der „Chronik“ erwähnen müsste und das gewiss an innerer Bedeutung alle politischen Zeitereignisse bei weitem übertrifft. Wir werden auf das Buch, wie übrigens auch noch einmal auf den früheren Band, bald ausführlich zu sprechen kommen. Es ist schönste Weihnachtsbotschaft und Weihnachtsgabe, was uns damit geschenkt wird. D. Red.

gleichsam hindurchdringt, wenn es das Niedrige des menschlichen Wesens nicht überwinden kann, wenn vielmehr dieses Niedrige das Hohe des Menschen überragt und das Göttliche in den Staub zieht.

Jeder, der Mensch unter den Menschen sein soll in dem neuen Menschen Christus, wird diese Trauer mit ihnen empfinden, mit jenen Aposteln; und wenn auch wir heute noch in dem Namen Jesu dastehen, so belebt uns sozusagen eine zwiefache Trauer. Ich möchte fast sagen, in Trauer sind wir heute stark, und insofern sind wir einigermassen anders gestellt als jene ersten Apostel, denn uns belebt auch die Trauer, dass dieser neue Mensch in Christus in der Christenheit untergegangen ist. Ich weiss nicht, ob viele Christen dran denken, wozu sie Christen sind; es ist zu viel anderes gepredigt worden als dieses Evangelium: „Gott will euch zu Menschen machen, damit die Erde in der Herrlichkeit des Schöpfers glänzen möchte." Sie haben andere Lehren in sich aufgenommen, sie haben Christus zu einem Religionsstifter gemacht, und wie alle Heiden suchen sie nach dem Tode glücklich zu werden; sie geben die Erde preis, sie geben sich selbst preis und geben andere Menschen preis, sie wollen ihnen höchstens helfen zum seligen Sterben, und damit ist Christus unter den Völkern tot geworden. Das ist eine Trauer für uns, aber diese Trauer muss bei uns überwunden werden, wenn wir in der andern Trauer stehen wollen, in der Trauer, dass wir die Menschen so unmenschlich sehen, dass wir solche Massen von Menschen nach 1900 Jahren, nachdem das Licht eines neuen Menschen aufgegangen ist, dass wir solche ungeheure Massen sehen, die in Jammer und Elend zugrundegehen selbst mitten in unserer Gesellschaft. Diese letztere Trauer kann uns nicht genommen werden, bis das Reich Gottes sich vollendet in der Gestaltung einer neuen Menschheit nach Wahrheit und Recht. Aber wir können diese Trauer nicht ertragen, wenn wir nicht die erste Trauer, die wir heute haben, dass Jesus unter den Christen tot geworden ist, überwinden und sie in Freude und Kraft verkehren.

Ich frage mich oft: ist es möglich, heute noch das wahrhaftige Evangelium unter die Menschen zu bringen? Ist es möglich, in Christus noch einmal den n e u e n Menschen zu erleben? Nicht den Religionsstifter, sondern den neuen Menschen, der auferstanden ist von den Toten, dass wir leben sollen, damit auf Erden wahrhaftiges Leben gesehen werde? Ist es möglich, in diesem Christus noch einmal aufzuleben nach 1900 Jahren? Die meisten Menschen, die ich kenne, haben es längst aufgegeben; sie bewundern mich oder lachen mich aus, dass ich glaube, das sei noch einmal nachzuholen, und verstehen es, als ob die Apostel eben in einer Utopie gelebt hätten, in einer Art Schwindel, und dass sie eben nicht gewusst hätten, dass so weit das Werk Gottes in Christus nicht gehen konnte. Sie haben sich getäuscht; wir dürfen froh sein, durch ihre Pre-

digt wenigstens eine Religion bekommen zu haben, die einigermassen vielleicht absticht von andern Religionen und ein höheres Denken uns erlaubt. Aber, meine Lieben, wenn die ganze Welt nicht mehr glaubt an Christus, den neuen Menschen, so müssen wir es tun; wenn alle Welt meint, man müsse die Menschen zu Christen machen, damit sie einmal am Ende ihres Lebens getrost sterben können, so müssen wir eine Umkehr halten und sagen: Nein! nein! vor Christus hat man auch sterben können, selig sterben können, vor Christus hat man auch Trost im Leben und Sterben gehabt, — nein, dazu ist Christus nicht in die Welt gekommen; er will Menschen schaffen hier auf Erden, hier sollen wir etwas werden zu Lob und Preis der Wahrheit und der Gerechtigkeit, der Liebe und des Lebens des wahrhaftigen Gottes! In dieser Weise müssen wir uns in Kraft erweisen.

Aber es ist nicht leicht, denn in dieser Kraft müssen wir vieles wegschieben, was den Menschen unterdessen lieb und wert geworden ist, nämlich ihre Werke. Schon die Apostel haben gegen die Werke der Menschen gekämpft, gegen die Werke, wie sie eben der Halbmensch hervorbringt. Es sind Lügen, wie der Apostel vorher gesagt hat; es sind Unwahrheiten, in welchen die Menschen leben. Damals sah man das römische Reich über die ganze Welt herrschen, — was war es? Ein grosses Reich; es gibt Menschen, die heute noch so töricht sind und dran hinaufschauen, als ob es Wunder was gewesen wäre, und es ist nichts anderes als eine kolossale Lüge in der Welt gewesen, eine völkermordende, eine völkertötende und ruinierende Weltherrschaft etlicher Menschen. Und wenn die Apostel sonst in ihren Kreisen herumsahen, selbst unter den gebildeten Griechen oder sonst unter den Afrikanern oder Skythen, was sahen sie? Sie sahen viele Werke der Menschen, es war viel Kultur in jener Zeit, man lebte geradeso auf in mancherlei Erfindungen wie heute, aber durch alles hindurch zog sich die Lüge; es war ein verlogenes Menschentum mit allem was es leistete. Und worin bestand diese Lüge? Die grosse Weltlüge besteht in dem, dass ein Mensch den andern ruiniert, trotzdem dass er es nicht will, er denkt gar nicht daran. Die Römer denken nur daran, dass sie leben möchten und kommen auf die Idee, dass die andern deswegen ruiniert sein sollen; andere Menschen denken nur daran, dass sie existieren möchten, und andere mögen Sklaven sein oder mögen ruiniert werden in irgendwelcher Weise — sie sind wie der Kot auf der Gasse — wenn nur sie leben! Das ist die Selbstsucht, und das ist die grosse, grosse Lüge in der Welt. Wir haben, solange wir Menschen sind, noch keine Kultur erlebt, die nicht aus Selbstsucht grosse Werke geschaffen hätte. Auch die heutige Zeit leistet viel, aber die Triebkraft ist Selbstsucht. Es war mir merkwürdig, kürzlich von Missionaren aus Samoa zu hören. Da leben

die Leute so in den Tag hinein, fast gedankenlos, aber als glückliche Menschen; keiner hat ein Eigentum, niemand hat Sorgen des Lebens, sie sind fröhlich und vergnügt untereinander; das Land ist Eigentum aller, die Bäume sind Eigentum aller, und niemand hat Sorge. Nun will die Mission das Eigentum einführen; sie wollen das Land verkaufen in der Hoffnung, die Leute würden im Ehrgeiz um ihr Eigentum kämpfen und aufwachen und mehr zu den Werken der europäischen Kultur zu brauchen sein. So führt man die Werke der Menschen ein, als ob alle Welt in den Werken unserer europäischen Kultur gross werden sollte. Lasst doch die Völker sein wie sie sind, lasst sie leuchten in ihrer Einfalt! Es müssen nicht alle Europäer werden, oder — verzeihet mir den Ausdruck — es muss nicht alles so verlogen werden wie wir! Denn trotz alles Glänzenden, in dem wir jetzt leben — unendlich viel Lüge zieht durch unsere Gesellschaft! es drückt uns fast zu Boden, namentlich wenn wir mit viel Menschen verkehren müssen, wenn viel Menschen ihre Herzen uns entgegenbringen, wenn vieler Tausend Seufzer an unser Herz schlagen wie ein Hammer, dass wir es fast nicht ertragen können. Und wenn wir uns wollen aufmachen und helfen, wenn wir zu Gott schreien: „Erbarme dich und gib uns Kraft, dass wir den Elenden, Zerknickten, Zerstossenen, Zertretenen helfen können,“ da sehen wir die grosse, grosse Lüge; vor lauter Lüge können wir nicht helfen!

Und doch muss geholfen werden, und doch möchte ich jeden, der den Namen Jesu ausspricht, einladen: Hilf mir! Ich sage kühn: Hilf *mir*! — hilf nicht in christlicher Weise mit Almosengeben, — das können auch Heiden tun; tut es nur, soviel ihr könnt, aber das ist keine Hilfe! Helfet nicht da und dort mit Werken der Barmherzigkeit, — das tun auch die Heiden; ihr könnt es ja tun — bauet Waisenhäuser und Diakonissenhäuser, so viel ihr wollt! — damit wird aber die Welt nicht anders. Helfet *mir*, der ich euch den *neuen Menschen* wieder verkündige, der ich euch sage: Jesus ist gekommen, neue Menschen herzustellen voll Kraft ewigen Lebens, die die Liebe Gottes in sich haben, die stärker ist als alle Lüge, denn sie ist das Licht der Wahrheit und das Licht des Lebens. Darum rufen wir auch heute: „Ziehet den neuen Menschen an!“ werdet begeisterte Menschen *für* diesen Jesus und *in* diesem Jesus, wenn ihr es noch als Menschen des 19. Jahrhunderts über euch bringen könnt, und wenn die Langeweile eurer Theologie und eures Christentums euch nicht schon getötet hat. Stehet auf und werdet neue Menschen, und wenn ihr es nicht schnell werdet, so brennet drauf und achtet in eurem Gebet nur auf das, dass dieser Christus in euch zu Licht und Leben werde, dann können wir miteinander Menschen werden, die doch helfen können. Helfet nicht mit religiösen Phrasen, nicht mit irgendwelchen religiösen Gemein-

schaften, da wir zusammensitzen im Winkel und miteinander beten und in der Bibel lesen. Nein, helfet, indem wir die Lüge aus der Welt schaffen, helfet, indem wir einmal mit wahrhaftigem Herzen zu leben uns bestreben und in der Kraft Gottes immer stärker werden in dieser Wahrheit.

Heute braust es in allen Gesellschaften, heute könnt ihr es hören, wo ihr wollt, — bei Königen und bei Bettlern, bei Reichen und bei Arbeitern, bei Gebietern und bei Dienenden, in allen Herzen und in allen Köpfen braust es. Es stehen auch Menschen auf, die die Gesellschaft der Menschen verändern wollen, es sind Tausende, die sagen: „So kann es nicht fortgehen, die Gesellschaft ist falsch aufgebaut!“, es gibt Tausende, die schreien heute: „Unsere Sache ist nichts, denn so gehen wir wieder dem Ruin entgegen, wenn es nicht anders wird!“ Ein solches Brausen wäre den Aposteln eine grosse, grosse Freude gewesen, und uns muss es auch eine Freude sein, denn dieses Brausen der Völker, namentlich der Geschlechter in den Kulturländern, dieses Brausen kommt dem neuen Menschen entgegen. Man sucht zunächst eine neue Gesellschaftsform, — das wird wohl nicht gelingen, denn man kann nicht eine Gesellschaftsform gründen und dann Menschen machen; aber man kann den umgekehrten Weg einschlagen, man kann Menschen sich gestalten lassen und dann die Gesellschaftsform anders werden sehen, sie wird von selber anders. Wären wir von Anfang an dem Herrn treu gewesen, der der neue Mensch ist, der der Mensch der Menschen ist, der in allen Menschen das wahrhaftige Licht erzeugen will, wären alle, die seinen Namen genannt haben, wirklich treu gewesen, wären sie nicht wieder lüstern geworden nach den Werken der Menschen, wie sie in der Lüge geschehen, wären sie zielbewusste Genossen geworden ihres Herrn und Meisters, wären sie keine Herren und Meister geworden, Bischöfe und Päpste, wären sie treu geblieben auf dem Boden dieses grossen Menschen der Menschen — wir hätten längst, längst andere und bessere und wahrhaftigere Gesellschaftsformen! Aber sie sind untreu gewesen, sie haben sich gar nicht mehr besonnen, was eigentlich es um den neuen Menschen ist.

Heute denken sich viele Leute, der neue Mensch bestehe in einem andern Denken; aber wenn einer lutherisch oder katholisch oder Mohammedaner ist, ist er kein neuer Mensch, er denkt nur ein wenig anders; unser Denkprozess kann in allen möglichen Variationen herumsurren — unser Mensch bleibt doch immer derselbe; wenn es bloss in Gedanken ist, so sind wir verlorene Menschen und geben lieber das Christentum auf. Wenn es bloss in unserer Idee liegt, was neuer Mensch ist, dann, meine lieben Freunde, dann lasst das Christentum eben so gehen wie es geht, dann habt ihr vielleicht Freude an eurer Religion, aber wert ist sie nichts. Es

muss Menschen geben und zwar Menschen mit einem Ziel auf Erden, nicht im Himmel; der Christushimmel liegt auf Erden, nicht im Himmel, denn Christus ist ins Fleisch gekommen, und im Fleisch will er den Himmel Gottes aufrichten. Gerade das ist ja sein hoher, seliger Beruf, dass auf Erden, wo die Sachen noch nicht fertig sind, dass sie da alle fertig werden zu Lob und Preis des Schöpfers.

Heute gibt es viele Menschen, die sagen, man verstehe nicht, wie Gott habe eine so dumme Welt schaffen können, wie Gott habe eine Menschheit schaffen können, die bloss im Elend sich herumwälzt, um dann jammervoll zu sterben. Sie verstehen nicht, was Gott will; Gott will nicht uns geschwind zu andern Wesen machen, sondern er will, dass wir seine Mithelfer seien, denn dazu hat er uns doch Geist gegeben. Gott will nicht unser Kommandeur sein, er will nicht unser Diktator sein und über die Menschen herrschen mit aller Gewalt; wir sind seine Kinder, du bist sein Sohn, du bist seine Tochter, — merke dir das und schäme dich, wenn du alles von Gott erwartest. Meine Kinder müssen mir helfen in meinem Haus, sie können nicht alles von mir erwarten, sie müssen aus ihrem eigenen Geist mir helfen und nicht sich dienen lassen. Du bist Gottes Sohn, du bist Gottes Tochter, du sollst Gott helfen, damit du ein gebildeter Mensch wirst, denn Gott will eine Bildung in uns hergestellt wissen, in welcher wir ihm gleich sind, dass wir als seine Gefässe das wahrhaftige Licht ausstrahlen können auf Erden. Wir sollen mithelfen dazu, dass der Beweis schliesslich gebracht werde, dass Gott uns nicht zu Tieren gemacht hat, die nicht über sich selbst herrschen können und die nicht über sich hinaus ein Höheres erstreben können. Wir Menschen müssen nicht bleiben was wir sind; wir Menschen sind berufen durch das, was in unsere Brust gelegt ist, durch das hohe Streben, das in jedem Menschen angefacht werden kann; wir Menschen sind berufen, über uns hinaus sozusagen wahrhaftige Menschen zu werden, aus der Lüge der gegenwärtigen Werke heraus ins wahrhaftige Tun, in die wahrhaftige Bildung zu kommen.

Darum freuet euch eures Elends, freuet euch, wenn euch Gott nicht sofort hilft, freuet euch, wenn er nicht der Diktator ist, der euch anders kommandiert; freuet euch auch in Schmerzen, denn ihr müsst mitkämpfen, ihr müsst, ob ihr wollet oder nicht; ihr könnt nicht allen Kampf von euch wegschieben, ihr könnt nicht alles Leid von euch wegtun, ihr könnt nicht alles Unglück von euch weghaben wollen, ihr müsst mitten hinein, mitten in das Elend, in dem wir noch stehen, welches uns aber zur Freude wird, wenn es der Kampfplatz ist, auf welchem wir im Namen unseres Herrn stehen und kämpfen und ganz gewisslich den Sieg erlangen. Aber den Sieg nur in dem einen Menschen, nur in dem einen, der

Herr ist, nur in dem einen Menschen der Menschen, in welchem das uns vorleuchtet, was uns beseelen kann; anders geht es nicht; wer ausser diesem Christus, diesem Herrn über Leben und Tod, diesem Sieger in allem Elend etwa will kämpfen und will alles auf sich nehmen, der mag ein Fatalist werden oder irgend ein Pessimist, er wird nicht die Freude des Sieges haben. Wir aber haben die Freude des Sieges heute schon in allen unseren Nöten, in all unserem Druck; ja noch mehr, wenn wir ganz in der Freude und Kraft unseres Herrn Jesu Christi stehen, dann haben wir schon die Freude des Sieges für die Gesellschaften der Menschen, für die Völker der Menschen, die Freude des Sieges, dass die Verlogenheiten auch der Nationalitäten und der einzelnen Menschen, die einander bekämpfen, aufhören müssen, dass alle Menschen werden müssen trotz aller Verschiedenheit. Wir haben den Sieg und die Freude des Sieges für alle Welt heute schon in unseren Herzen; denn so gross ist heute noch unser Jesus, unser Christus, und so lebt er heute noch, dass wenigstens ich es bezeugen will, dass wir Freude haben können des Sieges nicht nur für unsere eigene Person, sondern Freude für alle Völker, so nacht und dunkel es auch aussieht. Es scheint ja fast, als ob wir schwärmen wollten, als ob wir uns Gedanken hingeben möchten, die niemals zur Wirklichkeit werden; wer aber nur einen Funken von dem Jesus einmal geschaut hat, der da ist und der da war und der da kommt, dem ist es felsenfest gewiss, dass alle Menschen noch müssen Gottes werden, und dass jedes Menschenkind, sei es auch das schwächste, das ärmste, das verlassenste und verkommenste, das Naturmenschenkind in den hintersten Wäldern Afrikas, sagen kann: „Ich auch, in meiner noch übrigen Blödigkeit, bin Gottes Kind, Gottes Sohn, Gottes Tochter, Gottes Geschöpf, — Gott sei Lob und Dank, mein Vater im Himmel!“ Christoph Blumhardt.

Emerson.

(Fortsetzung und Schluss.)

Wir dürfen also auch nicht erwarten, dass wir in den Schriften Emersons Antworten auf bestimmte Fragen finden. Jene Schriften führen uns sozusagen an unsern eigenen Erfahrungen entlang, damit wir an diesen selbst wieder erleben, was unser Führer sagen will. — Die einzelnen Kapitel der „Essays“ über Selbstvertrauen, Heldentum, Liebe, Freundschaft, Weisheit, Mut, Einsamkeit, Geschichte — und wie sie alle heissen — sind sozusagen Ausflüge in die bunten Wiesen, Wälder und Gebirge der sittlich-religiösen Erlebnisse. Wer in solchen Sachen blind ist, der wird nichts sehen. Wer aber Augen

hat, der wird unter der Leitung des Führers mit neuen Augen sehen, manchmal als ob Schuppen davon gefallen wären.

Für Emerson wird Gott nicht irgendwie definiert, beschrieben oder erklärt, er wird *erlebt*, besonders dadurch, dass wir ihm gehorchen, uns seinem Willen hingeben und uns durch ihn leiten lassen.

„O Bruder", schreibt er, „Gott ist lebendig. Es gibt eine Seele im Zentrum der Natur und über den Willen der einzelnen Menschen, ein Gesetz, dem sich keiner von uns entziehen kann. Sie hat die Natur so völlig mit ihrem Zauber durchsetzt, dass wir nur gedeihen, wenn wir ihren Warnungen folgen; versuchen wir aber, ihre Geschöpfe zu verletzen, so sind unsere Hände an unsern Seiten gefesselt oder sie schlagen Wunden unserer eigenen Brust. — Der ganze Lauf der Dinge lehrt uns glauben. Wir haben nur zu gehorchen. Eine Führung gibt es für jeden von uns. Wenn wir demütig horchen wollen, so werden wir das rechte Wort hören. — Warum solltest du dich so sehr sorgen, deinen Platz, deine Beschäftigung, deine Mitarbeiter, die Art deines Handelns und deines Redens zu wählen? Sicher gibt es für dich eine besondere Bestimmung, welche Zögern und eigensinniges Handeln unnötig macht. Für dich gibt es eine Wirklichkeit, eine passende Stelle und besondere Pflichten. Wirf dich mitten in den Strom der Kraft und der Weisheit, der alles belebt, was in ihm schwimmt, und du wirst ohne Anstrengung der Wahrheit, dem Recht und einer völligen Befriedigung zugetragen. Dann werden deine Widersacher beschämt. Dann bist du die Welt, das Mass des Rechten, der Wahrheit, der Schönheit. — Wenn wir es aufgäben, mit unsern eigenwilligen Einmischungen Spielverderber zu sein, so würden Arbeit, Gesellschaft, Literatur, Kunst, Wissenschaft, Religion viel besser gedeihen als jetzt, und das seit Anfang der Welt angekündete und immer aus der Tiefe unseres Herzens geweissagte Gottesreich würde sich selbst organisieren, wie es heute die Rose, die Luft und die Sonne tun."

Nach der Bergpredigt kann man nicht behaupten, dass diese Wahrheit neu sei, man fühlt aber, dass sie wieder ganz frisch und frei empfunden wurde. In den „Essays" steht noch ein merkwürdiger Vergleich: Wenn Kinder miteinander spielen, so kommt es vor, dass das eine das andere von hinten mit beiden Händen an den Ohren packt und es dann nach links und nach rechts schiebt, ohne ihm zu erlauben, sich umzusehen, wer eigentlich dahinten steckt. In ähnlicher Weise, sagt Emerson, führt uns der Geist. Wir erleben ihn, indem wir ihm gehorchen; es ist aber nicht möglich, ihn von aussen zu betrachten.

„Es gibt eine Klasse von Menschen", schreibt er, „die von den wesentlichen Dingen in rein äusserlicher Weise reden oder schreiben als blosse Zuschauer oder als Leute, die sich auf die Zeugnisse

dritter Personen berufen, während die andere Klasse von innen heraus redet, nach eigener Erfahrung, als Teilhaber, als Besitzer der grossen Tatsache. — Es nützt nichts, mir in der ersteren, äusserlichen Art zu predigen. Das kann ich nur zu leicht selbst tun. Jesus spricht immer von innen und in einem Grade, dass er alle andern übertrifft. Da liegt das Wunder. Ich glaube von vorneherein, dass solches geschehen sollte. Alle Menschen leben beständig in der Erwartung eines solchen Lehrers. — Wenn aber jemand nicht von innerhalb des Schleiers spricht, wo das Wort eins ist mit der Sache, von der er spricht, so soll er es demütig gestehen.“

Als ich diese Worte Emersons las, wurde mir auch deutlicher, was ich an ihm erlebt hatte. Er gehört eben auch zu denen, die zwar nicht immer, aber hie und da, mitten unter ziemlich gewundenen, komplizierten, etwas hochtrabenden literarischen Ausdrücken plötzlich das glänzende Feuer der inneren Sprache wie einen Blitz hinaussenden. An ihm erlebt man, was die Leute von Jesus sagten: er spricht von Dingen des Geistes wie einer der Autorität hat, dessen Wort nach Emersons Ausdruck identisch ist mit der Sache selbst, von der er redet. Es scheint mir gar nicht ausgeschlossen, dass ein Mensch mit moderner Geistesbildung und der in Kirche und Religionsunterricht, wie sie halt noch häufig sind, stark gelitten hat, bei Emerson mehr Nahrung findet als im Evangelium selbst. Letzteres ist in Emersons Reden eigentlich zum grossen Teil nur einfach wieder frisch erlebt und herausgegeben. Bei Emerson findet man auch keine so total unverständliche Stellen, wie sie für die meisten von uns im Evangelium vorkommen, wie man sich nun auch ihre Entstehung erklären mag. Anderseits, wenn ich diesen Vergleich, der wohl Emerson selbst nie eingefallen wäre, fortsetzen darf, so ist die Darstellung der Evangelien Emerson doch durch ihre Einfachheit und Direktheit überlegen. Das Evangelium redet mit Worten des gewöhnlichen Lebens, jeder kann sich in dieser Sprache zurechtfinden; wogegen Emerson sehr häufig wie ein belesener Dichter, hie und da wie ein Universitätsprofessor schreibt. Ich war erstaunt zu erfahren, dass manche seiner Vorträge im Kreise von Arbeitern gehalten wurden. Man sieht nicht, dass er sich ihnen irgendwie besonders angepasst hätte, — und die Bemerkung eines Kritikers, dass er sich nie verpflichtet fühlte, zu seiner Zuhörerschaft herabzusteigen, scheint mir allzu richtig zu sein. — Das Wunder ist, dass sie ihn trotzdem ganz gut verstanden, jedenfalls seine Vorträge hochschätzten. Ich hatte einmal eine eigentümliche Gelegenheit, diese Angaben des Biographen Emersons zu prüfen. Als mich im Herbst 1918 meine lieben Waadtländer wegen Meinungsverschiedenheiten in Militärsachen ein paar Tage ins Gefängnis steckten, hatte ich in meinem ganz gemütlichen Lokal einerseits Emersons „Essays“ und anderseits einen internierten englischen Soldaten, der die letzten

Siege des „Rechts und der Gerechtigkeit“ allzu ausgiebig gefeiert hatte und wegen Radau und weitgehender Betrunkenheit einen Tag mit mir verbringen musste. Nun kamen das Buch und der Tommy zusammen, und ich war auf die Wirkung sehr gespannt. Der Mann in der Kakikleidung machte bald grosse Augen und sagte nur: „Komisch, sie lesen da in meiner eigenen Sprache Dinge, von denen ich selbst fast nichts verstehe!“ Der Biograph schien hier widerlegt zu sein, und doch darf man seine Angaben nicht bezweifeln. Erstens haben die Arbeiter von Boston sicher einen besonders scharfen Verstand, und dann hatten sie vor allem nicht das Buch, wie mein englischer Soldat, sondern den Mann selbst. Der Geist, in dem Emerson lebte, konnte wahrscheinlich noch besser an seiner Person als an seinen Worten erlebt werden.

Etwas gekünstelte, literarisch gesuchte Ausdrücke und ein gewisses übertriebenes Interesse für die Musik der Worte, wovon man im Evangelium gar nichts spürt, fallen bei Emerson hie und da auf und rächen sich manchmal in merkwürdiger Weise. An einer Stelle braucht er z. B. als Sinnbild die Berechnung der Entfernung eines Sternes und will sagen: „Der Astronom muss den Durchmesser der Erdbahn haben, um die Entfernung eines Sternes zu finden.“ Nun war ihm, dem Dichter, das Wort Entfernung nicht schön, nicht nobel genug. Stärker als dieses alltägliche Wort zog ihn das etwas magisch tönende Wort „Parallaxe“ an und er schreibt: „Der Astronom muss den Durchmesser der Erdbahn haben, um die Parallaxe eines Sternes zu bestimmen.“ Da aber die Parallaxe leider ein Winkel ist, den der Astronom durch direkte Messungen, ohne Kenntnis der Erdbahn-Dimensionen bestimmt, hat die Vertauschung des einfachen, allgemein verständlichen Wortes Entfernung mit dem nobler klingenden „Parallaxe“ einen guten Satz in einen reinen Unsinn verwandelt. — Ich zweifle nicht, dass Emerson selbst an dieser Strafe, welche seine kleine literarische Unwahrheit so unmittelbar nach sich zog, seine hellste Freude gehabt hätte. Es war ja die glänzendste Bestätigung einer seiner beliebtesten Theorien. Er hätte sich auch herzlich darüber gefreut, uns einen mathematischen Beweis überlassen zu haben, dass man ihm keine Unfehlbarkeit zuschreiben dürfe.

„Der grosse Dichter — Denker, Philosoph, Prophet“, schreibt er, „lässt uns unsern eignen Reichtum spüren, so dass wir weniger Achtung vor seinen Werken haben. Seine beste Leistung besteht darin, dass er uns lehrt, alles, was er getan hat, für unbedeutend zu halten.“

* * *

Es wäre nötig, hier etwas über die Ansichten und die Stellungnahme Emersons in s o z i a l e n F r a g e n zu sagen. Ich schreibe aber kein Emerson-Compendium, spaziere nur mit Ihnen in des Freundes Garten. Aus dem Gedächtnis will ich Ihnen einen Satz

zitieren, der mir tiefen Eindruck gemacht: „Jeder von uns fühlt, dass in der jetzigen Auffassung des Eigentums etwas wesentlich und tief Verderbliches steckt, das den Besitzlosen und den Besitzenden in gleicher Weise schadet. Der Besitz, der nicht sozusagen organisch mit dem Besitzenden verwachsen ist und nicht einigermassen wie sein eigener Körper zu ihm gehört, ist verderblich und lähmt ihn."

Emerson verwirft übrigens jede asketische Einschränkung, jede Einschränkung, die Selbstzweck wäre; er schreibt sogar: „The only sin is limitation": „Die einzige Sünde ist Beschränkung." Wie erfrischend! Nicht, dass er sittliche Gebote verwürfe, er lässt aber ihre Einschränkungen nur deswegen zu, weil sie den einzigen Weg zu grösserer Freiheit, zu grösserer Kraft, zu höherer Harmonie öffnen, und sie schliesslich nicht Einschränkung, sondern gerade doch Befreiung bedeuten. In der natürlichen Achtung, die der Mensch vor dem Starken, Gesunden, Reichen hat, sieht Emerson etwas tief Berechtigtes: wir fühlen, dass wir alle dazu berufen sind, die Natur zu beherrschen, alle gesund, stark und reich zu sein.

Eines der allerschönsten Kapitel Emersons, „Neu-Englands Reformatoren", beleuchtet in geistreicher Art die manigfaltigen Versuche der „Weltverbesserer" seiner Zeit. Gutes und Schlechtes, Ernstes und Komisches wird hier mit gleicher Schärfe hervorgehoben und gewertet in einer Kritik, die sich nicht auf das einzelne, sondern auf die allgemeinen Kennzeichen, Gefahren und Tugenden der Weltverbesserer aller Zeiten bezieht. Dieses Kapitel ist für heute und für immer geschrieben. Es verdient in höchstem Grade von uns allen beherzigt zu werden, besonders von denen, die sich nicht gescheut haben, das „Odium" des zugestandenen, offenkundigen Weltverbesserertums auf sich zu ziehen. „Mancher Reformator", sagt Emerson, „geht bei diesem Hinausschaffen von Kehricht selbst zugrunde — und das ist das Anstössige bei dieser Klasse von Menschen. Sie werden borniert, sie sind der Arbeit, die sie unternommen haben, nicht gewachsen. Sie verlieren ihren Weg; in ihrem Angriff auf das Reich der Finsternis vergeuden sie ihre Energie auf irgend ein zufälliges Uebel, verlieren ihr Gleichgewicht und den wohltuenden Einfluss einer gut balancierten Persönlichkeit. Es ist von geringer Bedeutung, dass ein oder zwei oder zwanzig Fehler unserer sozialen Ordnung korrigiert werden, von sehr grosser dagegen, dass ein Mensch seinen gesunden Verstand behalte."

„Die Kritik und die Angriffe gegen unsere Einrichtungen haben eins deutlich gezeigt, dass die Gemeinschaft nichts gewinnt, wenn ein Mensch, ohne selbst innerlich erneuert zu sein, die Umwelt zu verbessern versucht. In einer besondern Sache ist er — bis zum Ueberdruss — gut geworden, nachlässig aber und engherzig im übrigen. Heuchelei und Eitelkeit sind oft die widerwärtigen Folgen davon."

„Ich habe besseres zu tun als mich zänkisch und rechthaberisch zu gebärden und meine Zeit in Angriffen zu vergeuden. Welches Recht haben Sie denn, mein Herr, auf Ihre eine Tugend, sie liegt ja bei Ihnen wie ein Juwel unter den Lumpen eines Bettlers."

Mit einem Satze wird anderseits das Kennzeichen der berechtigten sozialen Bewegung angegeben: „Alle Vorschläge, alle Anstrengungen in der Geschichte des sozialen Fortschrittes, wie umwälzend und überraschend sie auch sein mögen, sind gut, wenn sie dem Charakter, der ganzen Natur eines Menschen in natürlicher Weise entspringen, aber uninteressant und bedenklich, wenn sie einfach von einem andern übernommen wurden. Es ist gut und schön, wenn ein Mensch sagt: „Ich werde dir dieses Kleid oder dieses Buch oder diesen Scheffel Weizen nehmen", wenn wir erkennen, dass diese Handlung aus dem ganzen Wesen und Glauben dieses Menschen in origineller Weise fliesst; denn diesem Nehmen entspricht dann ein ebenso freies und göttliches Geben. Wir sind aber eher geneigt, der gleichen freimütigen Erklärung zu widerstehen, wenn wir in ihr Originalität und Aufrichtigkeit des Charakters vermissen."

Ich habe schon erwähnt, dass Emerson die Abschaffung der Kriege als die unmittelbar nach der Aufhebung der Sklaverei an Hand zu nehmende Reform betrachtete. In seinem Buch über „Englische Züge" erzählt er in humoristischer Weise ein Gespräch mit Carlyle bei einem gemeinsamen Freunde:

„Meine Freunde", schreibt er „frugen mich, ob es überhaupt Amerikaner gäbe, d. h. solche mit einer amerikanischen Idee, mit irgend einer Ansicht über die wahre Zukunft ihres Landes? Diese Herausforderung liess mich weder an unsere politischen Kränzchen, noch an den Kongress oder den Präsidenten oder die Regierungsminister oder an irgend etwas denken, das Amerika zu einem andern Europa machen würde. Ich dachte nur an die einfachsten und reinsten Gemüter und sagte: „Ja gewiss, aber diejenigen, die diese Ansicht hegen, sind die Fanatiker eines Traumes, den ich kaum vor ihren englischen Ohren erzählen mag, denen er nur lächerlich sein dürfte — und doch ist er allein wahr." So wurde die Lehre der Abschaffung der Gewalt von mir eingeführt und indem ich die bekannten Einwände und Spässe vorwegnahm, gelang es mir, für sie ein einigermassen ernstes Gehör zu gewinnen. Ich gab zu, dass ich in der Tat nie in irgend einem Lande einen Mann getroffen hätte, dessen Tapferkeit gross genug wäre, um ihn zur Vertretung dieser Sache zu berechtigen, und dass ich doch bewusst sei, dass keine geringere Tapferkeit als jene Anspruch auf meine Achtung haben könnte. Ich könne den Zusammenbruch der vulgären Gewaltanbetung leicht voraussehen, trotzdem auch grosse Männer sich daran beteiligten, und es sei sicher — so sicher wie Gott lebt — dass einzig und allein die Kanone, die keine andere Kanonen nach sich

zieht, nämlich das Gesetz der Liebe und der Gerechtigkeit eine saubere Revolution fertig bringen könne. Es kam mir vor, als ob ein oder zwei meiner Anekdoten einen gewissen Eindruck auf Carlyle gemacht hätten und ich betonte, dass die offenkundige Absurdität des Vorschlages vom Standpunkt englischer Durchführbarkeit einem gentleman ziemlich gleichgültig sein dürfte. Dass, sofern es sich nur darum handelte, das ungestörte Geniessen unserer Schafskotelets oder unseres Spinates in London oder Boston zu sichern, die Seele wohl mit Talleyrand antworten könne: „Monsieur, je n'en vois pas la nécessité.“ Als ich so im Gespräch die Rolle des Heiligen übernommen hatte, weigerte sich Carlyle im Augenblicke, wo wir zu Tisch gerufen wurden, vor mir in das andere Zimmer zu treten mit der Bemerkung: „Er fühle sich ein gar zu schlechter Mensch dazu.“ Ich stemmte mich gegen die Wand und unser Gastgeber rettete uns in geistreicher Art aus dem Dilemma durch die Erklärung, er sei der schlechteste und gehe voran. Carlyle folgte und ich kam zuletzt.

Der bekannte Vortrag Emersons über den „Krieg“ wurde vor der amerikanischen Friedensgesellschaft in Boston im gleichen Jahre 1838 wie seine Rede vor den Theologiestudenten in Harward gehalten. Er könnte und sollte heute — gerade wie er ist — in allen Städten und Dörfern der Welt wieder in extenso gehalten werden. Hier will ich nur einiges herauslesen.

„Als Einwände gegen den radikalen Kriegsbekämpfer werden“, sagt Emerson, „häufig von neugierigen Personen besondere Fälle vorgeschlagen — sittliche Probleme, ähnlich jenen arithmetischen Rätseln, an denen die Landbewohner die Härte ihres Kopfes während der langen Winterabende erproben. So wird hauptsächlich gesagt: „Entweder nehmt ihr das Prinzip durch dick und dünn an, folgt ihm bis zu Ende und stosst auf seine absurden Konsequenzen, oder sonst, wenn ihr eine willkürliche Grenze setzen wollt, ein „So weit, aber nicht weiter“, dann lasset doch das Prinzip fahren und nehmt gleich die Grenze an, die der gesunde Verstand aller Menschen anerkennt, indem er zwischen Angriffskrieg als verbrecherisch und Verteidigungskrieg als gerecht unterscheidet. Sonst, wenn ihr gegen den Krieg überhaupt seid, so seid doch konsequent und verzichtet auf Selbstverteidigung auf der Landstrasse und in euerem eigenen Hause. Wollt ihr soweit gehen? Wollt ihr zu euerm Prinzip stehen und keinen Widerstand leisten, wenn euer Geldschrank aufgebrochen und wenn euere Frau und euere Kinder vor euern Augen vergewaltigt und ermordet werden?[1]) Falls ihr ja antwortet, so ladet ihr dadurch nur den Räuber und den Mörder ein; und bald hätten einige blutdürstige Desperados alle guten Leute niedergemetzelt.“

[1]) Man kann sich fragen, ob man heute nicht als rhetorisches Crescendo den Geldschrank am Ende bringen sollte.

Ich antworte auf diese Anklage der Absurdität gegen die radikale Friedenslehre, die in den Konsequenzen dieser Lehre angeblich hervortritt, indem ich sage, dass ein solcher Schluss eben nur eine Seite der Tatsachen in Betracht zieht. Er sieht nur nach der passiven Seite des Friedensfreundes, nur nach seiner Passivität, und lässt seine Aktivität ganz ausser Betracht. Aber kein Mensch, das darf man wohl annehmen, hat je die Sache des Friedens und der Wohltätigkeit aufgenommen mit dem einzigen Zwecke und der einzigen Befriedigung, beraubt und erschlagen zu werden. Ein Mensch entwickelt sich nicht zum vollkommenen Märtyrergeist ohne ein positives Ziel, ohne einen entsprechenden Beweggrund, ohne brennende Liebe. Wenn ihr einmal eine Nation von Menschen habt, die auf eine solche Höhe der sittlichen Kultur gestiegen sind, dass sie keinen Krieg mehr erklären und keine Waffen mehr tragen können, weil es am entsprechenden Wahnsinn in ihren Gemütern fehlt, so habt ihr auch eine Nation von liebenden, wohltuenden, wahren, grossen und fähigen Menschen. Lasst mich mehr von dieser Nation erfahren; ich werde nicht Menschen ohne Verteidigungsmittel finden, die ihre Hände träge rechts und links herunterhängen lassen. Ich werde Menschen der Liebe, der Ehre, der Wahrheit treffen, Menschen von unerhörtem Fleiss, Menschen, deren Einfluss bis ans Ende der Welt fühlbar ist; Menschen, deren Anblick und Stimme schon über Ehre und Schande den richtigen Spruch fällen und deren Energie und Ueberzeugungskraft alle Kräfte weichen müssen. (Nebenbei: was Emerson hier behauptet, ist Wort für Wort durch die berühmte pazifistische „Nation“ der Quäker bestätigt.) Wenn wir je die Lehre des Friedens von einer Nation aufgenommen sehen, so können wir uns darauf verlassen, dass es keine ist, die andere zur Beschimpfung oder Schädigung reizt, sondern im Gegenteil eine Nation, die einen Freund besitzt in der Tiefe des Herzens aller Menschen, auch der gewalttätigen und der gemeinen; eine, die als Zuflucht des menschlichen Geschlechtes betrachtet wird und der die Tränen und die Segenswünsche der Menschheit gelten.

Und dann bezüglich des individuellen Betragens im schwierigsten und kritischsten Falle bemerke ich, dass der gute und gerechte Mensch selten oder nie solchen Fällen begegnet; ferner kommt es uns wenig darauf an zu sagen oder selbst zu wissen, was in solchen zugespitzten Situationen zu tun ist. Der weise Mann wird seine zukünftige Einstellung und Handlung nie verpfänden und von vorneherein beschliessen, was er in einer gewissen ausserordentlichen Begebenheit tun wird. Natur und Gott werden ihn in dieser Stunde belehren.“

„Dies alles“, sagt Emerson weiter bezüglich der Bekehrung der Welt zum Frieden, „wird nicht durch die öffentliche Meinung er-

reicht werden, sondern durch die Meinung, durch die Ueberzeugung, durch die innige, ernste Liebe des Einzelnen."

Ein Satz ist mir noch besonders aufgefallen. Er führt Emersons Ansichten über Krieg und über Religion auf die gleiche, tiefe Wurzel zurück:

„Der Krieg hat ausgelebt", sagt Emerson u. a., „wenn das Suchen nach den erhabenen Gesetzen der Sittlichkeit und nach den Quellen der Hoffnung und des Vertrauens in Menschen und nicht in Büchern, in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit vor sich geht."

In Menschen und nicht in Büchern, in der Gegenwart und nicht in der Vergangenheit!

„Es ist von geringer Bedeutung", schreibt er am Schluss, „in welcher Weise und durch welche Organe dieses Werk der Barmherzigkeit und der Heiligkeit vollbracht wird. Der Vorschlag eines Völkerkongresses ist gewiss derjenige, der bei der jetzigen Organisation unserer Gesellschaft und beim gegenwärtigen Laufe der Ereignisse am nächsten liegt. Der Geist wird aber leicht, wenn die Zeit für die Herrschaft der Prinzipien einmal reif ist, die Wege finden, seinen Willen durchzusetzen. Ort und Zeit sind für diese Unternehmung hier und heute [d. h. in Amerika im Jahre 1838] besonders günstig. Nicht in einem abgelegenen Winkel, nicht im mittelalterlichen Europa, nicht in einem rückständigen Fürstentum, wo kein Schritt vorwärts ohne Umsturz möglich ist, soll dieser Same des guten Willens mit den Tränen der Hoffnung in die Furche gelegt werden, sondern in jenem weiten Amerika Gottes und der Menschen, wo der Urwald gerade jetzt fällt oder erst noch fallen muss, wo die grüne Erde sich den anflutenden Auswandererscharen aus allen Reichen der Unterdrückung hingibt; hier, wo nicht eine Familie, nicht ein paar Menschen, sondern die Menschheit es aussprechen kann, was nun werden soll. Hier wollen wir fragen: „Wollt ihr den Krieg oder den Frieden?"

Mit diesen Worten schliesst der Vortrag über den „Krieg".

„Amerika", schreibt Emerson noch an anderer Stelle (in „Das Schicksal der Republik"), „möchte ich sehen nicht wie die alten Mächte der Erde, gierig, dünkelhaft und engherzig, sondern als Wohltäter, wie kein Land je zuvor, gastfreundlich allen Nationen gegenüber und gesetzgebend für alle Völkerschaften. Nationen wurden geschaffen, um einander zu helfen, gerade wie es Familien auch wurden; und jeder Fortschritt wird von Ideen gebracht und nicht von brutaler Gewalt oder mechanischer Kraft."

Wenn man den Vortrag über den „Krieg" und diese Worte liest, so wird man nicht staunen, dass der erste Versuch einer Völkerorganisation sechzig Jahre später von einem Manne ausging, der

der gleichen geistigen Familie angehörte wie Emerson, von einem anderen Pfarrerssohn aus Boston, Woodrow Wilson.

Die grösste und stärkste Republik der Welt scheint vorläufig noch unwillig zu sein, sich nach den Weisungen ihrer besten Söhne zu richten. Warum sollte statt ihrer nicht die kleinste, unsere Schweiz, ähnliches versuchen? Auf die Grösse kommt es hier nicht an. „Wo man sich auf Zahlen oder Grösse beruft", sagt Emerson, „da ist keine Religion" und, möchte ich beifügen, kein wahrer Patriotismus.

* * *

Ich sagte am Anfang, ich wolle hier keine akademische Rede halten, eigentlich nur von diesem Freunde sprechen, weil es immer wohl tut, weil es für das Leben eine Quelle neuer Kraft eröffnet, von einem Freunde, der wirklich gelebt, d. h. gekämpft und geglaubt hat, zu erzählen. Ist das Gesagte einfach und redlich, so kann seine kraftspendende Wirkung für den Redner und für die Zuhörer nicht ausbleiben. Es wäre sehr zu wünschen, dass Emerson heute ein wirklicher persönlicher Freund für Tausende und Tausende von Menschen würde. Die Leiter der Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden, welche die zwölfbändige Jubiläumsausgabe der Werke Emersons allen Bibliotheken der Welt von einiger Bedeutung geschenkt haben, sind einem ganz tiefen und sicheren Instinkt gefolgt.

Es muss aber zugegeben werden, dass der Zugang zu Emerson kein leichter ist. Für die, welche nicht englisch lesen, existieren wohl Uebersetzungen. Ich bin leider nur schlecht über sie unterrichtet. Einige sollen, wie ich höre, ganz gut sein, ich kenne sie aber nicht. Diejenigen, die mir zufällig in die Hände gekommen sind, sind mir, wie soll ich sagen, furchtbar auf die Nerven gegangen. Von den hier angeführten Stellen konnte ich knapp sechs Zeilen aus einer Uebersetzung, die ich nicht nennen will, ohne inneres Unbehagen entlehnen. Ich fürchte, dass jede vollständige Uebersetzung mehr oder weniger das gleiche unangenehme Gefühl erwecken wird, und zwar aus einem sehr tiefen Grunde. — Wenn ich meinerseits hoffe, dass die von mir übersetzten Stellen — obschon literarisch ungeschlacht — bei Ihnen diese unangenehme Reaktion vielleicht nicht erweckt haben, so ist es nur deswegen, weil ich ausschliesslich Stellen mitteilte, die mir innerlich etwas gesagt hatten, die ich wirklich verstand. Der unglückselige Uebersetzer aber ist vertraglich verpflichtet und glaubt sich auch in Ehren daran gebunden, alles zu übersetzen — auch was er nicht selbst innerlich erlebt hat: daher das Unheil, daher die Lüge!

So erklärt sich auch, dass man viele Sammlungen ausgewählter Gedanken Emersons veröffentlicht hat. Ist der Verfasser ein ehrlicher, einfacher Mensch, dürfte eine solche Auswahl schon viel besser sein als gewöhnliche durchgehende Uebersetzungen. Es kommt aber

auch vor, dass ein esoterisch veranlagter Verfasser solcher „excerpta“ gerade die ihm selbst geheimnisvollsten und unverständlichsten Stellen für die interessantesten hält; dann mag die normale Uebersetzungslüge noch übertroffen werden.

Es ist also schwer, zu Emerson die richtige „Gebrauchsanweisung“ anzugeben. Selbst wenn man Englisch versteht, kann die Enttäuschung bei der ersten Lektüre eine gewaltige sein. Vielleicht sieht man zunächst nur eine Masse von ziemlich lose zusammenhängenden Nebeln. Hie und da fällt eine angenehme Kurve oder Farbe auf, das schöne Profil, die hübsche Nuancierung einer Wolke. Manche kommen nicht darüber hinaus und werden dann über Emerson in höflichen, aber nicht gerade begeisterten Tönen reden. Tatsächlich haben sie nichts gesehen. Das Interessante bilden nämlich nicht diese Wolken, wie schön Farbe und Umriss auch sein mögen, sondern die Blitze, die man gewöhnlich schon bei der ersten Fahrt zwischen einigen von ihnen hindurchzucken sieht. Bei der zweiten Fahrt haben sich Auge und Geist angewöhnt; die Feuerzungen vermehren sich — schliesslich, wenn die Reise oft genug wieder aufgenommen wird —, zwar nicht als kalkulierte, bewusste, pflichtmässige Geschäfts-, Studien- oder Schulreise, sondern nur gelegentlich, wenn eine innere Sehnsucht dazu treibt, so mag das ganze Werk zuletzt als ein einziges Feuerwerk des Geistes aus lauter Blitzen und Funken und ruhigen Sternen bestehend aufleuchten.

Auf diese stillen Sterne kommt es an: wirkliche, von uns selbst geschaute Sterne!

Was Emerson eines Tages uns allen werden könnte, kann ich nicht voraussagen. Seine Pflicht an uns, wie er sie verstand, wird er erst dann getan haben, wenn wir seine besonderen Worte vergessen haben und im Geiste mit ihm verbunden wieder als ganz freie Söhne Gottes unter dem Himmel stehen werden.

* * *

Emerson habe ich wirklich und bildlich in der Mitte des Stillen Ozeans getroffen, — an der andern, Amerika gegenüber liegenden Küste begegnete ich ihm wieder unter ganz seltsamen Bedingungen:

Es war im grossen Buddhistischen Tempel von Asaksa in Tokio. Ein buntes religiöses Fest in reizenden Farben schlug in Hallen und Höfen hohe Wellen. Wir waren zu dem grossen schönen Bilde der Göttin Kwannon, aus Goldlack angefertigt, angekommen, und Weihrauch stieg von allen Seiten auf. Es war mir eben aufgefallen, wie die hoch intelligente Frau eines japanischen Universitätsprofessors, die unsere Gesellschaft führte, ihr kurzes Gebet und ihre Verneigung vor der Goldlack-Göttin verrichtet hatte. Ich sann darüber nach, als ein junger japanischer Priester in seidener Amtskleidung zu mir

kam. Er grüsste mich und begann ein freundliches Gespräch in englischer Sprache. Er freute sich herzlich, sein Englisch an mir üben zu können, und ich freute mich nicht weniger, den Tempel unter seiner Leitung eingehend besichtigen zu dürfen.

Er brachte mich auch auf sein kleines Zimmerchen, das im gewöhnlichen japanischen Stile eine Art unmöbliertes Nirwana darstellte, d. h. ein freundlich anmutender leerer Raum war, in dem doch gegen die Wand etwas Abnormales stand: ein Büchergestell in westlichem Stile. Wir setzten uns auf den Boden und begannen über allerlei zu reden so gut es ging, Oestliches und Westliches und auch Religiöses. Er erzählte mir dann, wie er eben jetzt mit seinem Lehrer der englischen Sprache, einem Japaner, das Studium der „Essays" Emersons unternommen habe... Also ausgerechnet hier wieder: Emerson!

Der junge Priester sagte mir, die Lektüre sei schön, aber recht schwer; ich konnte nicht beurteilen, wieviel er tatsächlich davon verstand, dachte aber an manche Studenten unserer eigenen Universitäten, die sicherlich keine Zeile von Emerson gelesen, vielleicht gar seinen Namen nie gehört hatten. Es war ein merkwürdiges Erlebnis. Wir gingen wieder hinaus, spazierten in der einbrechenden Dämmerung im stillen, vom bunten Fest abgelegenen Privatgarten des Tempelabtes oder Grosspriesters und kamen zu einer Stelle, wo man über dem hohen Tempeldach mit den sanft aufgebogenen Ecken und den mannigfaltig verzierten Ziegelsteinen den ersten Stern im tiefblauen Himmel schimmern sah.

„Es wird bei uns gelehrt", sagte der junge Priester, „dass eine Zeit kommen wird, wo sich wieder alle Menschen in einer gemeinsamen Religion einigen werden. Es wird weder die buddhistische, noch die christliche, noch die mohammedanische Religion sein." Ich weiss nicht, ob er noch mehr sagte. Es fiel mir dann ein, dass der Stern dort oben im Laufe des selben Tages gleichstrahlend und gleich hoch, in Bestätigung der eben gesprochenen Worte, über den buddhistischen Tempel, über das christliche Münster und über die mohammedanische Moschee nacheinander den gleichen Segen spricht. Da ich im Westen geboren bin und den Wert eines echten Christentums wohl kenne, kam mir auch der Gedanke, dass von jenen drei Gebäuden das Münster sicher dem Sterne am nächsten kommt. Was sind aber die paar Meter, um die es höher zu ihm hinaufragt, im Vergleich zu den ungezählten Milliarden, auf die es ankommt? Dazu mag auch selbst in diesem Vergleich noch Anmassung stecken, denn w a s weiss ich eigentlich von den tiefsten und wertvollsten religiösen Gedanken und Erfahrungen der Buddhisten, der Mohammedaner oder der Shintoos? Wie könnte ich darüber ganz ohne Vorurteil sprechen?

Eins ist aber klar: wenn ein Mensch wie Emerson uns auf die

Höhen eines freieren Lebens in Gott hinweist, in dem wir einmal die Brüder aller Rassen und Nationen in der erlösenden Tat — mehr als in dem erlösenden Worte — der Liebe treffen können, so ist das hohe Gesetz, in dem er seine eigenen Wurzeln schlug und das auch wir im Alten und Neuen Testament gefunden haben, nicht verleugnet, sondern erfüllt.

P. Ceresole.



Aussprache

Zur Diskussion über die Presse.

I.

Ich möchte den ausgezeichneten Ausführungen P. Leuzingers in der Septembernummer der „Neuen Wege" über die Presse, die hoffentlich nur der Anfang einer Besprechung und Beleuchtung des so wichtigen Problems sind, nur ein Wort vom Standpunkt der Frau aus beifügen. Man wirft uns Frauen, gewiss nicht zu Unrecht, eine gewisse Interesselosigkeit gegenüber dem politischen Teil der Tageszeitung vor. „Für den Mann die politischen Nachrichten, für die Frau das Feuilleton und die Inserate," so, sagt man uns, teilen sich Mann und Frau friedlich in den Inhalt ihres Leibblattes. Und ich möchte nicht bestreiten, dass dem oft so sei. Aber ist nicht vielleicht bei manchen von uns das Gefühl, dass wir doch nie eine ungefärbte, objektive Darstellung der Tatsachen erhalten, dass man uns nur serviere, was das Parteiorgan gerade für seine Zwecke als förderlich ansehe, die Unmöglichkeit, den Dingen wirklich auf den Grund zu kommen, eine Ursache unserer Interesselosigkeit? Und sicher ist, dass, wenigstens bei uns in der Schweiz, die Tagespresse der Frau und ihren politischen Bestrebungen noch nicht Heimatrecht gewährt. Im besten Falle ist es ein huldvoll gebotenes Gastrecht, das aber durch „gutes Betragen" und schmiegsames Anpassen an die vom betreffenden Organ vertretenen Satzungen quittiert werden muss. Gewiss wetteifern die Tagesblätter nun in „Frauenbeilagen", die der Frau das Parteiorgan des Mannes mundgerecht machen sollen. Aber die erhöhen wohl nur die Macht der Presse, weil sie für eine noch grössere Verbreitung des Blattes sorgen, und geben uns doch nicht, was wir nötig hätten: die Möglichkeit, uns über das, was wir an Umgestaltungen des öffentlichen Lebens fordern, mit den Männern gemeinsam auszusprechen. Ich möchte für das, was ich meine, nur ein Beispiel anführen: Als vor einem Jahr der Internationale Verband für Frauenstimmrecht in Amsterdam eine Studienkonferenz über das Abrüstungsproblem veranstaltete, anerbot ich mich, einer der führenden Zeitungen der Schweiz Bericht zu erstatten über diese ausserordentlich interessante Tagung, an der Männer und Frauen redeten, die in ihrem eigenen Lande und in der internationalen Arbeit eine hervorragende Stellung einnehmen; aber: „man hatte keine Verwendung" für einen solchen Bericht, währenddem ich sehen möchte, welche Zeitung es wagte, die Tagung eines Wirtevereins oder auch nur die „famos verlaufene Feier" eines Jahrgängervereins mit Stillschweigen zu übergehen. War es das heikle Thema? Vielleicht! Obgleich der Frauenstimmrechtsverband in der Friedensfrage nie eine extreme Stellung eingenommen hat und auch in Amsterdam nicht einnahm. Vielmehr war es wohl das Misstrauen gegen die Frauenveranstaltung, und vor allem musste Raum gespart werden für die Einsendungen der stimmberechtigten Turner-, Sänger-, Schützen-, Quartiervereinler usw. Was für Erfahrungen mögen unser erst bei dem bevorstehenden erneuten Kampf um das Stimmrecht warten?

C. Ragaz.

II.

Die Redaktion möchte sich dem Wunsche, dass dieses so sehr wichtige Thema in den „Neuen Wegen“ gründlich behandelt werde, sei's in der Rubrik „Aussprache“, sei's in längern Artikeln, von Herzen anschliessen und hoffen, dass er in Erfüllung gehe. Wer sollte nicht in dieser Sache etwas auf dem Herzen haben?

Für heute fügen wir nur noch eine Aeusserung der Initianten hinzu. D. Red.

Was haben wir der Presse vorgeworfen?

Dass sie die Wahrheit verdreht, wenn es ihr passt.

Warum darf sie das?

Weil sich herzlich Wenige darum bekümmern, was mit der Wahrheit geschieht.

Denn: Was ist Wahrheit?

Was sind geistige Güter in einer Zeit, wo man so skrupellos geschwind reich werden muss?

Narren plagen sich darum. Und Narren müssen belächelt werden. Wer findet den lächerlich, der eifert, um sich Reichtum zu erhaschen?

Wenn sich einer ereifern wollte um Wahrheit, müsste er sich nicht selbst lächerlich finden?

Wer bekümmert sich darum, dass man dem Volke Wahrheit gibt? Liegt ihm etwa daran, dass man ihm selber klares Wasser einschenkt? Wenn man sich nur durchschlägt und der List eigene List entgegensetzen kann!

Aber einmal werdet ihr doch aufgerüttelt werden.

Denn vor der Tatsache werdet ihr stehen, dass du Volk Souverän bist und keine Macht hast.

Dann wirst du vernehmen, dass sich gewisse Herren die Frage zuflüstern: Was macht man mit diesen Scheinrechten und Scheindemokratien?

Fort damit! —

Als ob das etwa noch nie vorgekommen wäre! P. Leuzinger.

Gegen die Spielbanken — für die Ehre der Schweiz.

Es ist schwerlich nötig, zu den Lesern der „Neuen Wege“ ein Wort gegen die Spielbank-Initiative zu sagen. Dagegen mag es nötig sein, sie zu bitten und zu mahnen, dass doch jeder von ihnen in diesem Kampf seine Pflicht tue, und zwar nicht nur dadurch, dass er selbst, wenn er stimmfähig ist, am 2. Dezember mit einem Nein zur Urne geht, sondern auch dadurch, dass er, was er auch als Frau tun kann, durch Wort und Schrift, wo er nur dazu Gelegenheit hat, durch Auftreten in Versammlungen und Anregung von Aktionen gegen die Initiative mithilft, dass unserer Schweiz die tiefe Erniedrigung erspart bleibe, die in deren Annahme läge.

Denn darum handelt es sich doch offenkundig. Es ist keine Rede davon, dass das Gedeihen des Fremdenverkehrs von den Spielbanken abhinge. Die Erfahrungen von Zentren des Fremdenverkehrs, wie — leider — Graubünden eines ist, beweisen, dass das auf keine Art der Fall ist. Wenn ein solcher Einfluss der Spielbanken bestünde, so könnte er höchstens ein verderblicher

sein; denn er bedeutete eine Verschlechterung der Qualität der Besucher unserer Kurorte, die zuletzt zum Ruin des Fremdenverkehrs der Schweiz führen müsste. Der für diesen glänzend verlaufene letzte Sommer zeigt ebenfalls für jedermann deutlich, dass es ganz andere Dinge sind, als die Spielbanken und Kursäle, die das Steigen und Fallen dieses Verkehrs bestimmen. Wo Kursäle nötig sind — oder zu sein scheinen — da können sie auch ohne Spielbanken gehalten werden. Das zeigt wieder die Erfahrung grosser Fremdenorte. Wäre es anders, könnten Kursäle nur auf das Fundament der Spielleidenschaft gebaut werden, so sollen sie lieber zugrunde gehen, als dass wir damit unser Land schänden und die Seele unseres Volkes vergiften.

Denn das muss mit aller Ehrlichkeit erklärt werden: Sogar wenn, was ein Märlein ist, die Fremdenindustrie unter dem Verbot der Spielbanken litte, so könnte uns das keineswegs bestimmen, dieses Verbot aufzuheben. Die Fremdenindustrie darf nicht die Richtschnur für das Verhalten des Schweizervolkes sein. Sie ist es schon jetzt nur zu sehr, sie ist für viele ein Götze, vor dem sie ebenso blind niederfallen, wie irgend ein Fetischdiener vor dem seinigen; aber sie *soll* es nicht sein. Es ist höchste Zeit, dass gegen diesen modernen Fremdendienst eine Erhebung des echten schweizerischen Geistes stattfinde. Die Fremden und der Fremdenverkehr in Ehren, wenn diese kommen, um aus dem Heiligtum unserer Berge Freude, Kraft und Frieden zu schöpfen, wenn aber das Heiligtum selbst dem Mammon verkauft werden soll, dann ist es notwendig, dass das Schweizervolk sich des Wortes erinnere: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewänne, litte aber Schaden an seiner Seele." Die Schweiz lebt schliesslich nicht vom Fremdengeld, namentlich nicht, wenn es noch dazu nach Schmutz und Unrecht stinkt; sie braucht im besondern kein Spielbankengeld für ihre gemeinnützigen Werke, als eines der reichsten Völker der Erde können wir diese sonst unterhalten; sie lebt in all ihrem Tun von einem *Segen*, der über ihr ist und den sie verscherzt, wenn sie vom Gottesdienst zum Götzendienst abfällt.

Es ist selbstverständlich auch nicht richtig, ist bloss ein Sophismus, wenn man behauptet, es sei besser, die Spiele in gesetzlich geordneter Form öffentlich zuzulassen, als dass sie heimlich und dann in schlimmeren Formen getrieben würden. Jedes Kind sieht ein, dass man damit *jedes* Gesetz und *jede* sittliche Ordnung bekämpfen könnte, dass man ebensogut sagen könnte: „Lieber das Stehlen nicht verbieten, sondern es bloss gesetzlich regeln, sonst wird nur heimlich umso mehr und umso schlimmer gestohlen." Und es ist ein grober psychologischer Irrtum, anzunehmen, dass ein Laster weniger gefährlich sei, wenn man ihm ein bischen Spielraum lasse, als wenn man es fest und radikal unterdrücke. Es ist

die Art jeder Flamme, dass sie, einmal entzündet, zu wachsen, sich auszubreiten strebt. Die Spielleidenschaft aber ist eine Flamme, man muss sie austreten, sonst wächst sie durch den Zug, den sie selbst erregt. Es wird, wenn einmal das Glückspiel frei walten darf, nur immer mehr und immer schlimmer gespielt werden; wir aber werden die moralische Kraft nicht mehr haben, diesem Umsichgreifen des Feuers zu wehren. Das Verbot der Spielbanken ist, anders gesagt, ein gegen die Flut der Spielseuche errichteter Damm; lassen wir in diesen Damm auch nur eine Bresche legen, so wird sehr bald der ganze Damm weggerissen werden.

Und versuche man endlich nicht, diese Sache als harmlos darzustellen. Harmlos ist schon der Spielteufel nicht. Die Spielleidenschaft gehört wie die Trunksucht und verwandte Laster zu den dämonischen Besessenheiten der Seele. Man lese nur, was ein Dostojewski aus eigener furchtbarer Erfahrung darüber sagt. Dieser Spieldämon ist einem seelisch entwurzelten und geschwächten, allen Psychosen leicht zugänglichen Geschlecht, wie dem heutigen, besonders gefährlich. Er ist auch in andern Formen unter uns mächtig, so z. B. als Hang zu geschäftlicher Spekulation bedenklicher Art; öffnen wir ihm die Pforten der Kursäle, so wird er auch durch allerlei andere Türen umso leichter in die Seele unseres Volkes eindringen. Es wird wahrhaftig nicht bei den „paar Fränklein" bleiben. Die Gefahr ist grösser als viele meinen. Aber noch weniger harmlos wäre es, wenn das Schweizervolk durch Annahme dieser Initiative der Hoteliers und ihrer Verbündeten in Zeitungen, in Amtsstuben und Stammlokalen den Fussfall vor dem Mammon machte. Das wäre eine schwere Katastrophe. Sollte diese Katastrophe eintreten, so bleibt uns die Hoffnung, dass sie zu einem Erwachen führe. Aber jetzt ist es unsere Pflicht, für die Wahrheit Zeugnis abzulegen, gegen die Spielbanken die Ehre der Schweiz, gegen den Anspruch Mammons das Recht Gottes zu vertreten.

L. Ragaz.

Berichte

Die religiös-soziale Konferenz in Basel.

I.

Eine Schar von Menschen zog am Samstagnachmittag, den 6. Oktober, ins Gemeindehaus St. Matthäus in Kleinbasel; das sonst recht bescheiden rauschende Bächlein der Basler Religiös-Sozialen schien plötzlich zum starken Strom angeschwollen. Der kleinere Saal war im Nu überfüllt; es musste ein Exodus in den grossen Zwinglisaal vorgenommen werden, der den Ansprüchen besser genügte. Und nun legte der verehrte Leiter und Führer der Bewegung, Leonhard Ragaz, den Grund der Tagung

mit seinem anderthalbstündigen, freien Vortrag über die brennende Frage: „Wie reden wir zum sozialistischen Arbeiter von Christus?“ Wir müssen uns darüber klar sein: zwischen dem Christus der Glaubenslehre (nicht dem Menschen Jesus, dessen Name fast überall mit Ehrfurcht und Liebe genannt wird!) und der sozialdemokratischen Arbeiterschaft liegt ein Abgrund. Er ist entstanden durch schwere Schuld der Verkünder des Evangeliums, die wohl das innerliche, persönliche Moment des Christentums: die Lehre vom gnädigen Gott und dem Verhältnis der Einzelseele zu ihm, intensiv herausarbeiteten, aber die soziale Konsequenz der Gotteskindschaft nicht sehen wollten: die Herrschaft der Bruderliebe, des Gemeinschaftsgeistes, das Kommen des Gottesreiches auf Erden, zu fordern und zu verkündigen. Brücken wurden über diese Kluft gebaut von Einzelnen und kleinen Gemeinschaften, aber sie waren zu schwach, zu schmal, um mehr als eine kleine Schar Erwählter tragen zu können. Der religiöse Sozialismus nun will diese Kluft überwinden, denn sie muss überwunden werden, wenn unsere Welt nicht untergehen soll. Wie muss man nun aber dem Arbeiter unserer Zeit die Wahrheit verkünden, für die seine Ohren aufgetan sind, viel mehr als noch vor zwanzig Jahren? Die Verkündigung darf vor allem nicht „von oben herab“ kommen, als seelisches Almosen der besitzenden Klassen, die „bekehren“ und „innere Mission“ treiben: dieser Ton findet verschlossene Ohren. Nicht der Arbeiter hat in erster Linie „Bekehrung“ nötig, sondern das offizielle Christentum, das es je und je so gut verstand, die Rede von Gott und den Kompromiss mit den dämonischen Mächten des Bestehenden zu vereinen. Wer zum Arbeiter redet, muss zuerst diese Schuld der Kirchen vorbehaltlos zugeben. Dann erst, wenn man ihm sein Recht gegeben, kann man von dem anfangen zu reden, was seinem Glauben fehlt, ihm zeigen, dass Gerechtigkeit und Bruderliebe, auf denen im letzten Grund aller echte Sozialismus beruht, ihren tiefsten Grund in der Gotteskindschaft aller Menschen haben. Es gilt, den Sozialismus hineinzunehmen in den umfassenderen Glauben an das Reich Gottes, ihm damit tiefere Begründung, höhere Ziele zu geben. Nötig hat es der Sozialismus gewiss auch; denn wie es eine gottlose Religion, eine gottlose Kirche, ja ein gottloses Christentum gibt, so gibt es auch einen gottlosen Sozialismus, was sich besonders an den Problemen der Gewalt und des sexuellen Lebens kund tut. Die Zukunft des Sozialismus hängt davon geradezu ab, ob er mit Bewusstsein jene Grundlage sucht, von der er unbewusst bisher gelebt hat.

Aufdrängen soll man allerdings dem sozialistischen Arbeiter die Aussprache über Christus nicht. Sie muss sich von selbst ergeben. Auch muss man wissen, wie schwer heute ein Reden über Gott ist, muss dessen Schranken kennen. Nicht um Rechtbehalten kann es sich handeln, sondern bloss um Verständigung. Auch muss man zum sozialistischen Arbeiter von Christus so reden, dass er es verstehen kann. Dazu eignen sich unsere theologischen Formeln nicht. Eine „neue Sprache“ ist nötig. Sie wird uns aber wohl erst noch gegeben werden müssen. Jedenfalls sollte ihr Volkstümlichkeit im besten Sinne eignen. Sie sollte etwas Evangeliumsmässiges haben. Auch sollte diese Verkündigung gar nicht bloss Sache von Pfarrern und Theologen sein, sondern im Gegenteil immer mehr in die Hände einfacher „Laien“ übergehen und mit ihnen in Werkstatt, Fabrik, Bureau, Mietskaserne wandern. Das alles aber, ohne dass etwa Christentum und Sozialismus identifiziert oder die tiefsten Wahrheiten der christlichen Verkündigung verwässert würden. Aber nicht nur durch das Wort sollen wir reden, sondern stärker, wirksamer durch das Sakrament der Tat, sei es die Tat des Einzelnen in der Nachfolge Christi, sei es die der Gesellschaft, in der Schaffung einer Wirklichkeit, die wieder in ihren Einrichtungen und Zuständen an Gott orientiert ist. Also „Wort“ und „Sakrament“, beides miteinander!

Der Referent schliesst mit starker Betonung seiner Ansicht, dass die religiös-soziale Bewegung wieder zu ihrem Ausgangspunkt und Zentrum zurückkehren müsse: der Aufweckung des Christentums, worin die Geltendmachung seiner sozialen Erlösungsbotschaft inbegriffen sei, und mit dem Hinweis auf das über dem stürzenden Gebäude der „Religion" aufsteigende Reich Gottes, das das Reich der Gerechtigkeit ist.

Die Diskussion dieser feinen und ergreifenden Aussprache, die der vorgerückten Zeit wegen auf den folgenden Nachmittag verschoben wurde, zeigte deutlich zwei Strömungen im Zuhörerraum: eine von links, von der sozialistischen Seite her: sie brachte Zustimmung und ergänzende Vorschläge. Eine andere kam von rechts, von der „Religion", oder besser der Kirche her; sie wurde vertreten durch Herrn Pfarrer Preiswerk, der seine Bedenken aussprach, die neue, allzuweit „angepasste" Verkündigung könnte das Wesentliche des Evangeliums, seine seelenrettende Kraft preisgeben, und durch Herrn Heider, einen Kirchgenossen mehr freisnniger Richtung, der vor allem Frieden und Versöhnung in der Kirche selbst will, ehe man sich an die Wiedergewinnung der Arbeiterschaft wagte. Ragaz würdigte in seinem Schlussvotum diese Einwände, wenn er sie auch nicht stichhaltig findet: er betont nochmals, dass ihm Anpassung in der Sprache nicht Verwässerung des Eangeliums bedeute, zu dessen Wahrheit er in vollem Umfang stehe. Aber dem Volk kann nur der Busse predigen, der zuerst selber Busse getan und dem Bruder sein Recht gegeben hat.[1])

Ein einfaches Nachtessen im alkoholfreien Restaurant des Gemeindehauses St. Matthäus vereinte die auswärtigen Gäste und die Basler Getreuen; im Nu war's acht Uhr, und die grosse Volksversammlung begann, ebenfalls im Zwinglisaal, der sich rasch füllte. Sie war dem Kampf um Abrüstung und Frieden geweiht. Herr Pfarrer Liechtenhan, der auch diesmal das Präsidium übernahm, begrüsste Referenten und Versammlung und erteilte zuerst Herrn Lehrer Früh das Wort zu seinem Vortrag über Krieg, Militär und Sozialismus. In heimeligem Schweizerdeutsch erzählte er zunächst von seinem Grossvater, durch den der Sprechende sich mit den ersten Kämpfen des Sozialismus in der Schweiz eng verbunden fühlt. Sozialismus aber ist unvereinbar mit Krieg und militärischer Rüstung, denn er stellt die internationale Solidarität aller Menschen über einen ausschliesslich das eigene Land gelten lassenden Nationalegoismus; ihm steht Menschenblut und Menschenleben höher als jeder „Sachwert". Echter Sozialismus kann auch nicht Kompromisse mit Militarismus und Gewaltgeist schliessen im Hinblick auf die Zeit, in der er selber am Ruder sein wird und das Heer zum Schutz gegen eine eventuelle bewaffnete Gegenrevolution brauchen könnte, denn durch jede Konzession an den Geist der Gewalt würde er sich selber untreu und damit von innen heraus besiegt. Die erzieherischen Elemente endlich, die im Militärdienst zweifellos enthalten sind, wären auch in einem Zivildienst nicht nur zu ersetzen, sondern zu überbieten. Herzlicher Beifall dankte dem jungen, sympathischen Redner.

Und noch einmal, voller, mächtiger noch ertönte die Forderung der Abrüstung in der feurigen, hinreissenden Rede von Hrn. Pfarrer von Greyerz über „Krieg, Militär und Christentum". Auch ihm ist es gewiss, dass Christus und seine echten Nachfolger Krieg und Kriegsrüstung ablehnen, aber je und je haben die Kirchen, wenn sie zu Macht und Einfluss gelangten, Kompromisse mit dem Geist der Gewalt geschlossen. Stark und lebendig schilderte der Sprechende die dämonische Macht der Kriegsbegei-

---

[1]) In der Tat hatte ich im Vortrage eindringlich vor jeder „Verwässerung" der Christuswahrheit gewarnt, die etwa aus falschem Entgegenkommen an der sozialistischen Arbeiterschaft entspringen könnte. Das „den Arbeitern ein Arbeiter" hatte einen andern Sinn. L. R.

sterung, jenes Rausches, der aus der Loslösung des Einzelnen von den Banden engen, persönlichen Lebens, seinem Eingehen in eine grössere Gemeinschaft erwacht und die edelsten menschlichen Regungen zum Bösen lenkt. Diesem Rausch gegenüber hat das Christentum noch immer versagt; es versagt auch heute dem Problem der Abrüstung gegenüber, denn Staat, Kapitalismus und Militär sind ihm über den Kopf gewachsen. Vor der Hölle eines nächsten Krieges können uns die schüchternen Versuche der Rüstungsbeschränkung im Völkerbund nicht retten, sondern nur die völlige und sofortige Abrüstung, unternommen im Glauben an Gott und seinen Willen. Das ist die wahre „Aechtung des Krieges" durch die Tat; ein Wagnis im Glauben. Begeisterter Beifall ertönte; auch dies tapfere Manneswort in der kraftvollen Sprache Berns war den Hörern aus der Seele gesprochen. Das Resultat dieser Versammlung ist in der folgenden Resolution festgelegt:

„Die am 6. und 7. Oktober in Basel versammelte, von zirka 300 Teilnehmern besuchte religiös-soziale Konferenz hat folgende Resolution gefasst:

1. Wir sind mit der antimilitaristischen Lehrerschaft der Ueberzeugung, dass die einzige Rettung vor einem Krieg die völlige und sofortige Abrüstung ist und glauben, dass die Schweiz durch ihre Verbindung mehrerer Nationalitäten und durch ihre heutige Lage dazu berufen ist, auf diesem Wege voranzugehen.

2. Wir halten es für unsere Demokratie unwürdig, dass Männer, die aus Gewissensgründen den Militärdienst verweigern, ihrer bürgerlichen Rechte beraubt werden und fordern, dass ihnen in einem Zivildienst die Gelegenheit geboten wird, ihre Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft zu erfüllen."

Der strahlend schöne Sonntagmorgen führte die Teilnehmer der Konferenz zunächst in die Petruskirche, in der Herr Pfarrer Trautvetter in schlichten, ungesuchten Worten über das Gleichnis von der Finladung zum Festmahl sprach. Lange haben die zuerst Geladenen von ferne mit der Idee dieser Einladung gespielt, sich daran berauscht; nun kommt sie, und die nahe, längst viel ernster genommene Wirklichkeit des Alltags triumphiert in den Seelen dieser Leute über das immer nur von ferne angeschwärmte Ideal.

Und nun hinüber ins Volkshaus, wo Dr. Max Weber, Sekretär des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes über Wirtschaftsdemokratie spricht. Das bisher in der kapitalistischen Wirtschaft herrschende absolutistisch-aristokratische System — in der Schweiz ist es auch noch fast absolut herrschend — wird mehr und mehr als unerträglich empfunden: der Ruf nach Demokratisierung der Wirtschaft erschallt nicht nur in Arbeiterkreisen, er findet in gewissem Grade auch in Unternehmerkreisen ein Echo. Viele sehen in ihr eine Art Vorläuferin des Sozialismus. Kurz schilderte der Redner die Macht des Kapitals, die sich unendlich viel weiter erstreckt, als der Laie auf diesem Gebiet ahnt, der jeder in gewissem Sinn unterworfen ist, aber am stärksten und empfindlichsten der Arbeiter und Angestellte der Betriebe. Was bedeutet für den, der in seiner Arbeit absolut rechtlos ist — denn die ständige Angst vor der drohenden Arbeitslosigkeit macht den einzelnen Arbeiter tatsächlich wehrlos! — was bedeutet dem das politische Stimmrecht, das ihm doch im Entscheidenden nicht helfen kann? In dieser Atmosphäre droht auch ein wesentliches Gut der Seele: die Arbeitsfreude verloren zu gehen!

Zwei Aufgaben stellen sich nun: einmal die der Schaffung von Organisationen, in denen eine demokratisierte Wirtschaft Gestalt gewinnen könnte. Der beste Weg ist der der Gründung genossenschaftlicher Unternehmungen mit demokratischem Betrieb; sind sie erst in genügender Zahl da, so werden sie auch Einfluss auf Staat und Gesetzgebung erlangen. Zugleich muss auch vom Innern der Betriebe, von der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter-

schaft selber, ein Vorstoss ausgehen, der dem Arbeiter ein Mitspracherecht im Betriebe sichert. Die — in Deutschland bereits vielfach eingeführte, in der Schweiz aber noch sehr seltene — Institution der Betriebsräte ist ein Instrument, das — richtig konstruiert und gebraucht — in der Sache der Demokratisierung treffliche Dienste leisten kann. Es bedeutet eine Schule für den Arbeiter und bietet ihm — zumal, wenn er Schutz und Hilfe einer starken gewerkschaftlichen Organisation geniesst — die Möglichkeit, nicht nur Einfluss auf die Arbeitsbedingungen, sondern auch ein gewisses Mitspracherecht bei der Produktion zu gewinnen. Mit der aktiven Teilnahme am Produktionsprozess wird auch die schwer gefährdete Arbeitsfreude wieder wachsen: aus einer Strafe kann die Arbeit wieder zum Beruf werden.

Trotz des grossen und unverkennbaren Interesses der Hörer, trotz der vorbildlichen Klarheit des seine Materie durchaus beherrschenden Redners, beschränkte sich die Diskussion fast ausschliesslich auf Fragen und Einzeleinwände, die der Vortragende in einem kurzen Schlussvotum nach Möglichkeit beantwortete. Diese Fragen waren eben doch zu schwierig und die meisten Anwesenden zu wenig damit vertraut, um sofort einer wirklichen, fruchtbringenden Auseinandersetzung fähig zu sein. Sie müssen entschieden in unsern Kreisen noch mehr behandelt und gründlicher besprochen werden! Dr. Weber betonte in seinem Schlusswort nochmals die Ueberlegenheit der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Organisationen über die politischen Parteiorgane als Kampfmittel zur Demokratisierung der Wirtschaft. die — vollständig durchgeführt — in der Tat die Sozialisierung dieses Gebietes bedeuten würde.

Damit war die reichhaltige Tagung zu Ende. Sie hat unserm „Häuflein klein“ in Basel reichen geistigen Genuss und wertvolle Anregung und noch Besseres gebracht: die Gewissheit, zu einem grossen Ganzen zu gehören, das Gefühl inniger, geistiger Verbundenheit mit grösseren Freunden.

E. Amstein.

II.

Diesem Bericht einer unserer Basler Freundinnen möchte ich gern noch einige Bemerkungen hinzufügen.

Längst war es der Wunsch vieler, dass auch in Basel, wo sie doch einst sehr lebendig gewesen sei und sicher auch jetzt noch viel Boden habe, die „religiös-soziale Bewegung“ ihre Fahne wieder einmal deutlicher zeige. Ob wir uns vielleicht täuschten? Ob der Versuch gelingen würde? Es ist wohl das allgemeine Urteil, dass er gelungen, sehr gut, über Hoffen und Erwarten hinaus gelungen sei. Wie der vorstehende Bericht zeigt, war der Besuch der Versammlungen sehr erfreulich, namentlich wenn man bedenkt, wie wenig eigentlich getan worden war, um die Konferenz ordentlich bekannt zu machen. Aus dem ganzen Lande, auch aus Graubünden und der welschen Schweiz, dazu aus dem nahen Deutschland, hatten sich die Freunde eingefunden und vermischten sich mit den zahlreichen Teilnehmern aus Basel selbst. Aber noch wertvoller war der Geist der brüderlichen Verbundenheit, der warm und innig das ganze Zusammensein beseelte und sich auch denen mitteilte, die zum ersten Male an einem solchen Anlass teilnahmen. Basel hat aufs neue bewiesen, dass unsere Sache lebt und wächst. Wenn sie nur noch mehr Bannerträger hätte, die da und dort im Lande herum ihr Zeichen aufrichteten! Nichts bewegt grosse Volksmassen so sehr, als die Verbindung von „Religiös“ und „Sozial“. Das wird bei jedem Anlass deutlich. Das wird auch durch das Interesse bewiesen, welches uns von der sozialistischen Seite entgegengebracht wurde, wenn es auch zum Teil ein feindseliges war. Der kommunistische „Vorwärts“ brachte schon zur „Begrüssung“ einen Artikel von äusserster Gemeinheit. Dieser Artikel redete von der „Fraktion Ragaz“ in dem Sinne, dass die ganze schweizerische Sozialdemokratie von den „Religiös-Sozialen“ durchsetzt und beherrscht sei. Dahinter

steckt natürlich eine Perfidie; es sollen damit die nicht „religiös-sozialen" Genossen gegen uns aufgehetzt werden. Möge dieser Versuch den Genossen vielmehr zeigen, dass die Wirksamkeit der „Religiös-Sozialen" der Sache der Sozialdemokratie schwerlich schaden kann. Denn sonst würde der „Vorwärts" ihr sicher nichts in den Weg legen. Im übrigen braucht nicht erst versichert zu werden, dass es sich für uns nie darum gehandelt hat, in der sozialdemokratischen Partei oder gar über sie Macht zu gewinnen. Wie gerade mein Basler Vortrag gezeigt hat, oder wenigstens zeigen wollte (es war sein Zentrum) besteht unsere eigentliche und fundamentale Aufgabe vielmehr darin, die „soziale Hälfte" der Christuswahrheit inmitten des Christentums zur Geltung zu bringen. Alles andere kann nur ein Anhang zu dieser Aufgabe sein.

Die zweite Gemeinheit des „Vorwärts"-Artikels war die Zuschiebung, dass die „religiös-soziale Bewegung" ein unehrlicher Versuch sei, das Christentum durch Anpassung an den Sozialismus zu retten. Es gibt immer Leute, die geneigt sind, bei den Andern Unehrlichkeit vorauszusetzen. Man ist versucht, die Frage aufzuwerfen, ob der mutmassliche Verfasser dieses Artikels, Dr. Wieser, seine Schlüsse aus Erfahrungen ziehe, die er im Verhältnis zu Religion und Kirche mit sich selbst gemacht hat. Wir selbst sind, unter sehr viel Anfechtung, zu einer Zeit für den Sozialismus eingestanden und aufgetreten, als er wahrhaftig noch kein intellektuelles Strebertum anlockte. Wenn wir etwas „retten" wollten, dann sicher eher den Sozialismus durch das Christentum, als das Christentum durch den Sozialismus.

Viel anständiger haben sich die Freidenker benommen, die sich offenbar auch für uns interessierten. Einer von ihnen hat sich in der sozialdemokratischen Arbeiterzeitung geäussert. Er gesteht uns wenigstens die volle Ehrlichkeit der Ueberzeugung ohne weiteres zu. Freilich glaubt er, im Unterschied zu mir, die Ursache der Hinneigung zu freidenkerischen Auffassungen in der sozialistischen Arbeiterschaft nicht wie ich in einem praktischen Motiv: der Opposition gegen die Haltung des offiziellen Christentums in den sozialen Dingen, suchen zu müssen, sondern in der Unmöglichkeit, dem „Uebernatürlichen" in der christlichen Verkündigung zuzustimmen. Schade, dass der Verfasser des Artikels sich nicht an der Diskussion beteiligt hat, wir hätten uns ein Stück weit verständigen können.

Ich komme damit auf einige Aussetzungen an der Gestaltung der Konferenz. Die Trennung der Diskussion von den Vorträgen und die Zusammenziehung von drei Diskussionen über doch sehr verschiedene Themen war gewiss sehr ungünstig und hat der Wirkung der Vorträge sicher geschadet. Freilich: man sollte für die Aussprache überhaupt eine neue Form suchen. — Ungünstig war auch die Verlegung der Anlässe in eine ganze Anzahl verschiedener Lokale, und dies im Laufe von anderthalb Tagen. Das raubt dem Zusammensein etwas von der Geschlossenheit und hemmt das Auftauen der Gemüter. Und endlich: die Lokale waren zum Teil etwas zu kirchlich. Wenn man die Arbeiter gewinnen will, muss man zu ihnen gehen — mitten in die „Welt" hinein. Die Predigt von Trautvetter hätte in der „Burgvogtei" noch sehr viel mehr bedeutet, als in der Peterskirche. — Die Basler Freunde mögen mir diese kritischen Bemerkungen nicht übel nehmen. Ich weiss ja auch, dass sie zu diesen Anordnungen zum Teil durch die Umstände genötigt waren. Dass die Tagung wieder zu vollgestopft war und man gar nicht zu Atem kommen konnte, war freilich nur die Wiederholung eines alten Uebels.

Ebenso etwas Anderes, noch Wichtigeres. Diese religiös-sozialen Konferenzen schwanken seit Jahren zwischen zwei Aufgaben hin und her: sie wollen einerseits Aussprache unter Gesinnungsgenossen sein, anderseits werbend in einen weitern Kreis hinaustreten. Dadurch kommt leicht eine gewisse Unangemessenheit der Themen und Referate zu dem Charakter der

Versammlung zustande. Wir sollten künftig diese beiden Aufgaben klar voneinander scheiden: kleine und vertrauliche Konferenzen oder auch ganze Kurse für die Aussprache unter uns und öffentliche für die Verhandlung mit dem weiteren Kreis von Freunden wie mit den Gegnern. Beide Arten sind nötig, es wäre aber schön, wenn wir beiden eine neue und originelle Form geben könnten.

Zum Schluss sei noch das Selbstverständliche bemerkt, dass bloss andeutende Berichte über die Vorträge unmöglich ein genaues Bild von deren Art und Sinn geben können und dass es darum nicht angeht, sie danach zu beurteilen und daraus weitgehende Schlüsse zu ziehen, wie das so oft geschieht. Zu bedauern ist besonders, dass durch tendenziöse Zustutzungen von Agenturen aus der ganzen Basler Konferenz eine blosse antimilitaristische Zusammenkunft wurde. Vielleicht war daran auch der Umstand schuld, dass man am Schluss eine Resolution fasste, die sich allerdings nur auf das Militärproblem bezog und übrigens meines Erachtens auch nicht sehr glücklich formuliert ist. Nun ist mir der „Antimilitarismus“, wie man weiss, wichtig genug, aber er ist nicht die religiös-soziale Bewegung. Diese ist sowohl weiter als tiefer und es wird gut sein, wenn dies noch deutlicher zur Geltung kommt — gut sowohl für die Bewegung als Ganzes, wie für den „Antimilitarismus“ selbst.

Möchten die zwei Baslertage gesegnet sein! Basel ist ein zäher und dorniger, aber treuer Boden. L. R.

Zur Weltlage

Vom religiösen Sozialismus.

1. Ein Brief von Hendrik de Man.[1]

Liebe Genossen!

Ich hatte gehofft, Ihrer Einladung Folge leisten und dem Kongress von Le Locle beiwohnen zu können. Zu meinem grössten Bedauern muss ich darauf verzichten, weil es mir in diesem Augenblick körperlich unmöglich ist, von Hause abwesend zu sein. Ich bitte Sie, mich bei Ihrem Komitee zu entschuldigen und meine Wünsche für das Gelingen des Kongresses zu übermitteln.

Ich glaube, dass der Bewegung, der Sie versuchen möchten mehr Zusammenschluss zu verschaffen, eine äusserst notwendige Aufgabe zugefallen ist. Sie schöpft ihre Kraft einerseits aus den innerlichen Motiven des religiösen Glaubens, anderseits aus dem sozialistischen Willen, der ja nichts anderes ist, als die Anwendung der christlichen Ethik — ich meine sogar, der Ethik überhaupt — auf die Gestaltung des sozialen Lebens.

[1]) Der folgende Brief ist in französischer Sprache von Hendrik de Man an den Kongress für religiösen Sozialismus in Le Locle gerichtet worden. Wir übersetzen ihn aus „L'Espoir du Monde“. Gewiss überdenken unsere Leser gern diese Aeusserung des bedeutenden Mannes zu dem religiös-sozialistischen Problem. Die Red.

Dass diese beiden grossen Strömungen, deren gemeinsames Ziel ist, auf dieser Erde das grösstmögliche Mass von sozialer Gerechtigkeit und Solidarität unter den Menschen und Völkern zu verwirklichen, sich zusammenfinden, erscheint mir immer mehr als die unentbehrliche und dringende Vorbedingung für das Heil der durch den Mammonismus und den Nationalismus bedrohten Menschheit.

Aber wenn Sie diese Aufgabe erfüllen wollen, dann genügt es, meine ich, nicht, dass die religiösen Sozialisten in ihren Kirchen Christen sind wie die Andern und in ihren Parteien Sozialisten wie die Andern. Der religiöse Sozialismus — oder genauer der religiös inspirierte Sozialismus, denn der Sozialismus bedeutet ja als Ganzes eine religiöse Angelegenheit — muss dann etwas Anderes sein, als die Addition zweier Verbindungen: eines Werbens für die Religion in den sozialistischen Parteien und einer sozialistischen Propaganda in den Kirchen. Wenn er nur das wäre, dann fürchte ich, dass er niemals etwas Anderes sein könnte, als eine kleine Sekte, die auf beiden Seiten als Fremdkörper empfunden würde und der das Schicksal drohte, zwischen den konfessionellen Gruppierungen, die sich fast nur mit der Verkündigung rein geistiger Wahrheit abgeben, und den sozialistischen Gruppierungen, die in der Verwirklichung materieller Verbesserungen aufgehen, zur Ohnmacht verdammt zu sein. Dann liefe der religiöse Sozialist Gefahr, dort zu predigen, wo es gilt zu kämpfen und dort zu kämpfen, wo es gilt, zu predigen. Und da die Predigt, die nicht mit dem Kampf verbunden ist, dazu führt, dass die Mehrheit der Kirchen, wenn nicht aktive Stützen, so doch wohlwollende Wächter für das ruhige Gewissen der Nutzniesser des sozialen Unrechtes werden, so würde der religiöse Sozialismus zuletzt durch den Konflikt zwischen denen, welche den Sozialismus wollen und denen, welche ihn nicht wollen oder doch glauben, sich an ihm desinteressieren zu können, erdrückt werden.

Ich meine, dass umgekehrt, damit die Vereinigung der religiösen und der sozialistischen Kräfte stattfinden könne, beides nötig sei: eine bessere Religion und ein besserer Sozialismus. Es ist auf der einen Seite notwendig, dass das Christentum sich fähig zeige, durch Taten die Fehler der Kirchen gutzumachen, die seit Jahrhunderten dem Kapitalismus und dem Nationalismus als Stützen gedient haben — dass es zu Handlungen wirksamer Solidarität mit der Arbeiterklasse anfeure, die für ihre soziale Befreiung und die Gewinnung ihrer Menschenwürde kämpft; und es ist auf der andern Seite notwendig, dass der Sozialismus der Gefahr entgehe, die ihm gegenwärtig droht, in dem stillschweigenden Verzicht auf seine höhern Ziele zu Gunsten vorübergehender Interessen und auf den Geist zu Gunsten der Materie Schiffbruch zu leiden. Es ist notwendig,

dass die Arbeiterbewegung, statt bei einem neuen Kleinbürgertum und einer neuen Bureaukratie anzulangen, jenes Feuer einer grossen Bewegung der Revolte und sittlichen Erneuerung bewahre, von dem sie in ihren Anfängen beseelt war; es ist notwendig, dass sie gegen den Kapitalismus kämpfe, nicht bloss, um sich einen grösseren Anteil an dessen vermeintlichen materiellen Vorteilen zu erobern, sondern um die Menschheit von der Herrschaft des Geldes, der Gewalt, der Lüge und der Ungerechtigkeit zu befreien.

Es würde darum wenig nützen, wenn man versuchte, die Christen dazu zu bringen, dass sie Sozialisten, oder die Sozialisten, dass sie Christen würden, ohne zuerst dafür zu sorgen, dass die Christen bessere Christen und die Sozialisten bessere Sozialisten werden: bessere Christen, weil sie auch Sozialisten sind, weil ihre Religion ihnen sittliche Verpflichtungen auferlegt, welche über die Ansprüche an das individuelle Verhalten hinausgehen und Forderungen der Gerechtigkeit an die sozialen Einrichtungen begründen; bessere Sozialisten, weil sie Christen sind, weil ihr Sozialismus sich nicht auf den Wunsch beschränkt, für die eigene Klasse mehr Wohlstand und Macht zu erobern und dadurch die Ungleichheit der Verhältnisse zu beseitigen, sondern die Verwirklichung einer höhern sittlichen Ordnung sowohl im individuellen als im sozialen Leben in sich schliesst.

Ich meine, dass die Zukunft der Bewegung, die Sie vertreten, von Ihrer Fähigkeit abhängt, diesen doppelten Zweck zu verwirklichen, indem Sie an der Erneuerung der Religion durch den Sozialismus und des Sozialismus durch die Religion arbeiten.

Wird Ihnen das gelingen? Ich gestehe für meine Person, dass ich es nicht wage, auf diese Frage eine entschiedene Antwort zu geben. Es ist in mir auf der einen Seite zu viel von natürlichem und leidenschaftlichem Optimismus der Hoffnung, und auf der andern Seite zu viel Skeptizismus in bezug auf die religiöse Erneuerungsfähigkeit der konfessionellen Einrichtungen, als dass ich einfach zu sagen wagte: „Ich weiss, dass es gelingen wird!" Das aber weiss ich, dass es versucht werden muss. Wir müssen wollen und wagen; das Uebrige hängt nicht von uns ab. Und ich glaube zu wissen, dass der Erfolg Ihrer Bemühung sich an dem Wert der neuen Kräfte, die er der sozialistischen Bewegung zuführt, messen lässt. Der religiöse Sozialismus wird siegen, wenn die religiösen Sozialisten sich in den konkreten Aufgaben des gegenwärtigen sozialen Kampfes als Sozialisten erweisen, die überzeugter, sicherer, energischer, opferbereiter sind, als sie es ohne ihren religiösen Glauben wären. Es sind nicht die religiösen und sittlichen Grundsätze, auf die Sie sich berufen (diese haben schon zu oft dazu gedient, die schlimmsten Ungerechtigkeiten und die schlimmsten Niederträchtigkeiten zu bemänteln), es ist vielmehr die Kraft

der durch diese Grundsätze erzeugten sozialistischen Taten, welche die Echtheit und den Wert Ihres Glaubens und Wollens beweisen wird.

Ich wäre gern Ihren Aussprachen gefolgt, um mir von Ihrem Ringen um eine religiöse Erneuerung — dessen Energie ich kenne — Rechenschaft ablegen zu können. Ohne Zweifel hätte ich viel gelernt, besonders in bezug auf die Rückwirkung der sozialen Forderung auf die Fassung der christlichen Lehre. Als Einer, der stets ausserhalb des Bereichs der konfessionellen Religiösität gelebt hat und der das Christentum selbst nur für einen fragmentarischen und unvollkommenen — wenn auch zweifellos überlegenen — Aspekt einer umfassendern Wahrheit hält, der die Menschheit sich entgegen bewegt, hätte ich allerdings nur die Rolle eines Zuhörers spielen können. Aber ich hätte mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit alle Aeusserungen religiöser Impulse verfolgt, die fähig sein könnten, die Probleme zu lösen, vor denen der materialistische Sozialismus sich mehr und mehr ohnmächtig erweist und so den Sozialismus durch den Zustrom neuer geistiger Kräfte zu beleben.

Umgekehrt hätte ich jedenfalls versucht, Ihnen zu sagen, wie sehr die sozialistische Bewegung diese Kräfte nötig hat. Und ich hätte versucht, zu zeigen, warum es von der Wirksamkeit dieser Erneuerungsarbeit abhängt, wie die Zukunft den Wert Ihrer religiösen Ueberzeugungen beurteilen wird — wie sie ja jeden Glauben nicht nach der Wissenschaft oder Beredsamkeit ihrer Verkündiger beurteilen wird, sondern nach der Kraft, die er denen eingehaucht hat, welche arbeiten und kämpfen, um so viel als möglich von seinen sittlichen Forderungen hienieden zu verwirklichen. Denn heute hängt die Zukunft der Menschheit vom Sozialismus ab, der Sozialismus aber wird zugrunde gehen oder leben, je nachdem, ob er zu einer einzig durch die Interessen eines kollektiven Egoismus geleiteten Bewegung entartet, oder ob er sich Kraft und Leben stets von neuem an der einzigen Quelle aller Bewegungen holt, deren geistiger Impuls den materiellen Erfolg zu überdauern vermag: dem unbedingten Glauben an die Bestimmung der Menschheit, nach der Verwirklichung eines Zieles zu streben, das grösser ist als sie selbst.

Mit meinen besten Wünschen für das Gelingen Eures Kongresses und dem Ausdruck brüderlicher Sympathie für seine Teilnehmer, besonders für Ihren Pionier Paul Passy, den ich verehre, bleibe ich

Ihr ergebener

H. de Man.

2. Ein Brief von Romain Rolland.

Romain Rolland hat auf eine Einladung zum Kongress von Le Locle hin an Edmond Privat folgenden Brief gerichtet, über den wir uns herzlich freuen dürfen:

Villeneuve, 24. August 1928.

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihren Brief und drücke Ihnen meine herzliche Sympathie für das Werk aus, das Sie in Le Locle zusammenführt. Ich glaube, es sei für die Welt unbedingt nötig, dass vor und über dem Fortschrittspfad und den sozialen Kämpfen die Fakkel der Seele leuchte. Wenn Marx insofern recht gehabt hat, als er das eiserne Gesetz eines ökonomischen Materialismus enthüllte, das die Entwicklung der menschlichen Gesellschaftszustände beherrscht, so ist es nicht weniger männlich und wahr, diesem Gesetz gegenüber die heroische Freiheit des Geistes zu betonen, die sich dieser brutalen Notwendigkeit entgegenzustellen wagt und dies auch mit Erfolg zu tun vermag, es durch das Genie seines Willens ebenso zu bekämpfen und zu biegen, wie er das mit den Gesetzen der Natur tut. Das ist ein gewaltiges Heldenepos, dessen Ausgang ja immer ungewiss ist, aber doch zum Teil von unserer eigenen Tatkraft abhängt.

Alles, was diese zu unterhalten und unsere Kraft zum persönlichen Opfer für die Sache Aller zu vermehren imstande ist, bedeutet die Organisation des Sieges!

Es lebe die Seele!

Ihr Romain Rolland.

3. Das Wort Gottes und die Wirklichkeit.

Vorbemerkung: Wir freuen uns, als Ergänzung zu dem im Juli/Augustheft veröffentlichten Vortrag von Pfarrer Trautvetter über „Das Wort Gottes und die Wirklichkeit“ nun auch die Thesen des Referates von Pfarrer Thurneysen über das nämliche Thema bringen zu dürfen. Sie zeigen, wie trotz gewisser Unterschiede, vielleicht noch weniger in der Theologie selbst, als in der Einstellung zur Theologie oder vielleicht, besser gesagt, in der Methode der Verkündigung und Verwirklichung, doch die beiden Hauptrichtungen dessen, was man einst „religiös-soziale Bewegung“ nannte und was man ja heute nennen mag wie man will (auf den Namen darf man doch kein Gewicht legen!), in ihrer Stellung zum sozialen Problem wenigstens in der Schweiz grundsätzlich einig sind. Denn wer unter uns würde diese Thesen von Pfarrer Thurneysen nicht gerne unterschreiben? Die Red.

1. Evangelische Verkündigung legitimiert sich dadurch als vollmächtige Rede von Gott, dass sie zugleich vollmächtig vom Menschen redet und seinem Leben, so dass sie in dieses Leben eingreift und es wandelt. Tut sie dies nicht, so ist sie bloss leeres religiöses Gerede. Unsere Not ist, dass wir dieser vollmächtigen

Rede entbehren. Das Leben verlangt nach Gott, Gott will ins Leben eingreifen, das gewöhnliche Reden der Kirche aber steht in blosser religiöser Erbaulichkeit ohnmächtig in der leeren Mitte zwischen Gott und dem Leben.

2. Der Grund dieser Not liegt darin, dass unser religiöses Reden nicht in der rechten, der gottgewollten, der lebenschaffenden Beziehung zur Bibel steht. Unser Verhältnis zur Bibel gleicht dem der Schriftgelehrten und Pharisäer, deren Religiosität eben auch gekennzeichnet ist durch mangelnde Nähe zum Leben des Menschen.

3. Die Bibel recht verstehen heisst sie verstehen als Gottes an uns sich richtendes lebendiges Wort. Nur wo Gott selber redend zu uns tritt, ist der Mensch wirklich angeredet, erfasst und bewegt in der Ganzheit seines Lebens. Das freilich ist nicht Menschenwerk, sondern das Werk des heiligen Geistes, um das wir nur immer neu bitten können.

4. Wir könnten aber nicht darum wissen, wenn wir nicht selber schon von diesem Gotteswort angeredete und getroffene Menschen wären. Gott hat gehandelt auch an uns, und es gilt, diesem Handeln Gottes wirklich Stand zu halten, Raum zu geben. Das ist unser Tun. Konkret besteht es in einer durch Gottes Wort gewirkten wirklich beteiligten Zuwendung zum Leben des Menschen, und das heisst zum Leben des Nächsten, und das wird bedeuten in einem Ablassen von allen uns vom Nächsten trennenden Ideologien, in einem Herabsteigen von jeder selbstgewählten Höhe eigener Gerechtigkeit, in einer wirklichen, täglichen Busse.

5. In der heutigen Lage ist diese Busse ein Sich-Erschütternlassen in der durch das Wort „Bürgerlichkeit" am besten bezeichneten eigenen Lebenssicherheit, ein Solidarischwerden mit der Not der unbürgerlich, der in der Bedrängnis materieller und geistiger Not lebenden Schicht des eigenen Volkes, in einem Sich nicht mehr besser Wissen als die sündige Welt, in einem Rechnen auf das Erbarmen Gottes mit dieser Welt, in jener Lindigkeit und wirklichen Liebe, worin Bergpredigt und Paulus übereinstimmen.

6. Würden aus dieser Busse heraus die konkreten wirtschaftlichen, sozialen und politischen Fragen in Angriff genommen, so würden sich Lösungen zeigen, die wir heute noch nicht kennen.

4. Die religiös-sozialistische Erklärung.

Der Wortlaut der am Ende der Tagung von Le Locle angenommenen Kundgebung des Kongresses ist in der deutschen Uebersetzung folgender:

Erklärung der religiösen Sozialisten.

„Die in Le Locle zu einem internationalen Kongress zusammengekommenen Anhänger verschiedener Glaubensbekenntnisse erkennen, daß das religiöse Gewissen weder den Krieg noch die soziale Ungerechtigkeit ent-

schuldigen und zulassen kann, die aus dem kapitalistischen, auf den Kampf um den Vorteil des Einzelnen, auf dem Profit aufgebauten Regiment entspringen. Sie sind überzeugt, dass der Sozialismus eine vom Geiste Gottes gewollte Bewegung zur Vernichtung dieser Ungerechtigkeiten ist.

Sie fordern ihre Glaubensgenossen in der ganzen Welt auf zur Teilnahme am Kampf des internationalen Sozialismus für allgemeine Abrüstung und für eine gerechte und brüderliche Wirtschaftsordnung, die den Ertrag der Arbeit aller allen zugute kommen lässt.

Der internationale Kongress der religiösen Sozialisten stellt ausdrücklich fest, dass die religiös-sozialistische Bewegung ein Teil der gewaltigen sozialistischen Bewegung überhaupt ist.

Die religiösen Sozialisten nehmen in allen Ländern an dem Kampfe teil, den das Proletariat gegen die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung führen muss und eine bessere, der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit mehr entsprechende Ordnung der Menschen untereinander. Sie wissen, dass in diesem Ringen um die neue Ordnung neben den politischen und wirtschaftlichen Kampf eine sittlich-religiöse Vorbereitung der neuen Gesellschaft treten muss.

Diese seelische Erneuerung der menschlichen Gesellschaft, diese innerste Vorbereitung der Gemeinschaft in der sozialistischen Ordnung ist die besondere Aufgabe der religiösen Sozialisten innerhalb der Arbeiterbewegung.

Die religiösen Sozialisten rufen alle Männer und Frauen auf zur entschlossenen Mitarbeit an dieser grossen und herrlichen Aufgabe."



Rundschau

Nach zehn Jahren. Die zehn Jahre, die seit dem letzten Kanonenschuss des Weltkrieges vergangen sind, bedeuten zunächst bloss eine Kalenderzahl. Doch hat es immerhin einen guten Sinn, wenn wir nun von diesem Zehnjahrabstand aus einen Augenblick auf jene Tage ungeheuren Erlebens zurückschauen. Denn das rasche Vergessen ist ja eine unserer grossen Gefahren.

Es sind zunächst Gefühle der Enttäuschung, die uns ob dieser Erinnerung erfassen. Welche Weltwende schien damals erreicht, als Schlag auf Schlag die Nachrichten kamen vom Sturz der Kaiser- und Königsthrone, von der Aufrichtung sozialistischer Republiken an ihrer Stelle! Welche Hoffnungen schwellten die Brust, als Wilson übers Meer herüberkam, wie ein Messias begrüsst. Demokratie, Sozialismus, Völkerbund, Weltfriede stiegen in glänzenden Visionen über der gequälten Menschheit auf, ein Hauch erfüllter Verheissung zog wie Frühling über die blutbedeckte Erde: „Nun muss sich alles, alles wenden." In mächtiger Bewegung war die ganze Welt des Geistes nicht weniger als die politische und soziale. Alles war möglich. Jede lang gehegte, vielleicht lang unterdrückte Regung der Sehnsucht kam ans Licht. Aus dem Chaos stieg die neue Welt empor.

Und heute?

Kaum können wir die Stimmung jener Tage mehr verstehen. Sie erscheint beinahe als Rausch und Traum. Jene Tage und die Jahre, die darauf folgten, wurden zur zuletzt schweren Tragödie. Die Verheissung war gross, aber viel zu klein die Menschen, um sie zu fassen — überall, überall waren sie zu klein, oft armselig klein. Und doch wäre gewaltige Grösse nötig gewesen, um das Gebot der Stunde zu verstehen und die Tragweite der zu treffenden Entscheidungen zu erfassen. Zwei Männer zeigten diese Grösse: Wilson und Lenin; der eine zerbrach an seinen Fehlern und noch mehr am „Widerstand der stumpfen Welt", der andere erlag den Dämonen, die er in seinen Dienst genommen. Im übrigen sanken die neuen Möglichkeiten, die aus der ungeheuren Erschütterung auftauchten und den Anfang neuer „schöpferischer Entwicklung" bilden konnten, wollten, unbenutzt in den Schoss des Werdens zurück. Für viele Zeitgenossen scheint der ganze Weltkrieg bloss ein Intermezzo zu bedeuten. Es tauchten aber, nachdem jene Möglichkeiten des Guten versunken waren, unerwartete Entwicklungen des Bösen auf: vor allem die Maschinisierung alles Lebens, eine Gier und Wut des Raffens und Geniessens und Sichbetäubens, eine unerhörte Gottlosigkeit in der Stellung zu den Grundfragen des Lebens, ein neuer Mammonismus und Militarismus, eine ganz ungeahnte Herrschaft des Gewaltglaubens und Gewaltwesens. Als die Menschen den Himmel, der sich auf sie herabsenken wollte, nicht zu fassen vermochten, öffnete die Hölle, die entfesselte, noch tiefere Abgründe als zuvor.

Dennoch! Dennoch!

Jene Tage sind nicht vergebens gewesen. Was damals als Verheissung und Möglichkeit auftauchte, ist nicht verloren. Es wird wieder kommen. Und die Welt ist doch anders als sie vor 1914 war. Spätere Geschlechter werden aus grösserer Entfernung und nachdem vieles klar hervorgetreten sein wird, was jetzt noch in grauer Morgendämmerung liegt, deutlich sehen, dass es doch eine Weltwende war. Und die Katastrophe ist ja nur ein Anfang, die Katastrophe, wie der Aufbau — es geht weiter, und das Grössere — in jeder Beziehung — ist noch vor uns. L. R.

Zur Chronik.

1. Die Wahlen.

Aus den Ereignissen der grossen und kleinen Welt heben sich diesen letzten Monat sehr deutlich die Wahlen hervor.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten ist so ausgefallen wie allgemein erwartet wurde. Aus all dem Drum und Dran und lauten Jahrmarktswesen einer solchen Präsidentenwahl heben sich diesmal doch einige grössere und ernstere Dinge hervor. Da ist die Frage der Prohibition, also des Verbotes der Herstellung und des Verkaufes von Alkohol in jeder (ausser der medizinischen) Form. Diese Frage hat auf alle Fälle eine grosse Rolle gespielt. Es wird behauptet, Smith habe dadurch, dass er sie aufgeworfen, seine Niederlage besiegelt. Er machte sich dadurch die Kirchen, deren Werk die Prohibition vor allem ist, und, wie es scheint, die grosse Mehrheit der Frauen, zu Gegnern. Das Letztere ist besonders interessant: auch bei uns sind viele gegen die politischen Rechte der Frauen, weil sie von diesen eine Stellung zu sozialethischen Problemen fürchten, die ihnen nicht passt. Jedenfalls hat das amerikanische Volk Gelegenheit gehabt, sich gegen die Prohibition auszusprechen, wenn ihm diese so verhasst war, wie das bei uns etwa behauptet wird; es hat dies aber mit starker Mehrheit abgelehnt. Interessant ist auch, wie sogar der „nasse" Kandidat ausdrücklich erklärte, von der Wiedereinführung des „saloon", also unserer „Wirtschaft", könne auf keinen Fall die Rede sein. Wenn wir auch nur einmal so „nass" wären! Ebenso beachtenswert ist, dass Männer wie Hoover und Ford die gewaltige Zunahme des amerikanischen Wohlstandes vor allem als Folge

der Prohibition betrachten. Man mag sich im übrigen zur Prohibition stellen, wie man will, so wird man sagen müssen: etwas Gewaltiges ist es doch, dieses radikale Ringen eines Volkes von 120 Millionen, des mächtigsten Volkes der Erde, mit einem der uralten Riesenübel, die die Welt verheeren. Eine Verheissung liegt darin doch!

Die andere grosse Frage, die sehr wesentlich mitspielte, war die der Religion. Auch wenn der katholische Kandidat als Präsident natürlich nicht imstande gewesen wäre, den amerikanischen Protestantismus ernstlich zu gefährden, so wäre seine Wahl doch ein gewaltiger Triumph der römischen Kirche gewesen; denn es ist zu bedenken, dass die angelsächsische Welt, trotz ihres bedeutenden Prozentsatzes von katholischen Bürgern, als Ganzes heute doch noch wie ein riesiger Block des Protestantismus dasteht und der ebenfalls riesigen Weltmacht Roms das Gegengewicht hält. Dass die Wahl diese Tatsache demonstrativ aufrecht erhalten hat, muss man im jetzigen Augenblick wohl gerade auch dann begrüssen, wenn man nicht konfessionell denkt. Denn wenn wir weiter wollen, zu einer Einigung der Christenheit in einer höheren Sphäre der Wahrheit, dann darf Rom nicht allzu mächtig werden.

Mit diesen Erwägungen soll natürlich nicht ein Loblied auf Hoover gesungen werden. Zweifellos hat zu seiner Wahl auch ein Umstand beigetragen, der uns wenig sympathisch sein kann: dass der Amerikaner erwartet, unter seiner Verwaltung werde die prosperity, das geschäftliche Gedeihen, das für Viele von ihnen zur Gottheit geworden ist, am ehesten gesichert sein.

Interessant ist auch, dass Hoover zu den Quäkern gehört. Als Versorger Europas (vor allem auch der Schweiz!) mit Nahrungsmitteln während des Krieges und nachher hat er sein Quäkertum bewährt. Nicht bewährt er es aber insofern er Militarist und Imperialist zu sein scheint. Man erkennt daran, dass auch die idealste Gemeinschaft ihre räudigen Schafe hat. Im übrigen sind immer Ueberraschungen möglich: auch ein Präsident kann ganz anders sein, als man erwartet hatte. Es bleibt immer Raum für Glauben und Hoffnung.

Dass der sozialistische Kandidat, Norman Thomas, diesmal besonders wenig Stimmen machte, lässt nicht auf einen Rückgang des Sozialismus schliessen. Wo es sich um Fragen handelt, wie die oben dargestellten, wirft der Wähler seine Stimme eben lieber in die eine der Wagschalen, statt sie bloss zu einer Demonstration zu verwenden. So war es in England, solange das Zweiparteiensystem herrschte. Aber wie rasch ist dort die Wandlung eingetreten, nachdem sie einmal reif geworden war.

Fast könnte es ein wenig lächerlich erscheinen, neben die amerikanischen

die schweizerischen Wahlen

zu stellen. Aber auch diese sind nicht ohne allgemeines Interesse. Zwar bedeuten sie, in dieser Beziehung den amerikanischen entsprechend, nicht die geringste Aenderung in der Qualität und den Machtverhältnissen unserer Bundesversammlung. Aber es sind in diesem Wahlkampf einige bedeutsame Züge hervorgetreten, die auch abgesehen von der Wahlzeit wichtig sind. Vor allem einer: dass der römische Katholizismus in seiner konservativen Form die Führung des Kampfes gegen den Sozialismus, und damit auf der bürgerlichen Seite überhaupt die Führung übernommen oder zum mindestens sie beansprucht hat. Das ist eine Teilerscheinung des allgemeinen römischen Vorstosses und allgemeinen Zerfalls des Liberalismus. Ob der Katholizismus dabei auf die Länge viel gewinnen wird, ist eine andere Frage. Wenn wirklich Professor Beck in Freiburg die Wahlbroschüre: „Soll der Sozi die Schweiz regieren?“ verfasst hat, so macht das weder ihm noch seiner Kirche Ehre, auch wenn man die Broschüre nicht gerade eine „Schmutzschrift“ nennen darf.

Daneben war interessant das Hervortreten einer protestantischen Rechten. Ihr entstammt die andere bemerkenswerte Wahlbroschüre: „Wider

den Strom. Solidarität gegen Sozialismus.“ Sie ist offenbar ein Manifest der neugegründeten „Eidgenössischen Vereinigung für reformierte Politik“. Diese wieder ist eine Frucht der sogenannten jungreformierten Bewegung, die den Anspruch erhebt, altreformierten Glauben und Leben unter uns zu erneuern. Wenn man die Broschüre im Lichte dieses Anspruches liest, dann muss vor allem ihre geistige Dürftigkeit auffallen. Erneuerung der Reformation bedeutet für diese Reformatoren offenbar — Erhaltung der Privatwirtschaft. Darauf läuft positiv die Schrift hinaus, während sie negativ einen Stoss gegen das Ueberwuchern der Staatsbürokratie bedeutet, der auf reformatorische Originalität wirklich auch nicht Anspruch machen darf. Ebensowenig zeigt der Schüleraufsatz über den Sozialismus, der einen Teil der Broschüre bildet, etwas von der Tatze Zwinglis oder Calvins. So reden Leute vom Sozialismus, die ihn bloss aus Broschüren (womöglich von Gegnern!) kennen. Das Stichwort von der „Solidarität“ entlehnen diese Reformatoren ausgerechnet Rom. Denn dort will man den Sozialismus durch den „Solidarismus“ bekämpfen. Dabei ist aber bezeichnend, dass die Solidarität viel weniger vom Arbeitgeber gegenüber dem Arbeiter, als vom Arbeiter gegenüber dem Arbeitgeber gefordert wird. Interessant ist endlich, dass diese Reformierten in bezug auf sozialreformerische Forderungen weit hinter Freiburg zurückbleiben.

Nein, so sieht eine neue Reformation denn schon nicht aus!

Wenn das alles festgestellt ist, darf man an diesem Manifest auch einiges Gute hervorheben. Einmal: Es ist durchaus anständig geschrieben. Sodann muss man das Recht des Vorstosses gegen das Ueberwuchern der Staatsbürokratie durchaus zugeben, auch wenn man die Abhilfe ganz anderswo sucht. Und endlich wendet sich auch diese Bewegung gegen das freisinnige Bürgertum und, soviel ich sehe, gegen den eigentlichen Kapitalismus, den man durch Patriarchalismus ersetzen möchte. Jenes ist auch bei der Freiburger Broschüre der Fall. Und das ist zu beachten. Ob ein Antikapitalismus, der den Segen von Bundesrat Musy hat, sehr ernst zu nehmen ist, mag man sich allerdings fragen.

Dieser Vorstoss des protestantischen und vor allem des katholischen Konservatismus ist aber jedenfalls des Nachdenkens wert. Es ist eine neue Konstellation.

Der Sozialismus, dem der ganze Ansturm gilt, beweist schon dadurch seine Lebendigkeit. Zwischen ihm (vor allem auch seinen höheren, „religiösen“ Formen!) und dem katholisch-protestantischen Konservativismus wird der grosse Zukunftskampf ausgetragen werden. Der Sozialismus tut gut, die Argumente, die man ihm während dieses Kampfes entgegenhält, wohl zu bedenken. Abgesehen von dem Stück Wahrheit, das in ihnen ist, zeigen sie, was seinem Siegeszug im Wege steht. Ueberhaupt hat er Anlass zur Besinnung auf sich selbst, denn wenn er sich auch ehrenvoll behauptet hat, so ist doch zu sagen, dass dies zu wenig ist. Die Lage war an sich für ihn ausserordentlich günstig; wenn seine Erfolge nicht grösser sind, so muss die Schuld an ihm selbst liegen. Stünde er anders da, so ginge es heute ganz anders vorwärts. Dem Sieg des Sozialismus steht heute nichts so sehr im Wege als — der Sozialismus!

Es sei noch hinzugefügt — und passt zum Vorstehenden — dass in

England

bei den Gemeindewahlen die Arbeiterpartei mit ungefähr 130 neuen Sitzen einen glänzenden Erfolg errungen hat, der ein gutes Vorzeichen für die nahenden Parlamentswahlen bedeutet.

2. Allgemein Politisches.

Es sei nun bloss in Stichworten auf allerlei Entwicklungen hingewiesen, die für die politische und sonstige Weltbewegung charakteristisch sind.

In Mexiko scheint ein guter Geist obenauf zu kommen. Der neugewählte Präsident, Protes Gil, ein Anhänger der Prohibition und einer neuen Erziehung, gehöre zu einer von bessern Idealen erfüllten Jugend. Es sei eine Periode der Versöhnung und des Aufbaues zu erhoffen. Der Verzicht des Präsidenten Calles auf Diktatur ist in diesen Zeiten eine Erquickung. — Auch in Südamerika rege sich neues geistiges Leben. — In Rumänien scheint die unter der Asche gärende Revolution nun als Wechsel des Regierungssystems eingetreten zu sein. Möge es mehr werden! Wie Mittel- und Südamerika bedarf dieser Osten Europas tiefer Aufwühlung durch Geist. — Vom Faschismus in Italien wird neuerdings wieder häufiger behauptet, es gehe mit ihm rasch der Katastrophe entgegen. Die Freisprechung der wegen dem Mailänder Attentat Angeklagten ist ein neues Argument für die Annahme, dass dieses von ihm selbst veranstaltet war, ein furchtbares Omen die Hinrichtung des „Kommunisten“ della Maggiore. In dem Handel mit der Schweiz wegen der Affäre Rossi hat Mussolini sich arge moralische Blössen gegeben. Er hat Tatsachen einfach abzuleugnen versucht, und dann doch die Segel streichen müssen. Mit dem schweizerischen Bundesrat muss man diesmal zufrieden sein. Es bleibt zwar der Vorwurf, dass wir von den Verhandlungen nichts erfahren durften, als sie im Gange waren (der Schweizer ist in politischen Dingen und auch sonst kein Draufgänger mehr, den man vorsichtig behandeln müsste!), aber seine Haltung ist nun fest geworden. Eine formelle „Genugtuung“ von Mussolini zu fordern, wäre kindisch. Alles kommt darauf an, wie es nun weiter geht. — Sehr erfreulich ist die Haltung der südtirolischen römischen Geistlichkeit, die für den Religionsunterricht in der deutschen Muttersprache eintritt, ohne den Zorn des Diktators zu scheuen.

In Deutschland ist an die Spitze der deutschnationalen Partei unter Verdrängung von Graf Westarp Hugenberg getreten, ein strammer Monarchist, Finanzmagnat, Herrscher über einen gewaltigen Zeitungskonzern. Also eine Verschärfung der Gegensätze. Wohl noch bedeutsamer ist der Kampf um die Neuordnung des Reiches: Zentralismus und Föderalismus ringen mit einander. — Der Föderalismus in Gestalt des Autonomismus oder Regionalismus scheint auch Frankreich immer mehr zu ergreifen. Das Elsass bleibt in Aufregung. Die Vorgänge um das Kabinett Poincaré herum beleuchten die Krise des ganzen Parlamentarismus, die auf einer Linie der Diktatur zudrängt. Der Versuch, die Kongregationen wieder in Frankreich zuzulassen, zeigt abermals das Vordringen des Katholizismus, und die rohe Verstümmelung des Denkmals von Combes, des Urhebers der „Laiengesetze“, durch die Anhänger der Action Française die Stärke der Leidenschaften, die im Spiele sind.

Alle diese Züge bedeuten ein neues Bild von Europa und der Welt: neue Fragen, neue Kämpfe, neue Perspektiven. Aus dem Ringen von Altem und Neuem wird wohl eine höhere Synthese hervorgehen, die aber als Revolution auftreten mag.

3. Der Kampf um die Befriedung.

Von der Bewegung auf die Befriedung der Welt hin ist nichts Besonderes zu melden. Der Kellogg-Pakt ist von etwa vierzig Staaten unterschrieben worden. Trotz allen Vorbehalten ist das doch etwas, was nicht ganz ohne Wirkung auf die Atmosphäre der Welt bleiben kann. Wichtig ist besonders der Beitritt Russlands. Denn damit ist dieses wieder tiefer in die Völkergemeinschaft hineingezogen. — Die Interparlamentarische Union hat auf ihrer Versammlung in Berlin ausdrücklich die „doppelte Moral“ verurteilt, die auf das Völkerleben andere sittliche Maßstäbe anwendet, als auf das Privatleben. — In Paris hat ein internationaler Kongress pazifistischer Journalisten stattgefunden. — Der deutsche Flieger Sachsenburg hat neulich erklärt, dass gegen den modernen Gaskrieg von der Luft her ein Schutz so unmöglich sei, als wenn man eine Ueberschwemmung durch

einen Zaun abwehren wollte. Nicht der Glaube und der Idealismus, sondern die Technik töte den Krieg. — Die entgegengesetzten Tendenzen fehlen aber nicht. Der englisch-französische Pakt bleibt trotz aller Indiskretionen der Hearst, Horan und Konsorten im Halbdunkel. Eine gewisse politische Konstellation (vielleicht bloss vorübergehender Art) scheint er immerhin anzuzeigen. — Die Bewegung der Minoritäten ist in einen inneren Zwiespalt geraten und wird von nationalistischen Tendenzen neuerdings zersetzt. — In Deutschland bedroht ein Landesverratsgesetz alle die, welche die geheimen Rüstungen ans Licht ziehen. Diese gehen weiter und werden immer weniger geheim. Das Los des Volksbegehrens betreffend den Panzerkreuzer ist ein betrübendes Zeichen. Es zeugt von einer Parteidisziplin der sozialdemokratischen Massen, die schwerlich als Aktivposten der Bewegung gegen den Krieg zu betrachten ist und daneben doch auch von einer gewissen Gleichgültigkeit der Volksmassen überhaupt gegenüber diesen Dingen, wenn nicht gar von einem gewissen „Wehrwillen". — Die englische Labour Party aber hat die völlige Abrüstung abgelehnt — natürlich, rechnet sie doch damit, bald die Regierung zu übernehmen.[1])

Bei uns in der Schweiz gehen die Dienstverweigerungen unaufhörlich vorwärts. Es standen vor dem Militärgericht in Lugano Alfred Bühler und vor dem in Basel Wilhelm Gitt. Unser Freund Bietenholz aber ist wegen seiner Weigerung, zur Inspektion zu erscheinen, von seinem regierungsrätlichen Chef mit Entlassung von seiner Stellung eines Amtsvormundes, die er auf eine anerkannt ausgezeichnete Weise ausfüllt, bedroht worden. Die Stellung zum Militär ist also das Kriterium für den Wert eines Bürgers! Dafür ist Wolfgang Schwemmer nun endlich frei. Man hat ihn als „dienstuntauglich" aus der Armee entlassen. Das ist wohl auch ein Erfolg des Kampfes, der für ihn geführt worden ist.

Die Dienstverweigerung ist in andern Ländern mit obligatorischem Militärdienst nicht weniger lebhaft als bei uns. In Holland sind stets Dutzende von Verweigerern in den Gefängnissen. In Rumänien hat man vor einiger Zeit einige Hunderte von Antimilitaristen verurteilt, von denen einige im Gefängnis Selbstmord begingen. Wir wollen diesmal aber nur die Nazarener in Jugoslavien ausführlicher erwähnen. Die Nazarener sind eine Gemeinschaft von besonders ernsthaften Jüngern Christi, die auf den bekannten Zürcher Pfarrer Fröhlich zurückgeht und in Osteuropa grosse Verbreitung besitzt. Sie lehnen das Schwören und das Waffentragen ab. Während des Krieges haben sie, wie man vernommen hat, viele Märtyrer gestellt. Ihrer achtzig sind im Februar 1927 in Jugoslavien zu zehn Jahren Kerker verurteilt worden. Infolge einer Intervention aus Völkerbundskreisen zum Schein begnadigt, sind sie sofort wieder aufgeboten und ins Zuchthaus geworfen worden. Und nun sind neuerdings ihrer achtzig wieder zu zehn Jahren Kerker verurteilt. Und das sind bloss einige Beispiele von dem, was diese Menschen seit vielen Jahren erdulden. Eine Hilfsaktion ist im Gange; mögen sich ihr viele anschliessen, deren Wort Gewicht hat. Die Gefängnisse des Balkans sind schrecklich!

Zum Problem der Dienstverweigerung nimmt Professor Förster in der „Menschheit" von Zeit zu Zeit Stellung. So neuerdings wieder (z. B. in Nr. 40). Ich habe den Eindruck, dass er darin zwiespältig sei. Auf der einen Seite ist ihm so gut wie uns andern klar, dass im Angesicht des Giftgaskrieges und des allgemeinen Satanismus, den ein neuer Weltkrieg bedeuten würde, ein absolutes Nein das einzig Mögliche sei, auf der andern Seite aber fürchtet er, dass auch die Dienstverweigerung, wie die Abrüstung, den Erfolg haben könnte, dass eines Tages ein wirklich entwaffnetes und wehrloses Frank-

---

[1]) Alle die drohenden Kriegsmomente werden sehr eindringlich in dem neuen Buch von Barthélémy de Ligt: Contre la nouvelle guerre, Verlag Marcel Rivière, Paris, dargestellt.

reich einem raffiniert bewaffneten Deutschland gegenüber stünde und dann die von ihm so bitter gehassten deutschen Militaristen und Nationalisten doch noch ihren Willen bekämen. Die Dienstverweigerung sei daher für Deutschland gut, wäre aber für Frankreich verhängnisvoll. Wir haben uns über dieses Problem der Dienstverweigerung und Abrüstung mit Förster schon gründlich auseinandergesetzt. Darum sei hier nur noch Eins bemerkt: Die Dienstverweigerung darf nicht nach realpolitischen Erwägungen fragen. Sie hat nur ein Recht, wenn sie aus dem Unbedingten stammt. Dieses aber übernimmt auch die Verantwortung für die Folgen. Es ist auch mächtiger als die deutschen Militaristen und Nationalisten.

Von der Stellung der „Zofingia“ zu den Dienstverweigerern ein andermal.

In der Schweiz gibt die antimilitaristische Lehrerbewegung immer wieder zu reden. Der zürcherische Regierungsrat Mousson versuchte im Auftrag der Offiziersgesellschaft vergeblich, das Mitgliederverzeichnis der antimilitaristischen Lehrervereinigung des Kantons Zürich herauszubekommen. (Wahrscheinlich wollte er den Mitgliedern eine Düte Bonbons zuschicken!) Im Kantonsrat darüber interpelliert, bemühte er sich, eine Definition der ‚Lehrfreiheit“ zu geben, die ihre Grenze schliesslich doch an dem hätte, was das regierende System jeweilen für die Erhaltung seines Staates für nötig erachtet.

Es sei hier nachgetragen, dass im September eine sozialdemokratische solothurnische Lehrervereinigung eine grosse Aktion veranstaltet hat. An neun Orten wurden gleichzeitig Vorträge über die Abrüstung gehalten, denen jeweilen 400—700 Personen aus allen Volksschichten beiwohnten, und die mit einer radikalen Abrüstungsresolution abschlossen. Solche Aktionen müssen anderwärts wiederholt werden. Es wird dafür an Gelegenheiten nicht fehlen.

4. Sozialismus und soziale Bewegung.

Auf der Jahresversammlung des deutschen Vereins für Sozialpolitik und des deutschen Soziologentages, die letzten September in Zürich (!) stattfand, erregte am meisten Aufmerksamkeit die Frage, in welchem Stadium der Kapitalismus sich gegenwärtig befinde. Sombart meinte, in dem des Alters, in einem gewissen Uebergang zu einer neuen Form. Denn er verliere immer mehr den Charakter der Privatwirtschaft und des individuellen Unternehmens, bekomme mehr kollektive, bürokratische Formen und begnüge sich mit einem sicheren Gewinn, statt vor allem einen hohen zu suchen. Begünstigt werde diese Entwicklung durch die Industrialisierung der bisher nur agrarischen Länder. Andere widersprachen, doch scheint uns sonnenklar, dass Sombart in der Hauptsache Recht hat: dass der Privatkapitalismus immer mehr kollektive, sozusagen staatliche Formen annimmt.

Daraus kann sich leicht die Lage ergeben, dass die konzentrierte Macht des Kapitals dem Staat als eine Art Staat, mit dem Anspruch auf Ebenbürtigkeit, wenn nicht gar Ueberlegenheit, entgegentritt. Das ist der Fall bei der Aussperrung von über zweihunderttausend Metallarbeitern in der Ruhrgegend. Hier missachtet die Schwerindustrie einen als verbindlich erklärten staatlichen Schiedsspruch, um zu zeigen, dass sie Herrin sei und sich vom Staate nichts sagen lasse. Sie scheint diese Aktion von langer Hand vorbereitet zu haben. Man wird dergleichen wohl noch mehr erleben. Ueber eine Million Arbeitervolk gerät so gerade zum Beginn des Winters in schwere Not. Es ist zu hoffen, dass, wenn der Kampf nicht bald beigelegt ist, die Solidarität der ganzen Welt, soweit sie nicht kapitalistisch ist, diesen Teil der Arbeiterschaft (dem übrigens auch viele „christlich-soziale“, d. h. katholische Arbeiter angehören) zu Hilfe komme. Andere grosse Kämpfe ähnlicher Art stehen für Deutschland in Aussicht, während in Polen der Generalstreik der Textilarbeiter von Lodz ein Erfolg gewesen ist, in England die Not der Bergleute immer sehr gross ist und die Zahl der Arbeitslosen eine Million

übersteigt. Diese ist übrigens in den Vereinigten Staaten infolge der Rationalisierung auf etwa vier Millionen angewachsen. (Die frühere Angabe von acht Millionen war wohl stets übertrieben.)

In der „Berner Tagwacht" fanden die letzten Monate Verhandlungen über die Abtreibungsfrage statt. Unser Freund Dr. Bernhard Lang vertrat mit einer Mannhaftigkeit, die man nur bewundern kann, als Arzt, Sozialist und Christ den Standpunkt, den auch wir für den allein sozialistischen halten. Er blieb freilich in der „Tagwacht" selbst recht isoliert, aber Eindruck hat er gewiss doch gemacht und hat manchem den Mut gegeben, auch so zu denken. Und es ist schon etwas, dass die „Tagwacht" ihm das Wort gibt, ohne ihm redaktionell entgegenzutreten.

Ebenso hat die „Tagwacht" im Oktober zwei Aufsätze gebracht, die sich über „Christentum und Sozialismus" anders äusserten, als man es dort gewohnt ist.

Wenn die volle Freiheit des Wortes und der Loyalität in den Fragen, die unter uns strittig sind, zur dauernden Regel würden, dann könnten wir innerhalb des Sozialismus das Schwert auf die Seite legen und die Kelle allein handhaben, was wir ja von Herzen gerne täten.

5. Kirchliches und Religiöses.

Das Zeichen der Reaktion, das manchen der in dieser „Chronik" berührten Erscheinungen aufgeprägt ist, tragen auch einige aus dem religiös-kirchlichen Leben, die dem Schreibenden aufgefallen sind.

An der Jahresversammlung des „Schweizerischen Evangelisch-kirchlichen Vereins" in Bern (23. und 24. September) hielt Professor Hadorn in Bern einen Vortrag „Zur kirchlichen Lage der Gegenwart, Rückblick und Ausblick", der sich wenigstens von dem üblichen Jahrhundert-der-Kirche-Optimismus freihielt, wenn er auch, wie es scheint, wesentliche Wahrheit vermissen liess. Andere Töne schlug dann offenbar ein Vertreter der „Jungreformierten", Pfarrer Jenni in Chur, an. Aus seinem Korreferat wird im „Kirchenfreund" (Nr. 21) folgender Passus in Form einer Berichterstattung, aber doch wohl getreu, zitiert: „Grund der Kirche ist das reale Erleben der Gottesoffenbarung in Jesus Christus, wie er uns im Gottesdienst geschenkt wird. Was bedeutet das nun im Praktischen? Dass wir nichts Neues suchen, sondern das eine alte Urchristliche wieder wagen mit der Fanatik der Liebe. Der Pfarrer wird dann nicht vor allem Lehrer, Sozialreformer, Freund, Kamerad — sondern Priester sein (nicht nach dem katholischen, sondern nach dem biblischen Begriff), Priester von persönlicher Frömmigkeit, homo religiosus, ein Eingeweihter (trotzdem eine theologische Mode solches verhöhnt und Frömmigkeit mit Sünde in einem Atemzug verurteilt). Es wird nicht zuerst ein allgemeines, sondern ein ganz besonderes, persönliches Priestertum entstehen, nicht eine Hochkirche, wohl aber eine Gemeinde der Heiligen, durch die die Kirche wieder gebaut wird." [Die Sperrungen sind von uns. D. Red.]

In diesen übrigens sehr unklaren Worten haben wir den Geist einer ganzen Richtung von jungen protestantischen Pfarrern vor uns. Zweierlei ist daran interessant: einmal, dass das nun „reformiert" sein soll — der Herr hat sich doch in der Kirchentüre geirrt und ist in eine protestantische Kirche geraten, statt dorthin, wo es solches Priestertum gibt; sodann dass das gar noch urchristlich sein soll — in welchem Neuen Testament mag er solche Dinge lesen?

Bezeichnend für den Geist dieser Generation ist auch das Urteil: „Die Religiös-Sozialen, die bei allem Ernst ihrer Verkündigung und Praxis wie die Täufer nur mit einem Ideal folgen, bei dem für die Notwendigkeit der Bekehrung kein Verständnis bleibt." Dass dieser junge geistliche Herr die Religiös-Sozialen nur aus seinen Heften oder einer Kirchenzeitung kennt (trotzdem er einen ihrer

besten Vertreter zum nächsten Kollegen hat), ist man ja bei dieser Generation gewohnt, sonst wüsste er freilich, dass die Bekehrung, die Umkehr, das Zentrum unserer Verkündigung ist; aber dass er von den Täufern das nicht weiss, ist schlimmer: denn die kommen im Examen vor! Kirchengeschichte schwach! (Note 4—5.) Von der „Fanatik der Liebe" merkt man in beiden Urteilen nichts, wohl aber von der Fanatik einer neuen, künstlich zurechtgemachten Orthodoxie, der Frucht einer Reaktionszeit.

Die Fundamentalisten, die in den Vereinigten Staaten das handfeste Pendant zu solchen Bewegungen bilden, haben beschlossen, in allen Staaten der Union, die eine Gesetzesinitiative haben — es sind deren zwanzig — Gesetze einzubringen, nach denen es in allen Schulen, die Universitäten inbegriffen, verboten ist, die Deszendenzlehre zu vertreten. Schon ist ein solches Verbot in Arkansas angenommen worden. Da haben wir nun die echte Ku-Klux-Klan-Theologie. Auch wenn man, wie der Schreibende, weder Darwinist ist, noch den Evolutionismus überhaupt für den Schlüssel zur Wahrheit hält, so ist das doch wirklich eine grobe Theologie, die zu solchen Mitteln greift und greifen muss.

In Debrecin in Ungarn fand ein Weltkongress „zur Verteidigung des Protestantismus" statt. Eine solche Vereinigung hätte einen guten Sinn, wenn sie noch den Zusatz wählte: „gegen die Protestanten".

Wovon noch viel zu sagen wäre!

Der Beschluss der anglikanischen Kirche, das revidierte Prayer-Book trotz seiner Verwerfung durch das Parlament dennoch einzuführen, weist wieder auf den Kampf zwischen Protestantismus und Katholizismus hin.

6. Kulturelles und Unkulturelles.

Amundsen ist nun also endgültig als das Opfer der faschistischen Nordpolexpedition zu betrachten. Es sind deren im ganzen etwa zwanzig. — Dr. Eckener hat zweimal den Ozean mit einem Zeppelin überflogen. „Grosses Weltereignis, Beweis von Deutschlands überlegener Berufung" — als ob es nicht eine Erniedrigung des deutschen Geistes wäre, zu tun, als ob solche technische Rekorde das Höchste wären, was er leisten könnte. Ein einziges Gedicht von Goethe ist hundertmal mehr wert, anders gesagt, damit man mich nicht gar für einen Aestheten halte: eine Nacht, die eine deutsche Frau am Bette eines Sterbenden in dienender Liebe verbringt, ist nach meiner Ueberzeugung vor Gott und wirklichen Menschen mehr wert, als eine Reihe von Zeppelin- und andern Ozeanüberquerungen.

Francesco Chiesa hat den schweizerischen Schillerpreis erhalten und man hat ihn in Zürich offiziell gefeiert. Regierungsrat Mousson und Bundesrat Motta waren dabei und haben gesprochen. Nun ist er wohl mehr als C. F. Meyer, Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf! Und jetzt, da sie offiziell protegiert ist, wird die Poesie unter uns wahre Orgien feiern.

Die Türkei will dafür das Frauenstimmrecht einführen — wohlverstanden: die Türkei!

7. Personalia.

Gestorben sind Professor Aulard, der bedeutende Historiker der französischen Revolution und Vorkämpfer des Pazifismus, dem es nicht vergessen sei, wie vornehm und tapfer er 1914 das Friedensmanifest schweizerischer Hochschullehrer begrüsste; General Perein, der aus einem Verbesserer der französischen Artillerie ein Antimilitarist geworden ist; Lansing, als Staatssekretär Wilsons Mitarbeiter, von dem er sich, wohl zu dessen Schaden und nicht ohne dessen Schuld, trennte. Vielleicht darf ich auch eine bescheidene junge Frau nennen, die in ihrem Kreise ein „Licht der Welt" war und deren Heimgang für uns Zürcher ein grosses Leid und für die Zukunft von viel Gu-

tem und Grossem einen schweren Verlust bedeutet: Frau Dr. Berchtold-Belart.

Dem einstigen Karmeliterpater, gewaltigen Prediger in Notre-Dame von Paris, Rebellen gegen Rom, Hyazinthe Loyson, einer der grössten Gestalten der christlichen Geschichte, ist in Genf zum Gedächtnis seines hundertsten Geburtstages ein Denkmal gestiftet worden.

13. November. L. R.

„Amerikanismus." 1. Nach der Zeitschrift „Harpers Magazine" haben die letzten Rekrutenprüfungen für die amerikanische Armee einen reissend schnellen physischen Verfall und ein nicht geringeres moralisches Sinken enthüllt. „Der mittlere Durchschnitt der Intelligenz des amerikanischen Volkes ist in den letzten zwanzig Jahren merklich gesunken." Dazu gesellt sich eine aufsehenerregende Vermehrung des Verbrechertums. Nur im Jahre 1923 sind 375,000 Personen verurteilt worden, und im Jahre 1925 war die Anzahl der Mordtaten auf die Bevölkerungszahl berechnet 25 mal so gross als in England.

2. Die Kokainsucht ist von Amerika nach Europa gekommen. Sie trat dort um 1885 zuerst auf. Nach neueren Statistiken werden in den Vereinigten Staaten jährlich 62,00 Kilo Opium, 76,000 Unzen (eine Unze c. 40 Gramm) Heroin und 150,000 Unzen Kokain verbraucht. Von Amerika aus sind alle diese Seuchen nach Europa gekommen und in raschem Zunehmen.

Warum?

Es sei bemerkt, dass die Reaktion auf den ganzen „Amerikanismus" wohl nirgends so energisch auftritt wie in — Amerika! Davon vielleicht ein andermal! (Die Angaben sind dem „Nouvel Essor", Nr. 22, entnommen.)

Männer und — Männer! 1. Auch ein Pazifist. Man erinnert sich des Professors Viktor Basch, der in Pruntrut jene Rede hielt, die sehr stark dazu beitrug, die Tagung zu einem Triumph aller Militärbegeisterten zu machen. Wir haben ihm damals in den „Neuen Wegen" einen Spruch gewidmet, den wir aus technischen Gründen im letzten Augenblick weglassen mussten. Das Auftreten dieses seltsamen Pazifisten in Pruntrut hat seither nicht aufgehört, von sich reden zu machen. Viktor Basch, der Professor der Philosophie ist, hatte sich den Scherz erlaubt, den welschen Lehrern, deren Bildung er offenbar niedrig einschätzte, das Märchen aufzutischen, alle nennenswerten Philosophen, mit einziger Ausnahme Kants, seien Verteidiger des Krieges gewesen. So ziemlich das Umgekehrte ist richtig: mit einziger Ausnahme Hegels und vielleicht Nietzsches hat nie ein nennenswerter Philosoph den Krieg als etwas Gutes erklärt. Viktor Basch ist Präsident der Französischen Liga für die Menschenrechte: zu den wichtigsten Rechten des Menschen gehört sein Anspruch darauf, dass man ihn mit Wahrheit bediene.

Basch wird von den wirklichen Pazifisten Frankreichs als solcher abgelehnt. Seine Art stiftet in der Tat viel mehr Schaden, als die der ehrlichen Militaristen.

2. Zur Tolstoi-Feier. Es ist schwer, einem grossen Toten beizukommen. Die Bolschewiki können natürlich Tolstoi nicht anerkennen, aber sie können ihn auch nicht gut bekämpfen. Dafür ist er dem roten Zarentum ebenso zu gross, wie er es dem weissen war. So laviert man denn hin und her. Man gibt Tolstois Werke vollständig heraus, aber man bestraft das, was diese Werke verkündigen; man überlässt Jasnaja Poljana den Nachkommen Tolstois, aber man sucht den Geist von Jasnaja Poljana zu unterdrücken, wo man nur kann. Und doch — Geist ist nicht dauernd zu unterdrücken: an der Tolstoi-Feier bei Anlass seines hundertsten Geburtstages kam es zu einer völligen Schilderhebung gegen die neuen Gewalthaber im Namen des Geistes und der Freiheit, und man hat nicht gehört, dass jene etwas dagegen zu tun gewagt hätten.

3. Professor Uhde in Zürich. Es gibt Neues unter der Sonne!

Ein katholischer Priester und Professor der Theologie, der im Schwurgerichtssaal von Zürich zweimal mit mächtiger Stimme ausruft: „Ich bin Dienstverweigerer!“ Das ist etwas Neues, fast Unerhörtes. Der gleiche Mann hat auch gegen den Kapitalismus Worte gesagt, die in solcher Schärfe wenig protestantische Theologen gesprochen haben. Und er steht nicht allein in seiner Kirche — ein Pater Straatmann, ein Professor Keller, ein Dr. Nikolaus Ehlen und viele, viele andere stehen neben ihm.

Wenn einmal ein solcher Mann aus der Mitte des militär- und staatsfrommen, die bürgerliche Welt tragenden römischen Klerus der Schweiz aufstünde! Sollten bei uns und anderwärts viele solche aufstehen, die protestantische Kirche als solche aber bleiben wie sie bisher war, dann dürfte schon sehr im Ernste eine „Vereinigung zur Verteidigung des Protestantismus“ nötig werden — wenn sie dann noch was nützte! Es hülfe dem Protestantismus keine noch so überlegene Theologie und reine Geistigkeit mehr.

Sicher ist bloss: es wird eines Tages so geredet werden — „von den Dächern“. (Matth. 10, 26 ff.)

Von Büchern

1. Julie Schlosser.[1])

Julie Schlosser ist, schon in reifem Alter stehend, fast plötzlich als Schriftstellerin unter uns erschienen, fertig und bedeutend, sofort mit reichen Gaben, den Früchten der Stille, uns beschenkend und die Kraft und Fülle der Persönlichkeit offenbarend. Für Viele ist es das „Mutterbuch“ gewesen, durch das sie ihnen bekannt wurde und nahe trat. Das ist nun auch sofort eine ganz eigenartige Erscheinung, dieses „Mutterbuch“. An der Hand der Mutter tritt die Tochter vor die grosse Welt der lesenden Menschen, sie führt die Mutter ein und wird selbst durch sie eingeführt. Mutter und Tochter erscheinen von Anfang an aufs engste verbunden, als Einheit. Wir erfahren, wie die Gräfin Lilla Rehbinder als Spross eines altadeligen baltischen Geschlechtes auf dem heimischen Boden heranwächst. Zwei Kreise des Erlebens treten auseinander und berühren sich auch wieder: ein dunkler Ring, das Schicksal der Familie, schwer, voll Not und Tragik, die Tochter, sobald sie herangereift ist, mit all der adeligen Kraft einer alten Rasse, Heldentum (im Sinne Carlyles) bewährend; daneben ein heller, das Kindheitsleben in Fynn, der Schule für die Töchter des Adels, genial geleitet, in eine Landschaft hineingestellt, deren Stille, Grösse und Glanz auch durch das Leben und Schreiben der Enkelin leuchtet. Dann verschmelzen sich die Kreise; die junge Lilla Rehbinder kommt nach dem Westen, übernimmt ein Erziehungsinstitut für vornehme, junge Damen in Mannheim, das später nach Karlsruhe verlegt wird. Sie entpuppt sich als geniale Erzieherin, vor allem durch die zeugende Kraft ihrer ganzen Persönlichkeit. Denn wenn sie immer nur „die Gräfin“

---

[1]) Es seien folgende Hauptschriften von Julie Schlosser genannt:
1. Aus dem Leben meiner Mutter.
2. Wir beide.
Diese beiden Bücher bilden eine Einheit.
3. Vom innern Licht. (Die Quäker.)
4. Der Opal.

Diese Bücher sind alle im Furche-Verlag, Berlin, erschienen. 1 und 3 sind in den „Neuen Wegen“ besprochen worden.

heisst, so ist dies offenbar viel weniger heraldisch, als psychologisch gemeint. Der Geburtsadel freilich verschafft ihr leicht auch den Glanz der Protektion, ja Freundschaft hoher und höchster fürstlicher Persönlichkeiten, dessen freundliche Strahlen bis in ihre letzten Tage fallen. Plötzlich aber lenkt die von Huld und Erfolg (wenn auch nicht ohne Schatten) Bestrahlte, freilich vor allem in eigenem Lichte Strahlende, aus all dem Glanze weg und wird die Frau eines Frankfurter Pfarrers mit sechs mutterlos gewordenen Kindern, dessen Lebenswerk vor allem die Arbeit an „gefallenen Frauen" ist. Eine höchst überraschende Wendung, über deren Sinn man aber recht nachdenken muss, um den goldenen Faden zu entdecken, der durch der Mutter Leben zu dem der Tochter führt und sich durch deren ganzes Werk zieht. Die geniale „Gräfin" mit dem ganzen Temperament ihrer Rasse und der ganzen Kraft ihrer von Gott her adeligen Seele tritt nun in den bescheidenen Dienst einer bürgerlichen Existenz und zugleich der den Aermsten helfenden Liebe Christi.

Die einzige Tochter dieses späten, innig glücklichen, aber bald durch den Tod des Vaters aufgelösten Bundes ist Julie Schlosser. Hier setzt der zweite Band des „Mutterbuches" ein. Darin nun tritt uns die Lebenstatsache „Mutter und Tochter" mit den Problemen, die darin liegen, auf eine Weise entgegen, die dem Buch, weit über den biographischen hinaus, einen allgemein menschlichen Sinn und Wert verleiht. Wir erleben — alles in äusserst delikater und doch zugleich freimütiger Darstellung — den Zusammenstoss der Welt der „Gräfin" mit der Welt des bürgerlichen Pfarrers, einen Zusammenstoss, dem freilich die Liebe die Schärfe nimmt. Dann machen wir die Entfaltung der Tochter mit, vor allem aber die Entfaltung ihres Verhältnisses zur Mutter, und auch die weitere Entfaltung der Mutter selbst. Man hat von dieser doch manchmal das Gefühl, als ob ihr Leben sich etwas ins Leere verliefe. Schatten, freilich nur zart angedeutete, fallen auch auf das Verhältnis von Mutter und Tochter. Es liegt auf der Hand, dass es nicht so leicht war, Tochter einer Mutter von so ausgeprägtem Charakter und so ursprünglicher und reifer Kraft der Persönlichkeit zu sein. Vor allem will es der Tochter nicht gelingen, in das religiöse Leben der Mutter einzulenken, das, nicht ohne einen gewissen Kontrast zu ihrer grossen und kraftvollen Natur, in den Bahnen eines innigen, aber doch etwas engen Pietismus verläuft. Die Tochter soll offenbar auf neuen Wegen das weiterführen, was im Leben der Mutter sowohl zu einem Abschluss, wie zu einem neuen Ansatz gediehen war. Eine gewöhnliche bürgerliche Existenz konnte nicht der Sinn dieses Mutter- und Tochterschicksals sein. Und der Pietismus genügte für die neue Phase dieses Schicksals nicht. Wie wird der Knoten sich entwirren?

Einen ersten Stoss nach dem Neuen hin bedeutet das Zusammentreffen mit Friedrich Naumann, der ja in Frankfurt seine prophetische, als solche dann zu rasch abgebrochene, Laufbahn begann. Naumann, selbst aus dem Pietismus (im weitern Sinne) hervorgegangen, weist über ihn hinaus, sozusagen in eine höhere Synthese des Pietismus und der heutigen Welt hinein. Und dann kommt der Krieg. Er trifft die Tochter als Lehrerin an der Mittelschule in Altenburg in Sachsen-Anhalt. Die Mutter ist immer mit ihr. Nun verschärft sich der Konflikt. Er wirft sich auf das Politische. Die Mutter denkt in den Kategorien ihrer Generation und ihrer Abstammung, zu der Tochter kommen, teilweise wieder durch Naumann vermittelt, neue Gedanken, die eine gewaltige Revolution bedeuten. Aber nun ist das in diesem letzten Teil des „Mutterbuches" herrlich und im hohen Stil der Tragödie versöhnend: aus hartem Seelenkampf und tiefer Verdunkelung des Lebens tritt die ganze Grossartigkeit der Natur der Mutter hervor, reiner, höher, leuchtender als je; sie segnet die neue Welt und segnet die Tochter für sie. Die Tochter aber zieht vom Grab der Mutter nach Berlin. Sie ist eine Sozialistin geworden. Der Adel des alten Geschlechtes und die Christusliebe, die

den „gefallenen Frauen“ diente, münden in diesen Weg ein, der zu einem neuen Adel und einer neuen Entfaltung der Christuswahrheit führen soll.

Aber diese neue Synthese gilt es noch zu finden. Julie Schlosser findet sie, nun ihren Weg allein weiter ziehend. Wir halten uns, da wir ja nicht eine Biographie wollen, hier bloss an das, was uns ihre Bücher sagen. Und da kommt nun zum „Mutterbuch“ zunächst das „Vom innern Licht“. Zwei Erscheinungen sind inzwischen neben dem Sozialismus und mit ihm als bestimmendes Erlebnis in das Leben der Tochter getreten. Zunächst und zuerst die Quäker. In ihnen erschien ja besonders für Deutschland und Oesterreich zum ersten Mal eine Vertretung der Sache Christi, die dem Kriege standgehalten hatte, vor allem eine Offenbarung der Liebe Christi in den Formen der heutigen Welt und für sie, verbunden mit höchster Freiheit des Geistes. Aber zu den Quäkern gesellte sich Blumhardt. Der Schreibende hat Grund zu der Annahme, dass sein Blumhardtbuch dieses Erlebnis vermitteln durfte. Und nun flossen für sie, ähnlich wie für manche Andern, die Wahrheit des Quäkertums und die Blumhardts in ein Strombett. Diese vereinigte Wahrheit aber wurde auch das, worin der Sozialismus seinen tiefsten Sinn gewann, worin er gewissermassen aufging. Wenn die Verfasserin von diesem Gesichtspunkt aus das Quäkertum darstellt, so entsteht daraus vielleicht weniger ein streng historisches, dafür aber ein lebendiges Bild, und nur lebendige Geschichte ist wirkliche Geschichte; und wenn sie der Anlage des Buches gemäss das, was Blumhardt und das Quäkertum unterscheidet, weniger herausarbeitet, so mag dies gerade zeigen, dass auch das Quäkertum seinem innersten Sinn und Wesen nach nicht eine abgeschlossene historische Erscheinung, sondern ein lebendiges Prinzip ist. Auf diese Weise ist jedenfalls das Lebendigste entstanden, was in deutscher Sprache über das Quäkertum geschrieben worden ist, ein Buch, das Vielen diese Sache — und auch Blumhardts Sache — erschlossen hat.

Julie Schlosser möchte nach dieser Skizze beinahe als „religiöse Schriftstellerin“ erscheinen. Das wäre aber doch ein einseitiges Bild von ihr. Es gehört vielmehr zu ihrer Eigenart, und erscheint dem Schreibenden auch als besonders wertvoll, dass diese von den tiefsten Fragen bewegte Frau durchaus eine (im guten Sinne also) weltliche Gestalt ist. Sie liebt die Welt, nicht jene Welt, von der Johannes sagt (1. Joh. 2, 15), dass wir sie nicht lieben sollen, sondern die Welt, die Gottes Schöpfung ist. Und sie ist Dichterin, nicht etwa Tendenzdichterin, Erbauungsdichterin, sondern einfach weltliche Dichterin, die aussprechen muss und kann, was das Menschenherz, sei's als Natur sei's als Gnade, bewegt. Und sie ist eine Frau, das will heissen, dass sie nicht bloss überzeugungsfroh und objektiv einer Sache dient, sondern vom Menschenwesen und Menschenlos auch auf persönliche Weise tief bewegt ist. Und welchen von uns bewegten diese nicht auch? So erzählt sie uns denn als Dichterin im „Opal“ vieles von ihrem individuellsten Los und Leben. Freilich alles nur in zartester Andeutung. Der „Opal“ ist ja das intimste ihrer Werke. Hier kommt zu einer Aussprache, was wir den Menschen in dieser Frau nennen könnten. Freilich so, dass dieses Menschliche mit dem grossen Element, worin ihr Leben ruht, im engsten Zusammenhang bleibt. Dieses Büchlein hat bis jetzt am wenigsten Aufmerksamkeit gefunden. Das erklärt sich vielleicht daraus, dass die meisten Leser den zarten, verbindenden Goldfaden darin, der den Sinn und Zusammenhang des Ganzen offenbart, nicht entdeckt haben. Dies aber mag damit zusammenhängen, dass heutige Leser dafür meistens keine Zeit und keine Seele haben. Denn es ist ein ganz unzeitgemässes Büchlein, ein Büchlein aus grosser Stille, ein Büchlein, von einem Menschen geschaffen, dem die Welt noch im Kleinen wie im Grossen voll Bedeutsamkeit ist, dem die Blume am Waldrand noch etwas sagt, trotzdem der Donner des Weltkrieges von ihm nicht überhört wird, dem das eigene Schicksal noch ewigkeitswichtig ist,

der aber vielleicht gerade darum frei ist vom subjektivistischen Krampf der heutigen Generation, und umgekehrt nur so sein kann, weil er davon frei ist. Merkwürdig: wenn man über diesem kleinen, feinen Buch an das „Mutterbuch“ denkt, dann stellt sich wieder eine Beziehung zwischen beiden her: es schaut einen der „Opal“ wie ein Bild aus vergangenen Tagen an, ein Bild von einem Adel und einer seelischen Feinheit, einem Gemütsreichtum und einer Innerlichkeit, wie unsere heutige Welt sie nicht mehr erzeugen kann. Und doch kein dieser Welt fremdes Bild: offenbar ist es die Aufgabe bestimmter Menschen, in Schmerzen das Beste einer dahingestürzten Zeit, einer Zeit, deren Grundlagen verfault sind, die aber einst eine reiche, edle Kultur der Persönlichkeit (im Sinne von Stifters „Nachsommer“) getragen, in die neue, besser orientierte, aber noch rohe und seelenlose, hinüberzutragen.

Der „Opal“ ist darum, diesem Titel entsprechend, ein Edelstein unter den Werken Julie Schlossers. Nach der Art des Edelsteins, der diesen Namen trägt, glänzt er in bescheidenen, zarten, aber doch tiefen und herrlichen Farbentönen. Besonders entfaltet sich darin eine Gabe, die der Verfasserin überhaupt ganz hervorragend eigen ist: die einer wunderbar klaren, bald zarten, bald mächtigen Naturschilderung. Aber die damit innig verflochtene Darstellung des seelischen Erlebens ist nicht weniger kostbar. Dass das Ganze nicht doch zu idyllisch und zu klein werde, steht am fernen Horizont dumpf rollend das Wetter des Weltkrieges. Stücke wie: „Seltsamer Sommer“ und „Im Schimmer der Jahreszeiten“ kommen mir wie wundervoll gearbeitete Kleinodien vor. Im „Kleinen Wunder“ (es handelt sich um ihre Lieblingskatze) liefert die Dichterin ein Meisterstück von Beschreibung eines tierischen Lebens und für die, die lesen können, noch etwas mehr. Zuletzt merkt man, dass der Opal die Seele eines Menschen bedeutet. Ich bin sicher, dass gerade die Unzeitgemässheit diesem Kleinod eine lange Dauer sichert.

So steht Julie Schlosser vor uns. Ihr Weg ist sicher noch nicht zu Ende. Der dies schreibt, erwartet von ihm neue Phasen, neue Synthesen, neue Verbindungen des Weltkindes und des Gotteskindes, letzte Reife und letzte Klarheit. Aber so wie sie dasteht, ist sie schon eine bedeutsame Gabe, für die man in dieser Zeit der Entseelung und Entpersönlichung innig dankbar ist. Ich habe mit Ausnahme des über den „Opal“ Gesagten wenig vom rein Literarischen ihrer Werke gesprochen. Das ist nicht meine Sache. Aber gesagt werden soll doch, dass alles lebendig, alles persönlich ist, nur ohne irgend ein falsches Hervortreten des Subjektiven, eben als natürlicher Ausdruck einer wohlgeprägten Persönlichkeit und eines Temperamentes, das seine Abkunft nicht verleugnet. Dazu alles gross und leuchtend, wie von Glanz und Weite der baltischen Heimat durchstrahlt, so wie ich es vorhin schon angedeutet. Vor allem aber, was mir fast das Edelste scheint: alles e i n f a c h, ganz ohne geniale Manier und Pose, alles echt. Schon darum ist Julie Schlosser in diesen unsern Tagen eine Erquickung. L. R.

2. Zwei Kalender.

Zwei sehr bemerkenswerte Kalender sind der von J. B. R u s c h herausgegebene „R e p u b l i k a n e r“ und „N e u e s D e u t s c h l a n d“, der Kalender der „Menschheit“. Beide dienen dieses Jahr der Friedenssache Im „Republikaner“ geschieht dies durch die Novelle, die Rusch selbst, der bekanntlich nicht nur ein hochbegabter Journalist, sondern auch ein hervorragender volkstümlicher Erzähler ist, beigesteuert hat. Sie ist betitelt: „Der letzte Reislaufstreit“ und schliesst an ein tatsächliches Ereignis des 18. Jahrhunderts an: die Geschichte des Pfarrers Zuberbühler in Teufen in Appenzell-Ausserrhoden, der sich einer Truppenwerbung für Frankreich aufs äusserste widersetzt, eine Art Aufstand im Volk erregt, dann aber, durch den „Widerstand der stumpfen Welt“ besiegt, mit einer Schar seiner Anhänger nach Karolina in den Ver-

einigten Staaten auswandert und dort eine neue, freiere Heimat gründet. Also sozusagen ein religiös-antimilitaristischer Roman aus dem 18. Jahrhundert, von dem Dichter, der ja als Appenzeller in der Darstellung heimischen Volkslebens, wie im Ausdruck eines christlich begründeten Pazifismus aus dem Vollen schöpft, sehr lebendig und anschaulich, oft ergreifend, erzählt. Schon um dieses Beitrags willen sollten viele zu dem Republikaner-Kalender greifen. Und einige Republikaner sollte es unter uns ja auch noch geben! Sonst könnte die Rede, die am Schlusse der Geschichte Pfarrer Zuberbühler seiner Schar und dem herbeigeströmten Volk von Arbon von dem Schiffe aus, das sie der Heimat entführen soll, hält und die den besten Artikeln des Johann Baptista Rusch ebenbürtig, ja eine Art Testament ist, sie wieder zu solchen machen.

Der Kalender enthält aber auch daneben noch viel Gutes. Ich nenne besonders die Biographie von Caspar Decurtins, der es sehr verdient, einer gewissen Vergessenheit entrissen zu werden. War er doch einst ein katholischer Sozialpolitiker von einer Statur, die heute wenigstens in der Schweiz nicht mehr gefunden wird.

„Neues Deutschland" hat die Abreissform. Für jede Woche ein Spruch oder mehrere und ein Bild, alles sehr gut ausgewählt, die Sprüche sich irgendwie auf die Friedenssache und was damit zusammenhängt beziehend; das Ganze eine ebenso finanziell wohlfeile als geistig wertvolle Gabe.

Der „Republikaner" ist bei Gasser u. Sohn in Rapperswil, „Neues Deutschland" im Verlag von „Friede und Recht", Wiesbaden, erschienen. Jener kostet 2 Franken, dieser 2 Mark 50 Pfennig.

L. R.

3. Eingegangene Bücher.

(Fortsetzung.)

A. Meyer-Steinmann: Aus Amt und Zeit. Paul Haupt, Bern.

Erich Foerster: Kirche und Schule in der Weimarer Verfassung. Friedrich A. Perthes, Gotha.

Georg Schott: Luther (einige Ideen etc.). Chr. Kaiser, München.

Zwingli-Kalender 1923. Friedrich Reinhardt, Basel.

Otto Baumgarten: Die Gefährdung der Wahrhaftigkeit durch die Kirche. Friedrich A. Perthes, Gotha.

Erich Stange: Vom Weltprotestantismus der Gegenwart. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

* **Martin Buber:** Das verborgene Licht. Rutten u. Löning, Frankfurt.

Charles Jung-Dartienne: Vers la Verité éternelle. Société Générale d'Imprimerie, Genève.

Hans Hartmann: Jesus, das Dämonische und die Ethik. Weisser Ritter-Verlag, Berlin.

Stanley A. Mellor: Jesus. Sechs Reden über modernes Christentum. Uebersetzt von Arthur Manuel Meyer. Alfred Töpelmann, Giessen.

Heinrich Hoffmann: Die Antike in der Geschichte des Christentums. Paul Haupt, Bern.

Otto Gilg: Die Messe. Dietschi u. Cie., Olten.

Emanuel Hirsch: Der Sinn des Gebetes. Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen.

Friedrich Heiler: Die Bedeutung der Mystik für die Weltreligionen. Ernst Reinhardt, München.

— Die buddhistische Versenkung. Ernst Reinhardt, München.

Paul Urner: Ein evangelisches Programm für die Gemeinde Arosa. Evangelische Buchhandlung, Chur.

Friedrich Hossmann: Die Waffen nieder! Gedichte. Pax-Verlag, Bern-Bümpliz.

Jean Jzoulet: Le Syndicat des Eglises et la Synthèse des Religions. Foie et Vie, Paris.

Jetzt und hier.[1])

Lukas 14, 16—24: Er aber sprach zu ihm: Es war ein Mensch, der machte ein grosses Abendmahl und lud viele dazu. Und sandte seinen Knecht aus zur Stunde des Abendmahles, zu sagen den Geladenen: Kommt, denn es ist alles bereit! Und sie fingen an, alle nacheinander, sich zu entschuldigen. Der Erste sprach zu ihm: Ich habe einen Acker gekauft und muss hinausgehen und ihn ansehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der andere sprach: Ich habe fünf Joch Ochsen gekauft, und ich gehe jetzt hin, sie zu besehen; ich bitte dich, entschuldige mich. Und der Dritte sprach: Ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen. Und der Knecht kam und sagte das seinem Herrn wieder. Da ward der Hausherr zornig und sprach zu seinem Knechte: Gehe schnell auf die Strassen und Gassen der Stadt und führe die Armen und Krüppel und Lahmen und Blinden herein. Und der Knecht sprach: Herr, es ist geschehen, was du befohlen hast; es ist aber noch Raum da. Und der Herr sprach zu seinem Knechte: Gehe aus auf die Landstrassen und an die Zäune und nötige sie, hereinzukommen, auf dass mein Haus voll werde. Ich sage euch aber, dass der Männer keiner, die geladen waren, mein Abendmahl schmecken wird.

Dies Gleichnis stellt an unsern ganzen geistigen Besitz — nennen wir ihn Idealismus oder Glauben, Begeisterung oder Anbetung — eine prüfende Frage. Es ist die Frage, ob wir nur deshalb glauben und begeistert sind, weil uns eine grosse Distanz trennt von dem, was wir glauben und anbeten, und ob wir nicht versagen würden, wenn das Grosse uns nahe käme.

Das Bezeichnende für diese geladenen Gäste ist dies, dass sie, solange das Festmahl noch ferne war, im Sinne hatten zu kommen. Sie hatten diese ihre Bereitwilligkeit entweder durch ausdrückliche Zusage oder dann durch die ganze Art, wie sie sich zu dem Herrn stellten, unmissverständlich kund gegeben, sodass der Herr glaubte, er brauche ihnen zur Stunde des Mahles nur noch zu sagen: Jetzt und hier! Kommt, es ist alles bereit! Dann aber geschieht das völlig Unerwartete: sie wollen nicht. Offenbar schaut die Sache sich in der Nähe anders an.

Wir brauchen nicht lange zu fragen, wer die Geladenen sind. Wer im Besitze einer Religion, eines Glaubensbekenntnisses ist, der hat sich als Freund des „Herrn" erklärt. Aber auch ausserhalb der Konfessionen, der Kirche, überall wo die Menschen Ideale vertreten, sind diese Geladenen, deren Reden und Benehmen eine Bejahung des Guten und Heiligen bedeutet.

Aber nun geht das Gleichnis vom Gastmahl ins Gericht mit diesem grossen, sehr allgemeinen Ja-Sagen, indem es darauf hin-

[1]) Predigt, gehalten bei Anlass der religiös-sozialen Konferenz in Basel am 5. Oktober 1928 in der Peterskirche.

weist, dass diejenigen, die zuerst und laut und unmissverständlich Ja gesagt haben, im entscheidenden Moment versagen können. Es ist ein Gleichnis, das gegen alle Phrase, alle Unnüchternheit, alle Schwärmerei, alle Kritiklosigkeit gerichtet ist, das aber auch mit allem geistigen Reichtum, aller Theologie, allem religiösen Besitz, allem Idealismus ins Gericht geht. Es sagt uns mit schneidender Schärfe, dass Christ sein nicht heisst, irgendwelchen geistigen oder geistlichen Reichtum besitzen — das Vorzugsverhältnis der Erstgeladenen zu dem Herrn — sondern dass es nur darin besteht: im entscheidenden Augenblick nicht zu versagen.

Das Verhältnis dieser geladenen Gäste zu dem Herrn war im Laufe der Zeit durch und durch unwahr geworden. Sie liessen es als ein Verhältnis unentwegter Zuneigung und Freundschaft erscheinen; sie täuschten ihn und sich selbst. Sie wussten nicht, wie wenig er ihnen bedeutete und dass sie so sehr von ihren eigenen Angelegenheiten ausgefüllt waren, dass sie darin keinerlei Störung mehr ertrugen. Offenbar hat sie etwas daran gehindert, dieses Verhältnis zu revidieren und eine ehrliche, klare Situation zu schaffen. Es war etwas in dieser Freundschaft, was ihrem Selbstbewusstsein und ihrer Eitelkeit schmeichelte; es fiel etwas von dem Glanz ihres vornehmen Freundes auf sie selbst, und solange diese Annehmlichkeiten mit keinerlei Gegenleistungen verbunden waren, hatte man keinen Anlass, sie aufzugeben.

Das ist ein Bild der Situation, die sich zwischen Gott und seinen Freunden herausbilden kann. Der Fehler, den wir begehen, ist offenbar der, zu vergessen, dass die Freundschaft für Gott eine Sache des Augenblicks der Entscheidung ist. Wir aber haben eine Freundschaft ohne Entscheidung zu konstruieren verstanden. Wir haben vor allem gemerkt, dass es schön und begeisternd ist, von grossen Dingen in einer allgemeinen Weise zu reden. Wir haben von dem berauschenden Getränk des Schwärmens trinken gelernt. Schwärmen ist das G e n i e s s e n des Grossen, des Heiligen und Guten. Aber dieses Geniessen ist nur möglich dadurch, dass wir den Charakter der Entscheidung beseitigen. Die Entscheidung aber liegt in dem grossen: „Jetzt und hier“, in dem „Kommt, es ist alles bereit“. Frömmigkeit müsste darin bestehen, dass wir unverwandt auf die Momente der Entscheidung warten. Fromm sein heisst wach sein, in Bereitschaft sein. Es heisst, sich die Entscheidung im Geiste nahe rücken. Wir müssen in einem beständigen Kampf liegen gegen den grossen Betrug der Distanz. Alles Grosse ist aus der Distanz schön, begeisternd, hinreissend, zur Anbetung zwingend. Diese Begeisterung und Anbetung, deren Geheimnis die Distanz ist, haben wir viel zu wichtig genommen. Wir haben sie gehegt und gepflegt, ausgebaut und heilig gesprochen. Wahre Frömmigkeit würde zurückhaltend sein, sie würde sich im-

mer wieder sagen, dass alle diese Verehrung und Anbetung vielleicht nichts ist, sie würde zitternd den Augenblick der Entscheidung ins Auge fassen. Dann würde die Gesundung kommen. Wenn der Augenblick der Entscheidung kommt, dann sinkt alles Unechte in sich zusammen. Wir sind sehr reich in unserer Begeisterung für die Liebe, für die Bruderschaft, für die Barmherzigkeit, für die Vergebung der Sünden. Aber wenn das „Jetzt und hier" kommt, wenn der Bruder vor uns steht, wenn der Beleidiger, der Feind, der Arme, der Sünder uns nahe kommt, wo ist dann die Begeisterung? Legt sich dann nicht Kälte um unsere Seelen wie ein Panzer? Dann sind wir arm an Güte und reich an Gewalttat, arm an Sündenvergebung und reich an Selbstgerechtigkeit und unversöhnlicher Gekränktheit. Wir finden unsern Idealismus nicht mehr; es ist nichts mehr da von dem grossen Reichtum, mit dessen Verkündigung wir unsere Kirchen erfüllt haben.

Dieser Sachverhalt tritt an e i n e m Ort am erschreckendsten zutage: in unserem Verhältnis zu Christus. Es ist eine der hoffnungslosesten Tatsachen der Weltgeschichte, dass es ein ungeheures System der Christus-Verehrung, des Christus-Glaubens, einen Reichtum von Christus-Mystik, Christus-Innigkeit, Heilandsliebe und Jesus-Begeisterung gibt — und dass all das, zu einem guten Teil, seine Existenz der grossen Distanz verdankt, die uns von ihm trennt. Aber gerade hier ist grösste Sicherheit, „unerschütterliche Glaubensgewissheit", selbstbewusste Begeisterung. Solange diese Sicherheit nicht erschüttert ist, sind die Kirchen der hoffnungsloseste Ort auf Erden. Wir müssen es einmal begreifen lernen, dass der Gedanke des Kommens Christi uns nicht mit Begeisterung, sondern nur mit Schrecken erfüllen kann, wenn wir wirklich fassen, was er bedeutet. Wie würde die Christenheit diese Probe bestehen? Was würde aus der Christus-Verehrung in ihren katholischen und protestantischen Formen werden? Würde überhaupt nur eine Ahnung seines Wesens da sein? Wenn das Kommen Christi, das einzige, das in Betracht kommt, das verborgene Kommen, das Kommen im Inkognito, geschähe, was würde dann sein? Wenn es sich darum handelte, ihn in der aufgeschlagenen Zeitung oder in irgend einer andern unmöglichen Gestalt zu erkennen, jetzt und hier; wenn es sich darum handelte, ihn zu finden, wo sein Name nicht genannt ist, und zu merken, ob er wirklich da ist, wo sein Name genannt wird? Das ist die grosse Entscheidung.

Das Gleichnis sagt uns sehr eindrücklich, dass es im entscheidenden Augenblick im Verhältnis der Menschen zu Gott grosse Ueberraschungen geben wird. Die Ersten werden die Letzten sein und die Letzten die Ersten. Wir wollen uns hüten, einen richtenden Gebrauch von diesem Gleichnis zu machen, und von uns aus, im Blick auf die heutigen Menschen, zu sagen: diese werden nicht

kommen, jene aber werden kommen. Ueber die, welche da schliesslich beim Gastmahl sitzen, wird nur das gesagt, dass es eine Klasse Hungernder, Dürstender, sehnsuchtsvoller Menschen ist. Es ist zu selbstverständlich, als dass es betont werden müsste, dass solche in allen Gesellschaftsklassen da sind. Aber wir sollen uns durch das Bedürfnis nach Unparteilichkeit nicht hindern lassen, zu sehen, dass Christus mit einem besonderen Erbarmen auf die Klasse der materiell Armen schaut. Auch in diesem Gleichnis lässt er eine Vision des Elendes an uns vorübergehen. Das Dasein einer Klasse unterdrückter, geschändeter, erniedrigter Menschen ist die grosse Wunde am Leibe der Menschheit, auf die Christus unablässlich hinschaut. Sind wir vielleicht zu geistig, um darauf hinzuschauen? Sollen wir nicht mit aller Kraft darnach trachten, unsere blassen Begriffe los zu werden und schauen zu lernen, unsere Seelen der Vision des Elendes zu öffnen?

Aber zurückhalten müssen wir mit dem Feststellen derer, die nicht kommen werden. Wir haben das Gleichnis missverstanden, wenn wir nicht gerade das begreifen, dass es von der grossen Ueberraschung redet. Es ist wohl eher Pflicht, für alle zu hoffen, als jemanden aufzugeben. Wir sollen für den Armen hoffen und den Reichen nicht aufgeben. Er kann im entscheidenden Moment seine Situation begreifen und kommen mit dem grossen Verlangen des Hungernden und Armen. So ist Zachäus gekommen, den niemand erwartete — als Jesus. Wer wird zu dem Fürsten des Friedens kommen? Vielleicht werden doktrinäre Antimilitaristen nicht kommen, aber Krieger, Generäle, vor deren Seele die Vision der Schlacht steht. Sie werden kommen vom Aufgang und Niedergang der Sonne. Sie haben nie an theologischen Erörterungen teilgenommen und werden dennoch das Kreuz verstehen. Oberflächliche werden kommen und in die Tiefe steigen und Trunkene werden nüchtern werden und alles begreifen.

Noch eines sollen wir auf uns wirken lassen, nachdem wir die Augenblicke der Entscheidung in ihrem Ernst und ihrer Schwere angeschaut haben. Das Gleichnis hält daran fest, dass es ein Kommen zu einem Festmahl, eine Entscheidung zur Freude ist; ist es nicht gerade darin ganz realistisch und nüchtern? Wo ist das sanfte Joch und die leichte Last, und wo schleppen die Menschen sich mit schweren Bürden? Wir sind die Mühseligen und Beladenen, darum sind wir geladen. Wenn wir unsere Häupter erheben und glauben könnten an die grosse Freude, die allem Volke widerfahren soll!

Paul Trautvetter.

Im Frauenheim.

Wart Ihr schon im Frauenheim? Im „Haus für alleinstehende Frauen“ meine ich, wie es nun auch in Basel erstehen wird und in andern Städten schon länger besteht. Es liegt meist an sonniger, aussichtsreicher Halde, hat nur sonnige Zimmer, Zentralheizung, Bad, alle Erleichterungen zur Führung eines kleinen Haushalts; die brutale Not, der Kampf der Armut um das tägliche Brot tritt nicht über seine Schwellen, denn nur einer relativ kleinen Oberschicht unter den erwerbenden Frauen ist sein Standard of life angepasst. Und doch liegt eine leise Tragik über diesem schönen, trefflich eingerichteten Haus!

Die Jugend allerdings, die auf leichten Füssen drinn treppauf, treppab läuft: junge Lehrerinnen, höhere kaufmännische Angestellte, Studentinnen und angehende Künstlerinnen in guten Verhältnissen, sie fühlt noch nichts von Tragik. Froh sind die einen ausgezogen aus der Heimat, um zu lernen; einsichtige, gute Eltern sorgen von ferne für ihr Kind, das lernen soll, die Schwingen zu brauchen, wie es einst nur der werdende Mann konnte. Oder andere haben sich — ihrem Können und tüchtiger Vorbildung vertrauend — losgerissen aus beschränkender Enge. Wer hat da heutzutage noch Hemmungen, wenn die „Forderungen der Persönlichkeit“ in Frage kommen und das Berufseinkommen ausreicht? Und sie alle freuen sich ihrer freien Arbeit; sie haben den Sport, Kunst-, Theater- und Bildungsinteressen, sind auch einem kameradschaftlichen Flirt nicht abgeneigt, und vor allem: sie haben die H o f f n u n g! Ihnen ist Haus, Heimat, Familie nicht ein verlorenes Paradies, sondern ein mehr oder weniger muffiges Nest, das ihnen zu eng geworden; jetzt sind sie ausgeflogen, freuen sich ihrer Freiheit und der Weite des Himmelsraumes, und wer wird sie hindern, sich wieder selber ein Nest nach ihren Wünschen zu bauen, wenn sie der Einsamkeit müde werden? Man kann sich ja Zeit lassen; das Heiratsalter ist längst von dreissig auf vierzig heraufgerückt.

Anders die A l t e n, jene Frauen und Jungfrauen, die heute die fünfzig überschritten haben. Auf ihre oft so schwachen, des Tragens ungewohnten Schultern drückt mit voller Wucht vielleicht die schwerste Last unserer Zeit: die H e i m a t l o s i g k e i t. An einer Wende der Zeiten sind sie geboren. Ueber ihrer Jugend standen noch die Worte: Heim, Familie. Dienende Arbeit in dieser Kleinwelt, dieser eigensten Frauenschöpfung war ihnen liebe, selbstverständliche Pflicht, die Familie gab ihnen Halt, Relief, Freude und Stellung. Mochten auch mannigfache Interessen diese Frauen vergangener Tage mit der Aussenwelt verbinden, mochte selbst aus Schaffensdrang oder um des Erwerbes willen ein Beruf erwählt werden, ihr Zentrum war und blieb die Familie, in der sie alternde

Eltern betreut, nachwachsende Geschwister gehütet. Und später wars entweder die eigene Familie, Mann und Kinder, oder Bruder- und Schwesterkinder, oder auch das Jungvolk, das sie —als Dienende vielleicht! — aufziehen halfen. Fest standen sie auf dieser nährenden, vertrauten Heimaterde, und mussten fühlen, dass sie auf einer langsam im Meer versinkenden Insel standen, die sie nicht länger tragen konnte und wollte.

Da ist der dienende Geist des Frauenheims: ein sehr intelligentes, alterndes Jüngferchen, praktisch, tüchtig, arbeitswillig, aber tief verbittert und darum nicht immer ganz leicht zu ertragen. Langsam errate ich ihr Schicksal aus hingeworfenen Worten. Jung ist sie bei neuvermählten Doktorsleuten in Dienst getreten; sie sah die Kinder geboren werden und aufwachsen, war ihnen — neben der liebevollen und tüchtigen, aber durch Hilfsarbeit im Beruf des Mannes stark beanspruchten Mutter — eine aufopfernde Pflegemutter, der keine Stunde zur Arbeit zu spät oder zu früh war. Ob in ihrer, jeder Probe gewachsenen Treue unterbewusst eine leise Neigung zu dem freundlich jovialen Doktor mitschwang, der Lines Arbeit vielleicht eher gerecht wurde als die aus reichem Hause stammende junge Herrin, wer möchte es sagen, und wer möchte es verdammen? Fast nicht zu vermeiden wars, wenn man die Schwächen der menschlichen Natur bedenkt, dass Line „warm wurde", z u warm wohl, dass sie sich als vollberechtigtes Familienglied fühlte und wohl auch in Dinge drein redete, die eine gebildete Frau nicht berührt hätte. Und anderseits, wer darf einen Stein auf die Herrin werfen, dass ihr — durch aristokratische Erziehung und frühe Selbständigkeit sehr ausgeprägtes — Herrenbewusstsein, ihr Feingefühl revoltierte, dass sie die alternde Magd fühlen liess, man könnte auch ohne sie fertig werden, wenn man auch zu anständig sei, ein so alterprobtes Verhältnis brutal zu lösen. Wer kann ganz die tiefe, grausame Bitterkeit ermessen, die unsere Line die Erkenntnis brachte: ich bin nicht unentbehrlich, ich gehöre nicht selbstverständlich und für immer dazu. Nun war die Lebensruhe dahin; tapfer wurde das unsichere Land verlassen, trotz freundlicher Anerbietungen der — im Grund sehr human gesinnten — Herrschaft. Line fand ihren jetzigen Posten, für den sie sehr gut taugt. In herzlich erwiderter Liebe hängt sie immer noch an den Kindern, die sie betreut hat, aber nie mehr mag sie das Haus betreten, dem sie dreissig Jahre ihres Lebens gegeben. „Ich glaubte, eine Heimat zu haben — und hatte nur eine Dienststelle." — — —

Und nun meine Nachbarin zur Linken. Ein stilles, fast schüchternes altes Mädchen mit einem freundlichen, unschönen Gesicht und sinnenden Augen, die einzig die guten Gaben des Geistes verraten, denen diese alternde Autodidaktin Brot und Stellung verdankt. „Es ist mir unfassbar, dass man Sie mit 14 Jahren aus der

Schule genommen, dass man Sie nicht von vornherein zu einem gelehrten Beruf bestimmte. Sie waren ja eigentlich prädestiniert dafür," so rief ich unwillkürlich, als mir Fräulein Anna in ungemein geistvoller Weise eine neue Dichtung analysiert hatte. „Was wollen Sie?" lächelte mein Gast wehmütig, „meinen lieben Eltern, den besten, die je ein Mensch hatte, kann ich daraus keinen Vorwurf machen. Meiner Mutter Welt war unser sonniges, in seiner Art vollkommenes Heim, dessen Aufgaben sie ihrer zarten Gesundheit wegen nicht ganz gewachsen war. Wie froh war sie, in der heranwachsenden Aeltesten bald eine gute Hilfe zu bekommen, und wie froh war ich, ihr, meiner liebsten Freundin, dem lieblichsten, sonnigsten Menschenkind, das ich auf Erden je gekannt, helfen zu können! Dass ich sehr unpraktisch war, was schadete es? Mütterchen war auch unpraktisch, Vater die anspruchlose Güte in Person und dazu für seine bescheidenen Ansprüche sehr gut situiert. Höchstleistungen auf dem Gebiet der Sparsamkeit und Haushaltsführung wurden gar nicht gefordert. Wie unpraktisch ich bin, das habe ich erst später im Haushalt meiner kleinen Schwester erfahren, deren angeborene bessere Gaben auf diesem Gebiet in der Ehe mit einem sehr anspruchsvollen Gatten zur Vollkommenheit entwickelt wurden. Daheim arbeitete ich gewissenhaft im Haushalt, etwas weniger, wenn wir eine gute, etwas mehr, wenn wir eine schlechte Magd hatten. (Dass man so einen „armen Tropf" entlassen könnte, ist unserm Mütterlein wohl nie eingefallen, sie gingen gottlob schliesslich selber). Ich strickte und nähte und las dabei mit Leidenschaft, was ich an Geschichts- und Literaturwerken bekommen konnte. Da meine geistige Begabung mehr rezeptiv als produktiv war, da mir jeder Ehrgeiz fehlte und damals für Töchter, die man im Haus brauchte, kein Mensch an eine Berufslehre dachte, war ich mit meinem Schicksal mehr als zufrieden. Ich konnte ja in unserem intellektuell sehr angeregten, aufgeschlossenen Heim geistige Nahrung aufnehmen von allen Seiten und tat es mit jenem frischen Hunger, jener gesunden Verdauung, die nur der nicht schulmässig überfütterte Geist eines gut begabten Menschenkindes aufbringt. Nein, ich glaube nicht, dass ich Ursache habe, meiner entgangenen Schulbildung Tränen nachzuweinen. Das Tragische in meinem Leben liegt anderswo: ich habe mich in meinem jahrzehntelangen Dienst in einem guten Heim, in meinem Leben mit Vater und Mutter, Brüdern und Schwesterlein allzu ausschliesslich an das Leben in der nahen, herzensverbundenen Gemeinschaft, der Familie angepasst; es war mir wie ein Sterben, als auch unser Heim durch den Tod der Eltern aufgelöst wurde, Brüder und Schwestern heirateten, als sichs herausstellte, dass meine geringe Begabung auf häuslichem Gebiet für eine „Familientante" alten Schlages — dies Leben hatte ich mir neben meiner Schreibertätigkeit in aller Unschuld aus-

gedacht — durchaus nicht ausreichte. Denn das Schlagwort unserer Zeit: Rationalisierung! hat auch den Haushalt erfasst; auch hier ist nur noch willkommen, wer höchstwertige Qualitätsarbeit leistet! Und dazu die Nerven!! Wer kann heute noch in seinem Heim einen „Fremdkörper", einen Menschen ertragen, den man nicht braucht und der sich auf Grund antiquierter Vorurteile noch gar einbildet, naturnotwendig dazu zu gehören. Finanziell kann ich mich bei einiger Sparsamkeit auch im Frauenhaus halten, und so habe ich den Sprung gewagt. Und als ich's getan, und als ich mich so nackt, so zwecklos und verloren fühlte, wie ein aus dem Nest gefallener Vogel, da gratulierten mir meine besten Freunde zu meinem „vernünftigen Entschluss, mich selbständig zu machen". Da habe ich gesehen, dass mich kein spezielles Unglück oder gar Unrecht betroffen, dass einfach die Welt weiter gegangen war, dass in ihr die zentrifugalen Kräfte zur Herrschaft gelangt waren und die alte Hausgenossenschaft auseinanderrissen.

„Bei alledem war's nicht schön von Ihren Geschwistern, dass sie so ihre getreue Aelteste aus dem Nest geworfen; mir erscheint das als eine Art Untreue," konnte ich mich nicht enthalten zu sagen. „O nein!" erwiderte Fräulein Anna lebhaft. „Sie müssen sich nicht auf meinen früheren Standpunkt stellen, den ich selber schon lange aufgegeben habe. Meine Geschwister haben mir nicht nur seinerzeit bei der Erbteilung, sondern auch später, bei meinem Exodus ins Frauenheim so viel Dankbarkeit und Fürsorge erwiesen, dass ich meinerseits undankbar wäre, wollte ich an ihrer herzlichen Zuneigung zweifeln. Wir stehen seit der Trennung mehr als je im besten Einvernehmen, helfen einander, machen uns gegenseitig Freude. Dass sich die Haus- und Lebensgemeinschaft nicht erhalten liess, habe ich mehr und mehr nicht als Schuld, sondern als Schicksal verstehen lernen.. Blicken Sie doch in die Welt, welches Schauspiel bietet sich Ihnen? Das einer ungeheuren, immer fortschreitenden Vereinzelnung, einer Zersetzung, die sowohl die umfassendsten menschlichen Verbindungen: Staat und Kirche, wie die engsten und innigsten: Heim und Familie bedroht. Dass selbst der Kern, das Zentrum der Familie: die Ehe, vielfach gefährdet ist, ist ein offenes Geheimnis; die Literatur, die enge Geister gern für diese Tatsache verantwortlich machen, hat sie nicht geschaffen, sondern nur enthüllt. Aber auch in den vielen Fällen, wo dies Zentrum intakt geblieben, hat es seine anziehende, festhaltende Kraft eingebüsst. Ist Ihnen nicht schon aufgefallen, wie nervös heutzutage gerade gute Ehen ihre Intimität verteidigen? Wie selbst heranwachsende Kinder, die am abendlichen Beisammensein teilnehmen möchten, als Störung empfunden werden? Wie sehr ein „Dauergast" oder auch nur regelmässiger Besucher als „Belastung" angesehen wird? War das früher auch so? In den Ehen und Familien, die ich — allerdings noch

mit jungen, weltfremden Augen — beobachten konnte, sicher nicht. Für das Wenige, was unter vier Augen gehörte, reichte wohl die Intimität des Schlafzimmers aus; alles Uebrige wurde im Kreis der erwachsenen Kinder, vielfach auch der „zugewandten Orte", meist vor den bewährten dienenden Geistern erledigt. In meinem ganzen Leben habe ich nie das Gefühl gehabt, meine Eltern zu stören, das moderne Kinder oft genug haben müssten, wenn nicht ihr eigener, wachsender Selbständigkeitstrieb, ihre riesenhaft aufgeschossenen Emanzipationsgelüste ihnen eine grössere Distanz sehr willkommen erscheinen liesse. Sie lassen die „Alten" gern ihre eigenen Wege gehen, wenn diese ihnen nur nichts in den Weg legen. Sicherlich, auch bei grösserer Selbstherrlichkeit der Jugend ist ein inniges Verhältnis zwischen Eltern und Kindern möglich. Ich kenne selber Familien, in denen es gerade durch diese beiderseitige Freiheit an zartem Reiz gewonnen hat. Das liegt nun heute meist mehr an der älteren als an der jüngeren Generation. Im „Jahrhundert des Kindes" sind es die Eltern, von denen Nachgeben und Opfer erwartet und auch gebracht werden, denn, nicht wahr, die junge, unflügge Brut, die gehört doch zum Nest, selbst wenn sie viel verlangt an Futter und Platz. Da bezwingt man die armen, bösen Nerven, die schon beansprucht werden in Geschäft, Haushalt und Geselligkeit, denen so wenig Entspannung, Ruhe wird. Aber weiter nichts, beim besten Willen nicht; Geschwister oder gar Onkel und Tanten im Haus? Non, merci! Wie schwer drückt schon die Tischgemeinschaft, der „Familienanschluss" alter Dienstboten, die nicht den Takt aufbringen, sich sofort nach getaner Arbeit in ihre — meist ungeheizten — Privatgemächer zurückzuziehen. Denken Sie an unsere alte Line! Und nun gar Verwandte, die noch ganz andere Rücksichten beanspruchen, am Ende gar — die Schwiegermutter! Und hier stossen wir auf eine wahrhaft tragische Erscheinung unserer zentrifugalen Kulturperiode: die heimatlose Mutter. Kennen Sie Ihre Nachbarin zur Rechten?" „Frau Huldrych? Gewiss, ein liebes, freundliches Mütterlein, das mich gleich am ersten Tag meines Hierseins aufsuchte, mir alle Vorteile und Erleichterungen des Hausbetriebs erklärte und mich bat, sie nur aufzusuchen, wenn ich mich einmal allein fühle." „Das werde nicht ausbleiben," meinte sie halb ernst, halb lächelnd, „wir Frauen seien so wenig für's Alleinsein geschaffen, und vor allem nicht dazu, uns ständig mit uns selber zu beschäftigen." „Sie jedenfalls nicht, die gute Seele!" meinte Fräulein Anna lächelnd. „Sechs Kinder hat sie grossgezogen; sie war der Mittelpunkt eines glücklichen, lärmenden Hauses, die Seele einer frohen Familie. Für sich selber zu leben, sich nur um ihre eigenen Bedürfnisse zu kümmern, hatte sie ganz verlernt; sie war in der Gemeinschaft des Heims aufgegangen. Die Kinder zogen fort oder heirateten; sie blieb zurück mit dem Gatten, immer

zu jeder Hilfeleistung bei den verheirateten Kindern bereit. Da — schon in den Sechzigen — wurde sie Witwe. Mittellos war sie nicht, aber doch nicht reich genug, ihr bisheriges Leben weiterzuführen, ohne vom Kapital zu zehren, das sie ihren Kindern gern unvermindert hinterlassen hätte. So zog sie zu ihrer in unserer Stadt in guten Verhältnissen lebenden Tochter, die sie auch bereitwillig aufnahm. Aber, bei aller Liebe und Hochachtung, es ging nicht. Ein „Fremdkörper“ war da. Dass die Kinder das Grossmütterlein durchaus nicht als solchen empfanden, vielmehr mit ganzer Liebe an ihm hingen, machte die Sache nicht besser; die Kinder wurden von ihr „verwöhnt“, wie der aus alter Familientradition sehr strenge Schwiegersohn behauptete. Frau Huldrych versuchte es bei einer andern Tochter, die mit einem leichtlebigen Künstler verheiratet war. Aber hieher passte nun wieder ihre — bei aller Weite des Herzens und Geistes — solide, eben auch in Tradition gehaltene Bürgerlichkeit nicht; sie war den Eltern, und noch mehr den ganz in Freiheit dressierten „Kindern“ viel zu sehr „bevormundernder Geist“. Bei den Söhnen wollte sie es gar nicht versuchen, „denn,“ so sagte sie sich mit Recht, „wie soll eine fremde Frau, aus anderm Milieu stammend, mir nicht verbunden durch Blut und Liebe, wie soll sie das können, was meine Töchter nicht vermögen: mich wirklich mit ihrem Heim verwachsen lassen?“ Leise, fast ängstlich sprach sie davon, sich selbständig zu machen, und fand ein rasches, allzu rasches Entgegenkommen! Das Finanzielle spiele gar keine Rolle, sie solle sich doch ja nicht durch Rücksichten dieser Art davon abhalten lassen, sich ein angenehmes, ungestörtes Altersheim zu schaffen; alles werde man tun, ihr diesem so begreiflichen Wunsch nach Ruhe und Fürsichsein zu erfüllen. Das Idealste dieser Art sei das neue Frauenheim; man werde ihr sofort ein hübsches, sonniges Logis mieten, sie solle alles mitnehmen, was ihr lieb sei, und wenn sie später noch Wünsche habe, sei man wieder da! Mütterchen habe so viel geschafft und für andere gesorgt, dass sie nun wahrlich das Recht habe, einmal sich selber zu leben,“ so tönte es von allen Seiten. Sie sehen, auch hier keine widernatürliche Bosheit, keine Goneril- und Regan-Gesinnung, aber wer weiss, ob König Lear mehr unter der Härte seiner Töchter litt, als die arme Frau Huldrych unter diesen Worten, die so durchaus anständig waren, das Gefühl sittlicher Verpflichtung der Mutter gegenüber so durchaus anerkannten, in denen nur eines fehlte: das herzliche Anschmiegen des Kindes, die warme Anhänglichkeit, das „Mutter, ich brauche dich, ich will dich immer um mich haben, du gehörst zu mir, wie Luft und Licht!“ Aber still beugte sie das Haupt und zog aus in ihr neues, penatenloses Heim.“ „Armes Mutterherz! Und wie hat sie denn ihren Frieden gefunden? Denn

dass sie ihn gefunden hat, dafür zeugt ihre klare, gute Art, ihr liebevolles Eingehen auf andere.“

„O ja, sie fand den Weg. Und zwar hat auch hier die Waffe, die die Wunde geschlagen, sie wieder geheilt; ihre Mütterlichkeit, durch die sie so tief gelitten, ist ihr zur Rettung geworden. Ein paar Tage sah und hörte man nichts von ihr; sie muss in einer Art Apathie in sich hineingegrübelt haben, denn der Miniaturhaushalt, der mich unpraktisches Geschöpf immerhin noch einige Zeit kostete, gab der alten Hausfrau und Familienmutter so gut wie nichts zu tun. Dann kam sie einmal ins Gespräch mit Line, die knurrend und schimpfend über zerrissenen Strümpfen sass, die sie den jungen Studentinnen und Angestellten gegen billiges Entgelt flickt. „Jawohl, jetzt kommen alle zusammen und wollen am Sonntag ihre Seidenstrümpflein haben, dass ich schaffen muss bis in die Nacht, ist dem liederlichen Pack einerlei!“ brummte unser alter Surribel. „Liebe Line, wie wär's, wenn ich Ihnen ein bischen helfen dürfte?“ fragte Frau Huldrych freundlich. „Ich habe so traurig wenig zu tun und bin ganz froh, dass ich doch für etwas gut sein kann.“ Und ohne auf Lines Protest zu achten, machte sie sich an die Arbeit.

„Ach, so hat die Freundschaft mit Line angefangen? Mir ist schon aufgefallen, dass das verbitterte Jüngferlein, das unserm Jungvolk kaum ein gutes Wort gönnt, gegen sie fast freundlich ist und sogar ihre bissigen Reden etwas mildert.“

„Jawohl, an unserer Line tut Mama Huldrych ein gutes Werk; langsam wird sie sie aus ihrer Verbitterung lösen, ihr das eigene Unrecht und das Recht der andern verständlich machen, den Stachel aus der quälenden Lebenswunde des armen Mädchens ziehen, dass sie heilen kann. Aber eins vor allem: sie selber war damit aus ihrer Einsamkeit erlöst; sie konnte wieder helfen, nützen, für andere da sein und ist nun auf dem besten Wege, unser aller Mutter zu werden. Den Jungen hilft und rät sie, uns Aeltere tröstet oder pflegt sie und redet mit uns über den Lauf der Welt und den Sinn unseres Leidens. Gerade wir beide haben uns gegenseitig viel gegeben. Ihr Schicksal, — über dem die leise Tragik des meinen so viel mächtiger, schwerer lastete — ihre tapfere, aus höchster Reinheit und Liebe des Herzens, aus warmer Religiosität stammende Ueberwindung dieser Tragik hat mein Denken und Suchen nach dem Sinn des Lebens, speziell meines Lebens, mächtig gefördert. Ich weiss nun, dass das, was wir erleben, ein kleiner Teil einer Menschheitskrise ist, ähnlich der, die Jesu Zeit sah: eine Auflösung, ein Vergehen, aus dem neues, reicheres, tieferes Leben werden soll und muss, wenn wir Menschen unsere Aufgabe sehen und recht erfassen. Die Liebe soll und muss hinauswachsen aus den Schranken von Stand, Familie und Volk; die menschliche Solidarität muss um-

fassender und zugleich feiner, geistiger werden. Und wir Frauen müssen dabei in entscheidender Weise mitwirken."

„Ach ja, Sie sind ja eine geschätzte Kraft im Frauenstimmrechtsverein," sagte ich etwas spöttisch. „Glauben Sie wirklich, dass wir Frauen in Staat und Politik so viel zu suchen haben?"

„Warum nicht? Glauben Sie mir, es ist ein bedeutungsvolles Zeichen, dass die engen, bisherigen Kreise der Frau: Familie und Gesellschaft, so vielfach zu versagen beginnen. Missverstehen Sie mich nicht; ich schätze diese Institutionen nicht gering. Wer die Möglichkeit hat, in ihnen zu leben und zu arbeiten, mag das auch künftig tun, aber wer das nicht kann, wen der immer enger werdende Familienkreis ausstösst, oder wen eigene Naturanlage ins Weite treibt, der denke nicht, er sei nun der Vereinzelnung, der Heimatlosigkeit verfallen. Die mehr intellektuell begabte Frau trage den ihrem Wesen eingeborenen Gedanken der Solidarität hinaus in die Welt, sie kämpfe mit Wort, Schrift und Tat dafür, dass diese kalte Welt mehr zum Heim werde. Dass sie das einst auch mit dem Stimmzettel und in den Behörden könne, dafür wirkt mein hochgeschätzter Frauenstimmrechtsverein. Aber ich verkenne nicht, dass dieser Weg längst nicht der aller Frauen, vielleicht nicht einmal der höchsten, mütterlichen Frauenart ist. In dem grossen, allumfassenden Weltkreis, der ja doch nie ganz zum Heim werden kann, müssen immer kleinere Kreise bestehen, Gemeinschaften, so eine Art Seelen- oder Schicksalsverbände, Wahlfamilien. Sehen wir nicht auch diese Gemeinschaften in jeder Form und Farbe emporwachsen an allen Orten, wie die Blumen im Frühling: Settlements, religiöse und soziale Gemeinden, Siedelungen; in ihnen allen liegen Keime des höheren, geistigeren und doch durchaus den Bedürfnissen des Gemütes entsprechenden Heims, an dem die, aus der Familie vertriebene, mütterliche Frau mitbauen kann und soll. Und ein solches geistiges Wahlheim, eine echte Gemeinschaft kann auch unser Frauenheim werden, und es wird es werden durch Mutter Huldrych und andere Frauen ihrer Art. Und wenn dies geschickt, und überall wieder, in immer höherem Grade geschieht, glauben Sie nicht, dass das für unser Menschengeschlecht einen Schritt empor zum Lichte bedeutet? Dass das von uns miterlebte Sterben, die Auflösung, dann ein neues, höheres Leben geboren hat? Aber, nicht wahr, das sind Fragen, die sich nicht so ein- für allemal lösen lassen? Nun, wir haben ja Zeit zum Nachdenken. Wesentlich ist für denkende Menschen nur: die notwendige Verbindung sehen, oder wenigstens ahnen, zwischen dem Kleinen und dem Grossen, ihr kleines persönliches Schicksal in einem grossen Zusammenhang zu erfassen, damit sie davor bewahrt bleiben, alles Leid des Lebens entweder als Schuld des andern zu sehen und darüber zu verbitterten Menschen zu werden, oder alle Schuld bei sich selber zu

suchen und sich in Selbstvorwürfen zu zerquälen. Und hier ist der Punkt, an dem auch ich Mama Huldrych etwas sein konnte: ich zeigte ihr im Denken den Weg heraus aus unfruchtbaren Gewissensängsten; denn nach feiner Menschen Art suchte sie die Schuld bei sich, um sie nicht bei andern finden zu müssen. So hat denn unser Refugium durch gegenseitiges Helfen und Dienen in herzlicher Liebe — ohne Willen zum Herrschen oder Bevormunden — schon die Weihe dessen erhalten, was wir Frauen überall und immer zu schaffen berufen sind: des guten Heims."

Lächelnd nickte Fräulein Anna mir zu und ging, und mit sich nahm sie ein gut Stück der Last, die still und verborgen auch auf meinem Herzen gelegen. Emilie Amstein.

Weihnachtslüge und Weihnachtswahrheit.

Ich bin die Wahrheit. Joh. 14, 6.

Schon seit manchem Jahre empfinde ich eine wachsende Schwierigkeit, das Weihnachtsevangelium gerade um die Weihnachtszeit herum zu verkündigen. Nicht von Innen her; es gehört im Gegenteil zum edelsten Gewinn meines Lebens, dass sich mir gerade die Weihnachtswahrheit im Laufe meiner geistigen Entwicklung immer mehr in ihrem tiefsten und ursprünglichen Sinne enthüllt: als Fleischwerdung des Wortes, das in dem Menschen Jesus, unserm Bruder, unter uns wohnen will; als Menschwerdung Gottes, die von der Krippe in Bethlehem aus die ganze Menschenwelt ergreifen soll; als das Hineingehen des ewigen Lichtes in die dunkle Welt durch das Kind — des Lichtes, das uns dann freilich von der Krippe zum Kreuze, zum Ostertag und Pfingsttag führt, aber von dort wieder auf das Kind zurückstrahlt, als die Sonne der Liebe Gottes, der Sohnschaft und Bruderschaft des Menschen, die aus dieser Winternacht der Welt wunderbar aufstrahlt. Was gäbe es Schöneres, als gerade diese Botschaft zu verkündigen? Nein, nicht von Innen kommt der Widerstand dagegen, sondern von Aussen: er kommt von der Weihnachtslüge her, von der Entartung und Unwahrheit her, die sich gerade an dieses Fest in immer ärgeren Formen drängen. Diese Weihnachtslüge steht in so schreiendem Gegensatze zu der Weihnachtswahrheit, dass gewiss viele ehrliche Menschen immer stärker darunter leiden, dass ihnen dadurch Weihnachten fast widerwärtig, fast unmöglich wird, aus einer vom Kinderglück und Menschenfreundlichkeit durchglänzten Freude fast eine Trauer, fast ein Hohn. Es hilft nichts, das muss einmal gesagt werden.

In zwei Formen tritt diese Weihnachtslüge besonders auf.

Einmal als die grenzenlose Verweltlichung und Mate-

rialisierung des Festes, die wir alle kennen. Es ist nicht nur das Fest der immer grossartigeren, immer weltlicheren gegenseitigen Beschenkung geworden, sondern auch das Fest des Geschäftemachens. Aber in einem besonderen Sinne: so dass ein grosser Teil des Geschäftslebens sich geradezu und immer mehr auf diese Wochen und Tage vor Weihnachten zusammendrängt, was für alle in diesem Teil des Geschäftslebens Stehenden zur aufreibenden Hetze und Qual wird. Tag und Nacht, Sonntag und Werktag müssen Männer und besonders Frauen, Mütter und Mädchen, sich in Eile und Aufregung abplagen, damit das neue Kleid für diese Dame, die Blumen- oder Esswarenbestellung für jene Villa fertig werde, müssen Ladenangestellte stehen und bedienen, in Müdigkeit und Trubel — bis sie Alle auf den Tag des Christkindes nur noch eine Sehnsucht kennen: schlafen, schlafen zu dürfen. So wird das Wiegenfest des Kindes, in dem Gott als die Armut in die Welt kam, zu einer Ausstellung des Mammons und der Ueppigkeit und damit das „Friede auf Erden", mit dem er angekündigt wurde, zu einer Aufreizung der Gier, des Neides der Armen und damit des Klassenkrieges; so wird aus dem ewigen Licht, das in die Welt hereingeht, die elektrische Reklame des Industrialismus und des Kapitalismus, und aus dem Engelsgesang in der Höhe der Lärm geschäftlichen Wettbewerbs; so wird die Weihe dieser heiligsten der Nächte, die nach ihr den Namen trägt, zur Steigerung der Hetze einer gottfernen Welt, die Menschenfreundlichkeit Gottes, die in dieser Nacht der Welt erschienen ist, zu einer Menschenplage gerade für die „geringsten Brüder Christi". Und Hand in Hand mit dieser Veräusserlichung geht eine Verweltlichung anderer Art. Das Weihnachtsfest verlässt immer mehr den Bezirk des Heiligen, wohin es gehört und wird auf der einen Seite Mittel einer Geschäftsreklame, die oft bloss zur Lächerlichkeit, oft aber auch zur Lästerung ausartet, auf der andern Seite zur Dekoration von geistlosen und lärmenden Vereinsanlässen aller Art. Man kann in dieser Entwicklung deutlich ein Gesetz beobachten: je mehr der eigentliche Sinn des Festes verblasst, desto lärmender und weltlicher wird seine Feier, — es ist als ob man damit ein Gefühl jenes Verlustes übertäuben wollte! — je mehr seine heilige Seele verloren geht, desto mächtiger schwillt materialistisch sein Leib auf. Das Wort wird Fleisch, aber auf eine Weise, die tiefste Wahrheit zur argen Lüge macht.

So kann es nicht weitergehen; hier muss eine Revolution einsetzen, eine Revolution der Weihnachten. Es muss eine Umkehrung des jetzigen Verhältnisses eintreten. Wir müssen den eigentlichen und ursprünglichen Sinn von Weihnachten wiedergewinnen und dann wird seine Veräusserlichung und Verweltlichung von selbst zurückgehen; Weihnachten muss wieder seine Seele bekommen und dann wird sein krankhaft angeschwollener Leib von selbst wieder

zur Gesundheit zurückkehren. Abtun und vertreiben müssen wir entschlossen all diesen Materialismus und Jahrmarktslärm um die Krippe Jesu, dass nichts mehr übrig bleibe, als das ewige Licht allein, das da leuchtet. Und das macht dann reich — macht unermesslich viel reicher, als alles, was wir von dem gottleeren Reichtum der heutigen Welt dazu bringen können. Es leuchtet mit seiner Gottesfreude tief in das Gemüt hinein und weckt das göttliche Kind darin auf. Denn hier erscheint jenes Grundgeheimnis des Evangeliums, dass aus der Armut Reichtum wird. Gerade dadurch, dass Christus als Kind in einer Krippe, heimatlos und arm, der Welt erschien, hat er diese Welt reich gemacht. Denn anderen Reichtum hatte sie genug, so genug, dass sie darin verfaulte. In Rom sass Zäsar im goldenen Palast, umgeben vom dämonischen Glanz des Weltreiches. Nur von der Armut des Himmelreiches her konnte diese Welt erlöst und erneuert werden. Und so ist es auch heute, für den Einzelnen wie für die Welt. Schiebe all diesen Materialismus weg und lass nur das ewige Licht leuchten, ganz schlicht, ganz allein, ganz arm — werde davor ganz schlicht, ganz einsam, ganz arm — und ganz still — nur eine Stunde — und es wäre seltsam, wenn du nicht wundersam durchleuchtet, göttlich bereichert, gotteskindlich beschenkt würdest. Und so leuchtet es auch in die Welt hinein. Ja, wenn wir jene falsche Verweltlichung aufhöben und das ewige Licht allein leuchten liessen, dann, ja dann würde es die Welt verändern. Dann würde diese anspruchsvolle Götzenwelt davor klein, dann verblassten ihre glänzenden Gaben, dann gäbe es eine Beschämung über das jetzige Tun und Treiben, die jetzigen Verhältnisse, dann leuchteten andere Gaben auf, Gottesgaben, andere Möglichkeiten, dann richtete Weihnachten die Welt und beseligte sie zugleich. Dann würde aus der Armut Gottes wahrer Reichtum der Welt, dann würde das Wort wieder auf die rechte Art Fleisch. Dann gäbe es auch einen Materialismus, aber einen heiligen. Denn er hat schon einen Sinn, wenn wir zum Christkind auch materielle Gaben bringen, die wir ihm und den Menschen, so wir lieben, schenken. Nur sollten diese Gaben bescheiden, arm, weil bloss Sinnbilder sein; sie sollten nicht bloss mit Geld gekauft sein, sondern aus dem Eigenen stammen, aus Geist und Liebe. Sie sollten Sinnbilder davon sein, dass Gott in Armut reich macht, dass von dem ewigen Licht jubelnder Segen auch in die Welt strömt, dass die Armut der Welt Reichtum Gottes wird, dass besonders die Liebe reich macht, dass alle Güter Gott gehören und darum dem Bruder. Was für ein Leuchten wäre das, das Leuchten des ewigen Lichtes allein in unsere Herzen und in unsere Welt! Darum lasst uns die Weihnachtsrevolution machen: dieses Licht befreien, dass es uns befreie! Weihnachtswahrheit statt Weihnachtslüge! Welch eine Freiheitsrevolution!

Die zweite Weihnachtslüge aber ist damit schon angedeutet: es ist der unerträgliche Widerspruch zwischen dem Sinn des Weihnachtsfestes und der wirklichen Gesinnung der Menschen mit dem daraus folgenden Zustand der Welt. Viele von uns werden ihn dieses Jahr besonders stark empfinden. Vor ein paar Wochen hat unser Volk in seiner Mehrheit durch Abstimmung erklärt, dass ihm für Geld alles recht sei, auch eine Schändung der Schweiz, und nun werden die gleichen Zeitungen, die diese Religion vertreten haben, und die auch das Jahr hindurch eine andere kaum vertraten, auf einmal Weihnachtsartikel zu Ehren dessen bringen, der keinen schrofferen Gegensatz kannte, als eben den zwischen Gott und Mammon. Seit Jahren kämpfen wir den Kampf gegen den Krieg im Zeichen der Abrüstung und haben dabei diese Zeitungen gegen uns, werden von ihnen als Schwärmer, Utopisten, Fanatiker abgetan. Auf einmal aber, wie durch Taschenkünstlerzauber, ertönt aus ihren Spalten das „Friede auf Erden“. Das ganze Jahr gilt der Kampf ums Dasein ohne Erbarmen, überrennt einer den andern auf der Jagd nach dem Erfolg, stösst ihn auf die Seite — auf einmal, am vierundzwangzigsten Dezember, Schlag sechs oder sieben Uhr — falls man dann schon mit dem „Kampf ums Dasein“ für diesmal fertig ist — herrscht die Liebe — bis spätestens zum siebenundzwanzigsten Dezember, wo alles wieder beim alten ist! All diese Spielbankverehrer, all diese Gewaltgläubigen, oder doch fast alle, sie feiern Weihnachten, sie gehen zum guten Teil in die Kirche, hören von Gott, dem Bruder, dem Frieden, der Liebe — und halten, wenns Ernst gilt, doch das alles für Unsinn. Und nicht nur sie. Wir wollen keine Selbstgerechtigkeit üben. Wir selbst sind auch nicht besser. Auch für uns ist Weihnachten bloss ein Fest, eine Aufwallung, eine Episode, nicht eine, wenn auch in menschlicher Schwachheit, andauernde Wirklichkeit des Alltags. Ueberhaupt diese Feste — haftet ihnen allen nicht etwas Künstliches, etwas Gemachtes an? Weihnachten um jeden Preis, ob auch die Welt, die es feiert, ihr Hohn spricht — die, die es feiert, denn eine von vornherein feindliche Welt dürfte das unbeschadet seiner Wahrheit tun —; Ostern um jeden Preis, ob auch kein Glaube an Auferstehung da ist; Pfingsten um jeden Preis, ob auch kein Hauch des heiligen Geistes gespürt wird. Wer kann diese Lüge auf die Länge aushalten?

Es ist wieder eine Revolution der Feste, Weihnachten inbegriffen, nötig. Ein Entweder — Oder muss, jedes Jahr stärker, in dieses Scheinwesen, das zuletzt aus blossem Selbstbetrug zur Lästerung wird, hineinfahren. Entweder ihr haltet (du selbst eingeschlossen!) wirklich zu Christus oder ihr lasst Weihnachten und die andern Feste fahren und setzt etwas Anderes an ihre Stelle, ein Fest Wuotans, oder eines des Mars, oder eines des goldenen Kalbes,

was euch am besten gefällt, oder auch keines. — Oder ihr lasst euch im Ernst mit Christus ein, nehmt es ernst, dass ein lebendiger Gott, der unser Vater ist, die Herrschaft hat und haben will bei euch und in der Welt, nehmt den Frieden und die Liebe ernst und anerkennt, dass die Welt nach ihrer Verheissung und Forderung gestaltet werden soll. Entweder — Oder! Das heutige halbherzige Kompromisswesen, das schon nahe beim Zynismus angelangt ist, darf nicht mehr weiter gehen. Dieses Entweder — Oder hat vielleicht auch zur Folge, dass das ewige Licht zunächst einsamer leuchtet, ärmer wird. Es ist dann nicht mehr ein offizielles, von der Welt anerkanntes Licht. Aber ich meine, es werde wieder in Einsamkeit und Armut nur umso heller leuchten. Es wird auch in uns nur umso heller leuchten, wenn Weihnachten — wie Ostern und Pfingsten — bei uns nicht mehr bloss Fest, Aufwallung, Episode sind, sondern, soweit dies Menschen möglich ist, Alltag, sondern, soweit dies Menschen möglich ist, ganze Wirklichkeit. Jetzt erst wird Christus für uns die sieghafte Verwandlungskraft und die hohe Festfreude des Lebens. Entweder — Oder! Und ich meine, die, welche sich durch die Schärfe des ehrlichen Entweder — Oder von diesem Lichte ausgeschlossen haben, werden sich besinnen. Sie werden sich besinnen, ob sie wirklich ohne dieses Licht leben können, ob sie ohne das Wort leben können, das in Christus Fleisch geworden ist, ohne den Gott, den es offenbart, den lebendigen und heiligen, der der Vater ist, ohne den unendlichen Wert der Persönlichkeit, den es enthüllt, ohne den Bruder, ohne die Liebe, ohne den Frieden, ohne das Reich. Sie werden sich besinnen und viele werden wieder kommen, aber nun in einem neuen Ernste und in einer neuen Freude. Ihre Entscheidung wird aber in dem Masse für Christus fallen, als dieser ohne den faulen Kompromiss mit dem Weltreich und seinen Götzen vertreten wird. Er wird „die Starken zum Raube haben.“ Und nun wird Weihnachtsfreude, echte Freude, wieder strömen, wunderbar strömen in die Herzen, in die Welt — und auch Osterfreude, Pfingstfreude. Und nun wird von diesem Lichte her die Erde verändert, das Wort Fleisch werden, von Weihnachten zu Weihnachten mehr.

Das ist es, was kommen muss: eine Ermannung der Sache Christi zu sich selbst, ein Entweder — Oder, das zwischen Lüge und Wahrheit gewaltig und unerbittlich scheidet, und dann ein neues Aufstrahlen des Lichtes Christi in uns und in der Welt. Denn er ist die Wahrheit; alle Wahrheit, und die Wahrheit allein, führt zu ihm.

L. Ragaz.

---

1. Der internationale Kongress antimilitaristischer Pfarrer in Amsterdam, 13.—15. August 1928.

Am liebsten hätte man sich an diese Zusammenkunft einige unserer Gegner gewünscht, die bei ihrer Polemik gegen uns dergleichen tun, als ob der Antimilitarismus ein besonderes schweizerisches Gewächs und die Beteiligung von Pfarrern an dieser Bewegung eine nur bei uns hervortretende Kuriosität wäre. Sie hätten es sehen können, dass die Bewegung universal ist, dass in England, Amerika, Frankreich, Belgien, Holland, Deutschland, Dänemark, Norwegen, Esthland (dies die am Kongress vertretenen Länder) Menschen stehen, die von derselben Not im Innersten bewegt sind und es für ihre Pflicht vor Gott ansehen, insbesondere ihre Kirchen zum Kampf für den Frieden, gegen das Militär mobil zu machen. Gegen das Militär — hier liegt eben der springende Punkt. Von manchem der Gesinnungsgenossen konnte man es hören: natürlich ist die grosse Mehrzahl meiner Kollegen durchaus für den Frieden, aber das Militär glauben sie zum Zweck der Verteidigung bei dem jetzt noch herrschenden Weltzustand nicht entbehren zu können; sie sind für die internationale Abrüstung, aber dass ihr Land mit nationaler Abrüstung vorangehe, dieses Wagnis scheint ihnen zu gross. Das Problem stellt sich natürlich in jedem Land wieder anders; es ist nicht dasselbe in Staaten mit allgemeiner Dienstpflicht wie in solchen mit einem Söldnerheer. Aber das Gemeinsame war eben die Einsicht, dass wir nicht bei einer allgemeinen Kriegsgegnerschaft und Friedensliebe stehen bleiben dürfen, sondern zur Militärgegnerschaft und Forderung nationaler Abrüstung fortschreiten müssen. So sagt die Organisation unserer holländischen Freunde schon in ihrem Namen, dass sie tegen oorlog en oorlogstoerusting, gegen Krieg und Kriegsrüstung kämpfe. So wollen auch wir das Wort antimilitaristisch verstanden wissen. Und für uns war es ungemein stärkend und ermutigend, mit Menschen zusammenzutreffen, denen der Kampf für den Frieden in diesem Sinn ein ebensolches innerstes Anliegen, eine ebensolche heilige Verpflichtung ist. Nicht dass wir unser Vertrauen nun auf diese Menschen setzen wollten. Aber wenn man sich im eigenen Land oft als Schrullenjäger muss ansehen lassen, so ist es eine Ermutigung, zu sehen, wie anderwärts durchaus ernstzunehmende Männer und Frauen aus derselben Lage heraus zu gleichen Bestrebungen und Hoffnungen getrieben werden.

Mit solchen Gesinnungsgenossen ein paar Tage Gemeinschaft haben zu dürfen, das ist immer ein Gewinn. Ich nenne da besonders unsere holländischen Freunde, den Vorsitzenden Prof. Heering aus Leiden; ich hatte schon in den vorangehenden Ferien mich in sein Buch De Zondeval van het Christendom (der Sündenfall des Christentums) hineingelesen. Es ist die beste Zusammenfassung des religiösen Antimilitarismus und Auseinandersetzung mit allen Einwendungen, die ich kenne. Das Buch beruht auf gründlicher Sachkenntnis und verlässt in allen seinen Erörterungen nie die Besinnung auf die entscheidenden Grundsätze; es verbindet ruhige Sachlichkeit mit Wärme. Wer sich den Vorsitzenden eines antimilitaristischen Kongresses etwa als Draufgänger oder Schwärmer vorgestellt hatte, war bald eines Bessern belehrt. Da hatte man einen Menschen von wunderbarem Ernst und tiefer Innerlichkeit vor sich, der nicht ohne Kampf aus innerer Nötigung zu seiner Stellung gekommen ist. Neben ihm seine Helfer, der unermüdliche Sekretär Hugenholtz, der eigentliche Organisator sowohl des internationalen Verbandes als des Kongresses, der die grösste Arbeit geleistet hatte, und der Kassier Kuiper, ein junger, ungemein sympathischer Pfarrer einer mennonitischen Gemeinde. Die Zusammensetzung des Komitees ist schon ein Bild

davon, wie die gemeinsame Arbeit alte Schranken sprengt. Der niederländische Protestantismus ist ja in eine Menge von Kirchen und Gemeinschaften zersplittert. Heering ist Professor an der Fakultät der Remonstranten, Hugenholtz gehört der reformierten Kirche an, Kuiper ist Mennonit; aber der Antimilitarismus hat sie zur harmonischen Zusammenarbeit, sowohl für den Kongress als für die Redaktion ihres Organs „Kerk en Vrede“ (Kirche und Frieden) verbunden.

Der erste Abend brachte die konstituierende Sitzung mit der Begrüssung durch Prof. Heering und einer feinen religiösen Ansprache unseres Freundes Trautvetter. Der Morgen des zweiten Tages war dem grundlegenden Vortrag von Prof. Heering über „Krieg und Christentum“ gewidmet. Es war eine prächtig klare, warme und konzentrierte Darlegung der Motive und Ziele des religiösen Antimilitarismus, die als Bekenntnis dessen, was die Anwesenden verband und als Appell zum gemeinsamen Kampf den geistigen Höhepunkt des Kongresses bedeutete. Im Anschluss an den Vortrag wurde folgende Resolution angenommen:

„Der internationale Kongress antimilitaristischer Pfarrer in Amsterdam, 13.—15. August 1928, in Erwägung,

1. dass die Prinzipien des Christentums, so wie diese im Evangelium Jesu Christi geoffenbart sind, mit dem Krieg in unversönlichem Widerspruch stehen,
2. dass der Krieg, und besonders der moderne Krieg, durch die ganze Art seiner Führung alle christlichen Werte schändet,
3. dass der Staat, der sich zum Kriege rüstet und seine Bürger zum Ueben des Kriegshandwerks zwingt, das Volk systematisch entchristlicht,

richtet an die christlichen Kirchen den eindringlichen Appell, es als ihre heilige Verpflichtung zu betrachten:

1. im prinzipiell antimilitaristischen Sinn gegen die Sünde des Krieges und seine Vorbereitung zu zeugen.
2. das Amt des Feldpredigers als unvereinbar mit dem Evangelium zu erklären,
3. die Dienstverweigerung aus Gewissensgründen als eine christliche Haltung gegenüber dem Staat zu schützen.
4. die Völker davon zu überzeugen, dass sie national abrüsten, auf das sündige Wagnis des Krieges verzichten und sich im Vertrauen auf Gottes Beistand für das Wagnis des Friedens einsetzen sollen.“

Besonders diesen letzten Satz möchten wir der Beachtung empfehlen. Dass der Verzicht auf das Militär ein Wagnis ist, wird zugegeben; aber gleichzeitig wird darauf hingewiesen, dass der Krieg kein geringeres Wagnis ist, und dass es sich bei ihm um ein sündiges Wagnis, bei der Abrüstung aber um das Wagnis des Glaubens handelt.

Am Nachmittag des zweiten Tages teilte sich der Kongress in drei Sektionen, die über die Themata „Krieg und Wirtschaft“ (Referent Pfarrer Hartmann aus Solingen), „Krieg und Rassen“ (Pfarrer Binns aus London), „Krieg und Recht“ (Pfarrer Liechtenhan aus Basel) diskutierten und jede ihre Resolution dem Plenum vorlegte. (Wir geben die drei Resolutionen im Anhang wieder.)

Von grosser Wichtigkeit war die Sitzung, in welcher die Vertreter der verschiedenen Länder vom Stand der Bewegung in ihrer Heimat sprachen. Der Eindruck, von dem wir Eingangs sprachen, wurde durch diese Berichterstattung besonders verstärkt. Natürlich ist die Bewegung noch nicht in allen Ländern gleich weit vorgeschritten. Besonders lebendig ist sie in Holland, wo auch eine grosse Zahl von Laien hinter unsern Kollegen steht. Leider noch schwach ist sie in Frankreich; doch konnte der Berichterstatter melden, dass kürzlich ein Dienstverweigerer von einem evangelischen Pfarrer vor Gericht verteidigt wurde und dabei fast alle seine Kollegen mit ihm einverstanden waren. Auch aus Deutschland, wo ja die evangelische Geistlichkeit zum

überwiegenden Teil nationalistisch ist und die antimilitaristische Gruppe mit ihren 210 Mitgliedern eine verschwindende Minderheit bedeutet, konnten Fortschritte gemeldet werden; es war unseren Gesinnungsgenossen sogar möglich, im deutschen Pfarrerblatt, wo es früher ausgeschlossen gewesen wäre, ihre Sache zu vertreten. Von allerlei Bestrebungen in ihrem Land berichteten der englische und der schottische Vertreter. An dem „No-more-war-movement“ und der Fellowship of Reconciliation sind viele Pfarrer beteiligt; antimilitaristische Vereinigungen gibt es unter den Kongregationalisten, Methodisten und Unitariern; die Antimilitaristen machen 6—25 Prozent unter den Pfarrern ihrer Kirchen aus. In den Vereinigten Staaten von Amerika führen unsere Gesinnungsgenossen vor allem den Kampf gegen das Flottenprogramm der Regierung. Auch Belgien, Dänemark, Norwegen, Esthland konnten von hoffnungsvollen Anfängen berichten. Es wäre freilich verfrüht, von einem Erwachen der Kirchen zu reden; aber von einem Erwachen in den Kirchen darf doch schon gesprochen werden, und wo die Besinnung einmal Platz gegriffen hat, da kann sie nicht mehr zur Ruhe kommen.

Einer persönlichen Fühlungnahme der Kämpfer für die gemeinsame Sache sollte der Kongress in allererster Linie dienen. Aber man wollte nicht bloss ein paar Tage zusammen diskutieren, sondern den Grund zu gemeinsamer Arbeit legen. Eine wenn auch lose Organisation musste geschaffen und die verantwortliche Stelle für die Fortsetzung des Begonnenen bestimmt werden. Das war die Aufgabe des letzten Tages. Es wurde ein internationaler Rat gewählt, der das Fortsetzungskomitee bildet, die gemeinsamen Angelegenheiten ordnet, die Verbindung mit den nationalen Gruppen herstellt und auf einen geeigneten Zeitpunkt den Kongress wieder einberuft. Es ist die Aufgabe der einzelnen Gruppen, in ihrem Land ihren Einfluss geltend zu machen, dass die Kirchen ihren Kampf gegen den Kriegs- und Gewaltgeist als ihre Pflicht erkennen. Es wurde ein Anfang gemacht mit einer Botschaft an den Prager Weltkongress für Freundschaftsarbeit der Kirchen, der etwa eine Woche später stattfand. Sie lautete: „Der internationale Bund antimilitaristischer Pfarrer hofft, dass der Geist Gottes und Christi allen christlichen Kirchen den Mut schenke, den Kampf für die nationale Abrüstung in ihrem eigenen Lande unerschrocken aufzunehmen.“ Allerdings hat der Prager Kongress diese Hoffnung nicht ganz erfüllt, indem er bloss für die internationale Abrüstung eintrat. Immerhin ist es nicht bedeutungslos, dass die Kirchen aufgefordert werden, ihren Einfluss dahin zu verwenden, dass die Regierungen mit aller Beschleunigung die internationalen Abmachungen betreffend Abrüstung und Schiedsgerichtsbarkeit treffen, und dafür einzustehen, dass die Völker auf die Ungebundenheit durch internationale Verpflichtungen verzichten.

Doch zurück zum Amsterdamer Kongress. Auch eine Botschaft an die Jugendfriedenstagung in Ommen und ein Gruss an die im Gefängnis sitzenden holländischen Dienstverweigerer wurde beschlossen. Den Abschluss bildete eine gottesdienstliche Feier, in der wieder Vertreter der verschiedenen Länder zu Worte kamen (aus der Schweiz unser Freund Oettli). Wir schweizerische Teilnehmer an dem Kongress wollen den in Amsterdam empfangenen Impuls in unsere Arbeit hineintragen. Aber wir müssen auch unsere Gesinnungsgenossen unter den Laien bitten, sich zu erinnern, dass die Kirche nicht nur aus Pfarrern besteht, sondern dass sie, die Laien, selbst die Kirche sind und dafür sorgen sollen, dass die Stimme des entschlossenen Friedenswillens immer vernehmbarer sich geltend macht.

Ich schliesse mit einem Wort des englischen Redners an dieser gottesdienstlichen Feier, Reverend Binns, der von seinem Volk sagte: „Der grösste Teil meines Volkes ist überzeugt, dass man Frieden halten soll; aber es begreift noch nicht, dass man für diese Ueberzeugung Opfer bringen muss. Es begreift, dass es heutzutage gefährlich wird, Christus nachzufolgen; aber es begreift noch nicht, dass es noch gefährlicher ist, Christus nicht nachzufolgen.“

R. Liechtenhan.

2. Prag und München.

An der Tagung des „Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen“, der Ende August in Prag stattfand, haben das gewichtigste und zum Teil auch das radikalste Wort nicht „Geistliche“, sondern „Weltliche“ gesprochen, so vor allem der Präsident des deutschen Reichsgerichtes, Dr. Simons, und daneben Benesch und Albert Thomas. Simons, der Jurist und Politiker, lehnte die „doppelte Moral“ für das Einzel- und das Völkerleben mit Schärfe ab (etwas, das den Theologen sehr schwer fällt!) und fand besonders starke Worte gegen die Verbindung von Christentum und Krieg. „Es ist meine felsenfeste Ueberzeugung, dass politische Unmoral auf die Dauer das Volk nur schädigt, zu dessen Gunsten sie geübt wird. Die stete Furcht vor politischer Unmoral lässt die Völker unter Rüstungen seufzen; diese Rüstungen gewöhnen die Völker an den Kriegsgedanken, züchten Kriegsinteressen heran und sind in sich selbst die grösste Kriegsgefahr. Der circulus vitiosus — Furcht, Sicherheit, Aufrüstung, wird nur durch mutige Uebernahme der privaten Sittlichkeit in das öffentliche Leben gebrochen.“ „Es war der Brauch der christlichen Kirchen, dass die Pfarrer nicht nur die Kämpfer segneten, sondern auch die Waffen, die den Gegner töteten. Das ist das Gegenteil von Christi Gebot: „Stecke dein Schwert in die Scheide.“ Es geht über meine Vorstellung, wie ein Diener Christi heute dazu kommen sollte, Luftschiffe und Giftgase zu segnen, die dazu bestimmt sind, eine ganze Bevölkerung auszurotten . . . Christi Gebot würde es vielmehr entsprechen, wenn die Glieder eines Volkes den Gliedern eines andern die Erfolge gönnten, die sie für sich selbst wünschen und hierfür einen Plan aufstellten . . . Die Jugend muss zum Kampf für das Reich Gottes, nicht zum Kampf für die eigene Nation erzogen werden. Die Völker müssen wissen, dass es nicht um die Nation und ihre Souveränität, sondern um den Willen Gottes geht. Nur das Recht wird siegen, das um Gottes willen gesucht und versucht wird. Gott ist unser aller Vater; er gebe uns seinen Frieden.“

Wenn einmal ein Präsident des schweizerischen Bundesgerichtes an einem Pazifistenkongress erschiene und so spräche!

Es sind immerhin auch von den mehr oder weniger „Geistlichen“ Worte gesprochen worden, die einen neuen Klang haben. Generalsuperintendent Bursche (Warschau) erklärte in einer Predigt: „Der Völkerhass, die Losung der völkischen Selbstsucht, ist bei weitem nicht verstummt; Europa gleicht wie vormals einem Heerlager, trotz des Völkerbundes, trotz Locarno und trotz der unmittelbar bevorstehenden Unterzeichnung des Kellogg-Paktes. Und schuld daran sind wir selbst: unsere Lauheit, unser Unglaube, unsere Gottlosigkeit. An Kirchen fehlt es uns nicht, wo ist aber die wahre Kirche Christi im menschlichen Herzen, das wahre Christentum?“ Dr. F. A. Spieker (Berlin) erklärte: „Das Sinnen und Trachten Deutschlands vor dem Kriege galt der Erhaltung des Friedens durch mächtige Rüstungen. Dieser Glaube ist zuschanden geworden. Wir sehen unsere Niederlage als die züchtigende Hand Gottes an, der uns zeigen wollte, dass der Grundsatz: Si vis pacem, para bellum ein verlogener und darum teuflischer Grundsatz war, von dem wir uns nun mit ganzem Willen abwenden.“ In der von den Holländern vorgeschlagenen und von Pfarrer Hoosse begründeten Resolution wird gesagt, „dass im allgemeinen jede Rüstung eine dauernde Bedrohung für den Frieden ist; dass nichts so sehr die Abrüstung verzögert als die unaufhörlich wiederholte Frage, ob die Entwaffnung stattfinden solle als Entwaffnung eines Landes oder gleichzeitig aller Länder; und dass man infolge dessen sich lediglich fragen sollte, ob der Krieg und jede Kriegsvorbereitung ein Ja oder ein Nein gegenüber dem Evangelium bedeute; dass daraus folgt, dass jeder, der der Meinung ist, dass der Krieg und die Kriegsvorbereitung dem Evangelium entgegengesetzt sind, auf die Frage der Abrüstung antworten muss, ohne darnach zu fragen, was die andern darüber

denken und was sie tun." Der amerikanische Prediger William P. Mervill erklärt: „Die schlimmste Ketzerei für einen Christen ist, zu glauben, dass die Dinge stärker und wichtiger seien als der Geist, dass die materielle Welt wirklicher sei, als die unsichtbare Welt der geistigen Kräfte und Beziehungen." Endlich der Amerikaner Fred L. Smith: „Die öffentliche Meinung muss erregt werden . . . Ein umfassender Kreuzzug für den Frieden ist notwendig . . . Das Christentum des Westens kann nur zwei Dinge tun: entweder nimmt es den Kampf gegen den Krieg auf oder es ruft seine Missionare nach Hause und widerruft seine Religion."

Um die Fassung der Schlussresolution entspann sich ein heftiger Kampf, in welchem eine radikalere Form, von den Deutschen und Angelsachsen vertreten, mit einer gemässigteren, von den Franzosen vertreten, mit einander rangen. Der Kampf endigte wie gewöhnlich mit einem Kompromiss. So heisst es denn am Schlusse der angenommenen Resolution: „Der Kongress ruft die Kirchen auf, zusammen mit dem Völkerbund wie mit ihren eigenen Regierungen (!) ihren moralischen Einfluss aufzubieten, um sie zu veranlassen, mit aller Beschleunigung die internationalen Vereinbarungen zu treffen, welche zu diesem Zwecke [sc. zur Annahme schiedsgerichtlicher Methoden] erforderlich sind. Er ruft die Kirchen auf, ihre Geisteskräfte und ihren erzieherischen Einfluss dafür einzusetzen, dass die Völker fortan ihre brüderliche Solidarität und ihre Verpflichtung zu zielbewusster Zusammenarbeit bejahen und so auf die Ungebundenheit durch internationale Verpflichtungen verzichten. Die Kirche Jesu Christi nimmt als bindende Norm die heilige Ordnung an, die ihr Haupt ihr im Evangelium gegeben hat: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes."

Ob die Kirche diese Ordnung wirklich annimmt, bleibt abzuwarten. Jedenfalls nicht, wenn sie mit den „Regierungen" gleichen Schritt halten will!

Noch sehr viel entschiedener tönte es auf der „Reichsfriedenstagung deutscher Katholiken, die in München (Anfangs September) stattfand. Hier wurde nicht weniger energisch (z. B. durch Pater Straatmann) die „doppelte Moral" zurückgewiesen, zum Teil, sehr bezeichnender Weise gegen Althaus, einen führenden (besser: verführenden) deutschen Theologen der Gegenwart (mit dem wir uns vielleicht auch einmal beschäftigen werden), aber auch, besonders durch den unsern Lesern bekannten Professor Keller, die Losung der Dienstverweigerung ausgegeben, im Namen des an Gott gebundenen Gewissens. „Die gefährlichste Kriegsrüstung sind die überkommenen Denkschablonen und gedankenlos hingenommenen Schlagworte — ein geistiges Giftgas, das nicht nur die Gehirne der Volksmassen lähmt, sondern auch die Vertreter von Wissenschaft und Religion erstarren lässt in blindem Kadavergehorsam gegen die Kriegsmacher, und dieses Giftgas ist sogar schon ins Heiligtum eingedrungen." „Die Kirche muss ihre göttliche Sendung unserer Zeit beweisen dadurch, dass sie das arme, geknechtete, ausgesogene Volk in Schutz nimmt gegenüber einer Staatsvergottung, die Menschenopfer ohne Zahl verlangte und die Masse des Volkes in den Rachen des Kriegsdienstes hineinzwingt. Die Kirche muss beweisen, dass es ihr Ernst ist mit dem pax vobiscum, mit dem ihre Friedensboten die Welt begrüssen. Sonst haben die Pessimisten recht, die ihr antworten: „Die Botschaft hör ich wohl, allein mir fehlt der Glaube."

Am Schlusse konstatierte der Jesuit (!) Pater Noppel die starke Werbekraft des pazifistischen Gedankens unter der katholischen Jugend, und zwar mit Freuden!

Wohlverstanden: Das war eine römisch-katholische Versammlung.[1]) L. R.

---

[1]) Die Berichte sind nach der „Menschheit", der „Friedenswarte" und dem von Siegmund-Schultze herausgegebenen Bericht über Prag: „Um den Weltfrieden" (Evangelischer Pressverband für Deutschland, Berlin-Steglitz) zusammengestellt.

3. Die Resolutionen des Kongresses antimilitaristischer Pfarrer.

1. Krieg und Wirtschaft.

Der wirtschaftliche Imperialismus ist als Kriegsursache im Verlaufe der Weltgeschichte immer mehr in den Vordergrund getreten. Das ist in der kapitalistischen, d. h. wesentlich auf Profit gestellten Ordnung der Dinge ein notwendiger Verlauf.

Darum glauben wir, dass wir gleichzeitig mit der Bewegung für die Abschaffung des Krieges an der Schaffung einer Lebensordnung arbeiten müssen, wo die Ueberordnung des Menschen über die Materie zum gestaltenden Prinzip wird und dadurch einem jeden sein rechtmässiger Arbeitsertrag zukommt.

Da die Wirtschaft besonders in Kriegszeiten eigenmächtig wird und damit dem Menschen das Menschsein im Lichte des Evangeliums mehr und mehr unmöglich macht, so müssen wir in besonders entschiedener Weise um des Menschen willen, über dem der Wille Gottes steht, gegen den Krieg kämpfen.

Dazu kommt noch, dass an der Vorbereitung neuer Kriege ganz besonders die Kriegsindustrie interessiert ist, und unser Kampf gegen den Krieg muss sich daher jetzt vornehmlich gegen alle militärischen Rüstungen richten.

2. Krieg und Recht.

Die internationale Konferenz der antimilitaristischen Pfarrer weist die Behauptung zurück, dass die militärische Abrüstung die Auflösung des Staates und den Verzicht auf alles Recht bedeute. Denn die Konsequenz des Rechtes ist nicht der Krieg, sondern der Friede!

Das Recht will seinem Wesen nach das, was im Gesellschaftsleben zu gelten hat, nicht durch den Willen des Stärkeren, sondern durch die Norm der Gerechtigkeit bestimmen; es ist darum bestrebt, den Zwang immer mehr zu vermeiden.

Dieses Ziel ist noch nirgends erreicht. Das rechtfertigt aber nicht das Weiterbestehen des rechtlosen Kriegszustandes und aller militärischen Gewalt im Völkerleben, vielmehr soll auch hier der Kriegszustand durch den Rechtszustand überwunden werden. Das wird nicht erreicht, wenn die Völker zuerst Sicherheit besitzen und dann erst abrüsten wollen; sondern zuerst soll die militärische Abrüstung gewagt werden, und ihre Frucht ist eine grössere Sicherheit, als sie eine militärische Rüstung gewähren kann.

Der Kongress ruft deshalb die christlichen Kirchen auf, es als ihre heilige Pflicht anzuerkennen und anzugreifen, dass sie ihren Gliedern die Aufgabe zum Bewusstsein bringen, im Glauben sich für dieses Wagnis einzusetzen.

Der Kongress weist darauf hin, dass die Abrüstung bloss der erste unerlässliche Schritt auf dem Wege zum letzten Ziel wahrhafter brüderlicher Solidarität der Völker in der Freiheit und der Liebe ist.

3. Krieg und Rassen.

Die internationale Konferenz der antimiltaristischen Pfarrer ist tief davon durchdrungen, dass der Krieg im diametralen Gegensatz zu den christlichen Prinzipien steht.

Mit Rücksicht auf das Rassenproblem sind wir davon überzeugt, dass der Krieg dieses Problem unverhältnismässig verschlimmern muss und niemals in irgend welcher Art zur Lösung dieser Frage beitragen kann.

Wir verkennen nicht, dass die eingeborenen Rassen in der Vergangenheit durch Vertreter westlicher Zivilisation manches Gute erfahren haben, aber auch, dass wir Grund haben, Unrecht und Grausamkeit zu bereuen.

Wir verpflichten uns und wir bitten dringend alle christlichen Kirchen, sich mit uns auf folgende Punkte festzulegen:

1. Den Grundsatz neutestamentlicher Bruderschaft aller Menschen zur Richtschnur unseres eigenen Auftretens gegenüber allen Mitgliedern aller Rassen zu machen;
2. In jeder nur möglichen Weise die praktische Ausführung dieses Prinzips,

sowohl in wirtschaftlicher wie auch in politischer Beziehung, zu bewerkstelligen und in dieser Hinsicht auch auf die Bevölkerung einzuwirken;
3. Unseren Einfluss auf unsere Regierungen gegen jede politische Knechtung, sowie wirtschaftliche Ausbeutung der einen Rasse gegen die andere, geltend zu machen;
4. Dafür zu arbeiten, dass statt des Motivs des Nutzens das des Dienstes tritt, sowohl individuell, wo verschiedene Rassen zusammenleben, als auch für Regierungen, welche in irgendwelcher Weise bei der Entwicklung anderer Rassen interessiert sind;
5. a) Das Kirchenvolk allenthalben mit der Geschichte und den in der Gegenwart vorliegenden Tatsachen unserer Beziehungen zu den anderen Rassen bekannt zu machen.
   b) Alle Missionsgesellschaften in Uebereinstimmung mit der Jerusalem-Konferenz in ihrem Bestreben zu unterstützen, sich von jeder Art bewaffneten Schutzes frei zu machen.
   c) Dringend darauf zu bestehen, dass allen anderen Rassen eine vollwertige Erziehung gewährleistet werde.
6. Einzutreten für die Verwirklichung der Einheit des Leibes Christi, indem wir das christlich-brüderliche Verhältnis zu den Kirchen anderer Rassen vertiefen.

Schweizer Weihnachten.

Das Weihnachtsgeschenk für das Schweizervolk ist dieses Jahr — eine Spielbank. Das ist die Bedeutung des 2. Dezembers des Jahres 1928 für die Schweiz. Er wird als ein schwarzer Tag ersten Ranges in der Geschichte unseres Volkes dastehen. Eine im Kriege verlorene Schlacht wäre etwas Geringfügiges verglichen mit dieser geistigen Niederlage, die es sich selbst bereitet hat. Zwei Dinge haben fast von Anfang an die Geschichte der Eidgenossenschaft tötlich bedroht: der Fremdendienst und damit aufs engste verbunden die Bereitwilligkeit, für Geld die Schweiz zu verkaufen, freilich meistens ohne dies selber zu merken.[1]) Im Kampf gegen diese das Leben unseres Volkes bedrohende Gefahr ist Zwingli zum Reformator geworden; er hat auf dem Schlachtfeld zu Kappel von einem Vertreter des Geistes, der nun am 2. Dezember einen neuen, vielleicht endgültigen Sieg hat erringen dürfen, den Todesstreich

[1]) Vergl. Gagliardi „Geschichte der Schweiz“, I. 212: „Von der Schlacht bei Murten bis zur Reformation Zwinglis hat wohl jeder schweizerische Staatsmann von einigem Einfluss seinen Lebensunterhalt zum Teil vom Ausland her bezogen: das Land war arm, und der Aufwand des Einzelnen, der im öffentlichen Leben Stehenden ganz besonders, ward täglich grösser. Luxus und Lebenslust, Feste, Kirchweihen, Schiessen usw. haben vor und nachher nie mehr so alle Bevölkerungskreise in ihren Bann gezogen: kein Wunder, wenn man beim Rückgang aller bisherigen Erwerbsquellen und des friedlichen Broterwerbes dem Ausland tributpflichtig wurde — die Ratsherren so gut wie die Söldner.“

Dass diese Sachlage, trotz der Besserung, die die Reformation brachte, doch zum Teil bis ins 19. Jahrhundert andauerte, führt Gagliardi anderwärts aus.

empfangen. Die Schweiz hat an diesem schwarzen Sonntag beinahe ein moralisches Todesurteil über sich selbst gesprochen. Sie hat erklärt, dass sie wieder bereit sei, für Geld alles preiszugeben, die Schönheit unseres Landes und die Ehre unseres Volkes; die Schweiz eines Nikolaus von der Flüe und Ulrich Zwingli, eines Johannes Calvin und Alexander Vinet, eines Heinrich Pestalozzi und Gottfried Keller ist zu einem Spielhaus für alle Völker geworden, der durch Natur und Geschichte in unserem Lande aufgebaute Gottestempel schmählich geschändet. Alle ernsthaften und ehrlichen Beurteiler der Schweiz in fremden Völkern werden in der Stille einen Strich durch das machen, was einst als Schweiz etwas Grosses und Edles schien und zum Teil auch war. Auch ein Keyserling hat uns lange nicht so schlimm dargestellt, als wir uns nun erwiesen haben. Wir haben über ihn geschimpft, ihm aber rasch weit über seine Behauptungen hinaus recht gegeben. Wir wollen nun aber doch folgerichtig sein: wir wollen das weisse Kreuz aus unserer Fahne entfernen und statt dessen das goldene Kalb hineinsetzen und wir wollen den Wilhelm Tell mit seiner Armbrust aus unseren Postmarken streichen und einen Croupier mit seiner Schaufel hertun, vielleicht auch einen Kellner oder Portier.

Das ist der tiefere, traurige Sinn des 2. Dezember. Es handelte sich um ein Prinzip, das bei weitem den unmittelbaren Gegenstand des Kampfes überragte; es war ein Kampf um die Seele der Schweiz, eine Fortsetzung des alten Kampfes, den alle diejenigen, denen die Schweiz das Beste verdankt, die ihre Ehre und Freude sind, auf ihre Weise gekämpft haben. Wir haben ihn verloren und stehen nun in Bitterkeit und Trauer. All unser Ringen um unser Volk, um seine Ehre, seine Bestimmung, seine Zukunft, sein Lebensrecht scheint umsonst, die Götzen, obenan das Geld, mit ihm verbündet aber noch manche anderen, sind stärker gewesen.

Ebenso schmählich wie das Ergebnis ist die Art, wie es zustande gekommen. Die bürgerlichen Parteien sind alle für die Spielbanken gewesen, ausgenommen allein die welschen Liberalen. Diese bürgerlichen Parteien sollen uns künftig kommen und uns, etwa in Verhandlungen über die Abrüstung, von der Ehre der Schweiz reden, wir werden ihnen diese Ehre ins Gesicht werfen. Ja, das ist der Sinn dieses Schweizertums: die Schweiz auf alle Weise (die Spielbanken sind ja nicht die einzige Weise) verraten und verkaufen und dann mit unserem Kindersäbel rasseln und mächtig in Patriotismus machen! — Der Katholizismus (ich denke natürlich nur an den römischen) hat sich ebenfalls mächtig für die Spielbanken eingesetzt, sagen wir gerechter: der Luzerner Katholizismus, denn der Freiburger und die „Christlich-Sozialen" haben sich anders gestellt; aber Luzern hat in der katholischen Schweiz weitaus triumphiert. Gerade die Urschweiz, das

Land Tells, wie das des Niklaus von der Flüe, hat in überwältigender Mehrheit den Wilhelm Ho — tel (!) dem Wilhelm Tell vorgezogen. Man wird wieder an die Zeiten Zwinglis und besonders an den Ablasshandel erinnert. Wenn man aus diesen Kreisen künftig der Sozialdemokratie und Andern Materialismus und Gottlosigkeit vorwirft, dann werden wir sie fragen, welches denn *ihr* Gott sei und wo denn *ihr* Idealismus? — Für die Spielbanken ist auch das *Bauerntum* gewesen — gewiss nicht alle Bauern, aber die offizielle Führerschaft der Bauern, die bei allerlei Anlässen den Bauernstand als Träger von Gottesfurcht, Lebensernst und guter alter Sitte hinzustellen weiss; man wird künftig wissen, was man ihnen zu antworten hat. Ich weiss nicht, wie Professor Laur sich persönlich in dieser Sache gestellt hat, sicher ist nur, dass man seine Stimme nicht gehört hat, als es galt, die Seele des Bauerntums vor Vergiftung zu schützen. Wir wollen abwarten, ob er den Mut findet, noch einmal von den Bauern als Träger von Osterglauben und Aehnlichem zu reden.[1]) Und endlich der oberste Hüter der Verfassung, wie der Ehre und Freiheit der Schweiz: *der Bundesrat* mit seinem willfährigen Anhang, der sogenannten *Bundesversammlung*. Dieser Bundesrat, der sich in die feierliche Toga der Heiligkeit von Recht und Gesetz und Verfassung wirft, wenn es gilt, Landwehrwiederholungskurse wieder einzuführen oder Dienstverweigerer zu quälen, er ist von Anfang an ein gar bereitwilliger Förderer dieser Schande der Schweiz gewesen; er hat unter schwerer Verletzung der Verfassung die frühere Abstimmung über das Verbot der Spielbanken jahrelang hinausgeschoben; er hat den Text der Spielbankeninitiative mit einer irreführenden Ueberschrift versehen; er hat schlau die Abstimmung auf einen Zeitpunkt verlegt, wo er infolge des grossen Kampfes um die Wahlen zur Bundesversammlung eine starke Abspannung annehmen durfte, die den Anhängern der Spielbanken zugute kommen musste. Und nun wird er das Sündengeld einstreichen, das ihm aus den Spielhöllen zuströmen soll, um damit — das heisst, mit höchstens ein paar hunderttausend Fränklein — vom Unglück betroffene Eidgenossen zu unterstützen, während er Millionen auf Millionen Mehrforderungen für die „Verteidigung“ der Schweiz stellen wird, deren Ehre er verrät und an fremdes Lastergeld preisgibt. Wann wird der Tag kommen, wo ihm dies in Bern ins Gesicht gesagt wird?

Indem so die Stützen unserer heutigen „Ordnung“ hinter dem

[1]) Inzwischen habe ich zu meiner grossen Freude erfahren, dass einzelne Organe der Bauernschaft, z. B. das schaffhauserische und zürcherische, redaktionell *gegen* die Initiative gewesen sind. Insofern das ein Verdienst von Professor Laur sein sollte, müsste das Urteil über sein Verhalten etwas geändert werden.

von den Spielbänklern geschwenkten Geldbeutel herliefen, fanden sie natürlich reichlich Bundesgenossen. Es gibt ja so viele Sumpfgeister im Schweizerland, vielleicht gerade aus dem Gegensatz gegen einen gewissen puritanischen Geist, der einst unter uns lebte und noch nicht völlig erstorben ist. Diese witterten Morgenluft. Sie hofften vielleicht, mit den Spielhäusern würden wohl auch andere Häuser wiederkehren. Vielleicht aber war noch viel wirksamer die Angst, es könnte vorhandenen ans Leben gehen. Sie hatten Angst für ihr Bierglas und Schnapsglas, ihre „Freiheit" zu andern schönen Dingen, vielleicht wirklich sogar um ihren Jass. Es sind ja alle schlimmen Geister miteinander verbündet. Aber erst die Propagandamittel der Initianten, wie sie mit all den durch lange Uebung erlernten Künsten einer Demagogie arbeiteten, die an das Niedrigste und Dümmste im Menschen appelliert und auch die Bestechung eines ganzen Volkes, des eigenen Volkes nicht scheut. Und solchen Methoden ist das Volk Zwinglis und Gottfried Kellers wieder einmal unterlegen. In tiefer Scham verhüllen alle Schutzgeister der Schweiz ihr Haupt.

So bedeutet der 2. Dezember 1928 eine erschreckende Enthüllung des sittlichen Zustandes der Schweiz, so kam es zu der schweren Niederlage alles guten Geistes in ihr.

Aber die Niederlage wäre nicht gekommen, wenn dieser Geist wahrhaft gut, das heisst, von der heiligen Kraft und Leidenschaft des Guten erfüllt wäre. Denn wir müssen bekennen, dass der Kampf der Gegner der Spielbanken, nach einem frischen Anlauf in einem früheren Stadium, matt und schläfrig war, während die Andern alle Hebel in Bewegung setzten. Aller Ehren wert ist bloss die Haltung der *protestantischen Kirchen* und der unmittelbar zu ihnen haltenden politischen Kreise gewesen. Aber es hat sich gezeigt, dass ihr Einfluss gegen andere Einflüsse nicht aufkommt. Auch ich, der ich ja nicht im Ruf der Ueberschätzung der Kirchen stehe, habe von ihrem Eintreten sehr viel mehr Wirkung erwartet. Und gewiss hat es auch in diesen Kreisen da und dort am nötigen Eifer gefehlt. Es rächt sich eben, wenn man solche Dinge, an denen sich doch die Zentralfrage der Bibel: „Gott oder Götzen?" ungleich mehr entscheidet, als an theologischen Problemen, für mehr oder weniger unwichtig erklärt. Wozu noch ein Anderes kommt: wenn man in den grossen und heiklen Fragen, bei denen die Stellung der Kirchen weniger selbstverständlich ist, schweigt, und bloss dann redet, wo es für einen Vertreter der Kirche, von Pfarrern in grossen Fremdenzentren abgesehen, doch eigentlich keinen Mut braucht, dann erscheint die Stimme eines solchen Christentums bloss als konventionelle Moralpredigt, ja als heuchlerisches Muckertum — zu Unrecht, gewiss, aber nicht ganz ohne Ursache. Auch für Kirche und Christentum ist dieser Tag eine schwere Niederlage. All diese

290,000 Menschen, die den Mammon Gott vorgezogen haben und die weiteren hunderttausende, die gleichgültig daheim geblieben sind, sie sind getauft und konfirmiert worden, haben Religionsunterricht empfangen, gehen zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten, jedenfalls aber am Bettag, in die Kirche. Und der Erfolg ist der Tanz um das goldene Kalb oder träges Dabeistehen. Da ist gewaltiger Anlass zur Revision von vielem!

Am schlimmsten aber steht doch der Sozialismus da. Und für uns Sozialisten ist das der bitterste Tropfen in diesem Kelche. Wir haben ja mit dem Sozialismus schon allerlei erleben müssen, aber dass er sich für Spielbanken einsetzen könnte, wäre uns doch nie in den Sinn gekommen. Und doch beantragte dies die Parteileitung, die unter dem beherrschenden Einfluss eines Robert Grimm und etwa noch eines Ernst Reinhardt steht. Der Parteivorstand hat dann wenigstens Freigabe der Stimme beschlossen und der Parteitag, mit ziemlicher Mehrheit, Verwerfung. Das Letztere war eine Freude, die aber nun stark ins Gegenteil verkehrt worden ist. Denn es zeigte sich, dass jene Freunde der Spielbanken unter den Sozialisten entschlossen waren, den Entscheid des Parteitages zu sabotieren. Nur wenige Organe der Partei, allen voran die „Volksstimme" von St. Gallen und die „Seeländer Volksstimme" in Biel, haben den Kampf mit der Wucht und Leidenschaft wirklich sozialistischer Gesinnung geführt. Andere haben ihn geführt, aber mit weniger Aufwand, als sie bei einer Bezirksrichterwahl zu machen pflegen. Der Aufruf der Gesamtpartei wurde von einem Anhänger der Spielbanken verfasst, der mit diesen unter der Decke steckte. Er hatte denn auch, wie berichtet wird, die Zustimmung von deren Hauptbefürwortern. So erlauben sich diese Leute, die sich als sozialistische Zionswächter ausgeben, mit den Beschlüssen eines Parteitages und dem Willen der Arbeiterschaft Schindluderei zu treiben; so weit ist es gekommen. Am schlimmsten aber trieb es doch die „Berner Tagwacht". Sie nahm keinen Artikel gegen die Spielbanken auf und brachte vor der Abstimmung einen, der eine kaum mehr verhüllte Aufforderung zum Jasagen war. Und nun muss man bedenken, dass es ausgerechnet diese Leute sind, die da, wo es ihnen passt, mächtig von Parteidisziplin und andern schönen Dingen reden. Diese Leute haben seinerzeit uns, die wir für Eintritt der Schweiz in den Völkerbund waren, aus der Partei ausschliessen wollen, und haben dies auch später versucht, einfach, weil wir nicht am Leitseil der Berner Parteimatadoren und ihrer Verbündeten gehen wollten und wollen. Und nun vergleiche man: Völkerbund und Spielbanken! Wer wird nun den Ausschluss von Grimm und Konsorten verlangen?

Wir stehen also vor der Tatsache, dass es ausgerechnet die sozialdemokratische Partei der Schweiz und in ihr eine bestimmte

Richtung ist, der die Spielbanken, dieser krasse Auswuchs der Mammonswelt, ihren Wiedereinzug in die Schweiz verdanken. Der Unterschied zwischen den Stimmen: rund 290,000 gegen 270,000 ist so gering, dass die Partei mit leichter Mühe das Ergebnis hätte ins Gegenteil verwandeln können. Sie hätte damit in den Augen der Besten den moralischen Kredit des Sozialismus mächtig vermehrt. Sie hatte die Wage in der Hand und sie hat für das goldene Kalb entschieden.

Stellen wir die nackte Doppelwahrheit fest: Ein Sozialismus, der für Spielbanken eintritt, ist moralisch auf den Hund gekommen. Und: solange das Regime, das zu diesem Ergebnis geführt hat, nicht gründlich gebrochen ist, gibt es keinen ernsthaften Fortschritt des Sozialismus in der Schweiz, wohl aber könnte er eines Tages seine Katastrophe erleben.

So ist dieser Tag ein Offenbarungstag für unser Volk geworden, ein Tag des Gerichtes, der Beschämung für uns alle. Wenn es nun nicht mit unserer schweizerischen Selbstgerechtigkeit und Selbstrühmerei aufhört, mit weltlicher und geistlicher, bürgerlicher und sozialistischer, dann ist uns nicht mehr zu helfen.

Und nun? Was ist zu tun? Ist überhaupt noch etwas zu tun? Oder müssen wir uns in das sittliche Sterben und Verderben der Schweiz, dem eines Tages der äussere Untergang mit Sicherheit folgte, fatalistisch fügen?

Das wollen wir nicht. Das Wort, das einst nach einer entsetzlichen Niederlage auf dem Schlachtfeld im römischen Senat gesprochen wurde: „De patria non desperare, am Vaterland nicht verzweifeln,“ muss erst recht für uns gelten. Die Frage wird nun gestellt, ob noch Leben in uns ist oder nicht. Es sind nicht nur siebentausend übrig geblieben, sondern zweihundersiebzigtausend. Wenn wir uns auch nicht an blosse Zahlen halten wollen, so dürfen die Zahlen uns doch auch nicht niederschlagen. Die Völker leben ja von ihren, oft ganz kleinen, Minderheiten. Der 2. Dezember muss mit seiner Enthüllung über den Zustand unseres Volkes zum Ausgangspunkt einer schweizerischen Erweckung werden. Vielleicht ist es darum besser, es sei so gegangen, als wenn wir durch etwas grössere Anstrengung mit einer kleinen Mehrheit gesiegt hätten. Dann hätten wir wohl leicht meinen können, es sei nun alles wieder gut, und es wäre ja doch nicht wesentlich besser gewesen, als es jetzt ist; wir hätten ja ungefähr das gleiche Volk und den gleichen Seelenzustand gehabt. Wir werden, hoffe ich, den Kampf gegen die Spielbanken wieder aufnehmen, zunächst wohl auf dem kantonalen, dann wieder auf dem eidgenössischen

Boden. Aber wir werden ihn erweitern müssen. Es gilt, dem Götzen der Fremdenindustrie auf den Leib zu rücken. Dem ist nun lange genug besinnungslos gehuldigt worden, bis er beinahe zum Schweizergott geworden ist. Dieser neue Fremdendienst muss ebenso bekämpft werden, wie der frühere; er ist wahrhaftig nicht weniger schlimm. Wenn die Seele unseres Volkes nicht dauernd vergiftet werden soll, muss die ganze „Fremdenindustrie" von Grund aus reformiert werden, und zwar so, dass sie nicht mehr im Dienst des Geldsackes steht, sondern im Dienst der Menschen, besonders der wirklich erholungsbedürftigen, besonders der ärmeren.[1]) Ueber die andere Fremdenindustrie wird ohnehin das Gericht kommen, und zwar bald. Aber noch mehr. Wenn wir einem Götzen zu Leibe rücken wollen, müssen wir es allen tun. Wie in jener Zeit, wo die Schweiz, trotz dem Tag von Kappel, gerettet wurde, wird sie auch heute nur auf einem Wege gerettet: durch die Umkehr von den Götzen zu Gott. L. Ragaz.



Die Weltlage am Jahresschluss.

Wie stellt sich die Weltlage an diesem Jahresschluss dar? Einen besonders ausgeprägten Charakter hat das Jahr 1928, wie mir vorkommt, nicht gerade gehabt. Es sind darin wenige ausserordentliche, markierende Ereignisse hervorgetreten; im Grossen und Ganzen haben sich bloss die Entwicklungen, die vorher begonnen hatten, fortgesetzt. Versuchen wir in diesem Sinne die Hauptlinien des Geschehens, das in den Rahmen dieses zu Ende gehenden Jahres fällt, aufzusuchen, immer mit dem Bewusstsein, dass ein solcher Versuch mit Subjektivität behaftet ist und dass auch der Abstand eines ganzen Jahres lange nicht genügt, um dem Urteil darüber, was wichtig und was unwichtig, was von dauernder und was von vorübergehender Bedeutung sei, einige Sicherheit zu verleihen. Ich will zu zeigen suchen, wie sich mir die Dinge darstellen, nicht etwa mit dem Zwecke, dann zu erklären: „So ist es und nicht anders", sondern bloss, um andere zum Sehen und Urteilen zu veranlassen oder ihnen dabei ein wenig zu helfen.

1. Die politische Lage

zeigt wenigstens ein Ereignis, das in bezug auf sichere welt-

[1]) Ich darf wohl an die Ausführungen erinnern, die darüber meine „Neue Schweiz" in den Kapiteln: „Die Fremden und die Fremdheit" und „Das Wunder des Geistes" enthält.

geschichtliche Tragweite aus den übrigen hervorragt, wie ein Berg über der Ebene oder über Hügeln: das ist der Einzug der chinesischen Nationalisten in Peking, welcher die nun wohl endgültige Abschüttelung fremder Vormundschaft über das gewaltige Volk und dessen politische Einigung bedeutet. Die Tragweite dieses Ereignisses reicht weit über den schon an sich ungeheuren Rahmen Chinas hinaus. Es ist ein riesiger Markstein in der Erhebung Asiens und Afrikas gegen Europas Vorherrschaft. Wieder steht ein mächtiges Volk, das im Grunde einen ganzen Erdteil und dazu einen ganzen Kulturkreis von höchster Bedeutung darstellt, ein Volk von nichteuropäischer Rasse, das lange zu den „Kolonialvölkern" zählte und den europäischen Hochmut erfuhr, unabhängig da und tritt politisch ebenbürtig neben Europa und Amerika. Das muss für die weitere Gestaltung des Verhältnisses der „unterdrückten Rassen" zu den „unterdrückenden" von entscheidender Bedeutung sein. Das befreite China ist ein ungeheures Symbol der Befreiung der Uebrigen, die mit Sicherheit kommen wird.

Diese Erhebung Asiens und Afrikas schreitet inzwischen ja überall in aller Stille fort. Sie erleidet Verzögerungen, auch Rückschläge (wie etwa in Aegypten), aber sie rückt mit jedem Jahr mehr in das Blickfeld und hat es auch im vergangenen getan. Im asiatischen Islam und in der Negerwelt Afrikas ist die Gärung gleichmässig gross und überall geht es gegen Europas Herrschaft. Mit jedem Jahre taucht die neue, weitere Welt, in der nicht mehr wie bisher im Grunde Europa allein zählt, als Neuland der Geschichte aus dem Meere des Werdens auf.

Mit dieser Entwicklung in einer gewissen Beziehung steht eine andere Linie weltpolitischen Geschehens, die in diesem Jahre sichtbar geworden ist: eine über die Kontinente reichende Konstellation der Machtverhältnisse, die zu neuen Gruppierungen, neuen Verbindungen und neuen Gegensätzen führt. Hier ist vor allem das Verhältnis Amerikas zu den mehr europäischen Mächten zu nennen. Amerika ist eigentlich erst seit dem Weltkrieg als politische Macht deutlich und wirksam in den Kreis der Weltpolitik getreten; vorher ging es mehr abseits seinen Weg. Und nun hat sich in diesem Jahre besonders der Gegensatz zwischen Amerika und England der Welt deutlich kundgetan. Der englisch-französische Pakt, was er im übrigen auch bedeute, hat jedenfalls auch auf diese Tatsache aufmerksam gemacht. Im übrigen ist Amerika auch durch den Kellog-Pakt mit Europa enger verbunden worden. Es kann sich dieser Entwicklung nicht entziehen. Durch sie werden die neuen Formen des Völkerbundes bestimmt, zu denen man wohl den Kellog-Pakt rechnen darf. Der Völkerbund ist ja eine Idee, die noch ganz andere, vor

allem weitere Formen annehmen kann und muss, als die jetzigen. Das Wandern des Völkerbundsrates ist vielleicht als Symbol dieser Entwicklung zu werten.

Auch die amerikanischen Wahlen sind vielleicht deswegen viel mehr als früher auch in Europa beachtet worden. Sie haben uns daneben eine Problemstellung vorgeführt, die von der bei unsern Wahlen üblichen stark abweicht, aber nicht ohne Einfluss auf uns bleiben wird.

Um den verhältnismässig festen Kern dieser neuen Konstellation bilden sich Wellenringe von Entwicklungen, die sozusagen zwischen Möglichkeit und Wirklichkeit schweben. Dazu gehört wohl der Versuch, Deutschland und Russland vereint mit Amerika (gemeint sind zunächst immer die Vereinigten Staaten) und vielleicht auch China, zu einem Block gegen England-Frankreich zu verbinden. An diesem Punkte spielt, wie an allerlei andern, die Spekulation auf die Erhebung der „unterdrückten Völker“ gegen England und Frankreich mit herein, die ein starker Faktor der Weltlage ist. In solchen unsicheren Linien stellt sich jedenfalls der Typus der künftigen weltpolitischen Verschlingungen dar. Es wird alles ein grösseres Format bekommen, wird alles einfacher und verwickelter zugleich werden.

Die rein innereuropäischen Probleme verlieren vor diesen Perspektiven viel von ihrer Wichtigkeit. Das ist wohl eine gute Seite jener grösseren Entwicklungen. Es ist im übrigen nicht leicht, für das Labyrinth dieser besonderen europäischen Probleme den Ariadnefaden zu finden. Heben wir zunächst einige klare Tatsachen heraus. Eine solche ist Deutschlands wirtschaftlicher und politischer Aufstieg. Mit diesem hängt die verstärkte Forderung nach dem Anschluss Oesterreichs zusammen. Diese Anschlussfrage hat ja im verflossenen Jahre eine neue Aktualität erfahren. Man darf annehmen, dass nicht nur gegen Amerika, sondern auch gegen diesen neuen deutschen Anspruch auf die europäische Vormachtstellung der neue Zusammenschluss von England und Frankreich gerichtet sei. Ein zweiter Schlüssel zur europäischen Lage sind die Verhältnisse im Osten, wobei besonders an Polen gedacht werden muss. Während der Anschluss die Tschechoslovakei schwer bedrohte, ist das Verhältnis zwischen Deutschland und Polen wegen der durch den Versailler Vertrag geschaffenen Grenzen stets gespannt. Damit hängen ja auch die Probleme der Räumung der Rheinlande und der deutschen Reparationen zusammen. Bei Rumänien, wie zum Teil bei Polen, spielt dann wieder das Verhältnis zu Russland herein, das die an beide verlorenen Teile des alten Reiches nicht vergisst. Am Balkan aber ist das Verhältnis zu Italien entscheidend. Hier, wie in der Kolonialfrage hat der in der letzten Zeit noch stärker als bisher hervorgetretene

Gegensatz zwischen Italien und Frankreich seinen Ausgangspunkt. Endlich ist der zwischen Russland und England, der allerdings über den Rahmen Europas weit hinaus greift, immer noch vorhanden, wenn er auch etwas zurückgetreten ist, und übt auf das weltpolitische Spiel seine starke Wirkung aus. Selbstverständlich geht auch Russlands Verbindung mit aller wirklichen oder geplanten „Weltrevolution" in allen Erdteilen, besonders aber in Asien und Afrika, weiter.

Die Punkte, um die sich die spezifisch europäische „Aussenpolitik" dreht, sind also das Problem des näheren und ferneren europäischen Ostens und das des Südens. Das Problem des Westens wird im Osten und Süden gelöst. Dorthin ist der Blick zu lenken.

Wenn wir uns einen Augenblick den innenpolitischen Bewegungen zuwenden, so steht wohl (abgesehen von den wirtschaftlichen Fragen und den sozialen im engern Sinn) das Problem des Faschismus, das zugleich das der Demokratie ist (man könnte das Verhältnis auch umkehren) immer noch im Vordergrund. Man muss dabei wohl gestehen, dass der Faschismus, im weitern Sinne, eher im Fortschreiten begriffen ist und die Demokratie an Boden verliert, wie denn auch nicht anders sein kann — wie wollte Demokratie auf dem Boden der heutigen Welt gedeihen? Demokratie kann nur auf dem Boden einer bestimmten sittlichen, ja religiösen Weltanschauung und Lebensauffassung gedeihen, und diese ist heute im Zerfall begriffen — vorläufig! Ein Ereignis, wie die Wiedereinführung der Spielbanken in der Schweiz ist wirklich keine Empfehlung der Demokratie! Diese ist nur auf Gott zu gründen, nicht auf den Mammon.

Im übrigen scheint mir gerade der Faschismus auf einen gewissen Zerfall der bisherigen Staatsformen hinzuweisen. Der bisherige Staat, scheinbar mächtiger als je, ist doch, meine ich, in voller Auflösung begriffen. Neue Lebensformen der Gesellschaft melden sich an. Darauf scheint auch der Kampf zwischen Zentralismus auf der einen, Föderalismus, Regionalismus, Autonomismus auf der andern hinzuweisen. Sie sind ebenfalls in diesem Jahre stärker hervorgetreten. Von andern solchen Zeichen soll nachher noch geredet werden.

Wir haben in den „Neuen Wegen" die weltpolitische Bewegung immer stark unter dem Gesichtspunkt des Weltfriedens betrachtet. Vielleicht allzustark; trotzdem wollen wir nun noch diesen Gesichtspunkt wählen, im Sinne einer zusammenfassenden Schau aus der Vogelperspektive.

Wir standen im Laufe dieses Jahres öfters unter dem Eindruck, dass die Friedensbewegung einen gewissen Rückschlag erfahren habe. Der Völkerbund hatte schlechte Zeiten. Die Abrüstungsbewegung ist auf ein totes Geleise gelangt, während die Auf-

rüstungsbewegung mit Volldampf vorwärts geht. Die Friedenskongresse bezeichneten— einige Ausnahmen abgerechnet — keine Fortschritte, zum Teil eher das Gegenteil. Die Sache mit dem Panzerkreuzer in Deutschland war ein ganz übles Zeichen. Was ist nun wohl über die Lage abschliessend zu sagen?

Es ist daran zu erinnern, dass in dieses Jahr, oder doch vorwiegend in dieses, immerhin zwei sehr bedeutende Ereignisse zugunsten des Friedens fallen: das russische Angebot einer völligen Abrüstung und der Kelloggpakt. Jenes behält seinen Wert, trotz allen notwendigen Abzügen; es ist „Neues unter der Sonne". Was aber den Kelloggpakt betrifft, so wird man nun, nach allerlei Schwankungen, doch feststellen müssen, dass er einen Gewinn bedeutet. Wenn jetzt die übergrosse Mehrzahl der Staaten der Erde feierlich den Krieg als Verbrechen erklärt und geächtet hat, so mag noch so viel Heuchelei dabei sein, etwas zu bedeuten hat das doch. Solche Worte werden nicht umsonst gesprochen; sie haben ihr eigenes Gesetz.

Zu diesen beiden grossen Ereignissen (die schliesslich für ein Jahr schon genügen könnten) kommen kleinere, die als symptomatisch doch sehr ermunternd waren: ich nenne nur die antimilitaristische Bewegung der Lehrerschaft in der Schweiz, die Aktion im Kanton Solothurn, zu der neuerdings die in der Ostschweiz kommt, die Kongresse der antimilitaristischen Pfarrer im Haag und der Dienstverweigerer auf dem Sonntagsberg, die Friedenstagung der deutschen Katholiken in München und doch auch die der Kirchen in Prag. Aber wir dürfen nun vielleicht doch den Kreis etwas weiter ziehen und die hieher gehörigen Entwicklungen in ein neues Licht stellen. Dabei können wir an das über die neuen weltpolitischen Konstellationen Gesagte anknüpfen.

Der Völkerbund — in seiner bisherigen Form stark versagend, nimmt er nicht, wie wir angedeutet haben, jene weitere Form an? Ist das nicht gut? Und ist diese Entwicklung nicht notwendig? Die Erhebung Chinas und die dadurch geschaffene Lage — ist das nicht eine Verheissung, dass vielleicht die Erhebung Asiens und Afrikas überhaupt ohne blutige Katastrophe vor sich gehen könnte? Die engere Verbindung Amerikas mit Europa — ist sie nicht eben auch Verbindung? Ueberhaupt der ganze Welt-Zusammenhang, der nun besteht, kann er nicht auch der Welt-Einheit dienen? Und der europäische Zusammenhang, den wir aufgezeigt, kann er nicht der europäischen Einheit dienen? Wissen wir nicht jetzt, wo die Schlüsselprobleme liegen? Und wird so das Ringen mit dem Rheinland- und Reparationsproblem nicht von selbst ein Ringen um den Frieden? Muss nicht auch klar werden, dass es einen solchen Frieden nicht gibt ohne neue Gedanken, neue Ordnungen, ohne Ueberwindung des Nationalismus und Imperia-

lismus, ohne Entwertung der politischen Grenzen, ohne neue soziale Verhältnisse, ohne neue Einheit, ohne neuen Glauben? Und stellen nicht jene Versuche, den Staat zu überwinden, doch im letzten Grunde ein Tasten nach einer neuen Lebensform dar, die auch eine Friedensform wäre?

So ist doch kein Anlass zum Verzagen, ist vielmehr auch jetzt Anlass zum Glauben, Hoffen, Arbeiten. Freilich *muss* es nicht gut gehen, freilich ist auch der Uebergang dieser Entwicklungen auf die Geleise des Bösen möglich. Es sind Heere von Dämonen gerüstet, sind schwere Wetter zusammengeballt, sind furchtbare geistige Explosivstoffe — von denen die physischen ein Symbol bilden — aufgehäuft, sind in all den geschilderten Vorgängen auch Möglichkeiten des Verderbens verborgen.[1]) *Es kommt auf uns an* — kommt darauf an, wie gross die Kraft des Glaubens und Hoffens und besonders die des Opfers ist. Dass ich dabei sehr wenig von Regierungen und Diplomaten, sondern, soweit *menschliche* Organe in Betracht kommen, das Beste von einer baldigen Erhebung der Völker erhoffe, will ich auch hier nicht ungesagt lassen.

Damit wir gewarnt seien, sind zwei Ereignisse geschehen: *die Giftgaskatastrophe in Hamburg* und *das Versagen der Verteidigung gegen den Luftangriff in London*. Denket daran!

2. Die soziale und sozialistische Lage.

Dass die politischen Konstellationen immer auch einen im engeren Sinn des Wortes sozialen, besonders einen wirtschaftlichen Hintergrund haben, wissen wir. Der Kampf um den Weltmarkt, um die Rohstoffe und deswegen um die Kolonien bildet sicher einen ihrer Hauptfaktoren. Dass auch in dieser Beziehung gewaltige Entwicklungen im Gange sind, weiss jedermann. Petroleum, Gummi, Baumwolle, ein Ringen mächtiger nationaler oder internationaler Industrie- und Bank-Truste stehen oft hinter den Kulissen der machtpolitischen Bühne. Um die Entwicklungen nachzuweisen, die uns in dieser Beziehung gerade das vergangene Jahr gebracht hat, müsste man im Besitz von Kenntnissen sein, die nur Wenige haben und die jedenfalls dem Schreibenden fehlen. Doch ist gut, wenn wir alle immer mehr darauf achten lernen. Denn das Spiel hinter den Kulissen ist oft das Wichtigere, das auf der offenen Bühne bloss Marionettentheater.

Sicher ist, dass die *Konzentration von Industrie und Finanzkapital* auch in diesem Jahr mächtig fortgeschritten ist. Damit wird die Frage immer dringlicher, ob der dadurch ent-

[1]) Eine der schlimmsten ist bekanntlich die Gefahr, dass Asien und Afrika, um den „Westen“ zu überwinden, sich selbst industrialisieren, nationalisieren, militarisieren.

stehende Internationalismus der Weltbefriedung diene, oder vermöge des diesen Organisationen anhaftenden Egoismus nur zu noch ungeheueren Weltkonflikten führen werde. Klarer ist die Bedeutung dieser Gebilde für das innerpolitische Leben der Völker. Sie bedrohen dieses mit einer neuen Knechtschaft, der gegenüber die des Feudalismus ein Kinderspiel war. Diese Knechtschaft würde bis in die Tiefen der Seele gehen. Darauf weisen gewisse Formen jener *Rationalisierung* hin, die im vergangenen Jahre auch immer mehr in den Vordergrund der sozialen Probleme gerückt ist. Die Frage ist, ob es gelingen wird, diese Mächte zum Dienst des Menschen und der Gemeinschaft zu bändigen. Damit taucht das Problem der Demokratie auf dem wirtschaftlichen Gebiete auf, wohin es überhaupt sehr stark verlegt werden muss. Ist *Wirtschaftsdemokratie* möglich? Und wie? Die grosse Frage ist, ob die heutigen Menschen noch jene sittliche Spannkraft besitzen, aus der eine solche neue Freiheitsbewegung hervorgehen kann.

Mit diesem Wort von der Wirtschaftsdemokratie nennen wir wohl ein Stichwort für eine ganze kommende Epoche. Wie das Problem des *Staates* hier hereinspielt, zeigt der Kampf an der Ruhr. Wenn hier der Staat unterlegen ist, so ist das vielleicht überhaupt ein Zeichen, dass die Organisation der Volksgemeinschaft in Zukunft ihren Schwerpunkt ungleich mehr in den *freien Korporationen* haben wird, als im abstrakten Staat des 18. und 19. Jahrhunderts — und dies übrigens auf dem internationalen Boden nicht weniger als auf dem nationalen. Ein *Zerfall des Kapitalismus* kündet sich auf mannigfache Weise an. So moralisch in all den Finanzskandalen dieser Zeit. So auch wirtschaftlich in der neuen Bedeutung, die die *Landwirtschaft* bekommt: man denke besonders an Russland und Italien. So anderseits in der Tatsache, dass der Industrialismus in die Agrarländer vordringt und damit dem europäisch-nordamerikanischen Kapitalismus seinen Lebensnerv zerschneidet. Vor allem aber darin, dass diese kapitalistischen Gebilde selbst eine Art Staatscharakter annehmen. Damit drängt sich von selbst die Notwendigkeit auf, dass die Volks- und Völkergemeinschaft die Hand auf sie lege.

Das ist der Kampf, der nun beginnt. Er bedeutet eine neue Phase auch des *Sozialismus* und der *Arbeiterbewegung*, die nach und nach klar werden wird. Was diese betrifft, so verzeichnet das abgelaufene Jahr viele *Wahlsiege* der sozialistischen Parteien, so in Deutschland, England, Norwegen, der Schweiz, wie auch anderswo. Aber es zeigt auch deutlich die wachsende *Krise des Sozialismus*. Besonders deutlich ist sie in der Sache des Panzerkreuzers geworden, aber überhaupt im Verhalten der sozialistischen Parteien zur Militärfrage. Wir haben heute das Bild vor uns, dass wir in einem der sozialistischen Lager eine

immer mehr in die bürgerliche Tradition einschwenkende Sozialdemokratie, in dem andern einen Kommunismus sehen, der zum Teil infolge davon sich ultrarevolutionär geberdet und dabei den Sozialismus nicht weniger verrät. Es ist klar, dass das nicht weitergehen darf, wenn es nicht zu einem Fiasko des Sozialismus kommen soll. Es muss sich aus seiner Mitte, oder dann von anderswoher eine Bewegung erheben, die über diesen selbstmörderischen Gegensatz hinausführt, und zwar durch einen neuen, aber wirklichen Radikalismus, ein Zurückgehen auf die Wurzeln, eine geistige Wiedergeburt und Wiedererhebung des Sozialismus. Und wenn dadurch die heutigen Partei- und Organisationsformen gesprengt würden, so wäre das kein zu teurer Preis für die Rettung der Seele des Sozialismus.

Woher aber soll die Kraft zu dieser Erhebung kommen?

Die Frage drängt auf alle Fälle, wie man sie auch letztlich beantworten möge, dazu,

3. die geistige Lage

ins Auge zu fassen. Zuletzt dran kommend, mag sie wohl das Wichtigste sein: es ist ein Aufstieg zum Gipfel.

Dass bei der Beurteilung der geistigen Weltlage die Schwierigkeiten dieses ganzen Versuches vollends ins Ungemessene steigen, ist klar. Wir werden uns gerade hier *beschränken* müssen. Und zwar einmal auf das, was sozusagen *sichtbar* geworden ist, sodann hier erst recht auf das, was man als gerade für dieses Jahr charakteristisch betrachten darf.

Beginnen wir denn mit der *religiösen* Lage. Es sind drei Linien, auf denen sich das religiöse Leben, soweit man es *sehen* kann, auch dieses Jahr bewegt hat: es hat sich des politischen und sozialen Problems angenommen; es hat das theologische Problem fortgeführt; es hat sein eigenes soziologisches Problem, besonders das Kirchenproblem mit vermehrtem Eifer behandelt.

Man erkennt sofort den Zusammenhang mit dem Uebrigen. Auch die Religion bewegt sich um das Thema der *Weltbefriedung und Welteinheit* und um das *wirtschaftlich-soziale* Problem. In Prag hat die Kirchenkonferenz der Protestanten die Friedensfrage verhandelt, in München hat es eine, freilich noch inoffiziellere, katholische Tagung getan. Der *religiöse Antimilitarismus* ist in mehr als einem Lande die einzige Bewegung, bei der wirklich lebendige religiöse Kräfte und Fragen aktiv und volksbewegend auftreten. Im Haag hat der Kongress antimilitaristischer Pfarrer neben einer Weltkonferenz der Religionen für den Frieden getagt. Die grosse Missionskonferenz in Jerusalem endlich hat neben dem kolonialen und Rasseproblem auch das soziale und dazu das Verhältnis des Evangeliums zu den Welt-

religionen auf eine Weise verhandelt, welche die neue Weltperspektive verrät.

Zu der neuen Lage gehört ja auch das Streben nach einer religiösen Welteinheit. Eine neue Auseinandersetzung der Religionen hat begonnen, und sie geht einer Neubelebung der Religionen parallel. Es streiten sich darin zwei Strömungen: eine, welcher vor allem daran liegt, die charakteristische Bestimmtheit jeder besonderen Religionsform geltend zu machen, gegen die Gefahr des Verfliessens und der Religionsmischung, und eine, welche umgekehrt mehr auf die Erkenntnis der Wahrheitselemente in allen Religionen, auch den fremden, aus ist. Aber in beiden Formen sucht man doch die neue Einheit und jedenfalls ist das Einheitsstreben das stärkere. Es bekundet sich wohl auch in der grösseren Leichtigkeit der Uebertritte. Eine besonders bedeutsame Erscheinung sind solche vom Christentum zum Islam oder zum Judentum.[1]) Das neue Verständnis für das Judentum, das sich etwa in der Art zeigt, wie ein Martin Buber in der Christenheit wirkt, aber auch die ganze jüdische Renaissance überhaupt ist ein weniger auffallendes, dafür umso wichtigeres Zeichen der Zeit und sicher ein Zeichen von grösster Verheissung.

Diese Einheitsbewegung geht aber auch, wie man weiss, innerhalb der Christenheit lebhaft vor sich. Stockholm und Lausanne wirken auch darin stark nach. Besonders ist nun die Mauer zwischen dem Protestantismus und dem morgenländischen Christentum niedergelegt und dieses unter uns wieder eine lebendige Macht geworden, was eine Art Auferstehung und wieder einen grossen Gewinn bedeutet. Es sucht daneben der Protestantismus seine innere Einheit zu finden. Nachdem er dies in Stockholm in bezug auf die praktischen Aufgaben des Christentums in der heutigen Welt versucht, hat er es in Lausanne in bezug auf die Lehre getan. Wenn der Aussprache in Stockholm eine zwischen deutschen und englischen Theologen über den theologischen Begriff des Reiches Gottes folgte, so der in Lausanne wieder eine solche über die Person Christi. Den ökumenischen Bestrebungen ist freilich der Papst mit seiner Enzyklika: Mortalium animos entgegengetreten, ohne sie aber hemmen zu können. Auch zwischen Protestantismus und Katholizismus ist übrigens eine Auseinandersetzung erwacht, wie sie in dieser Form seit Jahrhunderten nicht mehr vorhanden war.

In diesen Zusammenhang gehört auch das neue Interesse für das Problem der Kirche. Es hat dasjenige für das Reich Gottes in manchen Kreisen beinahe abgelöst, wird aber — dessen ist der Schreibende sicher— wieder in dieses einmünden. Die Frage nach

[1]) Vgl. z. B. Aimé Pallière: Das unbekannte Heiligtum.

dem Reiche Gottes bleibt, auf das Ganze der Christenheit gesehen, auch jetzt die Zentralfrage. Hier taucht immer wieder der Gegensatz zwischen dem sogenannten Aktivismus des reformierten Christentums und dem sogenannten Quietismus des Luthertums auf. Daneben hat sich die Theologie als solche wieder gesammelt. Sie will nun, in ihrer lebendigsten Form, das „Wort" wieder suchen (man erinnert sich vielleicht an Thurneysens Formulierung), zieht sich freilich auch etwa auf das wirkliche oder bloss vermeintliche Wort zurück.

Aber dies nicht im Sinne ihrer besten Vertreter. Und ein solcher Rückzug bliebe auch nicht lange ungestört. Vielmehr gehört zum Bilde der Lage eine der trotz scheinbarer Ruhe immer stärker werdenden sozialen Gärung der Welt entsprechende Erhebung des religiösen Sozialismus. Es ist kein Zufall, dass dieser im ablaufenden Jahre eine Reihe von nationalen und internationalen Kongressen abgehalten hat, die alle von seiner Lebendigkeit zeugten. Er ist in seinem tiefsten Verstand die einzige Form, in der das Christentum noch wirksam zu den „unterdrückten Völkern" kommen kann, die ihn leidenschaftlich aufnehmen. Er ergreift auch das Judentum, bei dem er ja die stärksten Traditionen lebendig macht und nun auch immer stärker die katholische Kirche. Davon haben wir wiederholt, auch anderwärts in diesem gleichen Hefte, geredet, und werden es weiter tun.

Wir werden damit auf die Konstellation geführt, die dieses Jahr auch besonders deutlich geworden ist: auf den sich vorbereitenden Endkampf zwischen der römischen Kirche und dem Sozialismus, der, meine ich, nicht mit einem einfachen Sieg der einen oder andern der beiden Mächte enden, sondern in etwas Grösseres einmünden wird. Der Katholizismus führt inzwischen seinen Vorstoss weiter, und dies nicht nur auf dem Gebiete des politischen Ringens, sondern auch durch einen neuen religiösen Anspruch auf die Kultur, dem der Zusammenbruch der wirklich oder scheinbar auf den Protestantismus begründeten entgegenkommt. Denn die Verweltlichung der Kultur, an welcher der Protestantismus ohne Zweifel mitschuldig ist, kommt dem katholischen Anspruch zunächst entgegen. Wie lange, ist eine andere Frage und der Sieg des Katholizismus in der römischen Form keineswegs sicher, nicht einmal wahrscheinlich. Aber jedenfalls ist ihm weder ein sich auf Theologie zurückziehender, noch ein rein restaurierender, ja reaktionärer Protestantismus gewachsen. Vielmehr treibt die ganze Entwicklung nach meiner Ueberzeugung einer revolutionären Erneuerung der Wahrheit, die Christus heisst, entgegen, welche die bisherigen Formen zersprengen und ein Neues schaffen wird. Allerlei kurzfristige Rechnungen werden davor zuschanden werden.

Das Wort vom Zusammenbruch bringt uns zuletzt noch auf gewisse andere Aspekte der geistigen Weltlage, die man ethische nennen kann. Diese erscheinen mir, trotz all meinem Bemühen, auch das Gute zu sehen, das darin sein möchte, immer wieder als trostlos. Wenigstens für den ersten Blick. Hier ist der Zusammenbruch am völligsten und hier bricht vieles zusammen, das auch unsereins aufrecht erhalten möchte. Ich denke an das unaufhaltsame Ansteigen der sexuellen Verwilderung, an die Verflachung und Entartung aller wahren Kultur, an die Entseelung der Welt, die Brutalität der Maschinenherrschaft, das Götzentum der Technik, an das Eindringen der Rationalisierung bis in das Heiligtum des Lebens, an die wachsende Herrschaft der Betäubungen — kurz an all das, was wir hier oft genannt haben und was jeder ernsthaftere, nicht durch Schlagwörter hypnotisierte Beobachter der Zeit jeden Tag sehen muss. Man redet von einem „neuen Heidentum", aber man tut dem Heidentum damit unrecht und könnte höchstens an dessen schlimmste Entartungen denken. Nein, in diesen Erscheinungen erhebt die wirkliche, das heisst die praktische Gottlosigkeit ihr Haupt, die sich mit der theoretischen verbindet.

Wo soll das enden?

Es ist unmöglich, darauf in dieser Darstellung, die ja mehr zeigen soll, was ist, als was sein soll und sein kann, gründlich einzugehen. Zu beachten ist, dass diese Erscheinung der Gottlosigkeit neben einer religiösen Renaissance, dieser Zerfall des Geistes neben der Ueberwindung des theoretischen Materialismus und der Erhebung eines neuen Idealismus, diese Mechanisierung der Welt neben dem Erwachen der Seele, diese Rationalisierung des Lebens neben der Abwendung vom Intellektualismus und Zuwendung zum Irrationellen hergeht. Sollte nicht, was in den oberen Sphären der Welt an Wendung zum Besseren geschieht, ebenso in die untern herabsteigen müssen, wie es früher mit dem Schlimmen geschehen war? Sollten nicht diese Zustände Offenbarung sein müssen, die uns zeigt, wohin man auf dem Wege der Entfernung von Gott gelangt, und damit gewaltig zur Umkehr mahnen? Sollten sie nicht vor allem die Fäulnis unserer sozialen Zustände und die Ohnmacht unseres religiösen Wesens enthüllen müssen? Sicher ist, dass nur aus einer zugleich sozialen und religiösen Wiedergeburt Freiheit, Demokratie, Sozialismus, Friede erneuert hervorgehen können. Ich meine, in dieser Richtung liege die Deutung solcher bedrückendsten Erscheinungen der Zeit. Auch jene Gottlosigkeit, die furchtbar aus dem bolschewistischen Russland ihr Haupt erhebt, sei so zu deuten. Auch diese Dinge sind für mich, wie alle die Entwicklungen der Weltlage, die ich nachzuzeichnen versucht habe, „Geburtswehen Christi". „Siehe, ich mache alles neu."

Dezember 1928. L. Ragaz.

Rundschau

Zur Chronik:

1. Der Klassenkampf.

Wohl das, vom Standpunkt einer „Chronik“ aus, die ja dem Tage nachgeht, wichtigste Ereignis dieser letzten Wochen ist der

Arbeitskampf an der Ruhr

mit den ihn begleitenden andern sozialen Zuckungen in Deutschland. Er hat nun einen vorläufigen Abschluss gefunden, der ein für die zukünftige Gestalt der europäischen Völker und vielleicht der ganzen Welt überaus wichtiges Problem enthält. Was wir in der letzten Chronik schon über das Charakteristikum dieses Kampfes bemerkt haben, ist inzwischen klar herausgetreten: er bedeutet ein Ringen zwischen den grossen wirtschaftlichen Gebilden, in denen der Kapitalismus sich heute verkörpert, auf der einen und der Staatsgewalt auf der andern Seite. Darin lebt etwas vom Mittelalter wieder auf. Man wird an den damaligen Kampf der Kaiser und Könige mit dem Feudaladel erinnert. Die Häuptlinge der modernen Finanz und Industrie entsprechen in der Tat weitgehend jenen Grafen, Baronen und Herzögen, mit denen damals die Zentralgewalt, die an der Stelle des heutigen Staates stand, um ihre Geltung ringen musste, während man in der kämpfenden Arbeiterschaft eine Analogie zu den Zünften und freien Genossenschaften der Bauern erblicken kann, die sich ja auch oft der Gunst der Kaiser und Könige erfreuten. Jedenfalls haben diesmal die modernen Feudalherren gesiegt. Sie haben es durchgesetzt, dass der verbindlich erklärte staatliche Schiedsspruch, dem ein unteres Gericht Unrecht, ein höheres aber Recht gab, aufgehoben wurde und an seine Stelle eine freie behördliche Vermittlung treten musste. Das Werkzeug dieses Sieges bildeten aber paradoxerweise wieder die sozialdemokratischen Minister. Da der Vermittler der sozialdemokratische Innenminister Severing ist, durften die Gewerkschaften, trotz heftiger Abneigung gegen diese Lösung, sie nicht abweisen oder meinten doch, es nicht tun zu dürfen. So wissen die Mächte der Rechten mit überlegenem Geschick eine Linke, deren Sozialismus es an sozialistischem Geist und sozialistischer Gesinnung fehlt, und die um jeden Preis in der Regierung bleiben will, am Halfterband zu führen. Sie tun es in der äusseren Politik schon lange, sie haben es auf besonders krasse Weise in der Angelegenheit des Panzerkreuzers getan und tun es nun in der Sozialpolitik fast noch wirksamer. Wie lange noch?

Was übrigens das grundsätzliche Problem betrifft, so werden diejenigen unter uns, die von der Auflösung dessen, was man heute „Staat“ nennt, mehr Heil erwarten, als von seiner Festigung, darin etwas geteilten Herzens sein. Wir stehen selbstverständlich auf Seiten der kämpfenden Arbeiterschaft und betrachten in diesem Falle den Staat als Vertreter des Gemeinschaftsrechtes gegenüber dem Interesse einer mächtigen Privatgruppe. Aber es ist uns fraglich, ob eine allzustarke Anlehnung an den Staat der Sache des Sozialismus auf die Dauer förderlich wäre. Man sieht ja, wie wenig dies auch schon unter diesen verhältnismässig günstigen Umständen der Fall ist. Die „Wirtschaft“ erweist sich eben als die stärkere Macht und würde das auch künftig tun. Schon darum und noch mehr im Interesse ihrer Lebendigkeit und inneren Kraft müssen Sozialismus und Arbeiterbewegung sich zum Ziele setzen, die „Wirtschaft“ selbst zu erobern. Wirtschaftsdemokratie — aber wirkliche, nicht scheinbare, wirklich sozialistische — das muss jetzt Weg und Losung sein.

Ein Wort soll noch über das Verhalten der Kirchen zu diesem Riesenkampf gesagt werden. Hier scheint mir nun das Neue an der Lage zu sein,

dass die Kirchen sich verpflichtet gefühlt haben, verhältnismässig rasch überhaupt offiziell Stellung zu nehmen. Dabei hat sich gezeigt, dass, abgesehen von den vorwiegend protestantischen „religiösen Sozialisten“, die Haltung der katholischen Kirche bei weitem entschiedener und arbeiterfreundlicher war als die der evangelischen. Der Erzbischof Schulte von Köln hat die Behörden energisch zum Einschreiten zugunsten der Arbeiter ermahnt, was kein protestantisches Konsistorium über sich brachte. Dafür sind bei denen Theologie und Untertanengeist zu stark. Es geht also auf dieser Linie ganz ähnlich wie in der Stellung zu Krieg und Frieden. Auf die Zukunft des Protestantismus fällt von dieser Sachlage aus ein nicht verheissungsvolles Licht.

Es ist freilich zu bedenken, dass in diesem Falle die sehr starke katholische Arbeiterschaft geschlossen mitgekämpft hat. Auch darin tritt der römischen Kirche das gewaltige Problem entgegen, wie sie sich zu dem Erwachen ihrer Arbeiterschaft, das immer mehr in die Nähe des Sozialismus, ja oft auch in diesen hinein führt, stellen soll. Das ist heute für sie beinahe die Frage von Sein oder Nichtsein.

Im Anschluss über das von der Eroberung der „Wirtschaft“ Gesagte sei von der höchst erfreulichen Entwicklung berichtet, welche die

deutschen Bauhütten

fortwährend nehmen. Diese deutschen Bauhütten sind eine dem englischen Gildensozialismus verwandte Erscheinung. Es handelt sich um Vereinigungen von Bauarbeitern, die, von den Gewerkschaften unterstützt, selbständig Bauaufträge übernehmen, und zwar nur solche, die einer wirklichen Verbesserung des Wohnungswesens und besonders den Bedürfnissen der Arbeiterschaft dienen. Diese deutschen Bauhütten besitzen heute 138 grosse Betriebe. Sie beschäftigten letztes Jahr 25,180 Arbeiter. Der Umsatz betrug letztes Jahr 103,5 Millionen Mark. Sie können in bezug auf Leistungsfähigkeit die Vergleichung mit jedem Privatunternehmen gut aushalten und stehen so gefestigt da, dass kein kapitalistischer Angriff sie mehr zu besiegen vermag. *Das* ist der Weg — zu dem freilich etwas mehr gehört als blosser Wahl- und Politiksozialismus. Es ist wohl auch ein Weg, für den das *deutsche* Wesen eine besondere Berufung hat.

Die unerfreulichste Seite der Arbeitskämpfe hat der

Glaserstreik in Zürich

gezeigt. Hier wurde ein am Streik selbst nicht beteiligter Tramangestellter durch einen deutschen Streikbrecher bei einem kleinen Auflauf kurzerhand niedergeschossen. Dass es ein ehemaliger Kriegsteilnehmer ist, der so rasch zum Revolver griff, ist natürlich bezeichnend für die erzieherische Wirkung von viereinhalb Jahren Mordhandwerk. Er handelte freilich auch unter dem Eindruck von allerlei Anfechtung, ja Misshandlung, die er von seiten der Streikenden erlitten. Verteilen sich auf diese Weise Recht und Unrecht auf beide Lager (wenn auch nach meiner Ansicht nicht gleichmässig), so setzt sich dieses Verhältnis in der Beurteilung des Falles fort. Während man im bürgerlichen Lager aus dem revolverfertigen Streikbrecher fast einen Märtyrer macht (seltsame Verkehrung der Begriffe!), beutet man im sozialistischen den Fall durch eine Demonstration und pompöse Leichenfeier aus, deren demagogische Unwahrheit auch viele treue Genossen angewidert hat.

Ein bürgerliches Gegenstück dazu bildet eine

Gedenkfeier an die bei Anlass des Generalstreiks von 1918 gestorbenen schweizerischen Soldaten.

die kürzlich im protestantischen St. Pierre und in der katholischen Kirche Notre Dame zu *Genf* stattfand. Mit den in der Kaserne abgeholten Bataillonsfahnen zieht man unter den Klängen der „Clémence“, der berühmten Genfer Freiheitsglocke, in die Kirche. Die Bevölkerung macht „einmütig“ mit (nach

dem Bericht des „Journal de Genève“ — die Sozialisten und andere Dissidenten zählen natürlich nicht!); die „Nationalhymne“ wird durch die Orgel variiert, der Vertreter des Regierungsrates, der Rektor der Universität, der Präsident des Konsistoriums (!) sind anwesend. Der Feldprediger Cellerier besteigt Calvins Kanzel und predigt über den Text: „Ihre Werke folgen ihnen nach.“ Unter den Phrasen, die von dieser Predigt berichtet werden, finden sich folgende: „Sie gaben ihr Leben für uns hin“, „Unsere Toten haben ihre Rolle in jener Geschichte gespielt, die Gott selbst leitet.“

Und in Notre-Dame? Der katholische Feldprediger Joz-Roland: „Dies Opfer der Messe wird uns Denjenigen erscheinen lassen, der vor unsern Soldaten den Tod für das grosse Vaterland der Menschheit gestorben ist.“

Dann Einweihung eines Denkmals für die „Gefallenen“ (!), neue Reden und so fort und so fort!

Und das alles für eine Lüge! Denn eine Lüge ist, dass diese Soldaten das Vaterland gerettet hätten. Der Generalstreik bedrohte höchstens ein paar Regierungssessel, aber nicht das Vaterland. Dieser Generalstreik ist nicht durch die Arbeiterschaft, sondern durch die Dummheit und Feigheit gewisser Regierungsmänner und die bornierte Brutalität gewisser Militärs verschuldet worden, wofür der Beweis leicht geleistet werden kann. Dafür, nicht für Gott und das Vaterland, sind in Wirklichkeit jene Soldaten gestorben. Und übrigens hat schon vor einiger Zeit ein unparteiischer Fachmann, Dr. Fritz Kaufmann, in der „Schweizerischen medizinischen Wochenschrift“ (6. März 1926) nachgewiesen, dass, prozentual gerechnet, nicht mehr Soldaten an der Grippe gestorben sind, als junge Männer zu gleicher Zeit ausserhalb des Militärdienstes.

Auf Grund von Lügen also treibt man im Gotteshaus und am Grab eine solche durch religiöse Heuchelei und Missbrauch des Heiligen zehnfach verschlimmerte Klassenkampf-Hetze.

Nun, es heisst ja in dem Bericht: „Wir haben die ausgezeichnete Akustik des Gotteshauses bewundert,“ und zum Schluss: „Den 280 militärischen Abgeordneten der militärischen Einheiten wurde in der Offiziersmesse ein von verschiedenen Genfer Häusern gelieferter Wermuth gereicht.“

Die innere Fäulnis des Kapitalismus verrät sich in den

Finanzskandalen

der letzten Tage: „Gazette du Franc“, Guinand, Klotz. Kann diese ehrlicherweise verurteilen, wer für Spielbanken ist? Es ist nur Spiel im Grossen!

Doch wendet sich das Blatt wieder, wenn ausgerechnet

Robert Grimm

in Zürich und Bern (ich weiss nicht, ob auch anderswo) die Gedenkrede auf jene Tage hält, er, dessen intellektuell und moralisch falsche Politik (dieser Ausdruck ist fast noch zu gut dafür!) damals und später das non plus ultra von Schädigung für den schweizerischen Sozialismus bedeutet hat, dann ist die innere Unwahrheit einer solchen Feier vielleicht nicht so grotesk, aber darum noch gefährlicher.

Sehr stark ist in der letzten Zeit

die innere Krise des Bolschewismus

hervorgetreten, die vor allem in dem Ringen mit dem Bauernproblem zum Ausdruck kommt. Trotzky wollte (fälschlicherweise, wie unsereins denkt) gegen die Bauern den „revolutionären“ Kurs festhalten und vor allem die Industrialisierung Russlands betreiben, eine Rechtsopposition aber den Bauern noch mehr entgegenkommen, während Stalin, der gegenwärtige Diktator, sich in der Mitte hält, die Grossbauern (Kulacki) bekämpft, den andern Zugeständnisse macht. Ein gewaltiges Problem, an dem der Bolschewismus leicht eines Tages scheitern könnte.

Vergessen wir zum Schlusse dieser Chronik der sozialen Lage nicht, an

die Arbeitslosigkeit

zu erinnern, dieses Meer von Not und Elend, das gerade um die Weihnachtszeit anzuschwellen pflegt und es auch dieses Jahr tut. Es dürfte für die ganze Welt wohl auf mindestens sechs bis acht Millionen anzuschlagen sein, was für dreissig bis vierzig Millionen Menschen schwerste Sorge und Entbehrung bedeutet, ganz besonders aber für die englischen Bergleute!

Gleichzeitig wird uns berichtet, dass zwanzig Millionen Chinesen von einer

Hungersnot

bedrängt seien, welche für sie den Tod bedeute, wenn nicht zu ihrer Rettung zweihundert Millionen Franken aufgebracht würden.

Welche Weihnachtskommentare!

2. Zwischen Krieg und Frieden.

Aus dem Hin und Her zwischen Befriedung und Entfriedung, Abrüstung und Aufrüstung heben sich in diesen Wochen zwei Ereignisse hervor: die Bewilligung des Panzerkreuzers durch den deutschen Reichstag und die Verschärfung des Konfliktes zwischen Frankreich und Italien.

Der Panzerkreuzer

ist also Tatsache geworden. Die Bedeutung dieser Tatsache besteht natürlich nicht darin, dass Deutschland nun ein Kriegsschiff mehr hat, sondern darin, dass dieser vielumkämpfte Panzerkreuzer ein Symbol ist, nämlich ein Symbol der deutschen Aufrüstung und der Aufrüstung in der Welt überhaupt, dass er die tragische Wendung markiert, die nun nach zehnjährigem, heissem Ringen um die Abrüstung eingetreten ist: alle Welt rüstet nun fieberhaft auf. Die Abrüstungsbewegung ist aufgehalten, ist im Rückgang, ist gelähmt. Das ist die Weihnachtsbotschaft für dieses Jahr. Davon anderwärts mehr!

Das Gewicht dieses Symbols wird dadurch vermehrt, dass es wieder die Sozialdemokratie ist, die an dieser Wendung die Hauptschuld trägt. Die zwanzig Millionen Unterstützung für die Ruhrarbeiter scheinen eine Abfindung dafür gewesen zu sein, aber man verkauft Prinzipien um keinen Preis. Die Reichstagsfraktion hat zwar für die Dummen die Komödie gespielt, als ob sie ablehnte, hat dies aber nur tun dürfen, weil sie der Annahme sicher war. Die Volksmassen sind ja, wie das Schicksal des Volksbegehrens gegen den Panzerkreuzer gezeigt hat und wie das Schicksal von Abstimmungen in andern Ländern, Ländern mit ältester und urältester Demokratie zeigt, wirklich so dumm, wie die Demagogen annehmen. Dazu kommt nun aber, dass die deutsche Sozialdemokratie nun daran geht, ihren „Wehrwillen“ durch ein „positives Wehrprogramm“ zu beweisen. Angesichts all dieses gehäuften Verrates am Sozialismus taucht in fast allen Ländern die Frage auf, ob nicht eine neue sozialistische Partei, oder sagen wir lieber: Bewegung nötig werde. Auch davon anderwärts mehr.

Das zweite Merkmal dieser Wendung ist, dass wieder einmal alle deutschen Parteien vor dem Säbelrasseln eines Generals in Ohnmacht gefallen sind. Diesmal war es ein „demokratischer“ und „pazifistischer“ General, desto prompter erfolgte die Ohnmacht. Dass der alte Hindenburg im Hintergrund ebenfalls seinen Säbel ein wenig klirren liess, verstärkte natürlich die Wirkung.

Der frühere Reichswehrminister von Seekt tritt nun bezeichnenderweise mit seiner Aufrüstungspropaganda offen hervor. Er erklärt, dass die Pazifisten „moralisch an den Laternenpfahl gehörten“. Zunächst „moralisch“ (was die Pazifisten aushalten können), aber jedenfalls dann auch physisch, sobald der Herr einmal wieder die Macht dazu bekäme.

Natürlich sind andere Völker nicht besser. Da ist ein Mann wie Senator Borah in den Vereinigten Staaten, ein Mann, der ein Fels des Pazifismus zu sein schien, aber aus pazifistischem Radikalismus gegen den Völkerbund zu sein behauptete — und siehe, dieser Radikalismus hindert ihn nicht daran, als Vorsitzender der Kommission des Auswärtigen seine Zustimmung für den Bau von fünfzehn neuen Kreuzern zu geben.[1]) Unser Scheurer hat natürlich seine anderthalb Millionen Ueberschreitung des bisherigen Militärbudgets von fünfundachtzig Millionen (wobei nur an die direkten und offenen Ausgaben zu denken ist) bekommen, trotzdem wir das „Völkerbundsland“ sind und weil wir es seien. (Der Schwindel mit dem Londoner Pakt!)[2]) Freilich stimmten diesmal mit den Sozialisten etwa zwanzig Bürgerliche dagegen, bezeichnenderweise grösstenteil „christlichsoziale“ Angehörige der katholisch-konservativen Fraktion, aber auch Adrian von Arx, der Dichter des „Helfer“, der dafür in seiner Partei übel angefahren wird. Präsident Coolidge hat am Waffenstillstandstag eine Rede gehalten, in der ein sehr unangebrachter Hochmut gegenüber Europa Hand in Hand ging mit einer Betonung der Notwendigkeit grosser Rüstungen, die denen, welche es noch nicht wussten, endgiltig zeigen konnte, was für eine Halbheit der Pazifismus dieses Mannes (und anderes dazu) immer war.[3])

Doch kommen wir zu dem andern Hauptereignis dieser Rubrik in den Chronikwochen: der verschärften

Spannung zwischen Frankreich und Italien.

Sie trat hervor bei Anlass des den Faschisten zu milden Urteils eines Pariser Gerichtshofes über einen mit den Seinen von den Faschisten bis aufs Blut gequälten Italiener, der in seiner Raserei einen hohen italienischen Beamten in Paris erschossen hat, aber noch deutlicher in einer Rede Poincarés, die mit verblüffender Offenheit erklärte, ein Nachbar wäre bereit, Syrien zu besetzen, falls die Franzosen es aufgäben. So redet ein so zurückhaltender, besonnener und mit allen Wässerlein der Diplomatie gewaschener alter Politiker nur, wenn es schon sehr weit gekommen ist. Also ein Memento! — Mussolini hält als Antwort darauf eine seiner Theaterreden, die neue Rüstungen begründen soll.

Mühsam schleppen sich die Verhandlungen über die Regelung der

Reparationsfrage und die Räumung der Rheinlande

weiter. Es muss jedermann klar sein, worum es sich dabei handelt: nämlich um Osteuropa. Dass dort Befriedung entstehe, ist in der Tat jetzt die grosse Hauptsache, um die sich heimlich der Kampf dreht. Dorthin muss darum seinen Blick wenden, wer europäische Friedensarbeit tun will.

In

Oesterreich

ist immer grosse Gärung. Die Rolle des Prälaten Seipel wird stets problematischer. Zu spät ist die sonst so gescheite Sozialdemokratie von ihrer bisherigen, mit dem „Republikanischen Schutzbund“ und früher auch mit der sozialdemokratischen „Volkswehr“ verbundenen Taktik abgekommen. Es gilt eben auch figürlich: „Wer das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen.“

---

[1]) Das sei, scheint's, eine Konzession für die Ratifikation des Kellogg-Paktes, aber wird dieser dadurch nicht zum Hohn?

[2]) Dem von Scheurer verwendeten Argument, mit dem jetzt unser Militarismus mit Berufung auf Boncour, Jouhaux, de Brouckère, Vandervelde und so fort operiert, dass das Milizsystem der Friede sei, ist die „Zentralstelle für Friedensarbeit“ mit einem an alle Völkerbundsdelegierten gerichteten Schreiben energisch entgegengetreten.

[3]) Seine allerletzte Botschaft ist nun aber besser, das muss zur Steuer der Wahrheit auch gesagt werden.

Womit aber natürlich nicht gesagt sein will, dass die österreichische Sozialdemokratie nun mit einer Niederlage rechnen müsse. Sie hat wohl noch Zeit für einen neuen Weg.

Ueber die

antimilitaristische und pazifistische Aktion in der Schweiz

soll anderwärts noch besonders berichtet werden. Es ist sehr ermunternd, bei Vortragsfahrten durchs Land immer wieder zu erfahren, wie sehr das eigentliche Volk auch bei uns antimilitaristisch gestimmt ist, wie auch die Genossen die wahre Aufgabe des Sozialismus verstehen, wenn sie ihnen gezeigt wird und wie oft einem Sozialismus, der nicht in „marxistischen“ Schlagworten aufgeht, auch „Bürgerliche“, Bauern, Katholiken ihre Zustimmung geben. Es bleibt dabei: Dem Sozialismus ernsthaft im Wege steht nur der Sozialismus.

Erfreulich ist auch, dass die Schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund an den Bundesrat den Wunsch gerichtet haben, es möchte wenigstens das bisherige Budget nicht überschritten werden. Sogar das „Volksrecht“ gesteht, dass diese Eingabe die Abstimmung über den neuen Kredit günstig beeinflusst habe. — Ueber den Völkerbund ist an der Basler Schulsynode im Anschluss an ein Referat von Dr. Hans Simon, dem Leiter der Hochschule für Politik in Berlin, und einem Korreferat von Prof. Ernst Bovet eindrucksvoll verhandelt worden.

Auch sonst fehlt es nicht an Erfreulichem. Die

elsässischen Beamten

sollen nun zweisprachig sein — ein Sieg der Vernunft.

Präsident Hoovers

erste Aeusserungen geben der in der letzten Chronik gemachten Bemerkung, ein Präsident im Amt könne bedeutend besser sein, als man vorher angenommen, recht. Er sei nichts weniger als europafeindlich, stehe durchaus für eine Politik des Friedens und der Verständigung ein. Es wird auch bestimmt erklärt, er werde sich warm für den Kellogg-Pakt einsetzen. Also glauben und hoffen!

Das wird man auch in bezug auf den

Völkerbund

festhalten müssen, so übel es gegenwärtig damit steht. Paul Boncour und Léon Jouhaux haben die französische Delegation aus Gründen der französischen Parteipolitik verlassen. Schade, denn so übel ihre Politik vom sozialistischen Standpunkt aus war, so gut war sie in Genf, verglichen mit der rein reaktionären. — In einer Konferenz von „Fachmännern“ zur Vorbereitung der Abrüstungskonferenz kam es nicht einmal zu einer Diskussion. Das ist vielleicht ein gutes Zeichen — man will doch nicht heucheln! — Inzwischen zieht der Völkerbundsrat nach Lugano, das sich vor Kellner- und Portier-Ehre nicht zu fassen weiss. Wir andern finden wohl, das Genfer Klima wäre für Stresemanns Gesundheit nicht schädlicher gewesen, als das von Berlin. Einen Kursaal mit Spielbanken hätten sie ja in Genf nun auch. Und ein solcher passt ja gewiss für diese Gesellschaft. Denn auch sie spielen, und zwar mit allerlei Arten von Karten. Es wird denn auch extra berichtet, der Spieltisch werde für ihre Verhandlungen aufgestellt. Es wird aber schwerlich ein Glücksspiel sein!

Die Volkserhebung, deren letztes Wort die

Dienstverweigerung

ist, bleibt unsere Hoffnung. „Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein“ — als diese trügerische Diplomatenarbeit! Daran kann auch Försters Wider-

spruch nichts ändern. Er hat in der letzten Nummer der „Menschheit“ (Nr. 49), wie mir scheint, nicht ohne leichte Erregtheit, auf meine Bemerkung gegen seine Haltung geantwortet. Diese war aber durchaus nicht verletzend. Auch war sie nur eine Antwort auf die wiederholten Ausführungen von ihm gegen die Dienstverweigerung. Man darf doch solche Aeusserungen eines Mannes wie Förster gerade dann nicht ohne Antwort lassen, wenn man ihn so hoch stellt, wie ich es ja tue und immer wieder beweise. Försters Antwort irrt, wie mir scheint, in drei Punkten. Einmal: Er täuscht sich, wenn er glaubt, dass wir andern die Schwierigkeit und Kompliziertheit des Problems nicht kennen. Wir kennen sie durchaus, das hindert uns aber nicht, die Dienstverweigerung als das letzte Wort alles ernsthaften Pazifismus zu betrachten. Wenn ich dabei betone, dass Dienstverweigerung nur darum über allen realistischen Erwägungen stehe, weil und *wenn* sie aus dem *Unbedingten* stamme, so gehe ich von der Voraussetzung aus, dass im wirklichen *Gewissen*, in dem: „Ich kann nicht anders!“ freilich das Unbedingte spreche. Wenn Förster endlich meint, den Umstand, dass es der Dienstverweigerung nicht einmal gelinge, *ihn* zu bekehren und dann fragt: „Wen will sie denn bekehren,“, so ist zu antworten, dass die Dienstverweigerung schon Hunderttausende bekehrt hat und fortwährend neue Bekehrungen macht. Also Försters Arbeit in Ehren, wir haben sie wahrhaftig stets hoch genug eingeschätzt, aber in Sachen Abrüstung und Dienstverweigerung gehen wir einen anderen Weg, freilich ohne zu fragen: „Wenn er nicht einmal uns bekehrt, wen will er denn bekehren?“

Und heute hat unser Freund Dr. med. *Mattmüller* in Basel wegen Dienstverweigerung vor dem Kriegsgericht gestanden! *Ein* solches Zeichen wiegt viele andere auf.[1])

3. Vom antireligiösen und religiösen Sozialismus und dem Zustand der Kirchen.

Die „Neue Zürcher Zeitung“ (Nr. 2249) empört sich über die kommunistische Schülerzeitung

„*Der Pionier*“,

die masslos freche Angriffe gegen die Lehrer und besonders gegen die Religion bringe. Nun mag man sich allerdings fragen, ob ausgerechnet gerade die „Neue Zürcher Zeitung“ berufen ist, andere der Gottlosigkeit zu bezichtigen. Wer in der Verteidigung der Spielbanken soeben um den Gott getanzt ist, der das goldene Kalb heisst, um nur diese neueste religiöse Betätigung zu nennen, täte vielleicht besser, die Religion anderer Leute in Ruhe zu lassen. Aber abgesehen davon, ist das, was sie aus dem „Pionier“ anführt, freilich schlimm genug. Ueberhaupt kann man wirkliche sozialistische Gottlosigkeit an mancherlei Aeusserungen nur zu deutlich erkennen.

Auch hier gehen die Gegensätze immer schroffer auseinander. Der Fortschritt des

religiösen Sozialismus

ist unverkennbar. Auch in der Schweiz, obschon die eigentlichen Pfaffen beider Konfessionen es nicht Wort haben wollen. Es hat sich vieles geändert. Ein Zeichen dieses Fortschrittes ist die Gereiztheit der Gegner und ihr krampfhaftes und doch halbherziges Bemühen, dagegen anzukämpfen.

Besonders bedeutsam bleibt das Wachstum eines *katholischen religiösen* Sozialismus. Dieser hat jüngst in *Wien* eine besondere Tagung als Teil einer Gesamttagung des „religiösen Sozialismus“, abgehalten, die grosse Aufmerksamkeit erregte. Die Wiener „Arbeiterzeitung“, die sich, mit Recht, auch in den Kreisen unserer schweizerischen Sozialdemokraten, eines grossen

---

[1]) Er hat nur drei Wochen Gefängnis und ein Jahr Entzug des Aktivbürgerrechts bekommen. Das nächste Mal Ausführlicheres.

Ansehens erfreut, hat diese Tagung warm begrüsst. Auf ihr hat der römisch-katholische Professor der Theologie Pflegler den Kapitalismus ausdrücklich verurteilt, den Klassenkampf des Proletariats gebilligt und gegen den Sozialismus eigentlich nur noch den religiösen Einwand geltend gemacht, dass er Staat und Kirche trennen wolle — was für uns andere etwas ist, was wir als lauter Gewinn für die „Religion" betrachten. Aehnlich spricht sich im Rheinland der römisch-katholische Professor Brauer aus. Auch er fordert eine Umwälzung des Eigentumsbegriffs, verurteilt den Kapitalismus und lässt nur noch den religiösen Trennungsstrich stehen. Aber es hängt ja nun bloss am Sozialismus, ob der Bestand haben kann.[1])

Im Angesicht solcher Entwicklungen berührt uns freilich wieder eigen, wenn in Berlin-Neukölln eine Kirchenpflege als Nachfolger von Piechowski, dem Verfasser des Buches vom „proletarischen Glauben", nicht, wie sie versprochen hatte, einen religiösen Sozialisten vorschlägt, sondern unter Bruch dieses Versprechens, irgend einen unbedeutenden bürgerlichen Prediger. Wenn die protestantischen Pharisäer und Schriftgelehrten die Zeichen der Zeit nicht besser verstehen (Vgl. Matth. 16, 1—4), dann könnte rascher, als manche denken, die Totenglocke, zwar nicht des Protestantismus, aber des protestantischen Kirchentums bestimmter Kulturkreise läuten.

Wie es im „Jahrhundert der Kirche" mit der

Kirchlichkeit

steht, zeigt mit einer Aufrichtigkeit, die man anerkennen muss (trotz aller Abstriche, die man bei ihm sonst zu machen hat) der „Kirchenfreund" in dem schon im letzten Heft zitierten Vortrag von Prof. Hadorn in Bern über die kirchliche Lage. Dort heisst es u. a.:

„Landauf landab hört man Klagen über die entsetzliche Unwissenheit der in die Kinderlehre und Unterweisung eintretenden Jugend in bezug auf die biblische Geschichte. Lernte man früher in der Volksschule etwa noch die Kernsprüche der Heiligen Schrift und einen Grundstock von Psalmen und Kirchenliedern, so ist auch dieser Brauch in vielen Schulen abhanden gekommen. Die heranwachsende Generation kennt Bibel, Gesangbuch und Katechismus nicht mehr. Unsere Stadtpfarrer wissen, wie schwer es heute ist, Unterweisungsunterricht zu erteilen, welch ein feindseliger, abweisender Wind ihnen in vielen Klassen entgegenweht, und wie sehr sie in Volksschulen wie in den höheren Schulanstalten, selbst in christlichen Schulen auf einen latenten Widerstand stossen. Oder man beachte die Statistiken, die man in Schulen gemacht hat, indem man halbwüchsige Kinder schriftlich abstimmen liess, ob sie noch an Gott glaubten, ob die Eltern zur Kirche gingen, ob zu Hause noch gebetet werde. Mit erschreckender Deutlichkeit tritt in solchen Statistiken, man mag darüber denken wie man will, die nackte Tatsache der Massenabkehr unseres Volkes von der Religion zutage, welche die Abnahme der Kirchlichkeit nur zu deutlich erklärt. Es kann ja nicht anders sein: Verödung der Kirchen, Verödung der Schulen und Verödung der Häuser und Familien; es hängt alles zusammen, und das eine bedingt das andere."

„Es gab und gibt kirchliche und unkirchliche Gegenden, in denen Kirchlichkeit und Unkirchlichkeit seit Jahrzehnten Brauch ist. Man hat es aber auch erlebt, dass in ganz unkirchlichen Gemeinden die Kirche sich plötzlich füllte, als ihnen lebendiges Wort Gottes verkündigt wurde. Trotzdem bewegt sich die im Predigtbesuch sich darstellende Kirchlichkeit in einer bedenklich fallenden Kurve, und die Verödung des Abendmahls hat nachgerade einen erschreckenden Umfang angenommen. Sie ist der Gradmesser für die wahre Lage der Kirche."

Diese Darstellung könnte auch auf solche erschreckend wirken, die nicht

[1]) Ueber die Wiener Versammlung das nächste Mal mehr.

gerade von einer neuen Kirchlichkeit die Hilfe erwarten. Jedenfalls ist sie geeignet, dem Hochmut, den gewisse Vertreter des Kirchentums bei uns und anderswo aus einigen Erscheinungen der Reaktionszeit gesogen haben, einen Dämpfer aufzusetzen. Sie haben ihre Rechnung zu früh gemacht.

Für uns gehören diese Erscheinungen, wie manche andere, zu den „Geburtswehen Christi". Ueber dem Verfall leuchtet etwas Grösseres auf — ja, ganz gewiss!

10. Dezember. L. R.

Arbeit für den Frieden in der Ostschweiz.

I.

Wir standen in unserer ostschweizerischen Gruppe der Freunde der „Neuen Wege" und des „Aufbau" schon seit längerem unter dem Eindruck, dass wieder einmal etwas Umfassenderes geschehen sollte im Kampfe gegen den Krieg und die Kriegsrüstung und für den Frieden. Wem sich einmal der Schrecken auf die Seele gelegt hat vor dem Furchtbaren, das der Krieg bedeutet, der muss ja bei jedem Blick in die gegenwärtige Völkerwelt voll Bangnis werden und zugleich unmittelbar die Botschaft vernehmen, dass das drohende Furchtbare *sich einfach nicht ereignen darf*, dass jetzt der Entscheidungskampf gegen den Krieg geführt werden muss. Wir dachten dabei gerne an den Antikriegstag, der vor Jahren am Bettag vielenorts in der ganzen Schweiz begangen worden ist, und wünschten, es möchte etwas Aehnliches wieder möglich werden. Da taten inzwischen die sozialistischen Lehrer des Kantons *Solothurn* ihre so wohl vorbereitete Arbeit, und es geschah auch sonst bald da, bald dort spontan etwas, so dass man sich fragen konnte, ob eine so in die Breite und Weite gehende Anregung angezeigt wäre. Es war jedoch wohl hauptsächlich das unausgesprochene Gefühl der Begrenztheit unserer Kräfte, das uns veranlasste, einstweilen in Stille und Einfachheit nur hier in unserer Nordostecke der Schweiz das uns Mögliche zu tun. So wurden für eine Reihe grösserer Ortschaften möglichst wohl vorbereitete und doch von allem unnötigen Beiwerk freie Friedenskundgebungen geplant.

Dabei machten wir die erfreuliche Erfahrung, dass in einigen der ins Auge gefassten Gemeinden bereits von andern Kreisen aus die gleiche Arbeit vorgesehen und vorbereitet war und wir uns dort nur mit den Betreffenden zu gemeinsamem Vorgehen zu vereinigen brauchten. Es zeigte sich auch sonst, wie die Verantwortung an diesem Punkte von vielen im Volke verspürt wird, dass zum mindesten in weiten Kreisen kein Widerstand mehr geleistet wird gegen die Friedensarbeit. So konnten wir die Kundgebungen teilweise in Kirchen durchführen, und in einer Gemeinde wurde sie gar von der Kirchenbehörde ganz übernommen.

Bei der Durchführung zeigte sich nicht nur äusserlich, sondern durchgehend auch innerlich eine gewisse Einfachheit und Stille. In dem Sinne nämlich, dass bei aller Klarheit und Entschiedenheit der Stellungnahme jenes Pathos fehlte, das neuerdings der Friedensarbeit oft zum Vorwurf gemacht wird. Es wäre wohl keinem der Vortragenden eingefallen, so zu reden, als wäre mit der Ueberwindung des Krieges etwa schon *das* Ziel erreicht und *das* Böse überwunden. Es ist wohl ohne Ausnahme von der Erlösungsbedürftigkeit der *gesamten* Welt und des *ganzen* Menschen gesprochen worden, freilich auch von der Verheissung und dem Anbruch der Erlösung. Aber dann konnten wir doch nicht anders, als davon reden, dass mit der Ueberwindung des Krieges (wie einst bei der Sklaverei) nicht gewartet werden darf bis zur Besiegung alles Bösen und seiner Wurzeln, dass vielmehr angesichts der unvorstellbaren Grässlichkeit des Drohenden einfach alles getan werden muss, dass es abgewendet werde, abgewendet für immer. Es darf wohl prinzipiell folgendes gesagt werden: Wer nicht nur theoretisch, auch theologisch-theoretisch vom Bösen und von der Sünde und vom Fluch des Bösen spricht — viel-

leicht tiefsinnig — wer vielmehr unter dem Bösen und seinen fluchvollen Folgen leidet, besonders auch für die andern leidet, der kann einfach nicht anders, als alles, aber auch wirklich alles zu tun, was ihm immer möglich ist, dass die Welt und dass Brüder und Schwestern nicht die Hölle eines abermaligen Krieges durchmachen müssen. Es wird niemand bei seiner Arbeit leicht von „Gottesreichsarbeit" reden, auch nicht bei seiner Arbeit für den Frieden. Aber es ist doch wohl gewiss, dass zur Befreiung der Welt vom Dämon und vom Fluch des Krieges wirklich Kräfte des Gottesreiches hereinbrechen müssen. Und diese werden dann eben, wenn wir ihnen Raum geben, doch Dienst am Reiche Gottes tun. Aber es soll nochmals ausdrücklich gesagt sein, dass bei allem Ernst und aller Entschiedenheit fühlbar allenthalben in Bescheidenheit geredet worden ist.

In Romanshorn, in der evangelischen Kirche, hielt auf unsern Wunsch Herr Pfarrer von Greyerz aus Bern seinen bereits in Basel gehaltenen Vortrag: Militär, Krieg und Christentum. Trotz ausserordentlich ungünstigem Wetter stellte sich eine erfreulich grosse Zuhörerschaft ein, die, wie wir nachher von vielen Seiten vernommen haben, durch die Vereinigung von voller Entschiedenheit mit innerer Friedfertigkeit im Vortrage bewegt war und, wie wir hoffen, der Frage weiter nachdenken muss. — In Arbon, der Gemeinde seiner früheren Tätigkeit, sprach Herr Pfarrer Lejeune aus Zürich über „Christenglaube und Friedensfrage", ebenfalls in der Kirche und vor einer noch grösseren Gemeinde (ich glaube, dass wir hier diesen Ausdruck brauchen dürfen). Da der Inhalt dieses Vortrages weiter unten skizziert wird, soll hier nur dieses Eine gesagt werden: Man hat vor einiger Zeit den Vorwurf erhoben, die Kriegsgegner hätten sich einen „Schreistil" angewöhnt. Welches Unrecht, solch ein Urteil, das ein Mal berechtigt sein mag, derart zu verallgemeinern! Gewiss hat auch hier der Vortragende in tiefem Ernste gesprochen und mit Ernst zur grossen Verantwortung aufgerufen — wie dürfte es auch anders sein! — aber es dürfte gewiss sein, dass kein Andersdenkender durch seine Worte irgendwie verletzt worden wäre. — In Amriswil, dem grossen Industriedorfe, sprach, gerufen vom Bildungsausschuss der Arbeiterunion, Herr Professor Ragaz über „Christentum, Krieg und Abrüstung". Der Vortrag fand hier in einem grossen Gasthofssaale statt, aber er wies gerade hier in tiefem Ernste und ohne jegliche falsche Scheu auf die zentrale biblische Botschaft vom Reiche Gottes hin, das ganze Problem des Krieges unter ihr helles, richtendes und verheissendes Licht stellend. Es fehlt hier der Raum, auf die Fülle der Gedanken auch nur skizzierend einzugehen. (Manche Leser werden Gelegenheit haben, einen Teil derselben in dem Aufsatz in Nr. 49 des „Aufbau" oder in dem in Kürze erscheinenden Buche „Gewalt und Gewaltlosigkeit" nachzulesen.) Aber der Freude über die wirklich würdige, tiefernste Diskussion, die sich hier anschloss und anschliessen konnte, möchten wir noch Ausdruck geben. Und der Hoffnung, dass die Gedanken und Fragen, die darin zum Ausdruck kamen, rasch und doch wirklich tief recht viele erfassen und nicht mehr zur Ruhe kommen lassen möchten.

Jakob Götz.

II.

Es steht mir die Aufgabe zu, von den vier st. gallischen Versammlungen unserer Friedensaktion in Degersheim, Flawil, Uzwil und St. Gallen, sowie den zwei appenzellischen in Herisau und Urnäsch zu berichten, die gerade durch ihre Verschiedenheit ausserordentlich interessant waren.

In Degersheim und Uzwil ergingen die Einladungen zu diesen Kundgebungen allein von den sozialistischen Organisationen und von unserer religiös-sozialen Gruppe; die protestantische Vereinigung Uzwil hatte eine Mitunterzeichnung abgelehnt. In diesen beiden Ortschaften war daher der Besuch

vornehmlich gut aus sozialistischen Kreisen. Doch haben sich an beiden Orten und besonders in Uzwil auch bürgerliche Redner zum Wort gemeldet. In Degersheim sprach Pfarrer Etter aus Rorschach über „Krieg, Militär, Christentum"; für Uzwil formulierte Pfarrer Bachmann aus Arbon sein Thema: „Warum bin ich Antimilitarist." Diese beiden Referate hatten gemeinsam die ausserordentlich klare, volkstümliche und umfassende Darstellung der vergangenen Kriegserlebnisse und der neuen drohenden Gefahren, wie auch die entschiedene Forderung der Abrüstung aus Glaubens- und Vernunftsgründen. Man spürte, wie diese Schilderungen die Zuhörer im Banne hielten, wie manche, im Innersten beunruhigt, ihre gewohnte Passivität aufgaben, dennn atemlos war die Stille, besonders als die Redner die Gewissen aufrüttelten und die Herzen bewegten durch den Hinweis auf Christus und seine Botschaft der Liebe und Bruderschaft, vor der jeder Gewaltglaube zusammenbrechen muss und aus der alle Kraft fliesst zur völligen Hingabe an das Gute und zum Opfer im Dienste einer neuen Welt. — Dieser schwere Kampf kann leider nicht geführt werden ohne Aufdeckung und Blosslegung alles Unrechtes, alles falschen Tuns, das zum Kriege führt. Er bedingt Angriffe auf allen Rüstungs- und Militärglauben und seine praktischen Auswirkungen und ruft auf zur völligen Absage an sie. Wie solche Bekenntnisse und Rufe heute noch wirken, und wie wenig sie als der Ausfluss einer grossen Menschenliebe und Ehrfurcht vor dem Leben erkannt werden, konnte man wieder ersehen aus der Zeitungspolemik, welche speziell der Vortrag von Pfarrer Bachmann auslöste, aus der schweren Missdeutung seiner Darstellungen. Man kann für Augenblicke bis auf den Grund traurig werden, wenn man so erlebt, wie unfähig viele Menschen heute noch sind, andere in diesen der Lösung so sehr bedürftigen Fragen zu verstehen.

Aber zum Glücke darf man auch Erfreuliches erleben, wie zum Beispiel in Flawil, wo die Einladung auch von der protestantischen Vereinigung mitunterzeichnet war, welche trotz ihrer etwas andersartigen Stellungnahme grosse Bereitwilligkeit zeigte, aufs neue mit diesen ernsten Fragen und Problemen zu ringen. Dort wurde dann auch, bei aller Erschwerung durch Unvorhergesehenes und einer etwas missglückten Diskussion, das überaus ernste Bemühen von Pfarrer Götz, sich auf liebevolle Weise mit den Friedensfreunden auseinander zu setzen, die noch an der Landesverteidigung glauben festhalten zu müssen, richtig verstanden und gewertet, so sehr, dass nachträglich noch eine Aussprache mit dem Referenten in kleinem Kreise von beiden Seiten dringend gewünscht wurde und auch stattgefunden hat.

Vom Herisauer Abend, mit dem Referat von L. Ragaz über „Sozialismus und Militärfrage", berichtet ein Freund und Genosse, welch starken, nachhaltigen Eindruck ihm und andern, Fernerstehenden und auch Andersdenkenden der tiefe Ernst, die Versöhnlichkeit und Friedfertigkeit, die im Dargebotenen zum Ausdruck kamen, gemacht habe. Und er fügte bei, „es war wie in einer Kirche— aber in einer rechten". Ganz erfreulich, sachlich und vornehm soll dann auch die nachfolgende Aussprache gewesen sein, bei verschiedenartigster Einstellung der Diskussionsredner. So darf gewiss der Hoffnung Raum gegeben werden, dass dieser Abend Gutes gewirkt hat und weiter wirken wird.

Die Urnäscher Veranstaltung war, den kleinen örtlichen Verhältnissen entsprechend, bescheiden, umsomehr, als die Einladung dort ausschliesslich von der Partei ausgegangen war. Der Vortrag von Dr. Kramer aus St. Gallen über „Die Schweiz muss abrüsten", befasste sich aber so überzeugend und klar mit dem konkreten Problem der dringend notwendigen Abrüstung zum Schutze der Schweiz, dass man dieser ernsten Belehrung einen sehr grossen Zuhörerkreis gewünscht hätte, ganz besonders auch, weil neben allen Gründen des klaren Menschenverstandes auch die ganze Tiefe der christlichen Anschauung bis zur Hingabe für das Gute in Opfer und Niederlage, ergreifend zum Ausdruck kam. — Leider war die Stim-

mung des kleinen Zuhörerkreises etwas undefinierbar. Von den Ortseinwohnern benützte niemand die Diskussion und man mochte sich im stillen fragen, ob Redescheu oder starke äussere Abhängigkeit diese Zurückhaltung auferlegte. Fast musste das Letztere vermutet werden, denn die Abhängigkeit weiter Kreise, die Furcht vor dem heute so drohenden Arbeitsverlust, bedeutet sicher ein grosses Hindernis im Kampf um den Frieden.

Die Friedenskundgebung in der Heiligkreuzkirche in St. Gallen war ein wundervoller Abschluss der st. gallischen Veranstaltungen. Es ist schon eine Freude, dass in Tablatt eine Kirchenpflege die Erörterung dieses brennenden Gegenwartsproblems als ernsteste Glaubensfrage verstanden und in der Kirche gestattet hat. So hätte seit Kriegsbeginn in allen unsern Kirchen über die Friedensfrage geredet werden müssen. Pfarrer Lejeune aus Zürich als Referent vermochte in seinen Ausführungen über „Christenglaube und Friedensfrage" alle grauenvollen Tatsachen des vergangenen und die noch schlimmeren Möglichkeit jedes weitern Krieges in ihrer ganzen Furchtbarkeit und Dämonie aufzuzeigen und mit wuchtiger Deutlichkeit die Abrüstung als die einzige Rettung hinzustellen. Bewegt und tief ergriffen musste man werden von der Erkenntnis, dass aus dieser Not nur völliges Vertrauen auf die geistigen und göttlichen Kräfte erretten kann. Christus nicht nur als Erlöser des Einzelnen, sondern der ganzen Welt, und der verheissene Durchbruch des Reiches Gottes in unsere irdischen Verhältnisse hinein wurden in dieser Stunde dem Erkennenden zur herrlichen Wirklichkeit, zur grössten tragenden Kraft im weiteren Kampfe für den Frieden.

So sehen wir nach allem mit Freuden zurück auf unsere ostschweizerische Friedensaktion, wenn wir auch wissen, dass bei einer nächsten Gelegenheit noch manches anders gemacht und besser vorbereitet werden müsste.

Dankbar dürfen wir auch den guten Dienst erwähnen, den die „St. Galler Volksstimme" unserer Sache durch eigene Aufklärung, eindrucksvolle Bekanntgabe der Vorträge und Aufnahme unserer verschiedenen Artikel geleistet hat, und dies trotz Raummangel und grösster Inanspruchnahme durch den Kampf gegen die Spielbankinitiative.

Zum Schlusse darf ich vielleicht noch sagen, wie sehr uns ostschweizerischen Antimilitaristen gerade im Verlaufe unserer Aktion aufs neue klar geworden ist, dass wir nicht ruhen dürfen in diesem Kampf um den Frieden, sondern immer wieder alles tun müssen, was in unsern Kräften liegt, um einem neuen Denken und Tun zum Durchbruch zu verhelfen. Alice Künzler.

Personalia. Es ist gestorben Lala Lajpat Rai, der grosse Vorkämpfer der indischen nationalen Erhebung, dem vor einiger Zeit ein anderer, C. R. Das, im Tode vorangegangen ist. Beide schlugen andere Wege ein als Gandhi, ehrten ihn deswegen aber nicht weniger hoch.

Bern. Wir laden die Leser der „Neuen Wege" ein, an folgenden Veranstaltungen teilzunehmen: Montag, 7. Januar, 20 Uhr, wird Dr. jur. Isenschmid, Bezirksrichter aus Zürich, einen Vortrag halten über: „Die antimilitaristische Ueberzeugung und der Staat." Lokal: Volkshaus, Zimmer Nr. 8.

Freitag, 18. Januar, 20 Uhr, wird Pfarrer K. v. Greyerz sprechen über: „Mein Glaube." Lokal: Daheim, Zeughausgasse.

Beiden Referaten soll eine Aussprache folgen.

Der Ausschuss der Gruppe „Neue Wege und Aufbau".

Von Büchern

Gewalt und Gewaltlosigkeit. Handbuch des aktiven Pazifismus. Herausgegeben von Franz Kobler. Rotapfel-Verlag, Zürich und Leipzig.

Ich kann auf dieses Werk, das endlich, nach langjähriger Verzögerung, herauskommt, heute nur hinweisen und muss eine Besprechung durch mich oder jemand anderes für den neuen Jahrgang versparen. Es enthält eine Sammlung von Arbeiten, die das im Titel des Buches angegebene Problem nach allen Seiten hin behandeln: historisch und grundsätzlich, religiös, ethisch, sozial, theoretisch und praktisch. Die Beiträge stammen von vielen bekannten und weniger bekannten Vorkämpfern des Antimiltarismus, von Gandhi bis zu Theodor Lessing oder Nikolaus Ehlen. Auch wenn man selber unter den Mitarbeitern ist und übrigens dem Buche nicht ohne Kritik gegenübersteht, darf man wohl mit gutem Gewissen erklären, dass dieses Buch in der Geschichte des Kampfes gegen Krieg und Gewalt etwas wie einen Markstein bilden wird und das möglichst viele von den Vertretern und den Gegnern des Antimilitarismus erwägen sollten. Man darf von ihm vielleicht sagen, dass es zum Christbaum wirklich eine Beziehung hat.

Alles Uebrige also ein andermal. L. R.

Martin Rade: Die Verpflichtung der Kirche zur Friedensarbeit. Verlag Chr. Keiser, München.

Eine tapfere Schrift des bekannten Vorkämpfers vieler guten und noch angefochtener Dinge. Sie hat wohl vor allem für Deutschland Bedeutung, muss aber auch bei uns von allen denen beachtet werden, welchen das Verhältnis der Kirchen zur Friedensfrage wichtig ist. Und wem sollte es nicht wichtig sein? Es ist viel interessantes Material in dem kleinen Heft. Rade versteht dazu, mit wenig Worten viel zu sagen. Der ganze Problemreichtum dieser Sache wird berührt und durch wohlorientiertes Wort erhellt. L. R.

Quellen. Im Verlag Eberhard Arnold in Sannerz bei Schlüchtern (Westfalen), von dem vor kurzem in den „Neuen Wegen“ die Rede war, sind erschienen: **Franz von Assisi** (von Alexander Beyer), **Jakob Böhme** (von Alfred Wiesenhütter), **Novalis** (von Karl Justus Obenauer), **Sören Kierkegaard** (von Hermann Ulrich).

Es handelt sich um Auszüge aus den gedruckten Werken dieser Männer, ihren überlieferten Worten oder der Legende über sie. Man kann gegen diese Methode Bedenken hegen, aber die Arbeit ist jedenfalls, so viel ich sehen kann, gut und sachkundig gemacht.

Vorausgegangen ist diesen Darstellungen das allerwertvollste Stück der Sammlung: **„Die ersten Christen nach dem Tode der Apostel.“**[1] Wohl zum erstenmal wird hier den deutschlesenden Nichttheologen und Nichtgelehrten Zugang verschafft zu einer für sie ganz verschollenen Welt: zu den ausserbiblischen Dokumenten dessen, was die ersten Christen in Glauben und Leben gewesen sind, wie sie sich besonders zur Religion, zum Staat, zum Krieg, zum Besitz und ähnlichen Problemen gestellt haben. Man sieht, wenn man diese Andeutung vom Inhalt des Buches liest, gewisst sofort, von welch einer Aktualität es ist. Es müsste eine Massenverbreitung finden, müsste besonders in die Hände derer, welche heute einen ähnlichen Kampf kämpfen, wie jene ersten Jünger Christi. L. R.

B. Harder: Die Religion in Rot-Russland. Verlag „Licht im Osten“, Wernigerode am Harz.

Die Frage nach der Gestaltung der religiösen Zustände in Soviet-Russland ist immerfort von brennendem Interesse. Man greift mit Begierde nach jedem Dokument, das uns darüber eine zutrauenswerte Orientierung verspricht. Dem

[1]) Von Eberhardt Arnold.

Buche von B. Harder aber darf man dieses Zutrauen wohl schenken. Denn nicht nur besitzt der Autor einen freien und weiten Sinn, der ihn davor behütet, das Phänomen des Bolschewismus und speziell seiner Religionsfeindschaft nach den konventionellen Gesichtspunkten einer kleinlichen Frömmigkeit zu beurteilen, sondern er besitzt auch den grossen Vorzug, Russland aus langer eigener Anschauung zu kennen und mit seiner heutigen religiösen Bewegung in enger persönlicher Beziehung zu stehen. So bietet sein Bericht wirklich eine Orientierung, auf die Verlass ist. Man könnte höchstens wünschen, dass noch etwas mehr Gewicht auf die Ursachen gelegt würde, die diese furchtbare Reaktion der „Gottlosigkeit" herbeigeführt haben und nachgewiesen würde, was von Christus doch auch in dieser Bewegung des Antichristus liegt. Vielleicht holt das der Verfasser in einer zweiten Auflage nach. An Verständnis und Herzensweite dafür fehlt es ihm, wie gesagt, nicht. L. R.

Emil Fuchs: Predigten eines religiösen Sozialisten. Verlag von Leopold Klotz, Gotha, 1928.

Ich möchte dieses Predigtbuch, das ausführlich zu besprechen die Zeit nicht erlaubte, doch wenigstens noch einmal warm empfehlen. Emil Fuchs ist den Lesern der „Neuen Wege" schon durch die Beiträge gerade dieses Jahrganges bekannt. Er gehört zu den bedeutendsten und besten Vertretern des religiösen Sozialismus. Er ist besonders unter dem Eindruck der Kriegs- und Nachkriegszeit zum Sozialismus übergegangen und Mitglied der Sozialdemokratie geworden. Ein philosophisch und theologisch gebildeter Mann, spricht er in diesen Predigten doch die einfache Sprache des Herzens und Gemütes, wie das Volk sie liebt und braucht. Für mein Empfinden liegt das Charakteristikum dieser Predigten gerade in dem Versuche, ohne die geringste Preisgabe der Tiefe und Wahrheit, doch den Arbeitern ein Arbeiter zu werden, ihnen, den Entfremdeten — und wahrhaftig nicht ohne schwerste Schuld der Kirche Entfremdeten — zunächst einmal auf ihren Boden hin entgegenzukommen und sie dann von dort aus einen Schritt, bloss einen Schritt, aber vielleicht doch einen entscheidenden Schritt, weiterzuführen. Denn es gilt wohl auch in diesem Zusammenhang das Wort: Ce n'est que le premier pas qui coûte.

Ich glaube, dass diese Predigten, aus einem Herzen voll Christusliebe und Christusglauben kommend, und denen auch die ganze Existenz des Predigers den wirksamen Hintergrund gibt, in viele Arbeiterwohnungen Licht und Wärme der frohen Botschaft zu tragen und auch andern einen neuen Weg zu zeigen vermögen. L. R.

Eingegangene Bücher.

* **Kotaro Oyama**: Der Geist des absoluten Schicksals. Neuenschwandersche Verlagsbuchhandlung, Weinfelden.

Karl Brockhausen: Europa 1914 und 1924. Wiener Literarische Anstalt.

Georges Berguer: Vie de Jésus. Atar, Genève.

Jakob Mühlethaler: Wirklichkeit und Ichproblem. Ernst Bircher, Bern.

Georg Küfer: Leben und Tod. Das Bild in Schule und Haus. Ernst Bircher, Bern.

Felix Möschlin: Die Vision auf dem Lofot. Roman. Orell Füssli, Zürich.

Am Neubruch: Ein Bekenntnis zur Neueinstellung auf das Kommende. Verlag der Neusonnefelder Jugend, Sonnefeld bei Koburg.

Anker Larsen: Bei offener Tür. Mein Erlebnis. Grethlein u. Cie., Leipzig.

Gregor Gog: Von unterwegs. Tagebuchblätter des verlorenen Sohnes. Verlag des Bundes der Brüder, Stuttgart.

* **Charles Rittmeyer**: L'église libre du Canton de Vaud. Autrefois et aujourd'hui. Bureau de la Commission Synodale, Lausanne.

Rudolf Burkhardt: Vater Bodelschwingh. Erinnerung an sein Leben. Buchhandlung der Evangelischen Gesellschaft, St. Gallen.

Walter Siemens: Christentum und Verbrechen. Verlag Arwed Strauch, Leipzig.
A. Furrer: Der „moralische Defekt“, Das Schuld- und Strafproblem in psychanalythischer Beleuchtung. Verlag Orell Füssli, Zürich.
Aus diplomatischen Fälscherwerkstätten. Neuer Deutscher Verlag, Berlin.
* **Carl Vogl:** Peter Cheltschitzki. Rotapfel-Verlag, Zürich.
Romain Rolland: Aert, Drama. Rotapfel-Verlag, Zürich.
Berner Geist, Zürcher Geist, Basler Geist, von O. v. Greyerz, Walter Muschy, C. A. Bernoulli, mit einem Vorwort von G. Bohnenblust. Orell Füssli, Zürich.
* **Die Verhandlungen des Evangelisch-Sozialen Kongresses in Reutlingen.** Verlag Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen.
* **Die Tat.** (Volkshochschulheft.) Juli 1922.
Gerhard Kittel: Jesus und die Juden. Furche-Verlag, Berlin.
Hans Hartmann: Oswald Spengler und die deutsche Jugend. Greifen-Verlag, Rudolstadt (Thüringen).
Dr. Carl Vogl: Unsterblichkeit. Einhorn-Verlag, Dachau.
Traugott Vogel: Ich liebe, du liebst. Roman. Verlag Orell Füssli, Zürich.

Redaktionelle Bemerkungen.

Dass in diesem „Weihnachtsheft“ nicht bloss Friedenstöne im üblichen Sinn ertönen, werden die Leser hoffentlich begreifen. Es geschieht im Sinne der Betrachtung „Weihnachslüge und Weihnachswahrheit“. Wir wollen keiner Weihnachtslüge und keiner Festsentimentalität fröhnen. Und wir meinen, es sei trotzdem, vielleicht auch gerade deswegen, immerhin etwas von Weihnachten darin. Der Aufsatz „Im Frauenheim“ ist nicht ohne Bedacht als etwas, das mehr das „persönliche“ Leben angeht, mitten unter die grossen Weltaufgaben des Reiches Gottes gestellt worden.

Die Aussprache über die „Presse“ werden wir im nächsten Jahrgang weiterführen und laden übrigens angelegentlich dazu ein.

Zum Schluss des Jahrganges.

Ich will zum Schluss der Jahresarbeit der „Neuen Wege“ nicht allzuviel sagen. Wenn ich darauf zurückblicke, so wünschte ich selbstverständlich, dass sie besser wäre, dass darin das, was not ist, noch mächtiger, zentraler, eindrucksvoller hervorträte. Aber eins darf ich wieder sagen: es steckt eine grosse Arbeit, ein heisses, treues, heiliges Ringen um die Sache Gottes und des Menschen drin — bei aller Schwachheit des Vollbringens. Wie Vieles hätte man gewollt — aber es scheiterte am Mangel an Kraft, an Zeit, an Raum, an Hilfe; wie Vieles hätte man nicht gewollt — aber es liess sich, aus den gleichen Gründen, nicht ändern. Dass trotz allem eine grosse Arbeit geleistet worden ist, wird jeder Leser erkennen, wenn er den Jahrgang (allfällig auch bloss das Inhaltsverzeichnis) daraufhin anschaut. Die wichtigsten der Fragen und Aufgaben, welche die heutige Welt bewegen, sind alle irgendwie behandelt worden: die religiösen, sozialen, politischen, ethischen, kulturellen. Die religiösen Betrachtungen sind weiter den Proble-

men der individuellen Erlösung nachgegangen. Der Kampf gegen Krieg und Militarismus ist auf wesentliche Art weiter geführt worden. Hauptpunkte des Kampfes um ein neues Verständnis des Evangeliums sind dran gekommen. Das Problem des Sozialismus hat von allen Seiten her neue Beleuchtung erfahren, besonders aber seine Beziehung zur Religion. Die Arbeit der näheren und weiteren Gesinnungsgenossen in aller Welt hat nach Möglichkeit Beachtung und Berichtung gefunden. Die Weltlage ist mit Gewissenhaftigkeit verfolgt worden. Mitarbeiter ersten Ranges haben sich gefunden, für die wir nicht dankbar genug sein können. Und so fort. Aber damit wollen wir uns nicht rühmen, vielmehr bloss entschuldigen. Und wir denken stets daran, wie wir im Ganzen und im Einzelnen das Bessere erreichen könnten. Darüber soll zu Beginn des neuen Jahrgangs Einiges gesagt werden.

Inzwischen bitten wir die Leser um Verzeihung für alles Ungenügende unseres Tuns. Nur um eines nicht: dass wir unbekümmert um den Erfolg, auch unbekümmert um den Beifall der Leser (die wir damit am höchsten zu ehren glauben!), wenn auch nicht ohne Kummer, nur der Wahrheit dienen wollten und wollen. Das aber kann zu keiner Zeit und heute am wenigsten ohne das „Schwert" geschehen, so leid das uns tut. Es ist klar, dass dabei an sich nicht immer das genau richtige Verhältnis zwischen Wahrheit und Liebe, Kampf und Frieden getroffen wird, und noch weniger das, was den einzelnen Lesern jeweilen richtig scheint. Es entsteht immer viel Verstimmung, gerechte und ungerechte. Aber man darf wissen, dass wir in heissem Ringen, inmitten schweren Kampfes nach Aussen und Innen, auch hierin das Rechte suchen.

Auch diesmal müssen wir die Freunde bitten, uns zu helfen, dass die „Neuen Wege" ihren Jahreswechsel gut überstehen. Es ist immer mit Abfall zu rechnen, der gutgemacht werden muss. Die Gunst der Umstände leuchtet den „Neuen Wegen" seit langem nicht mehr, vielmehr leiden sie unter dem ausgesprochenen Gegenteil; immer neue Hemmnisse, darunter auch viel Unrecht, treten ihrer Verbreitung und Wirksamkeit entgegen. Dadurch ist nicht ausgeschlossen, dass beide auch stetig zunehmen — davon haben wir auch Beweise — aber es bedarf dazu immer neuer Werbung durch die Freunde. Wir stellen ihnen dafür gerne Probeexemplare zur Verfügung. Es gibt sicher noch Viele, die zu uns gehören, ohne etwas von uns zu wissen. Bitte, liebe Freunde, betrachtet dies nicht als leere Worte, die euch dann von vornherein zu keinem Tun veranlassen. Die „Neuen Wege" dienen auch eurer Sache. Darum helft ihnen in ihrem Kampf!

Wir danken euch für alle bisherige Liebe und Treue und wünschen euch von Herzen echte Weihnachtsfreude und getroste Zuversicht zu dem Gang ins neue Jahr. Die Redaktion.